3 1761 08435802 7

Maria Immaculata

P
Relig
M
3.16
1908-09

Maria Immaculata.

16. Jahrgang.

Relig. Period. M

Monatsblätter der Oblaten der unbefleckten Jungfrau Maria

Maria Immaculata

Illustrierte Marien- und Missions-Zeitschrift

Organ des Marianischen Missions-Vereins

Herausgegeben
von der deutschen Ordensprovinz der PP. Oblaten M. I.

16. Jahrgang

Oktober 1908 bis September 1909

1014 99
21 | H | 10

Verlag des Missionshauses St. Bonifatius, Hünfeld bei Fulda.

Abdruck sämtlicher Artikel und Mitteilungen nur mit Quellenangabe gestattet.

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/monatsbltterde16hn

Mfgr. Aug. Dontenwill O. M. I., Bischof von Neu-Westminster (Nordamerika)
6. General der PP. Oblaten M. J.

Ad multos annos!

Inhalts-Verzeichnis.

I. Aufsätze, Skizzen und Erzählungen.

	Seite
Das schönste Los	1
Gedankenlosigkeit	37
Lourdes und seine Bedeutung	75
Des Missionars Mutter	109
Elternpflichten I, II, III,	145, 181, 217
Vom Reisekoffer, der gern in die Missionen gewandert wäre, I bis XVIII.	253, 289, 325, 361, 397
Ein Festtag in Metz	294

II. Missionsberichte.

1. Deutsch-Südwestafrika.

Götter seid Ihr Weiße	9
Auf der Pad	117
Das Wasser der Kalahari	162
Von Windhuk nach Epukiro	186
Omaruru	272
Verschiedenheit in der Beurteilung der Eingeborenen	300

2. Südafrika.

Eine gerade Seele	32
In Postkutsche und Automobil durch den Westen des Transvaals	49, 94
Aus dem Basutolande	154
Wer und was war Dingaan?	224
Missions- und Friedensbilder aus Südafrika	
1. Das neue Südafrika	332
2. Ein südafrikanisches Missionsjubiläum	336
3. Die Kreuzschwestern im Basutolande	378
4. Das Basutoland und das neue Südafrika	383
5. Die St. Peter-Mission in Natal	407
6. Die St. Heinrich-Mission in Natal	410

3. Ceylon.

Maddu, die Geschichte eines Heiligtums in den Urwäldern Ceylons.	
Zur Einleitung	12
1. In der aufgehenden Sonne des Christentums	12
2. Im Sturme der Verfolgung	52
3. In den Katakomben v. Ceylon	89
4. Die Tränensaat und Freudenernte	126
5. Neue Tage	166
6. Auf der Pilgerreise	202
7. In Maddu	238
8. Am Vorabend des großen Tages	276
9. Der große Tag	311
10. Die Agapen	347
Kurunegala	24
25 Jahre Missionsarbeit in der Erzdiözese Colombo	41
In den Wäldern von Mannar	
1. Hoffnung und Erfüllung	150
2. Auf gefahrvollen Wegen	192
3. In Todesangst	230
4. In dunkler Nacht	268
Mission von Vankalai	
1. Lage und Bevölkerung von Vankalai	341
2. Der Nettoli-Fischfang	344
3. Eine Schule, die einzustürzen droht	346
Ein denkwürdiger Tag	368

4. Amerika.

Zwei Missionsbilder aus Ceylon	
1. Stürme und Kämpfe	416
2. Eine seltsame Bekehrung	418
Der Schwarzrock bricht nie sein Wort	17
Das Landhaus an der Heerstraße	59
Seit 90 Jahren	81
Meine ersten Weihnachten in Mexiko	131
Die Indianerschule St. Michael am Entensee	158
Die Mission von Fish Creek seit ihrer Gründung	196
Altes und Neues aus der St. Peter's Mission am Karibusee	233
Wirksamkeit und Erfolge der Indianer-Handwerksschule in Qu'Appelle I, II.	262, 304
Unsere Schule	373
Deutsche Katholiken-Versammlung in Winnipeg	413

III. Kleinere Nachrichten.

Seite

1. Afrika.

Apostol. Präfektur Deutsch-Südwestafrika
Usakos 207
Gobabis 315
Epukiro 316
Klein-Windhuk 350
† P. Fr. Krist O. M. I. 242
Ankunft des Missionars 422
Landwirtschaftliche Ausstellung . 423

Apostol. Vikariat Natal.
Brand der Schule in Emoyeni . 98
Pietermaritzburg 245
Clairmont 388

Apostol. Vikariat Basutoland.
Eingeborenenarbeit 98
Mission Sion 138
Mission St. Josef 138
Massabiella 138
Mission St. Johann Mokholaneng 138
Mission St. Michael . . 173, 244

Apostol. Vikariat Transvaal.
Vleischfontein 350

2. Asien.

Papstjubiläum in Ceylon . . . 280

Erzdiözese Colombo.
Kosgama 63
Midallawita 281
Mannar 351
Bolawatta 389

Diözese Jaffna.
Kayts 28
† P. Joh. Aloisius O. M. I. . . 137
Mattumegala 206
Arippu 281
Passayur 351
Cigarrenmacher von Jaffna . . 424

3. Amerika.

Allgemeines aus Kanada.
Kanadisches Plenarkonzil . . . 352
Zahl d. kanadischen Katholiken . 352
Indianerstatistik 352
Einwanderung nach Kanada . . 352
Katholische Presse 353

Kanadische Ordensprovinz der Oblaten.
Ottawa, Tod von Msgr. Dühamel 387

Erzdiözese St. Bonifatius.
Winnipeg, Polenseelsorge . . . 64
Winniweg, Brand der St. Josefs-Kirche 64
St. Bonifatius, Einweihung der neuen Kathedrale 100

Seite
Fort Alexander, Indianerschule 206
Kenora, Tod des P. Beaudin O. M. I. . . . . 317 u. 387
St. Bonifatius, Manuskript des P. Mestre 353
Brand der Kirche von Gimli . 425

Diözese St. Albert.
Lethbridge, Aepfelkultur . . 173
Entwicklung der Diözese 316
Eis- u. Schneefelder Nordamerikas 426

Diözese Prinz Albert.
Münster, Katholiken-Versammlung 29
St. Gertrudis, Zahl und Länge der Missionsreisen 66

Erzdiözese Vancouver, früher Diözese New-Westminster.
Wahl d. Bischofes Msgr. Dontenwill zum Generalobern . . 28
Ternie, Waldbrand 29
St. Josef, Lage der Indianerschule und Farmbetrieb 205
Errichtung d. neuen Kirchenprovinz 243

Apostol. Vikariat Athabaska.
Tod des P. Brémond 29
U. l. Frau v. d. 7 Schmerzen, Zug aus d. Leben eines Montagnesen 65
St. Franz Xaver, Leben u. Treiben der Laienbrüder . . . 174
St. Vincenz, Gründung dieser neuen Missionsstation . . 245
St. Vincenz, Zug aus dem Leben von Msgr. Grouard 316
Ernennung des P. Joussard O. M. I. zum Koadjutorbischof 351

Apostol. Vikariat Mackenzie.
St. Josef, Stechfliegenplage . . 100
St. Josef, Allerlei 281

Apostol. Yukon-Präfektur.
Prince Rupert, Sitz d. Präfekten 353
Arbeiten des P. Allard bei den Atlin 353

Ordensprovinz der Oblaten in den Vereinigten Staaten (Texas und Mexico)
Colegio Pio, Erziehung der Mexikaner 390

Aus der Kongregation.
Entwickelung der Genossenschaft 1907—8 243
Abreise in die Missionen 207, 234, 387

Seite

Marianischer Missionsverein.
- Schreiben des Generalkapitels . . 73
- Totenliste 63, 98, 171, 242, 315, 386
- Gabenverzeichnis 101
- Unsere Toten 242, 386

Rom:
- Wahl des Generaloberen 28
- Tod des Fr. Winkelmann . . . 172
- Palmares 172
- Brief des Kardinals Merry del Val 386

Hünfeld:
- Kommerzienrat Cahensly . . 98
- Visitation und Priesterweihe . 315

Straßburg:
- Eröffnung des neuen Hauses . . 28

Arnheim:
- Tod des P. Dötzer 315

Seite

Maria Engelport
- Jubiläum d. hochw. P. Kieffer . 422

Statistisches und Allgemeines.
- Geleistete Missionsarbeit in der Erzdiözese Colombo 1907 . . 48
- Wieviel Heiden gibt es noch? 63
- Schwarze Minenarbeiter in Südafrika 98
- Statistik des Basutolandes . 300
- Statistik der Weißen in Südafrika 335
- Entwickelung der Genossenschaft 1907—8 243
- Entwickelung der Diözese St. Albert 316
- Entwickelung d. Erzdiözese Ottawa 388
- Kanada Katholizismus . . 352
- Indianerstatistik 352
- Einwanderung 352
- Katholische Presse 352
- Die Propaganda u. d. Missionen 66

IV. Freie Stunden.

Das Opfer. Eine historische Erzählung aus dem Zululande.
1. In quälender Sorge 31
2. Der Verdacht 67
3. Das Geheimnis 103
4. Die getreue Freundin 139
5. Wagnis und Rätsel 175
6. Der nächtliche Ueberfall . . . 312
7. Der Flüchtling 248
8. Die nächtliche Geisterjagd . . 284
9. In stiller Klage 319
10. Geisterstimmen 354
11. Das Opfer 390
12. Die Rückkehr des Flüchtlings 427

V. Illustrationen.

1. Religiöse Bilder.
- Das Bild unserer Lieben Frau von Maddu 39
- Maria Immaculata (Kunstbeilage) Heft 3
- Christus, der göttliche Kinderfreund 110
- Die Kreuztragung Christi 219
- Mater amabilis 255
- Tod des hl. Antonius 327
- Aufnahme Mariä in den Himmel 363
- Der gute Hirt 399

2. Porträts.
- Msgr. Aug. Dontenwill O. M. I. (Kunstbeilage) Heft 1
- Oblatenmissionare von Ceylon . . 161
- Msgr. Jul. Joh. Cenez O. M. I. Kunstbeilage) Heft 9.
- P. H. Hoffmeier O. M. I. . . . 305
- Champlain, der Gründer von Québec 77
- Msgr. Provencher 83
- Msgr. Taché 87
- P. Gehlen mit Schuljugend . . . 194
- Msgr. Grouard 231
- P. Allard mit Neubekehrten . . 339
- P. Rousset O. M. I. 405

3. Landschaften, Eingeborene u. s. w.
Afrika.
- Die Firmlinge von Epukiro . . 7
- An den Ufern des Okawango 9
- Betschuanenkinder aus Epukiro . 113
- Hererokinder aus Omaruru . . 115
- Die schwarzen Klippen von Deutsch-Südwestafrika 185
- Zwei gute Freunde aus Deutsch-Südwestafrika 189
- Schwarze Jugend am Usakos 193
- Herero von Omaruru 267
- Weizenfelder von Epukiro . . . 271
- Betschuanen von Epukiro . . . 275
- Kath. Basutofrau beim Wasserholen 25
- Schulkinder der Basuto-Mission Sion 27

Seite

Basutojunge 119
Betschuane aus Taungs . . . 121
Buschmannsjunge aus Taungs . 125
Wasserfall von St. Gabriel . . 151
Mission Roma 153
Mädchenschule von Roma . . . 155
Paardekraal-Denkmal . . . 223
Mission in Krügersdorf 225
Kath. Kirche von Krügersdorf . 227
Knabenschule in Roma 291
Haus der Kreuzschwestern im St. Gabriel 293
Tauffeier im Basutolande . . . 297
Ein Katechet erteilt Unterricht . 301
St. Antonius-Mission in Umtata 329
Kreuzschwestern von Umtata . . 333
Grundsteinlegung der neuen Kirche in Umtata 375
Basutohäuptlinge zu London . . 379
Tembu-Weiber 383
St Peter-Mission 409
Kath. Zulu von Emuyeni . . . 411

Asien.

Das Innere der Wallfahrtskirche in Maddu 3
In den Dschungeln von Ceylon . 13
Das Priesterseminar in Colombo . 43
Das kleine Seminar von Colombo 45
Schullehrer von Tudalla 47
Die St. Lucia-Kathedrale von Colombo 51
St. Vincenzbrüder von Maggona . 53
Maggona 55
Präparandenschule von Maggona 57
Musikkapelle der Besserungsanstalt von Maggona 91
Singhalese aus Ceylon 127
Tamul aus Ceylon 129
Einzug der Pilger in Maddu . 147
Auf der Wallfahrt nach Maddu . 157
Der See von Maddu 183
Rast der Pilger nach Maddn . 201
Reisewagen des Missionars . . 203
Zubereitung des Mittagessens der Pilger im Urwalde 237
Mittagessen der Pilger im Urwalde 241
Handelsstraße in Maddu . . . 279
Zubereitung der Agapen 313

Seite

Zubereitung der Agapen 345
Die Agapen 349
Abreise für einen Versehgang . . 369
Schulkinder von Vankalai . . . 371
Buddhistische Frauen 419
Buddhistischer Tempel 421

Amerika.

Kootenay-Indianer der Station St. Eugen, (Brit. Kolumbien) . 19
Gletscherhaus in den Selkirk Bergen (Brit. Kolumbien) 21
Québec 79
Winnipeg und St. Bonifatius (Kanada) im Jahre 1855 . . 85
Erzbischöfliche Residenz von St. Bonifatius im Jahre 1845 . . 91
Kathedrale von St. Bonifatius beim Tode Msgr. Taché's . 95
Erzbischöfliche Wohnung von St. Bonifatius beim Tode Msgr. Tachés 95
Kloster der Grauen Schwestern in St. Bonifatius 97
Neujahrsgruß von einem kleinen Heiden aus Nordamerika . 133
Neujahrsbitte eines Dénékindes . 135
Indianerschule von St. Michael am Entensee 169
Indianerschule von St. Michael Handarbeit der Mädchen . . 167
Katholische Kirche von Fish-Creek 197
Missionare in den Eismissionen . 235
Das Qu'Appelle-Tal mit der Indianerhandwerkschule . . 259
Hans Tow-Pi-Sum, ein Zögling von Qu'Appelle 257
Musikkapelle von Qu'Appelle . . 263
Schülerinnen von Qu'Appelle 309
Zöglinge von Qu'Appelle beim Drill 312
Ansicht von Prince Rupert . . 343
Häuptling der Indianer vom Stamme der Hunderippen . 375
Schule der Schwestern in St. Josef, Vikariat Mackenzie 377
Winnipeg, die deutsche St. Josefkirche 415
Winnipeg, das Rathaus und die Union Bank 417

Maria Immaculata

Illustrierte Marien- und Missions-Zeitschrift

Organ des Marianischen Missions-Vereins

Herausgegeben von der deutschen Ordensprovinz der PP. Oblaten M. I.

XVI. Jahrgang
Heft 1 · Oktober 1908.

Verlag des Missionshauses St. Bonifatius Fünfeld b. Fulda.

Die Zeitschrift „Maria Immaculata" erscheint monatlich mit der Unterhaltungsbeilage „Freie Stunden" und der literarischen Beilage „Vom Büchertische". Preis pro Jahr Mk. 2.00 für Deutschland und Oesterreich; Mk. 2.50 fürs Ausland. Zu beziehen von dem Missionshause oder durch den Buchhandel.

Anzeigenpreise: Die einspaltige, 55 mm breite Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg. Die ganze Seite von 128 Zeilen Raum Mk. 20.— Die halbe Seite Mk. 12.—

Das schönste Los.

Ein Märchen.

Es hilft alles nichts, wir müssen einbrechen, lieber Leser, wirklich einbrechen, wenn wir auf den Schauplatz gelangen wollen, auf dem sich die wunderbare, oder wunderliche — wie du willst — Begebenheit abspielt, von der ich erzählen will. Bewaffnen wir uns also mit Zauberkraft und dringen wir kühn ein bei Herrn Bankier Felsen, wohnhaft in der deutschen Großstadt K. Es ist leider Nacht, stockfinstre Nacht, sonst würde ich dich etwas herumführen in dem großen altertümlichen Hause, mit den vielen Erkern und Giebeln; auf den weichen Teppichen würde ja unser Fuß kaum hörbar werden. Aber, was ich dir wirklich zeigen will, das sind nicht die reichgeschnitzten Schränke und Kommoden, nicht die Stühle und Tische in altdeutscher Manier, die schweren goldenen Rahmen, aus denen lebende und tote Größen niederschauen, oder besser niederschauen würden, wenn es eben nicht stockfinstre Nacht wäre, nein, etwas anderes, nur einen Augenblick warte, bitte, noch.

So, eben schlägt es zwölf, die Geisterstunde beginnt. Jetzt komme und betrachte beim fahlen Scheine der flackernden Nachtampel im Schlafgemach des Herrn Bankiers den mächtigen Schrank, der dort in der Ecke steht. Das ist kein gewöhnlicher Schrank, dessen hölzernes Gebein einst von den Würmern langsam durchwühlt wird, nein, der ist aus härtestem Stahle gefertigt. Wie stramm und würdevoll er dasteht, so stramm und würdevoll wie ein Staatsbeamter, der tiefe Geheimnisse in seiner Brusttasche birgt. Wie Siegel und Orden leuchten die Schlösser, welche den Eingang zu seinem stählernen Herzen verschließen. Aber, es ist ja Geisterstunde, da lebt alles, was sonst tot

ist, da spricht alles, was sonst stumm ist, und die Dichter, freilich nur diese, verstehen diese mitternächtliche Sprache. Lege also dein Ohr an die Brust des kalten Gesellen und lausche. Hörst du im Innern nicht ein sonderbares Klingen, wie das Schwingen fern läutender Glocken, und dann ein Summen und Brummen wie in einem geschäftigen Bienenhause?

„Was ist das?" fragst du verwundert.

„Ja, was ist das?"

Nun, so höre!

Drinnen liegen ganze Reihen von Aktenbündeln, von Schuldverschreibungen, Pfandbriefen, Wechseln und von sogenannten Wertpapieren; der Schrank ist eben ein Geldschrank. Um den papierenen Wust wollen wir uns aber wenig kümmern, höre weiter. Drinnen liegen auch ganze Reihen, lange Reihen funkelnden Goldes, geprägt in 20- und 10-Markstücken, und ebensolche Reihen schwerer Silbermünzen, sogar die Vertreter des Nickels und des Kupfers haben sich dort eingefunden.

Vor 25 Jahren war es, da war ihr aller Geburtstag, blitzeblank, funkelnagelneu verließen sie damals die k. k. Münze und steuerten wohlgemut ins Leben hinaus. Ehe sie sich jedoch trennten, um den großen Rundgang durchs Weltgetriebe zu beginnen, versprachen sie sich hoch und feierlich, nach 25 Jahren wieder zusammen zu kommen, um dann ihre Erlebnisse auszutauschen und festzustellen, wem von ihnen das schönste Los beschieden gewesen.

Heute also feiern sie hier ihren fünfundzwanzigjährigen Geburtstag und frohes Wiedersehen. Soeben hat die große Festversammlung begonnen, in der die Erlebnisse ausgetauscht, und die Frage gelöst werden soll, wem das schönste Los beschieden sei, den Gelben, den Weißen oder den Roten.

Ganz oben sitzen die Herren vom Golde; man merkt es gleich, das sind die Aristokraten, die oberen Zehntausend. Wie protzig sitzen die meisten da, als wollten sie sagen: „Hier sind wir, was wollt ihr noch mehr." Die Fünfmärker und Taler in ihren weißen Bärten sind wirklich imponierende Gestalten. Ganz artig wissen indes die Marken zu tänzeln und zu schwänzeln, und die kleinen silbernen Fünfziger machen ihre Knixe so tadellos, wie ein frisch aus der Pension entlassenes Jungferchen. Muntere Gesellen sind die Nickelbrüder; sie erinnern an wandernde Spielleute, die viel herumgekommen sind. Die Kupfernen dagegen kennt man fast nicht wieder; das einst so blanke Angesicht hat einen Zug ins Schwarze bekommen. Die müssen sich viel in rauchgeschwärzten Hütten aufgehalten haben und durch arbeitsharte Hände gegangen sein, denn ihr Gewand ist abgetragen und beinahe fadenscheinig geworden. Doch bewegen sie sich mit unglaublicher Schnelligkeit in der bunten Gesellschaft.

Das Innere der Wallfahrts-Kirche Unserer Lieben Frau von Maddu (Ceylon).

Da tönt ein eigener Klang. Ein goldener Zwanziger eröffnet formell und offiziell die Beratungen über das schönste Los. Ein korpulenter Fünfmärker wird auf den Präsidentenstuhl gehoben, und sogleich geht das Reden los. Das Wort hat einer der Herren vom Golde. Mit gespreitzten Beinen steht er da, die Daumen der Hände in die Westentasche steckend: „Meine Herren! Eigentlich hätte es nicht der 25 Jahre bedurft, um die Frage über das schönste Los zu lösen. Ich habe es ja gleich gesagt, und wenn ich was sage, dann mögen Sie überzeugt sein, daß ich den Nagel stets auf den Kopf treffe, also ich habe es damals gleich gesagt, es könne kein Zweifel darüber bestehen, daß uns, den Herren vom Golde, die Palme gebühre und dabei bleibe ich auch heute noch und heute erst recht." (Lautes „Oho!" auf den unteren Bänken.)

„Nun, m. H., das ist ganz einfach: Geld regiert die Welt, wer von Ihnen das nicht eingesehen hat in seinem Leben, den bedaure ich, der gehört zu denen, die nicht alle werden. Nun ist aber das Geld am nobelsten vertreten im Gold, denn Geld kommt gewiß von Gold. Folglich . . . . (Lautere Ohorufe.) Wenn das nicht genügt, dann frage ich: Wer verschafft denn das Anrecht auf ‚Bildung und Besitz'? Wer besetzt die höchsten Stellen, setzt Minister, Präsidenten und Könige ab, wer macht Kriege und Revolutionen? (Steigernd) Ich sage Ihnen, m. H., Bleichröder, wir und Bismarck haben den Krieg von 1870 geführt, ich habe auch einzelne Herren aus den 5 Milliarden gesehen, die von Frankreich gekommen sind, und ich sage Ihnen, ohne die 5 Milliarden in Gold wäre der Frankfurter Friede nicht geschlossen worden. Ich wiederhole es also nochmals, uns, den Herren vom Golde, gebührt die Palme, das schönste Los ist unser. (Lachen und Lärmen auf den übrigen Bänken.) M. H., über Ihre Proteste ‚dor lach ich öwer', wie mein großer Freund Bismarck immer sagte."

Kaum hat sich der Goldene gesetzt, da springt auch schon ein Roter auf: „Was wir soeben vom verehrten Herrn Vorredner gehört haben, war gerade nicht die Sprache eines wahrhaft ‚goldenen' Herzens. Der Herr hat uns überdies mehrmals an den Spruch erinnert: ‚Wie er räuspert und spuckt, das hat er ihm glücklich abgeguckt.' Was seine Ausführungen angeht, so hat er sich selbst am besten widerlegt. (Höhnisch.) Die Herren vom Golde wollen das schönste Los haben, aber Sie haben ja selbst gesagt, daß Intriguen, Krieg und Revolutionen von Ihnen gemacht werden. Ja, schütteln Sie nur die Köpfe, m. H. vom Gold, von Ihnen geht ein penetranter Geruch aus, und der erinnert an Blut, an das Blut ausgesogener Arbeiter, Witwen und Waisen. Ihr wollt das schönste Los haben, Ihr, die immer zu finden sind in Gesellschaft durchgebrannter Kassierer, ehrloser Frauen und berüchtigter Verräter?

Ja, protestiert nur, es liegt ein Fluch auf Euch, gerade diejenigen, welche am meisten mit Euch verkehren, sind die unglücklichsten auf der Welt, der eine nimmt sich das Leben und der andere vergißt das Lachen, denn nur Sorgen und wiederum Sorgen um Euern Besitz könnt Ihr verleihen. Ha, die dummen Menschen, die sich abrackern und schinden, um in Euern Besitz zu gelangen und dann an Euch geistig und sittlich zugrunde gehen, anstatt das langersehnte Glück zu finden. Wie mancher ist neben Euch verhungert! Kürzlich war ich Zeuge, wie ein Sterbender nach dem Säckchen verlangte, in dem er Euch, seine Schätze, aufbewahrte, um Euch an sein Herz zu legen. Was geschah? Um ihn zu beruhigen, gaben ihm seine Verwandten ein Säckchen mit klirrenden Gegenständen, aber es waren nur Kieselsteine darin, hören Sie, nur Kieselsteine; die taten aber ganz genau denselben Dienst. Und da wollen Sie noch das schönste Los haben? (Allgemeines Gelächter.) M. H., ich will Ihnen etwas sagen: Ich fürchte, ja ich bin schließlich davon überzeugt: Das schönste Los wird uns allen entgehen. Das wahrhaft schönste Los werden unsere Nachfolger haben, die im Zukunftsstaate leben und regieren werden, wo sie in wahrer Gleichheit und Brüderlichkeit die bisher Geknechteten und Ausgesogenen unter den Menschen glücklich machen werden. Der goldene Tag ist zwar noch ferne, aber ich begrüße schon die Morgenröte und . . ."

„Und ich muß Sie daran erinnern, daß Sie vom Thema abschweifen", bemerkte trocken der Präsident.

Da der Rote seinen Ausführungen nichts mehr hinzuzufügen hat, erhebt sich eine aalglatte Mark: „M. H., Ich will Sie nicht durch eine lange Rede fesseln (Sehr gut!) Ich meine, das Rechte zu finden ist hier nicht schwer. Wenn auf hohe Beziehungen Wert gelegt wir, so gestatte ich mir zu erinnern, daß Bismarck auch zu unserer Verwandtschaft gehört. Dann aber möchte ich die Aufmerksamkeit meiner Zuhörer besonders darauf lenken, daß wir im Verkehrsleben der Welt wirklich das sind, was wir besagen, nämlich das Mark. Wir sind das, weil wir den alten bewährten Mittelgang gehen; wir halten uns nämlich gleich weit entfernt von den Extravaganzen der Goldenen und der Entartung der niedern Klassen. (Lautes Protestieren rechts und links.) Wir repräsentieren so recht den alten konservativen Stamm, wir sind Ritter ohne Furcht und Tadel, und ich bitte Sie daher, uns Ihre geschätzte Stimme zu geben."

Schließlich meldet sich noch ein Pfennig zum Wort, denn, wie es scheint, haben die Nickelleute den Mut verloren, sich an dem Wettbewerb zu beteiligen. Kaum hat der Kleine sich erhoben, da erschallt auch sofort von allen Seiten: „Was will denn der Knirps?"

Der läßt sich aber nicht einschüchtern und beginnt: „Mein Auftreten mag zwar etwas vermessen erscheinen, aber hören Sie, bitte, zuerst und nachher urteilen Sie! Ich könnte ja die Herren gleich ver-

blüffen mit der Behauptung, daß Sie alle ohne uns überhaupt nicht existieren könnten. Was wären denn z. B. die Marken, die Ritter ohne Furcht und Tadel, wenn eine Mark nicht 100 Pfennige hätte? Wir sind Kinder des Volkes, ich schließe naturgemäß die Nickelbrüder ein, und was ich von uns sage, gilt auch von ihnen, nur wundere ich mich darüber, daß sie so wenig Selbstbewußtsein und Mut haben. Also noch einmal, wir sind Kinder des Volkes, das ist unser Stolz, und darin liegt das schönste Los. Könnte ich Ihnen nur einige von den Zügen wahrer Gottes- und Menschenliebe erzählen, deren Zeugen wir täglich, ja fast stündlich sind.

Wahrhaftig, in Paläste verirren wir uns fast nie, und die Finger, die uns berühren, tragen keine zarten Handschuhe, aber auf unsern Wegen scheint uns unendlich viel Licht und Sonnenschein, und wir sind tausendmal weicher gebettet als die Herren vom Golde. Freilich, es wird nicht an die große Glocke gehängt, wenn wir kommen; auf die reichen Wohltätigkeitsbazare und Konzerte, wo man sich so gut amüsiert, dorthin gehen wir überhaupt nicht, und in den großen Listen zu Gunsten der Notleidenden und Verunglückten, wo auch noch etwas für den strebsamen Geber abfällt, sind wir nicht anzutreffen. Und doch verbreiten wir mehr Freude, mehr Frieden um uns herum als Sie. Wie jubeln z. B. die Kinder, wenn wir in ihre Sparbüchse einziehen, und wie glänzt das Auge des Armen, wenn er uns aus der Hand von seinesgleichen empfängt?

Sagen Sie nicht, wir seien zu klein und unbedeutend! M. H., im Reiche der Kräfte kommt es nicht auf das Große allein an, sonst würden das Samenkorn und das Tautröpfchen nicht so geschätzt von den Menschen. Sehen Sie, m. H., wir Pfennige sind die wahren Nachfolger jenes Hellers, von dem der Welterlöser einst gesprochen hat, als er die arme Witwe lobte, die alles in den Opferkasten warf, was sie besaß. Ich meine, wenn der Herr der Welten den armen Heller gelobt, dann hat er auch uns, seine Nachfolger, gelobt und dann, denke ich, ist die Frage: ‚Wer hat das schönste Los?' auch schon entschieden." (Allgemeine starke Bewegung.)

Der Präsident erhebt sich und meint, es sei Zeit, die Debatte zu schließen. Er räuspert sich, kratzt sich hinter den Ohren und schlägt dann der erlauchten Versammlung vor, das entscheidende Urteil seinem nächsten Verwandten, dem Taler, zu überlassen, „denn", meint er freudestrahlend ob eines genialen Gedankens, der ihm gerade gekommen, „der Taler ist ja außer Kurs gesetzt, er wird also sicher unparteiisch sein."

Der Vorschlag wird mit demonstrativem Beifall aufgenommen, und jetzt beginnt der Taler die Schlußrede.

„Indem ich herzlichst für das mir bewiesene Vertrauen danke, will ich Ihnen ein paar wichtige Gedanken mit auf Ihren Weg geben,

Gedanken, die mir gekommen sind, seitdem ich zu den Pensionierten gehöre und in der Einsamkeit nachdenke über mein vergangenes Leben. Denn das will ich den Herren gleich gestehen, die Frage: Wem gehört das schönste Los, kann ich nicht lösen in dem Sinne, wie es die Herren wahrscheinlich von mir erwarten; ich kann nämlich nicht einer bestimmten Klasse unter Ihnen den Lorbeer zuerkennen und sagen: „Sie Herren vom Gold oder Silber ꝛc. Sie haben den Preis errungen."

Wir dürfen vor allem nicht uns gegenseitig anklagen und verketzern. Das Sündenregister des Goldes ist genügsam aufgerollt worden,

Die Firmlinge von Epukiro (Deutsch-Südwestafrika).

aber ich möchte auch die übrigen Klassen daran erinnern, daß sie nicht ohne dunkle Punkte sind. Denken wir doch nur an die dreißig Silberlinge, mit denen der Welterlöser verraten und verkauft wurde, und was die Nickel und Kupferbrüder angeht, so darf ich trotz der schönen Rede nicht verschweigen, daß sie manchmal mithelfen, die Arbeiterfamilien zu ruinieren, weil sie dem Trunkenbold Gelegenheit geben, sich dem Teufel des Alkohols auszuliefern.

Mein Entscheid ist vielmehr dieser: Wir alle, oder Sie alle haben das schönste Los, wenn Sie nur den Menschen dienen können, die uns recht verstehen und nicht mißbrauchen. (Feierlich und mit gehobener Stimme.) Unter allen Wesen, dies wage ich kühn zu behaupten, die vom Allmächtigen zu Nutz und Frommen des Herrn der Schöpfung ins Dasein gerufen wurden, sind wir diejenigen, die

ihm am nächsten stehen und am besten helfen können, sein Ziel zu erreichen. Wir sind gleichsam seine sichtbaren Engel, die auf ihren Flügeln alle anderen Erdengüter ihm herbeitragen. Leider gibt es der Menschen nur allzuviele, die uns dazu erniedrigen wollen, ihren Gelüsten und törichten Plänen zu dienen und so Schmach und Mißkredit auf unsern guten Namen bringen.

Diese Menschen sollen und müssen wir fliehen. Fliehen Sie diejenigen, die nur nach Vergnügen trachten, fliehen Sie die sogenannten Lebemänner, fliehen Sie die Verschwender, Ehrgeizigen und Grausamen, aber stellen Sie sich gerne in den Dienst derer, die für Kunst und Wissenschaft arbeiten, die sich der Armen, Bedrängten, Verlassenen und Kranken annehmen, stellen Sie sich besonders in den Dienst derer, die man Missionare nennt, die hinausziehen, um eine neue Welt zu bauen, eine Welt der Liebe und des geistigen Fortschrittes auf den Trümmern heidnischer Grausamkeit und heidnischen Elends. Wie schön ist z. B. unser Los, wenn für 30 Silberlinge aus der Knechtschaft eins von den Menschenkindern errettet wird, für die der Erlöser um ebensoviel einst in die Hände seiner Feinde verraten wurde.

Ja, in den Dienst solcher Männer und Frauen stellen Sie sich, und Sie werden das denkbar schönste Los haben. Wir müssen es ja haben, wenn wir dem Schönsten und Höchsten dienen, was es auf der Erde gibt: Der Menschenseele, die erlöst wurde durch das Blut ihres Gottes, der Menschenseele, die nun auch ihrerseits erlösen, retten und beseligen will.

Vergessen Sie nicht, daß Sie rund sind, und sollten Sie auch zeitweilig bösen Herren dienen und harte Tage erleben, verlieren Sie nicht die Hoffnung. Wir haben ja das Glück, daß wir nach einem gewissen Zeitraum wieder wie ein Phönix aus unsrer Asche erstehen, dürfen. Aber die obigen Grundsätze wollen wir befolgen, bis die Sterne aufhören uns zu winken, bis die Menschenhände uns nicht mehr halten können vor Zittern und uns fallen lassen in den großen Brand, der alles Irdische verzehren und eine neue Erde heraufführen wird.

Also, Ihnen allen gebührt die Palme, Sie alle haben das schönste Los, wenn Sie des alten Marientalers Mahnungen nicht vergessen."

„Bravo, Bravo!" schallt es von allen Seiten. „Hoch lebe der alte Taler, der neue Salomon!" Da auf einmal knarrt und rasselt es im Räderwerk der nahen Turmuhr. Mächtig holt der Hammer zum Schlage aus, und dröhnend verkündet der eherne Mund, daß die erste Stunde des neuen Tages vollendet. „„Eins" zittert es durch die schweigsame Nacht — die Geisterstunde ist aus.

„Götter seid Ihr Weiße."

Von P. Franz Lauer O. M. I. (Deutsch-Südwestafrika).

Es war an einem schönen klaren Frühlingsabende, an den Ufern des Okawango, unter einem mit süßen Früchten schwer beladenen Menolabaume. Nur einige Schritte ober- und unterhalb brausten die gewaltigen Wasserwogen des Stromes über starres Felsgestein. Von Zeit zu Zeit sah man Johanneswürmchen im nahen Buschwerk aufleuchten.

An den Ufern des Okawango.

Auf dem jenseitigen Ufer flackerten lichterlohe Feuerflammen: Die Lagerfeuer der Schwarzen. Der ganze Himmel schien in blutrote Glut getaucht. Die Ovambo führten bei eintöniger Melodie ihre wilden Tänze auf. Die Wellen des Okawango trugen das Echo weit in den stillen Abend hinaus, und das leise Wehen der heraufziehenden Nacht führte es weiter über die weiten, braunen Steppen.

Ich saß noch auf meinen am Boden zum Schlafenlegen ausgebreiteten Decken, in der Absicht, mein Ohr vorerst an das Rauschen der Wogen und an die gellenden Töne der singenden Kinder und Weiber zu gewöhnen. Meine Gedanken irrten südwärts, immer südwärts, den langen beschwerlichen Weg entlang, den wir vor Wochen von Windhuk, der Hauptstadt Deutsch-Südwestafrikas, herauf gezogen waren.

Dann hatte der schwarze Betschuanalehrer für seine lieben Schäflein laut das Abendgebet gesprochen, und er hatte darin dem lieben Gott ganz besonders für die Gnade gedankt, daß er sie nicht so unvernünftig und so unwissend habe dahinleben lassen wie die Tiere des Feldes und wie die wilden Leute dort drüben. Zum Schluß hatten alle Anwesenden mit einem kräftigen „Amen" geantwortet.

Da hub unser Führer an:

„Götter seid Ihr Weiße!" Ihr erobert die ganze Welt. Was sollen und wollen wir Schwarze dagegen tun? Ihr fürchtet nichts; weder wilde Tiere noch treulose Menschen, noch ein ungesundes Klima. Ihr geht über Flüsse, Berge und Sandfelder. Alles habt Ihr zu verkaufen, zumal Gewehre und Patronen. Und das Geld macht Ihr Euch sogar selber. Und so klug seid Ihr, daß der Blitz des Himmels Euch gehorcht. Wo der Weiße hinkommt, muß der Schwarze weichen. Wie sollen wir uns helfen?"

„Mein Lieber, höre mich an. Gewiß sind Euch die Weißen in vielen Dingen himmelweit überlegen. Aber sieh, das haben sie auch erst nach langer Zeit und unter vielen Mühen und Anstrengungen erreicht. Schweiß hat es gekostet. Der weiße Mann arbeitet von morgens früh bis abends spät. In der Jugend geht er tagtäglich lange Jahre hindurch in die Schule, um vieles zu lernen. Nur durch Mühen und Arbeiten sind sie geschickt, klug und mächtig geworden. So müßt Ihr Schwarze es auch tun. Wenn Ihr Euch auch Mühe gebt, wenn Ihr es ernst nehmet mit der Arbeit und mit der Lehre, welche die Missionare Euch bringen, dann werdet Ihr auch geschickt und klug und mächtig werden und dereinst den Wettbewerb mit den Weißen aufnehmen können.

„Aber wir sind doch reich. Wir haben viele Rinder, und ‚Es geht doch kein einziges Gut dem Rind voraus', sagt eines unserer Sprichwörter. Das ganze große, weite Land gehört unserm König, und doch darf er kein Geld machen. Warum ist nicht auch sein Bild auf dem Silber und Gold eingeprägt?"

„Und wer von den Eurigen gräbt nach Gold?"

„Viele von den Unsrigen arbeiten ja in den Minen."

„Und wem gehören die Minen?"

„Den Weißen! — Aber wer war Herr dort, bevor der weiße Mann ins Land kam? Waren es nicht die Betschuanen? Ja, ja. Wo der Weiße hinkommt, muß der Schwarze weichen. Es bleibt also nichts andres übrig, als jede Einwanderung der Weißen zu untersagen. „Jeder Fremde ist ein Wegweiser für dem Kommenden" — Moenzana o pele lobone loa oabo — haben schon die Alten gesagt."

„Die Alten sagten aber auch: Peba go hulwa e e sekametseng: nur die Maus wird gefressen, die in der Sonne sitzt und nichts tut."

„Gewiß, da hast Du auch Recht; aber wir sind doch fleißig!"

„Und wo bleibt Eure geistige Arbeit, die ohne Zweifel wertvoller ist als alles andere?"

„Ja, ja — —"

„Doch Eines kann dann immer noch fehlen: Das Glück, das Zufriedensein des Herzens!"

„Und worin besteht dieses?"

„In der Erkenntnis, daß wir in Wahrheit und in der Tat Brüder Christi sind, des Sohnes Gottes, der Mensch geworden ist. Und dieser hat Euch gesagt, als die stolzen Römer über seine Landsleute herrschten: ‚Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!'"

„So hatte ich es zwar nicht gemeint", meinte mein Führer verlegen, und indem er sich zum Schlafen niederlegte, brummte er nochmals: „Aber Ihr hier, Ihr seid dann wirklich doppelt Götter." —

— Ich aber träumte in jener Nacht von einer herrlichen Stadt, die sich nicht in nicht allzuferner Zeit an diesen grünen Gestaden des rauschenden Okawango erhob; eine Stadt, die bei Nacht ebenso erhellt ward wie am Tage durch die Wasserkraft der jetzt noch ungebändigten Wogen; eine Stadt, wo statt der Hütten aus geflochtenen Matten Paläste aus kunstvoll gehauenen Sandsteinen sich erhoben, wo man statt im durchlöcherten Kanoe trockenen Fußes über die den tosenden Wogen Trotz bietenden Brücken aufs jenseitige Ufer gelangen konnte.

Seht: Wie ein Atoll in wundersamen Erblühen hebt sich aus den Wirbeln der Zeiten das Göttliche der Mission. Aus dem Gestern ward es, gegen das Heute kämpft es und in das Morgen wächst es hinein.

Als ich am andern Morgen erwachte, kamen mir sofort die Worte des Betschuanen wieder in den Sinn: „Götter seid Ihr Weise", und ich ergänzte in Gedanken: „Söhne des Allerhöchsten!"

„Mit Ehre und Herrlichkeit hast du ihn gekrönt und ihn gesetzt über die Werke deiner Hände."

„Alles hast du ihm zu Füßen gelegt: die Schafe und die Rinder alle und dazu die Tiere des Feldes."

„Die Vögel des Himmels und die Fische des Meeres, die durchwandeln die Wogen des Meeres."

„O Herr, unser Herrscher, wie wunderbar ist dein Name auf der ganzen Erde." (Ps. 8, 6—10.)

Maddu.

Die Geschichte eines Heiligtums in den Urwäldern Ceylons.

Zur Einleitung.

Selig werden mich preisen alle Geschlechter!" So das Wort der Jungfrau von Nazareth. Und durch die Jahrhunderte der christlichen Geschichte tönt der Lobpreis dieser Jungfrau von allen Geschlechtern des weiten Erdenrundes. Was hat der Menschengeist nicht alles ersonnen und geschaffen, um das prophetische Wort der demütigen Magd des Herrn zu glanzvoller Wahrheit zu machen! Dem toten Stein hauchte er Leben ein, eine beredte Zunge gab er ihm, damit er in unvergänglichen Domen und Denkmälern die Herrlichkeit Mariens verkünde. Den leuchtenden Farben gab er neuen Reiz, und neuen Schmelz den lieblichen Melodien, damit auch sie in ihrer Weise zum würdigen Lobe der Gottesmutter beitragen könnten. Daß er aber auch den Urwald belehrte, die Himmelskönigin zu preisen, wen möchte das nicht wundern, wen möcht' es nicht erfreuen?

Stumm und still standen sie da, die Könige der Wildnis, die Baumriesen des ceylonesischen Urwaldes, und hundert und hunderte von Jahren standen sie da, umgeben von lautloser Einsamkeit. Nur wenn Sturmwind mit mächtiger Faust hineingriff in ihre dicht belaubten Kronen und sie mit Donnerstimme aufforderte:

„Lobt den Herrn, ihr Wesen alle,
„All ihr Werke seiner Hände!" —

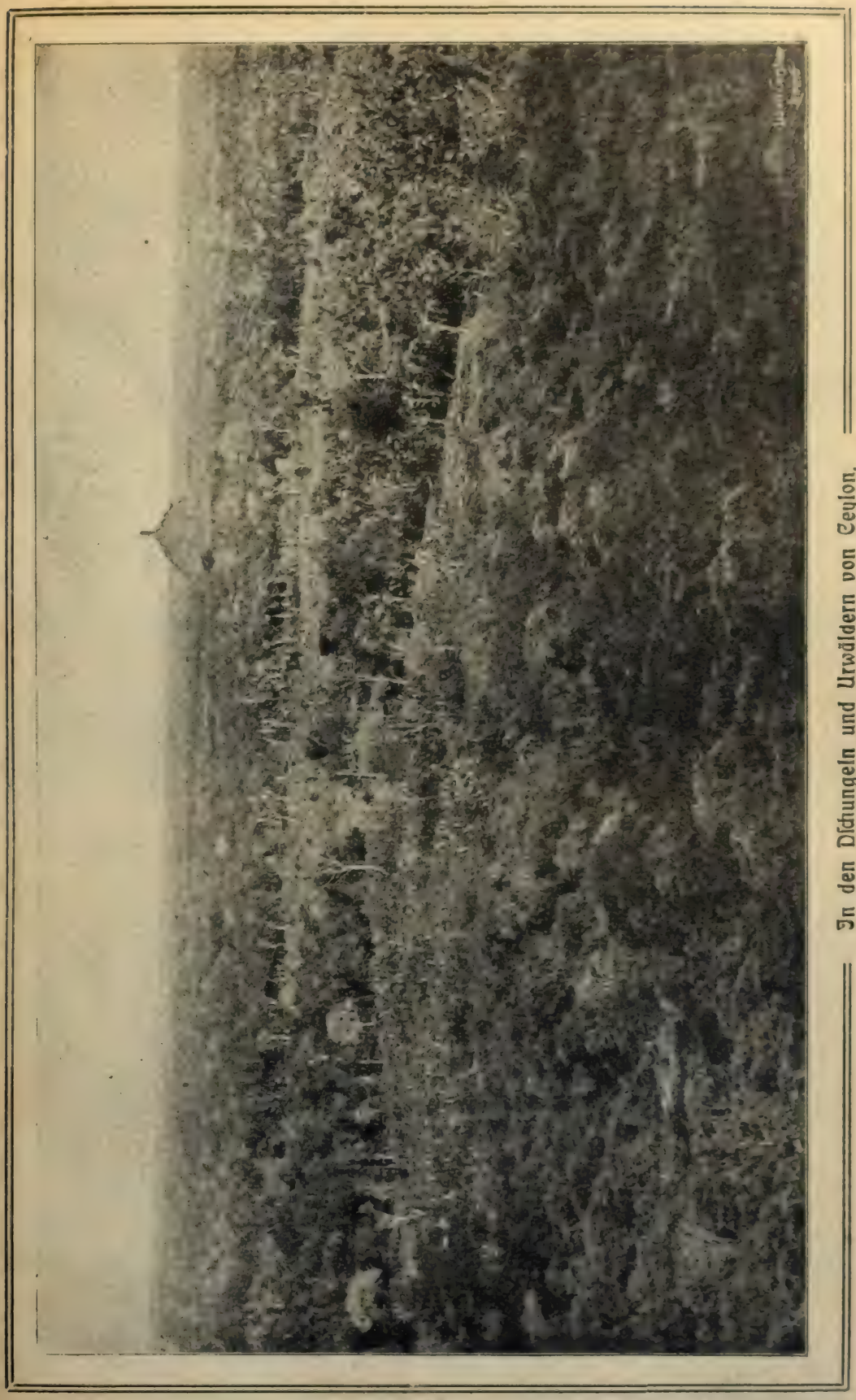
ja, dann stimmten auch sie ein in das Loblied der Natur und begleiteten mit brausenden Akkorden den Hochgesang der Schöpfung: „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre." — Aber das Magnifikat, das Ruhmeslied Mariens, kannten sie noch nicht. Jedoch auch für sie kam die Stunde, wo ihr Laubdach in nie gehörter Weise widerhallen sollte vom Lobe derjenigen, die man die „Palme sonnenklare", die „Olive des Feldes", die „Ceder des Libanons" nennt.

Ein sonniger, wolkenloser Sommertag, wie ihn nur Ceylon, die meerumrauschte Insel Asiens, kennt, ruht über den Urwäldern, welche in der Mitte der Insel von Norden nach Süden hin sich erstrecken. Wie ein gewaltiges Kriegsheer schlummert im heißen Mittag die unabsehbare Waldmasse, und die spitzen, blanken Riesenblätter der Palmen blitzen wie Streitlanzen auf, wenn ein funkelnder Sonnenstrahl zitternd über sie hinfährt. Und aus dem Dickicht leuchtet hellgraues Gestein. Es ist die einsame Kirche von Maddu. Einsam, denn hier in der Wildnis leben keine Menschen. Aber zu Tausenden strömen sie herbei, von Norden und Süden, von Ost und West, wenn der Muttergottestag im Juli sich naht.

Doch heute ist es einsam hier, und im Schatten der grauen Kirchenmauern nehmen wir kurze Rast. Sinnend ruht unser Auge auf diesem Heiligtum — ein solches ist diese Kirche hier — und in unserer Seele steigen die Bilder alter, vergangener Zeiten auf. Ja, das kann man sagen: Mit dieser Kirche, mit jenem Bilde der Mutter Gottes, das dort über dem Hochaltare thront, ist die Geschichte des Christentums auf Ceylon innig verbunden. Und wie das gekommen, mögen die folgenden Zeilen kundtun.

1. In der aufgehenden Sonne des Christentums.

Im Frühjahre 1448 ankerte Vasko de Gama vor Calitut. Die Portugiesen betraten zum ersten Male den indischen Boden. Ein lang erstrebtes Ziel war



In den Dschungeln und Urwäldern von Ceylon.

damit erreicht: Das Wunderland Asien.[1]) Dennoch verhältnismäßig erst spät fanden die Portugiesen den Weg zur Perle dieses Wunderlandes, nach Ceylon. Durch Sturm verschlagen landete 1615 Lorenzo de Almeide bei Galle, an der Südküste Ceylons, doch erst 1517 kam es durch Lopo Soarez de Albergaria zu einer dauernden Niederlassung der Portugiesen auf der Insel.

Es ist hier nicht der Ort, die nun beginnende Eroberung durch die Portugiesen des näheren zu beschreiben. In raschem Fluge eroberten die Portugiesen die größten Küstenpunkte rund um die Insel, und ihre Macht wuchs, bis sie 1658 durch die Holländer ein jähes Ende fand. Vieles und Schwerwiegendes, das während dieser Zeit geschehen, ist auf das Schuldkonto der Portugiesen zu schreiben — andere Zeiten, andere Sitten — aber eines bleibt als bleibendes Verdienst der Portugiesen: Ihre Missionare waren es, die die frohe Botschaft des Heiles zuerst den Völkern am Ganges und auf Ceylon gebracht haben.

Bei der Ankunft der Portugiesen hatte Ceylon bereits eine bewegte Geschichte hinter sich. Einst der Wohnsitz wilder Urvölker, deren kümmerliche Ueberreste wir noch in den Weddas vor uns haben,[2]) wurde Ceylon im Jahre 543 vor Christi Geburt – am Todestage Buddha's, wie die singhalesischen Geschichtsschreiber erzählen — von dem indischen Fürsten Vijapa erobert und bevölkert. Zwei Jahrhunderte später wurde der Buddhismus eingeführt. Auf dem Berge Mihintabe bei Anuradhapura, das noch heute als die Hochburg des Buddhismns auf Ceylon gilt, wurde im Jahre 307 v. Chr. der Buddhistenmönch Wohinda, der Gesandte des großen indischen Königs Asoka, von Tissa, dem Herrscher Ceylons, aufgenommen.[3]) Die kurz nachfolgenden Zeiten bezeichnen den Höhepunkt in der ceylonesischen Geschichte. Kunst und Wissenschaften blühten, Gewerbe und Handel waren auf Ceylon geradezu international.

Mit dem Jahre 436 n. Chr. begann die Einwanderung der Tamilen — ein neues Element auf Ceylon, das einen immer mehr steigenden Einfluß auf die Geschichte der Insel gewann. Blutige Kriege zerrütteten lange Zeit hindurch das Land. Neue Einwanderer kamen: Die Malayen von Java und die Chinesen aus dem fernen Osten, und so war es kein Wunder, wenn der Wohlstand und die Macht der Insel sehr herunterkamen.

Besonders traurig war die politische Lage, als nun auch Europa in den Portugiesen auf der Insel erschien. Fast alle Seehäfen rund um die Küste befanden sich in den Händen der Araber. Der Norden Ceylons war in Besitz der Malabaren, deren Regierungssitz in Jaffnapatam sich befand. Die Zentralgebiete waren in unzählige Häuptlingsherrschaften geteilt, deren Inhaber sich Wanniya nannten und tatsächlich als selbständige Fürsten regierten. Im Süden herrschte als Namen-König von Ceylon Dharma Prakrama Bahu IX., dessen Hauptstadt Cotta bei Colomba war. Kleinere Fürsten regierten in Badulla, Gampola, Peradenia, Kandy und Mohagam und verursachten manche Zwistigkeit.

In religiöser Beziehung war es nicht besser bestellt. Die herrschenden Religionen unter den Tamilen im Norden und den Singhalesen in den übrigen Teilen der Insel waren die Lehren des Brahma und Buddha. Wohl erzählt die Sage von christlichen Missionaren — unter ihnen selbst die Apostel Thomas und Bartholomäus – die schon in den ältesten Zeiten des Christentums nach Indien und Ceylon kamen, wohl berichtet im 6. Jahrhundert Cosmas Indopleustes, ein ägyptischer Kaufmann und später Mönch, in seiner „christlichen Topographie" von einer christlichen Gemeinde auf Taprobane, wie damals Ceylon genannt wurde, aber die näheren Einzelheiten sind unbekannt.

---

[1]) Vergl. diese Zeitschr. XIII. Jahrg. S. 412, Die Portugiesen auf der Fahrt nach Indien. — [2]) Vergl. ebend. XII. S. 117 und ff. — [3]) Vergl. diese Zeitschrift XIII. Jahrg. S. 238.

Die ersten christlichen Missionare, welche in der nun beginnenden Zeitperiode Ceylon betraten und mit denen die Missionsgeschichte von Ceylon anhebt, waren Franziskanermönche. Eine Anzahl derselben landete im Jahre 1517 mit de Albergaria in Colombo. So wurde naturgemäß zuerst den Singhalesen das Evangelium gepredigt. Der Kampf mit dem Heidentum, der sich bis in unsere Tage fortsetzte, hatte begonnen. „Es ist aber der Kampf des Christentums mit dem Heidentum gerade auf Ceylon", wie ein neuerer Missionsschriftsteller mit Recht bemerkt, „ganz besonders interessant, indem dort das letztere seine Streitkräfte gewissermaßen auf einen Punkt zusammengezogen hat. Dort nämlich finden sich die drei mächtigsten Formen des Heidentums beisammen: das Brahmanentum, das fast die ganze vorderindische Halbinsel unter seinem eisernen Joche hält, das Buddhatum, das mehr als das Dritteil der gesamten Menschen in seinen dürren Steppen eingepfercht hat, und das Dämonentum, das seine blutige Geißel über ganz Afrika, über alle Südseeinseln und über einen großen Teil von Asien schwingt. Es finden sich aber diese drei heidnischen Gewalten in Ceylon nicht bloß nebeneinander, sie sind dort auch in den innigsten Bund miteinander getreten."

Von großer Bedeutung für die Missionstätigkeit wurde ein politisches Ereignis. Um seinem Enkel Dharmapala die Thronfolge und sich selbst den Beistand der Portugiesen zu sichern, sandte der König Bhuvaneka Bahu VII. (1534—1542) im Jahre 1540 eine Gesandtschaft nach Lissabon, mit der Bitte, die Goldstatue Dharmapalas zu krönen. Johann der III., König von Portugal, krönte 1541 die Statue und gab dem Thronfolger den Namen Don Juan. Er benutzte zugleich auch diese Gelegenheit, um volle Freiheit für die Verkündigung der christlichen Religion zu fordern. Dieselbe wurde gewährt und mehrere Franziskanermönche begleiteten die rückkehrende Gesandtschaft nach Ceylon. Hier begann eine eifrige Missionstätigkeit. Verschiedene christliche Gemeinden entstanden zwischen Galle und Colombo, wo nach Erbauung des Forts die umliegenden Distrikte zu einem Bistum vereinigt wurden. Ein anderes Missionszentrum bildete Puttalam, wo die Portugiesen 1540 bereits eine große Kirche erbaut hatten. Im Jahre 1542 starb Bhuvaneka Bahu und Don Juan Dharmapala wurde Nachfolger. Das Erste, was er tat, war die hl. Taufe zu empfangen, und viele seiner Leute folgten dem Beispiele.

Nun war die Zeit gekommen, daß auch dem Norden Ceylons die Sonne des Christentums aufgehen sollte. Im Jahre 1542 war der hl. Franziskus Xaverius, der Apostel Indiens, in Goa gelandet, und die Kunde seiner wundersamen Tätigkeit drang auch nach Ceylon. Die buddhistischen Mönche versammelten sich zu Denawaka, um die neue Lehre zu prüfen. Einer der Mönche verteidigte dieselbe und wies nach, daß die buddhistische Lehre von der Seelenwanderung lächerlich sei. Groß war hierüber die Entrüstung der übrigen Mönche, und der kühne Sprecher wurde dazu verurteilt, vor das hohe Gericht nach Arakan in Birma gebracht zu werden. Auf dem Wege traf er mit dem P. Antunes, einem seeleneifrigen Missionar, zusammen. Dieser unterrichtete und taufte ihn. In Arakau wurde der Mönch verurteilt und erlangte am 5. Dezember 1543 die Martyrerkrone. Er war der erste Blutzeuge Ceylons.

War es die bittende Fürsprache dieses Blutzeugen, welche die nachfolgenden Bekehrungen bewirkte? Unter denen, welche von der neuen Lehre und der wunderbaren Tätigkeit des hl. Franziskus Xaverius gehört hatten, waren auch die Bewohner von Manaar, einer kleinen Insel im Nordwesten von Ceylon. Der Heilige erzählt in einem Briefe, den er nach Rom schrieb,[1]) wie die Bewohner dieser Insel Boten an ihn sandten, mit der Bitte, er möge zu ihnen kommen, um ihnen die hl. Taufe zu spenden, da sie Christen zu werden

[1]) De Vos, Leben und Briefe des hl. Franziskus Xaverius, Bd. I. S. 217.

wünschten. Da der Heilige aber nicht selbst diese Bitte erfüllen konnte, sandte er einen seiner Missionare und der größte Teil der Bewohner von Manaar bekehrte sich.

Manaar gehörte damals zu dem Tamilenreiche von Jaffna (Jaffnapatam), dessen König, Sangkili, ein Hindu und Christenhasser, beschloß, die neue Religion mit dem Schwerte auszutilgen. Er sandte seine Häscher, und über 600 Christen ohne Unterschied des Alters und des Geschlechts wurden hingemordet. Der größte Teil von ihnen starb in Patun, das von jener Zeit an „die Stadt der Martyrer" genannt wurde. Ceylon hat sich mit dem Purpur des Bekennertums geschmückt.

Doch aus der mit diesem Bekennerblut getränkten Erde sproß eine neue Saat. Der älteste Sohn des Königs selbst ließ sich in der christlichen Lehre unterrichten, und verdiente sich gleichfalls die Märtyrerkrone. Seinem Beispiele folgten noch andere königliche Prinzen. Kurz, die Sonne des Christentums war über Ceylon aufgegangen und begann ihren Lauf zu einem hellen, wonnigen Tage.

Von Manaar aus, das 1560 in den Besitz der Portugiesen überging, verbreitete sich das Christentum rasch über den nördlichen Teil von Ceylon, dem heutigen Jaffna. Der ganze Distrikt wurde in Pfarreien eingeteilt, deren jede mit einer Kirche und einem Schulhause versehen war, und, wo es nötig, mit einem Pfarracker für den dort stationierten Priester.

Mit zur schönsten Blüte entwickelte sich das junge Christentum in dem Gebiet von Mantotte, welches der Insel Manaar gegenüber liegt. Die alte Hauptstadt von Mantotte, Mantei, wurde der Zentralpunkt für die Missionstätigkeit in diesem Gebiete, und wie aus einem Feuerherd strahlte von hier aus eine wohltuende, lebenerweckende Wärme in die todesstarren Regionen des Heidentums im Innern von Ceylon, ein helles Licht in die finstere Nacht und in die Todesschatten, welche die Völker auf der Perleninsel noch befangen hielten.

Hier in Mantai erstand eine herrliche Kirche, die der lieben Gottesmutter geweiht war. Ihr Gnadenbild thronte in dieser Kirche, und von allen Seiten strömten die Christen — Portugiesen und Tamilen — herbei, um an den Stufen ihres Altares den Tribut ihrer Liebe und Verehrung und das Zeugnis ihres Vertrauens niederzulegen. Bedrängte und geprüfte Menschen kamen in ihren Seelen- und Leibesnöten mit kindlicher Zuversicht zur Mutter des Allerhöchsten, um aus ihren Händen die Gnade Gottes, Hilfe und Erlösung zu empfangen. Das Banner Mariens wehte auf der Kirche von Mantei, und unter seinem mächtigen Schutze zogen die Missionare in das Land und in den Kampf mit dem Erbfeind der Menschen, der in blindem Heidenwahn und in gräulichen Dämonenkult die armen Bewohner der schönen und reichen Insel gefangen hielt. Kein Wunder, daß eben dieser Feind das Heiligtum Mariens in Mantai voll Zorn und Wut betrachtete und es zu zerstören suchte. Schwarze Wolken stiegen über Ceylon auf und verhüllten die wohltätige Sonne, die über der Perleninsel strahlte. (Fortsetzung folgt.)

Der Schwarzrock bricht nie sein Wort.

Von P. Jakob Wagner O. M. I. (St. Eugen. Brit.-Kol.)

Ich stand am Fenster und sah einen Indianer eilend auf unser Haus zukommen; er war von Windermere, einem Orte, welcher ca. 130 Kilometer von St. Eugen entfernt ist. Der Schnee lag 2 Fuß hoch und das Thermometer zeigte 30 Grad unter Null. Da mußte also etwas außerordentliches passiert sein, besonders weil ich erst 8 Tage vorher das Lager von Windermere besucht hatte.

„Mein Vater ist sehr krank, er wünscht noch einmal zu beichten und die hl. Oelung mit der Wegzehrung zu empfangen", sagte der Indianer, als er eingetreten war.

„So muß ich wohl gleich kommen?"

„Ja, sonst würde mein Vater ohne die hl. Sakramente sterben, und das würde schrecklich für ihn sein. Er verlangt in einem fort nach dem Priester, und in seinen Träumen ruft er immer: ‚Komm Schwarzrock, komm gleich, lauf schnell!'"

„Nun gut, heute ist Samstag, morgen nach der hl. Messe werde ich aufbrechen."

„Habe besten Dank, Vater, ich will vorauseilen und dem Kranken die frohe Botschaft bringen. Du wirst also sicher kommen und am Dienstag da sein?"

„Ja, am Dienstag, Du kannst Dich drauf verlassen, der Schwarzrock bricht nie sein Wort."

Am folgenden Tage, um 2 Uhr nachmittags, saß ich wohlverpackt in Pelz und Decken in meinem Schlitten, und Jenny und Niger, meine beiden Pferde, flogen in raschem Tempo unter lustigem Schellengeklirr über die harten Schneefelder.

Bei einem Norweger, namens Hason, kehrte ich abends ein; das Quecksilber an der Türe war auf 38 unter Null gesunken. Als ich dem Alten mein Reiseziel angab, schüttelte er den grauen Kopf und meinte, ich täte besser daran, umzukehren, da diese Kälte lebensgefährlich werden könne. Ich lächelte nur und murmelte vor mich hin: ‚Der Schwarzrock bricht nie sein Wort'.

Am folgenden Tage las ich auf der Skala 50 unter Null. „Niger zittert wie Espenlaub", bemerkte ich zu einem der Arbeiter Hansons, der mir beim Anschirren und Einsteigen behülflich war. „Kein Wunder das", kam es unter dem gefrorenen Schnurrbart hervor. Schnell knöpfte ich mich bis unters Kinn, zog die Pelzmütze über die Ohren, steckte die Brille weg, und vergrub mich in die Decken des Schlittens; dann begann die zweite Strecke, 60 Kilometer, die ich an dem Tage zurücklegen mußte.

Ich war kaum 10 Kilometer gefahren, als ich halten mußte, um mir einen neuen Bolzen in den Schwengel einsetzen zu lassen. Flugs zog ich meine Handschuhe aus und setzte die Brille wieder auf, um bei der Reparatur helfen zu können: „Kommen sie mir nur ja nicht mit ihren Fingern an die Eisen", sagte der Schmied, „sie würden Ihnen daran hängen bleiben, es ist 56 unter Null."

Und weiter gehts unter Schellengeklingel und dem eintönigen Hufgetrampel der Pferde. Wie freudig begrüßte ich die Sonnenstrahlen, welche die Höhen der Hohlwege umsäumten! Langsam, fast mühsam suchten sie sich Bahn zu brechen durch die erstarrten Zweige der Föhren und Tamarinden. Wenn sie den armen Missionar in seinem Schlitten auch nicht erwärmen konnten, so verklärten sie doch sein hartes Leben für einige Stunden und erinnerten ihn an das alte Gedicht in der Volksschule: ‚Und dräut der Winter noch so sehr, es muß doch Frühling werden'.

Abends kehrte ich bei einer kanadischen Familie vom alten Schlage ein. Die Emery's empfingen mich mit derselben Herzlichkeit, mit der meine Mutter einen Missionar in solchen Umständen aufgenommen hätte. Jeny und Niger taten sich gemütlich an einer außergewöhnlichen Ration Hafer und wilden Heu's, und ich mußte dem Wildbret und den erfrorenen Kartoffeln Ehre antun. Die guten Leute hätten mich am folgenden Tage gern zurückbehalten, aber mein Sprüchlein leistete mir gute Dienste, und fort gings zum ‚Donnerhügel', eine Strecke von ca. 35 Kilometer.

Die Pferde mußten an diesem Tage ihre ganze Kraft gebrauchen. Auch an den steilsten Abhängen glitt der Schlitten so langsam herunter, als ob ihre Hufe an der Schneekruste beständig festfrieren würden. Eine weiße Reifdecke legte sich über meine beiden Renner, aus ihren Nüstern wuchsen nicht nur weiße, sondern auch rötliche Eiszapfen heraus. Umsonst schüttelte Jenny von Zeit zu Zeit unwillig den Kopf und rieb sich die Schnauze an dem Geschirr, die Eiszapfen kehrten immer wieder. Graue Schatten krochen langsam über das große Leichentuch, in das die ganze Gegend eingehüllt war. Dunkler und dunkler wurde es im Walde, durch den mein Weg führte; um letzteren verfolgen zu können, zog ich deshalb wiederum die Brille hervor. Im Augenblicke, wo sie glücklich die Nase erreicht hatte, war sie auch schon ganz von einer Reifschicht bedeckt. Es blieb mir schließlich nichts anderes übrig, als durch Reiben sie wieder ‚klar' zu machen. Die Zügel wollte ich nicht aus der Hand geben, ich nahm sie also in die Linke und mit der Rechten wischte ich in einem fort an einem der beiden Gläser, das ich dann wie eine Monocle für einen Augenblick vor das Auge hielt.

Auf einmal flog es wie ein elektrischer Schlag durch die Zügel, lauter klangen die Schellen durch die stille Nacht, und freudig schaute ich auf: In der Ferne schimmerte ein Licht, ich war also in der Nähe

von Herrn Santo's Behausung, wo ich absteigen wollte. Bald begrüßte uns auch das laute Gebell eines mächtigen Bernardiners. Als ich den Pferden meine schweren Decken für die Nacht umgelegt und dieselbe bis dicht an die Ohren gezogen hatte, warf Jenny den Kopf beiseite, und ihr dankbarer Blick sollte wohl eine Anerkennung für meine Fürsorge sein.

Am Kamin des Herrn Santo traf ich auch noch andere zersprengte Reisende. Da dieser ganze Distrikt drei Tagereisen weit von der nächsten Bahnstation liegt, so gelangen die ‚Neuesten Nachrichten' in einer Gestalt hierher, die stark an Sagen erinnert. Ich habe allerlei

Kootenay-Indianer der Mission St. Eugen in Brit.-Kol. (Kanada.)

interessante Proben davon zu hören bekommen, und wir saßen noch lange plaudernd zusammen, keiner wollte zuerst die warme behagliche Stube mit dem eiskalten Bette vertauschen.

„Heute haben wir sicher den kältesten Tag im ganzen Winter", hieß es überall am folgenden Morgen, tatsächlich zeigte das Thermometer 60 unter Null. Ich half Herrn Santo noch beim Durchschlagen des Eises auf dem benachbarten Bache, damit wir Wasser für die Tiere erhielten, dann fing die letzte Strecke an. Ich fuhr jetzt durch ein Tal, in dem die beiden Kolumbia-Seen liegen; die Brise, die so angenehm im Sommer dort wehen kann, ist im Winter ein äußerst unerwünschter Reisegefährte. So tief ich auch meinen Kopf in die Kapuze meines Mantels drückte, meine Backenknochen begannen doch bald, trotz aller Vorsichtsmaßregeln, zu brennen und zu schmerzen.

Endlich bin ich am Ziel. Der alte Elmar, zu dem ich gerufen wurde, lebt glücklicherweise noch. Wie sich der blinde Achtzigjährige freut, daß der Schwarzrock wirklich Wort gehalten und sich nicht scheut in seine Blockhütte einzutreten, die nur durch eine winzige Oeffnung das Tageslicht hereinläßt! Er selber liegt auf einer armseligen Decke und wird bald heimgehen zu seinen Vätern. Am nächsten Morgen bestreut man den glatten Pfad, der zu Elmars Behausung führt, mit Asche, und ich bringe ihm die Sterbesakramente, die er unter größter Andacht empfängt.

Ich besuchte dann noch die Indianer und Weißen der Umgegend, um die hl. Taufe zu spenden; am längsten hielt ich mich in einem Lager der Sushwap auf, die noch verstärkt wurden durch eine Gruppe Kootenays. Ein Ritt von 18—20 Kilometer in Kälte und Schnee bei strengem Fasten ist nichts für dieselben. So verschiedenartig auch Charakter und Sprachen der beiden Stämme sein mögen, hier, beim sonntäglichen Gottesdienste knieten sie friedlich nebeneinander. und ich hatte wieder das Glück, ihnen sowohl als den Weißen das Brot der Starken zu reichen.

Am selben Morgen, wo ich die Heimreise antrat, begann ein fürchterlicher Schneesturm. Haustiere, Vögel, Mäuse und Katzen lagen tot am Rande des Weges. Es war die Siegesbeute des grausamen Winters, der den Menschen dann auch noch die böse Influenza brachte. Auch mich hätte sie beinahe erfaßt, doch ging der Würgengel diesmal glücklich vorüber. Mein letzter Gastgeber, Eugen Couture, ein guter Katholik und langjähriger Freund der Missionare, hatte meinen Rennern den Hafer so reichlich bemessen, daß sie 50 Kilometer ohne Schaden an einem Tage machen konnten. Ein goldenes Herz hat er, dieser Eugen Couture. Den Vögeln, Katzen und anderem Getier, das im Winter am Hungertuche nagt, streut er dreimal im Tage das Futter aus, und als eines Morgens auch ein fremder Kater mit erfrorenem Schwanze an seiner Türe klopfte, da nahm er auch diesen mildtätig unter die Schar seiner Klienten auf.

„Ich glaube, wir bekommen morgen den Chinook" (warmen Tauwind), bemerkte gleich Herr Santo, als ich abends wieder bei ihm einkehrte, und so war es auch tatsächlich. Ein sanftes Lüftchen streichelte angenehm meine noch brennenden Wangen, von den Bäumen fiel der Schnee in dicken Klumpen, und an den Zweigen hingen verschämte Tropfen; langsamer trabten jetzt Jenny und Niger; das war nicht mehr der feine Schneestaub von gestern, durch den sie jetzt zu waten hatten, nein, eine dicke klebrige Masse, die ihre Hufe beschwerte.

Der Chinook hatte auch mir arg zugesetzt, und selten bin ich so froh aus dem Schlitten gekrochen wie an diesem Abend. Da war ich wieder bei Herrn Emery, also an der vorletzten Haltestation. Und so trabten wir andern Tags mühselig weiter, bis wir endlich Herrn

Hasons Haus erreichten. Hier konnte ich durch Telephon mit meiner Mission in Verbindung treten, mich erkundigen nach dem Stande derselben und auch befriedigende Auskunft über mich selber geben.

Als ich auf der Hinreise begriffen war, hatte mir der Mond erst ein zunehmendes Gesicht zeigen können, jetzt ergoß er mit seinem vollen Glanze das ganze St. Mary's-Tal, und unwillkürlich mußte ich das Nachtlied von Claudius anstimmen, wie einst vor vielen Jahren in in der deutschen Heimat:

Gletscher-Haus in den Selkirk-Bergen in Brit.-Kol. (Kanada).

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar.
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Und als ich die letzte Strophe anstimmte, und den landstreicherischen Gedanken folgend, Pferde und Schlitten vergaß und das ferne Haus meiner Mutter aufsuchte, da muß ich den letzten Vers ändern und singen:

Kalt ist der Abendhauch
Verschon' uns Gott mit Strafen
Und laß uns ruhig schlafen
Und meine ferne Mutter auch!

Doch, da lugten auch schon die Hütten der Indianer aus den dunklen Föhren hervor; aus der Mission stieg der graue Rauch in die Höhe, gerade wie am Tage, als ich sie verließ, und vor der Kirchtür erwartete mich mit großer Ungeduld unser getreuer Phylax. Der chinesische Koch hantierte in der Küche wie immer, die Schulkinder, meine Lieblinge waren gesund und munter, und ich dankte Gott für seinen Schutz auf meiner gefahr- und mühevollen Reise.

Nach drei Tagen hörte ich, der alte blinde Elmar sei verschieden mit einem Segenswunsche auf den Lippen für den Schwarzrock, der sein Wort gehalten hatte.

Eine gerade Seele.

Von P. Toomas O. M. I. (Basutoland).

Nicht weit von Leqheku wohnte vor Jahren ein alter Heide, mit Namen Monkhe. Er war mit Gütern dieser Erde reich gesegnet, denn er besaß eine zahlreiche Viehherde, welche den Reichtum eines Basuto ausmacht. Denoch lebte Monkhe nur mit einer einzigen Frau, die er geheiratet hatte.

„Niemals", so wiederholte er späterhin, als er schon Christ geworden, „hätte ich mich dazu entschließen können, nach Art der übrigen Basuto noch andere Frauen zu nehmen. Die Mittel dazu fehlten mir nicht, denn meine Herde war zahlreich; auch an gutgemeinten Ratschlägen von seiten meiner Freunde, die mich dazu bewegen wollten, wie sie mit mehreren Frauen zu leben, fehlte es nicht. Aber ich blieb fest. Nimmer konnte mir das Gebaren meiner heidnischen Landsleute gefallen; ich fand es nicht recht, und ich liebte meine Frau von Herzen. Ich blieb also meinem Vorsatz getreu und ließ mich durch nichts davon abwendig machen."

Monkhe sollte aber eine schwere Probe bestehen. Durch sein Benehmen in Erstaunen und fast in Aergernis versetzt, bestürmte ihn mit lästigen Anträgen eine gute Anzahl von Verwandten und Bekannten. Sie gaben sich alle erdenkliche Mühe und wiesen ihn hin auf das Beispiel der Leute, welche am Hofe des Königs Moschueschue lebten. Diese Leute, die sich eine große Anzahl von Nebenfrauen hielten, solle er nachahmen, so sagten die Versucher, um ihnen seinen Reichtum und seine Macht zu zeigen; er solle sich doch nicht so in Gegensatz bringen mit den Sitten der Väter und mit den seit altersher geheiligten Gebräuchen. Kurz, Monkhe's Lebensweise war für die Basuto etwas Außergewöhnliches, Unbegreifliches, um nicht zu sagen, etwas gerade Strafwürdiges. — —

Doch Monkhe hielt allen Reden und allen Versuchungen gegenüber Stand.

Die Zeiten vergingen.

Im Jahre 1881 brach der berüchtigte Gewehrkrieg im Basutolande aus, und nach Beendigung desselben setzte eine große Wanderung der Basuto nach dem Süden des Basutolandes ein. Hunderte von Familien zogen mit ihren Viehherden an die Ufer des Orangeflusses, wo sich damals noch große unbewohnte Landstrecken befanden. Unter denen, die so aus dem Norden wanderten, war auch eine gute Anzahl von Christen, und die Missionare sahen sich in eine schwierige Lage versetzt. Einerseits konnten sie ihre Missionen im Norden nicht verlassen, andererseits machte sich die Notwendigkeit einer Station im Süden sehr fühlbar. Was war zu tun? Man konnte die Ausgewanderten, die wie Schäflein ohne Hirten waren, sich nicht allein überlassen, und wieder, um sich ihrer in gehöriger Weise anzunehmen, dazu fehlte es an Mitteln und Missionaren. Man tat, was man eben konnte. Einer der Missionare besuchte hin und wieder diese Leute der ‚Zerstreuung'.

Aber mit dem besten Willen konnte dieser Wander-Missionar nicht alle Christen besuchen, die über den ganzen Distrikt von Kuthing, südlich des Orangeflusses, zerstreut lebten. Man gründete deshalb einige Katechetenposten. Unweit des Dorfes des Häuptlings Leqheku wurde auch eine solche Station gegründet. In Abwesenheit des Missionars kommen da am Sonntage die Christen und Katechumenen zusammen, um gemeinschaftlich zu beten und den Katechismus zu lernen. Die Frau des Häuptlings, namens Elise, waltete ihres Amtes als Katechetin zur großen Zufriedenheit aller.

In der Nähe dieses Dorfes finden wir nun unsern Monkhe wieder. Auch er war mit einigen seiner näheren Landsleute von Norden nach Süden gewandert und hatte sich auf dem linken Ufer des Orange, inmitten der Höhenzüge des Drackenberges niedergelassen. Sein Landteil unterstand dem Häuptling Leqheku. In seiner Eigenschaft als Häuptlingsrat mußte nun Monkhe von Zeit zu Zeit nach dessen Dorf ziehen, um an den Ratssitzungen teilzunehmen.

Da bemerkte er eines Tages die Christen, wie sie sich versammelten und gemeinsam auf den Knieen beteten. Bis in die Seele getroffen kehrte Monkhe diesmal nach Hause zurück. Das Bild der betenden Christen schwebte ihm immer vor Augen. Bald darauf lud er seine Frau ein, auch an diesen Versammlungen teilzunehmen. Die Frau zeigte aber dazu keine allzugroße Lust, sondern antwortete im Gegenteil: „Warum gehst du selbst nicht hin?" Allein Monkhe hatte bereits seinen Plan. Die Frau gab schließlich seinem Drängen nach und ließ sich unter die Zahl der Katechumenen aufnehmen. Das war es, was Monkhe bezwecken wollte. Wenige Zeit darauf kniete auch er, der im

Herzen schon Christ war, neben ihr, um gemeinschaftlich mit ihr die Gebete am Morgen und am Abend zu verrichten.

Die Gnade vollendete ihr begonnenes Werk in diesen geraden Seelen, und Monkhe bat den Missionar um die hl. Taufe. Der Tag der Tauffeier gestaltete sich zu einem großen Feste. Monkhe selbst lud sämtliche Verwandte und Freunde in der Umgegend zu diesem Feste ein und spendete einen fetten Ochsen zum Festschmaus.

Nach Vollendung der Tauffeierlichkeit hielt Monkhe, der jetzt den Namen Paul trug, eine kurze Ansprache an die versammelten Festgäste.

„Gott hat mich gesegnet", so sagte er. „Er gab mir Reichtümer in Fülle, aber ich hütete mich, sie zu mißbrauchen. Ich hätte mir mit meinen Ochsen viele Frauen kaufen können nach dem Beispiel meiner Landsleute, aber ich habe solches immer verabscheut. Heute bin ich Christ geworden, und ich lade Euch ein, Euch Christen, meine Brüder, mit großer Treue dem lieben Gott zu dienen, dessen Kinder Ihr geworden seid am Tage eurer Taufe. Und ihr, die Ihr noch Heiden seid, oh! bekehret Euch zur Religion Jesu Christi, und Ihr besonders, die Ihr meine Kinder seid, folget meinem Beispiel, und auch Ihr werdet glücklich sein, wie ich, Euer Vater, glücklich bin."

Nur eine kurze Lebensfrist war dem guten Paul beschieden. Schon nach einigen Monaten rief ihn Gott schnell und unerwartet zu sich. Gestärkt durch die Sakramente der hl. Oelung und der hl. Wegzehrung trat er seine Reise in die Ewigkeit an. Für die Mission in Kuthing war es ein herber Verlust, aber am Grabe dieser von Natur aus so christlichen und geraden Seele gedachte ich des Schriftwortes bei Matthäus (8, 11—12): „Viele werden vom Aufgange und Niedergange kommen und im Himmelreich mit Abraham, Isaak und Jakob zu Tische sitzen, die Kinder des Reiches aber werden in die äußerste Finsternis hinausgestoßen werden, da wird Heulen und Zähneknirschen sein."

Kurunegala.

Bilder aus dem Missionsleben aus Ceylon von P. E. Vogel O. M. I.

Tempora mutantur et nos mutamur in illis: Wie ändern sich doch die Zeiten! Wie oft weile ich in Gedanken in den Wäldern von Kurunegala, wo ich zwei glückliche Jahre verbrachte! Welch ein Kontrast zwischen Colombo und den Wäldern des Innern der Insel! Colombo: ein wahres Babylon, ein Rendez-vous aller Völker und Nationen, ein Gemisch aller Sprachen und Gebräuche des Westens und des Ostens. Auf dem Lande, in den Wäldern: Stille und Ruhe, Einfachheit und Zufriedenheit. Wie oft sehne ich mich wieder dahin

Katholische Basutofrau beim Wasserholen.

zurück. Der Anfang daselbst war gerade nicht rosig. Als ich nach den Außenstationen von Kurunegala geschickt wurde, konnte ich ein wenig tamil stottern. Von der singhalesischen Sprache hatte ich keine Ahnung; und gerade hier war diese Sprache notwendig. — Als Dolmetscher diente mein Faktotum, Johny mit Namen. Er war einfach und anspruchslos, und immer in guter Laune. Er war zu gleicher Zeit mein Koch, Ochsentreiber, Meß- und Kammerdiener. Manchmal, wenn er mit seiner Kochkunst beschäftigt war, bedurfte ich seiner Gegenwart, um mich mit den Singhalesen zu verständigen. In einer Hand die Pfanne, in der anderen ein halb gerupftes Huhn haltend, kam er im Nu gesprungen. Er und ich waren oft sehr anspruchslos in unsern Mahlzeiten. Wir nahmen vorlieb mit Reis und Curry, letzterer mit getrockneten Fischen zubereitet. Wenn er einen Hasen oder ein Feldhuhn oder eine Wasserente erlegt, kehrte er freudestrahlend zurück, er wußte wohl, daß er auch seinen Anteil hatte. Aus Mangel an einer Küche errichtete er seinen Herd unter dem Wagen. — Die Außenstationen von Kurunegala sind wohl die ärmsten Stationen im Erzbistum Colombo. Die Katholiken leben unter den Buddhisten zerstreut. Um zu ihnen zu gelangen, geht die Reise durch die meilenlangen Wälder des Innern der Insel, wo wilde Elefanten nach Belieben sich herumtreiben. Manchmal versperrten diese ungeladenen Gäste den Weg auf unsern nächtlichen Reisen. Doch muß ich ihnen das Zeugnis ausstellen, daß sie sich immer recht höflich und anständig betrugen. Nur mußten wir manchmal ein gutes Stündchen warten, bis diese unliebsamen Dickhäuter den Weg passiert hatten. Eine Elefantenherde ist im allgemeinen nicht sehr gefährlich; wenn die Elefanten nicht gereizt werden, so gehen sie ruhig ihres Wegs. Ein einsamer Elefant aber greift immer an. — Ein weit schlimmerer Feind ist der Tiger. Bei einem nächtlichen Ueberfall ließ er seine Zähnespuren im Genicke meines Ochsen zurück. — Schlangen trifft man nur selten in den großen Wäldern an.

Die Außenstationen von Kurunegala bestehen aus zehn Kirchlein, welche größtenteils in den Wäldern zerstreut sich befinden. Die Katholiken sind Auswanderer aus dem Vaterlande. Dieselben sind nicht immer Musterkatholiken. Die Singhalesen des Hochlandes sind fast ausschließlich Buddhisten. An deren Bekehrung ist fast kaum zu denken. Ein großes Hindernis zu deren Bekehrung bieten ihre Gebräuche und Sitten. welche die englische Regierung beizubehalten gestattet. Die Engländer hatten zwar das Unterland, d. h. die Meeresküsten, im Jahre 1796 erobert. Des Hochlandes, d. h. des Bergdistriktes, bemächtigten sie sich erst mit der Einnahme Kandys 1815. Da das Hochland in jener Zeit wegen Mangels an Wagen schwer zugänglich und deshalb die eroberte Berggegend nicht leicht zu behaupten war, machten die Engländer ihnen Konzessionen, die sie den Singhalesen des Unterlandes nicht einräumten. Ihre Ehebräuche durften sie beibehalten. Den Singhalesen

des Hochlandes ist die Ehe nicht sehr heilig. Eine Ehescheidung kann ohne kostspieligen Prozeß geschehen. Ein Gatte, der mit seiner Gattin oder vice versa nicht friedlich leben kann, bringt seine Klage dem Gouvernement-Agenten vor, der zugleich Provincial Registror of Mariages ist. Die geringsten Vorwände genügen, um eine Ehescheidung zu erlangen. Das Resultat ist, daß manche mehrere Male geschieden sind. Ein anderes Uebel ist die Polyandrie. Sind zwei oder drei Brüder zu arm ein Weib zu ernähren, so nehmen sie eine Frau als Gemeingut. Die Missionare stoßen deshalb auf Hindernisse, die fast unmöglich zu

Schulkinder der Basuto-Mission Sion.

entfernen sind, wegen der Zähigkeit, mit welcher die Singhalesen des Hochlandes an ihren Ehegebräuchen festhalten. Andererseits sind sie fast ganz von den buddhistischen Mönchen abhängig; diese besitzen große Klöstergüter, auf welchen jene zu ihrem Unterhalte arbeiten, oder Dienste leisten müssen. — Vor einigen Jahrzehnten begann Erzbischof Bonjean O. M. I. am Waisenhaus für die Waisenkinder des Hochlandes. Doch mit wenig Erfolg. Es wurden viele getauft, wenige blieben ihrem Glauben treu. Wenn es an's Heiraten kam, gingen die meisten wieder zum Buddhismus über. Gott ließ jedoch nicht alle Mühe und Arbeit unbelohnt. Eines dieser getauften Waisenkinder, John Pahomuney mit Namen, zeigte gute Anlagen, besonders für Musik. Er wurde nach Jaffna gesandt, wo er in das Seminar eintrat, und Oblate und Priester wurde. Er ist gegenwärtig in Colombo, wo er selbst unter den Bud-

dhisten wegen seiner ausgezeichneten Kenntnis der singhalesischen Sprache in großer Achtung gehalten ist. Alle seine Verwandten sind Buddhisten, mehrere unter ihnen haben hohe Stellungen unter den buddhistischen Mönchen. Sein Oheim, ein angesehener buddhistischer Mönch, steht mit seinem katholischen Neffen in bester Beziehung. Wenn beide nebeneinanderstehen, so glaubt man von weitem eine weiß – gelbe päpstliche Fahne im Winde flattern zu sehen (die buddhistische Mönche bedienen sich als Körperbedeckung einer gelben Toga, während die katholischen Priester hier zu Lande die weiße Soutane tragen). Wie im Unterlande, so auch im Hochlande errichteten die Missionare in gänzlich buddhistischen Dörfern Schulen, um das Missionswerk zu verbreiten, doch auch hierin haben sie wenig Erfolg erzielt. Die Buddhisten eröffnen im allgemeinen nur da Schulen, wo eine christliche Denomination unter ihnen eine Schule anfängt. Sie setzen dann alle Hebel an, um die buddhistischen Eltern zu hindern, ihre Kinder in eine christliche Schule zu schicken. Solche Eltern werden mit Bann und Exkommunikation bedacht. Der Barbier und Waschermann wird ihnen verweigert. Niemand darf deren Begräbnissen beiwohnen; man ladet dieselben zu keinem Hochzeitsschmaus ein. Auf diese Weise ist das Missionswerk selbst unter den besser gesinnten Buddhisten fast unmöglich. Das einzige Mittel ist gegenwärtig, da wo einige katholische Familien sich angesiedelt, eine kleine Kirche zu bauen, und bei Gelegenheit der Novenen, welche vor dem Patronsfeste der Kirche gefeiert, den Katholiken jeden Abend zu predigen.

Kleinere Nachrichten.

Straßburg. Am 5. August eröffneten die PP. Oblaten ein neues Haus in Straßburg, welches dem hl. Josef geweiht ist. Diese Neugründung bezweckt, den Patres Gelegenheit zu bieten, an der Straßburger Universität besondere Vorlesungen zu hören. Zum Obern dieses Studienheims wurde der hochw. P. Loos ernannt.

Kayts (Ceylon). Errichtung eines neuen Missionskreuzes. Eine ergreifende Zeremonie war es, als im Monat Juli an der St. Antoniuskirche zu Kayts das Kreuz, das dort über fünfzig Jahre gestanden hatte, durch ein anderes ersetzt wurde. Ein gutes Stück Missionsgeschichte war mit diesem Kreuz verbunden gewesen. Seine Errichtung fiel in die fünfziger Jahre, als der Kirche von Kayts nach langen schismatischen Stürmen endlich der Frieden wieder gegeben war. Zu dieser Feier predigten der verstorbene Bischof von Jaffna, St. Semeria O. M. I. und P. Bonjean, nachmaliger Bischof von Jaffna, und dann Erzbischof von Kolombo, P. Chounavel und P. Bebescon eine große Mission. Sie begann am 17. September 1857 und schloß am 29. Oktober. Noch heute erinnern sich die alten Christen von Kayts jener Tage.

Am Schlußtage der Mission, nach Ausspendung der hl Taufe an zahlreiche Katechumenen, wurde ein großes Kreuz in feierlicher Prozession um die Kirche getragen und dann als Dankzeichen bei der Kirche aufgepflanzt. Fünzig Jahre lang hat es dort gestanden, den Christen

eine Erinnerung und ein Mahnruf. Durch Einfluß der Witterung war das Kreuz mit der Zeit morsch geworden, und ein frommer Katholik von Kayts, namens A. Saverimuttu, bot sich an, die Kosten eines neuen zu tragen.

Am 2. Juli landete Bischof Joulain in Kayts, um die Segnung und Errichtung des neuen Kreuzes vorzunehmen. Da es bereits Abend geworden, wurde der Bischof im Fackelzuge empfangen und nach der Kirche begleitet. Am folgenden Tage, einem Sonntag, wurde das Kreuz in feierlicher Weise aufgepflanzt.

Die beiden **Apostol. Vikariate Athabaska und Mackenzie** erlitten am 14. Juni dieses Jahres einen beklagenswerten Verlust durch den unglücklichen Tod der PP. Brémond und Brohan. P. Brémond, im Jahre 1866 geboren und 1892 zum Priester geweiht, war schon seit mehr als 10 Jahren im hohen Norden tätig und versah sowohl die Station Smith's Landing im Vikariate Athabaska, als auch St. Isidor im Vikariate Mackenzie. P. Brohan, ein Vierundzwanzigjähriger, hatte erst im November 1907 die hl. Weihen erhalten und war eben auf dem Punkte, das ihm angewiesene Arbeitsfeld Mackenzie zu betreten, als ihn der unerbittliche Tod ereilte.

Die beiden Patres hatten am Nachmittag des 14. Juli eine kleine Fahrt im Rindenkahne unternommen. Noch 5 Meter, und sie waren am Ufer. Da macht der eine von ihnen eine falsche Bewegung, das äußerst leichte Fahrzeug schägt um, gerät zwischen zwei sehr gefährliche Strudel und in einer Sekunde sinkt es in die Tiefe. Wohl kamen nach ca. fünf Minuten einige stärkere Kähne zu Hülfe, aber von den beiden Patres fand man keine Spur mehr. Mögen unsere Leser der beiden Missionare, deren Laufbahn einen so traurigen Abschluß fand, nicht vergessen in ihren Gebeten. R. I. P.

Ein anderes schweres Unglück traf die katholische Mission in Fernie, (Brit. Kolumbien.) Von dem furchtbaren Waldbrande, der sich zum reinsten Feuermeere entwickelte und die 6500 Einwohner zählende Stadt dem Erdboden gleich machte, haben die Leser gewiß schon aus der Tageszeitung gehört. Von der Mission wurde die Kirche gänzlich zerstört, das Haus ist, weil aus Zementblöcken gebaut, stehen geblieben. Verluste an Menschenleben in der Unglücksgegend sind viele zu beklagen, der Materialschaden wird auf mehr als 20 Millionen geschätzt. Ganz Kanada wetteifert in der Wohltätigkeit, um den schwer heimgesuchten Bewohnern von Fernie und Umgegend zu Hülfe zu kommen. Wir empfehlen der Mildtätigkeit unserer Leser auch die hartgeprüfte katholische Mission, an deren Spitze ein deutscher Oblate, P. Meißner, stand.

Katholiken-Versammlung in Münster, (Provinz Saskatchewan, Kanada). „Der 29. Juli, an dem zum erstenmale in der deutschen katholischen St. Peterskolonie der bescheidene Versuch gemacht werden sollte, die großen, so viel Segen spendenden Katholikentage Deutschlands und der Ver. Staaten, nachzuahmen, war herangenaht. Schon Tags zuvor waren mehrere Oblatenpatres aus Manitoba, Alberta und verschiedenen deutschen Niederlassungen Saskatchewans herbeigeeilt. Am Festtage selbst fand in der Kirche zu Münster um 10 Uhr feierliches Hochamt statt und nach demselben zog man zum Festlokal. Trotz des sehr bedrohlichen Wetters hatten sich Vertreter aus allen Teilen der St. Peterskolonie eingefunden, am zahlreichsten war natürlich die Gemeinde Münster vertreten.

Nach der Eröffnung der Versammlung wurde ein Vorsitzender und ein Sekretär gewählt. Hierauf hieß der Prior der Benediktiner in der Begrüßungsrede die Anwesenden herzlich willkommen. Er wies sie hin auf das Beispiel der deutschen Katholiken und ermunterte sie, wie diese für ihre Interessen mutig einzustehen und sich zu organisieren. Die Versammlung sei zusammengekommen, um das katholische Bewußtsein zu stärken und zur Einheit anzueifern; es sei keine politische Versammlung, sondern ein Katholikentag.

Pater Maurus O. S. B., Seelsorger in Gold Spring, (Ver. Staaten) der zurzeit als Besucher in der St. Peterskolonie weilte, sprach sein Erstaunen aus über die Fortschritte, welche die Kolonie in der kurzen Zeit ihres Bestehens gemacht habe.

Es sei hier nicht mehr alles im Werden, vieles sei schon zur Vollendung gelangt. Der Deutsche ist ein Biedermann, er arbeitet und vertraut auf Gott. Deshalb rufe er den Versammelten zu: Arbeitet zusammen, Priester und Volk; das Herz bei Gott, die Hand bei der Arbeit!

P. Nel O. M. I. betrat sodann die Tribüne und überbrachte der Versammlung die Grüße der deutschen Katholiken in der St. Bonifatius- und St. Heinrichskolonie in Alberta.

Aus der St. Josefs-Niederlassung brachte P. Schwebius O. M. I. Grüße, und wünschte Glück zum Katholikentage. „Wenn dieser Tag auch ein ganz bescheidener ist, so darf das keineswegs entmutigen, sondern muß vielmehr ein Ansporn zu Großem sein. Er soll ein kleiner David sein, der dem Riesen Goliath den Schädel einwarf. St. Peters- und St Josefskolonie sollen sich im Kampfe für die katholische Sache gegenseitig unterstützen."

Pater Funke O. M. I. aus Grayson (Sask.) bemerkte sodann, ihm sei mit dieser Katholiken-Versammlung ein Wunsch aus dem Herzen gesprochen. Er sei zwar nur der Vertreter einer kleinen deutschen Ansiedlung, aber gerade als solcher fühle er besonders die Notwendigkeit des Zusammenhaltens der deutschen Katholiken, denn Einigkeit macht stark. Nach diesen Begrüßungsansprachen folgte eine zweistündige Pause. Inzwischen waren neue Besucher herbeigeeilt, so daß die geräumige Halle vollständig gefüllt war, als die Nachmittagssitzung eröffnet wurde. P. Brabender O. M. I. leitete dieselbe ein durch eine längere treffliche Rede über den ‚Volksverein'. P. Steuer O. M. I. aus Winnipeg sprach sodann in einer mit Humor gewürzten Rede über Priester und Volk. Als nächster Redner betrat sodann Professor Kramer aus Regina die Tribüne und erging sich in bescheidener aber klarer Weise über die Schulfrage in der Provinz Saskatchewan. Er legte die Mängel des jetzigen Schulsystems dar, und gab die Mittel an, durch welche eine Besserung erreicht werden könne. Als hauptsächlichstes Mittel nannte er die Aufstellung und tatkräftige Unterstützung tüchtiger Vertreter bei den Wahlen. Als Redner traten dann noch auf P. Meinrad O. S. B. von Watson und P. Hilland O. M. I. aus Winnipeg; sie sprachen über Vereinswesen und Presse.

Die mit reichem Beifall aufgenommenen Reden wurden in angenehmer Weise unterbrochen durch trefflich vorgetragene Gesänge des Münsterer Gesangvereins und die flott gespielten Stücke der Fuldaer Musikkapelle. Zum Schlusse fand die Wahl eines Komitees statt, das Vorbereitungen für den nächsten Katholikentag treffen soll. Präsident desselben ist der hochw. P. Bruno Dörfler O. S. B., Vorsitzender H. Karl Mayer, Komiteemitglieder die hochw. PP. O. M. I. Hilland, Brabender, Schwebius und H. Professor Kramer. Der erhebende Hymnus, ‚Großer Gott', gesungen von der ganzen Versammlung, beschloß sodann die würdig verlaufene Tagung, welche ein Merkstein werden soll für das katholische Deutschtum Saskatchewan's. (St. Petersbote. Nr. 24.)

Freie Stunden

Unterhaltungsbeilage der «Maria Immaculata»

XVI. Jahrgang. · Nr. 1 · Oktober 1908

Das Opfer.

Eine historische Erzählung aus dem Zululande.

Vorbemerkung: Ein dorniges Missionsfeld wurde in Arbeit genommen, als in den siebziger Jahren die Oblatenmissionare in das Zululand kamen, um hier ihre Missionstätigkeit zu beginnen. Zululand, im südöstlichen Afrika gelegen, ist der klassische Boden, auf dem sich ein gutes Stück Geschichte des schwarzen Volkes von Südafrika abspielte, ist der Feuerherd, von dem aus zu verschiedenen Malen die Brandfackel des Krieges durch einen großen Teil von Afrika getragen wurde, die Hochburg, in der sich das Heidentum in seinen widrigsten Formen des Schlangen- und Dämonenkultus bis in unsere Tage hinein erhalten hat. Und ist es trostreich für ein christliches Herz, in den Annalen der Missionsgeschichte von den Leiden und Siegen des Gottesreiches auf Erden zu lesen, so ist es nicht minder lehrreich, den halb verklungenen Sagen jener Völker zu lauschen und den Menschen kennen zu lernen in jenem Elende, in jener Not, die sein Anteil wurden, als er Gottes Wege verlor, aus denen er aber gerettet wurde und gerettet werden soll durch Gottes sich Aller erbarmende Liebe.

Deshalb führt uns vorliegende historische Erzählung in das Land ihrer Ereignisse zu einer Zeit, wo dort die süße Kunde des Kreuzes noch nicht erklungen, wo, wie das Schriftwort lautet, „das Volk noch in Finsternis und Todesschatten saß."

1. Kapitel.

In quälender Sorge.

Die Sonne ging eben unter. Jobe, der König der Tetwa, saß an dem Eingange seines Viehkraales und harrte mit sichtlicher Befriedigung und nicht geringem Stolz seiner auserlesenen Herden, die in Hunderten von Scharen heranzogen unter dem Pfeifen und Johlen der Viehhirten.

Jobe war seiner Würde sich bewußt. Zahlreicher als jene heranziehenden Herden waren die Menschen, denen er gebot, zahlreicher die Krieger, die ihm ergeben waren, und zwar willenloser, gefügiger als jene Tiere ihren Treibern. Blickte er nach Osten, so waren die Menschen sein bis hin zu dem fernen Küstengestade, gegen welches der indische Ozean unaufhörlich mit seinem Wellengewoge Sturm lief. Und sie waren sein eigen von der Bai, die heute den Namen St. Luzia-Bai trägt, bis hinab zu dem Umhlatuze-Flusse. Schaute er nach Westen, so gehörten sie ihm alle, die landeinwärts wohnten vom Limpopo-Gebirge im Norden bis zu den Mobehlane-Hügeln im Süden. Alles

das war gegen Ende des 18. Jahrhunderts das Reich der Tetwa, und alles das war Jobe's Besitz. Wer konnte seiner Macht widerstehen?

Jobe war seiner Würde und seiner Macht sich bewußt. Seit Jahrhunderten waren seine Amahlozi, seine Ahnen, die Könige und Führer dieses Volkes gewesen. Von Umtetwa, dem ersten seiner Ahnen, hatte es Ursprung und Namen. Umtetwa hatte die Menschen zu Tetwa gemacht, aber Umyambosi, dessen Sohn und Nachfolger, hatte die Tetwa zu glücklichen, reichen und mächtigen Tetwa gemacht. Durch seine Güte und Milde hatte Umyambosi seinen Namen unauslöschlich in die Herzen seiner Untergebenen und deren Nachkommen geschrieben, und Jobe hatte noch gehört, wie die alten Männer seines Stammes erzählten von jenen Tagen des Friedens und des Ueberflusses, so wie sie ihnen in ihrer Kindheit von ihren Vätern geschildert worden waren. An zwölf Generationen waren seitdem aufeinander gefolgt, und viel Aenderung und Wechsel hatten sie gebracht.

O Tage des Friedens, der Freude und des Ueberflusses!

Jobe, der König der Tetwa, seufzte, und seine Augen verdunkelten sich. Er schaute nicht mehr das Land, das herrlich und schön, im Glanze der untergehenden Sonne, zu seinen Füßen lag, und er hatte keine Beachtung mehr für die stolzen Viehherden, die heranzogen und die noch soeben sein Herz mit großer Freude und Befriedigung erfüllt hatten. Gedanken, schwarz wie die Nacht, die von Norden herunterstieg, stiegen in seiner Seele auf und umringten sie, überzogen sie mit einer undurchdringlichen Finsternis. Furcht durchzitterte den König.

Furcht, ihn, den König der Tetwa, den unumschränkten Gebieter über Leben und Tod von tausenden von Menschen? — Ja, Furcht durchzitterte ihn, bange, unheimliche Furcht, die im Herzen mit starken, schnellen Schlägen klopft, die Brust und Kehle zusammenschnürt, die die Glieder lähmt, kurz eine Furcht, wie sie auch den gewöhnlichsten der Menschen packt und schüttelt, hatte auch ihn, den Mächtigen, gepackt und schüttelte ihn. Wer, der ihn jetzt sah, hätte ihn für den mächtigen König der Tetwa gehalten, wie er dasaß in sich zusammengesunken, den Kopf in die Hände gestützt, die Augen sorgenschwer auf den Boden geheftet?

Wie ein Schrei der Not aus bedrängter Seele entfuhr es seinen Lippen: „O ihr, meine Amahlozi, schützende Geister meiner Ahnen, warum wollt ihr mich verlassen? Wann hätte ich aufgehört eure großen Taten zu preisen und euch Opfer von fetttriefenden Ochsen und wohlduftender Utschwala (Bier) darzubringen? Und dennoch behandelt ihr mich so verächtlich und versagt mir die erbetene Hilfe! Wenn ihr mir keine Gunst mehr erweiset, so werde ich aufhören euch zu preisen und euch Opfergaben zu bringen. Ihr möget dann Heuschrecken essen und im Gedächtnis der Menschen völlig der Vergessenheit anheimfallen." Was war es, was so bis in das Innerste der Seele den König der Tetwa bewegte? Vor vier Isonto (ungefähr vier Wochen) war es gewesen, an

einem Umqibelo, am Tage, der eine Jsonto vollmacht d. h. Sonnabend, als ein Viehhirte in voller Hast gelaufen kam und die Nachricht brachte, ein Ochse hätte im königlichen Viehkraale eine Jhlozi-Schlange (Ahnen-Schlange) zertreten. Das war eine schlimme Nachricht, ebenso schlimm als eine Todesnachricht, denn nun würde jemand aus der königlichen Familie sterben. Warum? „Abantu bayapenduka iziinyoka", sagten die Tetwa. „Die Menschen verwandeln sich in Schlangen", und folgendes war ihr Glaube. Wenn einer der Menschen stirbt, so wird das Umfunkulu, das Rückenmark, das der Sitz der Seele ist, eine Schlange. Was vorher Mensch war, ist nun Schlange. Was in der Schlange lebt und sich bewegt, das ist der Geist des Verstorbenen, der Jhlozi. Bei diesen Geistern aber liegt die Führung und Regierung der menschlichen Geschicke. Sie erhalten diejenigen, zu deren Familie sie gehören und geben ihnen Gesundheit, bewahren sie vor Unheil, machen, daß die Kühe Milch geben, lassen das Korn wachsen ꝛc. Aber auch Schaden können sie in ihrem Zorn zufügen. Kurz, in ihren Händen liegt Glück und Unglück, Wohlstand und Armut, Gesundheit und Krankheit, Leben und Tod. Während aber die Amahlozi der gewöhnlichen Leute nur Kraft über ihre Familie ausüben können, herrschen die Amahlozi des Königs über das ganze Volk. Sie machen Dürre und Regen, sie führen Krieg und vernichten oder beschützen das Kriegsheer. Und wie jedes Volk, jeder Stamm, jede Familie ihre Amahlozie hat, so besitzt auch jeder Mensch einen besonderen Jhlozi. Er ist es, der ihn besonders bewahrt, ihm besonders hilft aus Gefahren und Bedrängnissen, kurz, der wie ein Schutzgeist ihm stets zur Seite ist. Dieser Geist aber wohnt, wie gesagt, in der Schlange; wird diese getötet, so stirbt ein Mensch aus der Verwandtschaft.

Und nun war eine Jhlozi-Schlange im königlichen Viehkraale Jobe's getötet worden. Einer mußte sterben. Wer würde es sein? Vielleicht er, der König selbst? Von welcher Seite drohte Gefahr? War es von seiten seiner Krieger, die seines strengen Regiments überdrüssig waren? War es von seiten seiner eigenen Söhne, denen er zu lange lebte, weil sie selber gern König geworden wären? —

Das waren die schwarzen Gedanken, die den König der Tetwa durchbohrten und quälten, als er vor Sonnenuntergang vor seinem Viehkraale saß. Er sterben? O wie ihn dieser Gedanke mit Grausen erfüllte. Er hatte Angst vor dem Tode, trotz der Aussicht, dann bald in eine Jhlozi-Schlange verwandelt zu werden und als solche über sein Volk herrschen zu können noch machtvoller und unbeschränkter als je zuvor. Er hatte Angst, und unheimliche Furcht durchzitterte bei den grübelnden Gedanken seine Glieder.

O warum mußten doch die Menschen sterben? Warum sollte er gerade sterben? Ach, wie er den Tod haßte! Warum auch war damals das Chamäleon nicht schneller gelaufen! Denn daß die

Menschen nun alle sterben müssen, war, wie sich die Tetwa erzählten, so gekommen:

Vor langer, langer Zeit brach Unkulunkulu, der Große-Große, aus dem Rohre hervor, machte alle Dinge und zeugte mit zwei Frauen die Menschen, mit der einen die hellen, mit der anderen die schwarzen Menschen. Unkulunkulu, er, der zuerst zugegen war — owavela nqa u mvelinqanzi — lehrte die Menschen die Sitten und Gebräuche, die Künste und Arbeiten, und gab ihnen verschiedene Befehle.

Eines Tages wünschte nun Unkulunkulu eine Botschaft zur Erde zu senden; er wollte den Menschen kund tun, daß sie ewig leben würden. Als Ueberbringer der frohen Botschaft erwählte er das Ulunwabu, das Chamäleon. Dieses sollte hingehen und den Menschen sagen: „Von jetzt an werdet ihr nicht sterben, sondern ewig leben." Das Chamäleon aber war das schläfrigste von allen Tieren. Es vertändelte auf dem Wege seine Zeit, labte sich an seiner Lieblingsfrucht, an der ubukwebezane, und schlief schließlich auf einem hohen Baum, auf dem es sich gesonnt hatte, ein. Dadurch verspätete es sich aber gar sehr auf seiner Reise zu den Menschen. Unterdessen gereute Unkulunkulu sein Beschluß, und er änderte seinen Willen: Die Menschen sollen nicht ewig leben, sondern sterben. Als Verkünder dieser Botschaft wählte er jetzt die Intulwa, die große flinke Eidechse. Hurtig machte sie sich auf den Weg zu den Menschen und hielt sich nirgends auf. Daher überholte sie das schlafende Chamäleon, kam zuerst zu den Menschen und verkündete die traurige Botschaft vom allgemeinen Tode. Bald erwachte auch das Chamäleon. Es erstieg die Spitze eines Hügels, sah von dort das Menschengeschlecht und rief ihm die Kunde zu, daß alle ewig leben sollten. Da gab ihm die Eidechse einen Klaps auf den Kopf und sagte: „Mach, daß du fortkommst, du Lügner; die Botschaft lautet im Gegenteil, daß alle Menschen sterben müssen." Und die Menschen glaubten der Eidechse, weil sie zuerst gekommen war, das Chamäleon aber warfen sie mit Steinen. Von jener Zeit an starben die Menschen. Von jener Zeit an hassen aber auch die Schwarzen diese beiden Tiere; das Chamäleon hassen sie, weil es durch seine Langsamkeit, die Eidechse, weil sie durch ihre Schnelligkeit bewirkt hat, daß sie nun sterben müssen. —

Alle Menschen müssen sterben, aber er, Jobe, König der Tetwa, wollte nicht sterben, wenigstens jetzt noch nicht. Nein, er wollte nicht, und niemand hatte bisher sich seinem Willen widersetzt. Wer wollte es jetzt wagen? Zornig ergriff er einen schweren Stein und schleuderte ihn nach einem Chamäleon, das zwischen den Zweigen eines Strauches saß und gemütlich Jagd auf die summenden Fliegen machte.

„Wärst du nicht gewesen", rief ihm Jobe zu, „brauchten wir nicht zu sterben".

Der Stein traf das unschuldige Opfer, das wütend seine grünliche Farbe in helles Rot verwandelte. Es schnappte mit der langen

klebrigen Zunge nach dem unsichtbaren Feinde und hockte sich dann, um sich von seinem Schrecken zu erholen, regungslos auf den Ast nieder.

Auch Jobe verfiel wieder seinen grübelnden Gedanken.

Weshalb zürnten ihm die Amahlobi? Hatte er ihnen denn nicht stets mit königlicher Freigebigkeit gedient? Wie viele Ochsen hatte er ihnen schlachten lassen! Fast täglich konnten sie den süßen Duft des frischen, roten Blutes einatmen. Und so oft eine Ihlozi-Schlange sich in seinem Kraal gezeigt hatte, war sie mit den Worten: „Unser Ahne ist zu uns gekommen", begrüßt und mit süßer, frischer Milch bewirtet worden.

Und jener Fehltritt, daß aus Unvorsichtigkeit die Ihlozi-Schlange getötet worden war, was konnte er dafür? Alles, was in seiner Macht gelegen und was die Sühne erheischte, hatte er getan. Er hatte sofort alle Kraalbewohner versammelt und den Befehl zum Schlachten jenes Unglücks-Ochsen gegeben. O wie hatten seine Leute das Tier gequält! Glied für Glied hatten sie ihm langsam abgeschnitten, um ihm soviel Schmerzen als nur möglich zu bereiten; er sollte recht laut brüllen und stöhnen, damit es die Amahlozi hörten. Und wie hatte der Ochse gebrüllt! Die Amahlozi konnten und mußten es gehört haben.

Dann hatte er, Jobe, der König selbst, mit dem Speer das Tier nahe der Schulter in die rechte Seite gestochen, hatte das Ende des Schwanzes in einen Knoten geflochten, um alle Gegenwärtigen vor schlimmen Folgen zu bewahren, hatte mit großer Vorsicht die Galle des Tieres genommen und sie geöffnet. Und alle waren herzugetreten und hatten von der Galle genommen und sich damit die Zehen, die Oberschenkel und die Schultern bestrichen. Und wie seine Leute, so hatte auch er, der König, selber getan, und noch trug er die Gallenblase um den Arm gebunden. Denn die Amahlozi lieben ganz besonders die Galle des geopferten Tieres, und es hieß, daß sie jenen gut wären und daß sie jene liebten, die davon nehmen. Die Amahlozi konnten und mußten das alles gesehen haben.

Und dann hatte der König das Fleisch in eine Hütte bringen und große Kalabassen voll Bier hinstellen lassen, damit alles über Nacht dort verbleibe und die Amahlozie sich gütlich tun und ihren Zorn besänftigen konnten. Bevor aber die Tür der Hütte, in welcher nur ein paar Knaben bei der Opfergabe schlafen durften, geschlossen wurde, hatte Jobe die Hände erhoben und gerufen:

„Erhebe laut deine Klage, du Opfertier, und ihr, meine Amahlozi höret auf, mir zu zürnen, denn hier ist eure Gabe: ein wahres Prachttier, wie ihr selber eines einst euer eigen nanntet! Ich preise euch mit all euren erhabenen Namen und rühme all eure Taten. Zürnet nun aber nicht länger mehr über mich, denn sehet, euer Ochse ist geschlachtet, ja euer ist er! Klaget mich fürderhin nicht mehr der Nachlässigkeit an. Sollte ich wirklich nachlässig gewesen sein in eurem Lobe

und in der Entrichtung von Fleisch und Bier, so sehet ihr hier als neue Opfergabe einen ganzen Ochsen, den ich euch hiermit anbiete."

So hatte er gerufen und dann das Türloch der Hütte mit dem Mageninhalt des getöteten Ochsen bestrichen. Der Rest dieses Inhaltes war hierauf auf einer Tonscherbe getrocknet, angezündet und als lodernde Flamme von Hütte zu Hütte getragen worden. Und alle hatten ihre Stimme erhoben und zu den Amahlozie gerufen, das Opfer zu weihen und den Kraal wieder mit Frieden, mit Glück und Fruchtbarkeit zu segnen. Die Amahlozi konnten und mußten dieses alles verkostet und gerochen haben.

Das hatte, wie gesagt, Jobe zur Sühne getan, aber dennoch konnte er keine Ruhe finden. Ein Unglückszeichen jagte das andere. Noch heute morgen hatte eine weiße Taube auf seiner Hütte gesessen. Das war ein bedenkliches Imhloba, Unglückszeichen. Und noch vorige Nacht war er mit schrecklichen Träumen von den Amahlozie gequält worden, und die Isanusi, die Priester der Amahlozi, die er um die Auslegung jener Träume befragt, waren entsetzt zurückgewichen und hatten schließlich allerhand dunkle Andeutungen über Verrat und Totschlag gemacht.

Das alles war in der grübelnden Seele des Königs wieder wach geworden und wuchs in der überreizten Phantasie zu riesenhaften, unheimlichen Gestalten, die auf ihn einstürmten. Und wieder seufzte er und rief wie in Verzweiflung: „Meine Amahlozi haben mich verlassen, sie haben mich weggeworfen, wohin soll ich gehen?" Wild fährt Jobe plötzlich aus seinen mutlosen Träumen empor. Die Wut der Verzweiflung lodert jäh in den rollenden Augen. Krampfhaft umspannt die Faust die Assegai, die zu seinen Füßen gelegen, und der König reckt die schwarzen Arme wie zum Stoße ausholend wild empor, sodaß die Glieder knacken. In zornigen Stößen kommt es über die wulstigen Lippen: „Wo ist der Feind? Er möge kommen; ich werde ihn zermalmen wie einen Opferstier, ich werde ihm das Herz aufreißen und sein Blut trinken und seine Galle den Amahlozi opfern. Bei der Tränen meiner Mutter! das werde ich tun — und sollten es meine eigenen Söhne sein."

Hoch aufgerichtet, wie ein schwarzer Dämon, stand Jobe, der König der Tetwa, am Eingang seines Viehkraales und schaute mit knirschenden Zähnen, mit funkelnden Augen in das Land. Das Land aber lag in friedlicher Abendstille zu seinen Füßen. Tausende von Feuer brannten ringsum, um den Abendtisch zu versorgen, und der Rauch stieg geisterhaft auf in die ruhige Luft der Sommerabends. (Fortsetzung folgt.)

Mit bischöflicher Genehmigung.

Nachdruck sämtlicher Beiträge und Erzählungen untersagt. Der Nachdruck aus den kleineren Nachrichten nur bei genauer Quellenangabe gestattet.

Alle Angelegenheiten betreffend Redaktion und Expedition sind zu adressieren an **Redaktion der ‚Maria Immaculata'; Hünfeld bei Fulda.**

Druck der Fuldaer Actiendruckerei, Fulda.

Maria Immaculata

Illustrierte Marien- und Missions-Zeitschrift

Organ des Marianischen Missions-Vereins

Herausgegeben von der deutschen Ordensprovinz der PP. Oblaten M. I. | XVI. Jahrgang Heft 2 · November 1908. | Verlag des Missionshauses St. Bonifatius Hünfeld b. Fulda.

Die Zeitschrift „Maria Immaculata" erscheint monatlich mit der Unterhaltungsbeilage „Freie Stunden" und der literarischen Beilage „Vom Büchertische". Preis pro Jahr Mk. 2.00 für Deutschland und Oesterreich; Mk. 2.50 fürs Ausland. Zu beziehen von dem Missionshause oder durch den Buchhandel.

Anzeigenpreise: Die einspaltige, 55 mm breite Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg. Die ganze Seite von 128 Zeilen Raum Mk. 20.— Die halbe Seite Mk. 12.—

Gedankenlosigkeit.

Zeitgemäße Plauderei.

„Der menschliche Geist kann am Tage nie ruhig sein," sagte mir des öftern meine Mutter, als ich noch ein Kind war, „an etwas muß man immer denken." Ich konnte das nicht recht fassen und, kritisch angelegt, wie ich war, ließ ich es auf ein Experiment ankommen. Ich drückte mich in eine Ecke, schloß die Augen und versuchte so recht an gar nichts zu denken. Natürlich je mehr Anstrengungen ich machte, desto weniger wollte es mir gelingen, die Gedankenquelle zu verstopfen. Ich gab denn auch meine Versuche bald auf und verkündete laut meinen Altersgenossen den selbstgefundenen Lehrsatz, daß nämlich der Mensch nun einmal nicht gedankenlos sein könne.

Habe aber doch seitdem erfahren, daß es recht viel Gedankenlosigkeit in der Welt gibt. Um aber nicht in den Verdacht zu kommen, philosophische Irrlehren zu verbreiten, muß ich gleich hinzufügen, daß diese Gedankenlosigkeit keine vollständige, keine totale Sonnenfinsternis, sondern nur eine relative oder teilweise sein kann. Der Gedankenlose ist nämlich nicht ohne Gedanken, manchmal hat er deren viel, öfters sogar zuviel, aber er hat nicht die Gedanken, die er haben sollte. Gedankenlos sein heißt manchmal soviel, als an chronischen Anfällen von Zerstreutheit leiden; das schließt nun gerade keinen Tadel ein, es gehört vielmehr zum nie versiegenden Kapitel der menschlichen Schwächen. Des öfteren aber hat das Wort einen recht bitteren Beigeschmack, es enthält dann einen schweren Vorwurf und könnte viel erzählen von Klagen, Schuld und Elend. So handelt gedankenlos der Mensch, welcher anstatt eine dringende Anfrage sofort zu beantworten, diese leichtsinnig oder herzlos beiseite schiebt mit dem trockenen Be

merken: „Der soll warten, da könnte jeder kommen und mich tribulieren.“ Gedankenlos handelt, wer den Handwerker und den Kaufmann oft jahrelang auf Bezahlung warten läßt. Gedankenlos ist es, wenn man leichtfertig oder böswillig gegen den Nächsten ausgestreute Gerüchte vorschnell glaubt und daraus spitze Pfeile gegen ihn schnitzt. Gedankenlosigkeit, du Stiefschwester der Bosheit, wie viel Unheil richtest du täglich in dieser armen Welt an!

Wie mir vielgeplagte Redakteure versichert haben, soll Gedankenlosigkeit sogar bei Lesern von Missionszeitschriften vorkommen, ja, leider muß ich sagen, auch hie und da bei Beförderern des ‚Marianischen Missionsvereins‘. Ich beeile mich aber hinzuzufügen, daß das nur Gedankenlosigkeit der ersten Kategorie, die gleichbedeutend ist mit Zerstreutheit, sein kann. Da dieselbe nun aber keineswegs das Missionswerk fördert, sondern ihm nur Knüppel zwischen die Räder wirft, ist es gewiß angebracht, auch dieser Gedankenlosigkeit scharf auf den Leib zu rücken.

Es gibt z. B. Leute, die jahrelang eine Missionszeitschrift halten, ohne je die praktische Folgerung zu ziehen aus der Tatsache, daß Papier und Druckerschwärze und Arbeit den Missionshäusern nicht gratis geleistet werden. Es soll sogar vorkommen, daß diese zerstreuten Abonnenten, wenn sie schließlich eine höfliche Erinnerung erhalten, einfach das Heft zurückgehen lassen mit dem Vermerk: ‚Annahme verweigert‘ und sich dann in ein abgrundtiefes Schweigen hüllen. Das erinnert bedenklich an das Gebahren mancher Töff-Töff-Brüder, deren Schuldkonto belastet ist, und die sich dann eiligst aus dem Staube machen. Diese Art Gedankenlosigkeit streift schon sehr nahe die oben an zweiter Stelle genannte, für die man nämlich nicht leicht eine rechtschaffene Entschuldigung findet. Da läßt sich nicht mehr sagen: „So etwas kommt in den besten Familien vor.“

Falls jemand die Zeitschrift zugesandt erhält ohne seine Bestellung — ein guter Freund hat z. B. die Adresse angegeben in der Voraussetzung, der Zeitschrift einen neuen Abonnenten zu gewinnen — so möge er gleich bei den ersten Nummern die Annahme verweigern oder ein Wort der Aufklärung verlangen. Die Redakteure gehören ja auch noch zu den Menschen, mit denen ein vernünftiges Wort zu reden ist.

Ein zweiter Grund des Aergers und der Portovergeudung rührt von den unklaren, mangelhaften Angaben her, die den Postanweisungsabschnitt zieren. Absender schickt z. B. das Geld ein von mehreren Abonnenten, nennt aber keineswegs deren Namen und Adressen. Die Geschäftsführer sind auch nicht allwissend, und so gibt es hüben und drüben Mißverständnisse und schließlich Verstimmungen, alles Dinge, die dem Missionswerke so wohl tun, wie der Sand dem Auge. Also bitte immer genau angeben: 1. von wem die eingesandten Beiträge, und 2. wozu dieselben bestimmt sind. Auch für die verehrten Be-

Das Bild Unserer Lieben Frau von Maddu

förderer ist diese Mahnung wichtig. Manchmal verwechseln sie Abonnenten der Zeitschrift mit Mitgliedern des Missionsvereins. Da sie ja Recht auf Gratisexemplare haben, mögen sie selbst angeben, wie viel sie wünschen, und wieviel zahlende Abnehmer für die Zeitschrift sie haben.

Und jetzt etwas sehr Wichtiges. Von jedem, der durch Zahlung des Abonnementsbetrages ein Recht auf die Zustellung der Zeitschrift erwirbt, muß die Redaktion die vollständige Adresse haben, mag er nun direkt beziehen oder durch eine Mittelperson. Wir bitten deshalb alle unsere Abonnenten, die mehrere Exemplare der ‚Maria Immaculata' erhalten und an andere verteilen, sowie die Beförderer, welche zahlende Abnehmer für die Zeitschrift haben, uns stets vollständige Adresse derselben anzugeben. Es ist dies keineswegs ein Mißtrauensvotum, sondern das einzige Mittel, eine richtige Buchführung zu erhalten, und besonders garantiert es die Möglichkeit einer stets prompten Zustellung des Heftes. Wird z. B. ein Uebermittler krank, verzieht er, oder kann er aus irgend einem anderen Grunde der Redaktion nicht mehr seine bisherigen Liebesdienste leisten, so ist diese in der Lage, jedem einzelnen Abonnenten jetzt das Heft direkt durch die Post zuzusenden, wenn sie seine Adresse kennt, aber auch nur dann; für diese Regel gibt es keine Ausnahme.

Da ich eben daran bin, praktische Winke auszuteilen, so möchte ich den geehrten Leser noch aufmerksam machen auf den Anzeigenteil der Zeitschrift. Es geht letzterem öfters wie dem lieben Vorwort zu Anfang der Bücher, d. h. es wird nicht gelesen, und doch ist es dazu da, und seine Beachtung durch den Leser kann dem Missionswerke eine namhafte Unterstützung bringen. Die annoncierenden Firmen wollen nämlich auch Beweise dafür haben, daß ihre Anzeige, die keineswegs gratis aufgenommen wird, nicht als bloße Füllung dient, sondern wirkliche Erfolge erzielt. Wenn du daher, lieber Leser, die ‚Maria Immaculata' zur Hand nimmst und dem Anzeigenteil begegnest, so gehe keineswegs an ihm vorüber, ohne ihm einen Augenblick deine Aufmerksamkeit zu schenken. Findest du etwas, was du notwendig brauchst oder zu kaufen vorhattest (und das gilt besonders in der bevorstehenden Weihnachtszeit!) so wende dich an die Firmen, die du auf den Umschlagseiten oder den gelben Einlagen findest. Deine Auslagen werden deshalb nicht größer, der Zeitschrift aber leistest du einen großen Dienst.

* * *

Das sind einige Punkte, deren Beachtung das Missionswerk fördert, deren Nichtbeachtung durch Gedankenlosigkeit dasselbe oft erheblich schädigen kann.

Da seufzt gar mancher und denkt: „Ja, wie ist denn eigentlich der Gedankenlosigkeit abzuhelfen? Ich vergesse so leicht dies und jenes

und doch gibt es Sachen, wie ich sehe, die man einfach nicht vergessen darf."

Nun, vor allem Ordnung. Ordnung ist das halbe Leben, also Ordnung in den Briefsachen, Rechnungen, Quittungen ꝛc. Alles fein aufheben, was später dienen kann und es am rechten Orte aufheben. Nicht die Sachen so legen, daß man ein eigenes Fundbureau haben muß, auch nicht so, daß man jeden Augenblick darüber stolpert, sondern so, daß sich alles jederzeit leicht überblicken läßt und uns leicht in die Augen fällt.

Zweitens: Gewissenhaftigkeit. Aller Ordnungssinn, die schönsten und praktischsten Schubfächer nützen nichts, wenn man nicht ein starkes Pflichtgefühl besitzt. Die Knoten im Taschentuche genügen nicht, und könnten wir uns auch einen Knoten ins Ohr machen, das würde die Gedankenlosigkeit noch nicht austreiben, wenn nicht in der Seele Selbstüberwindung vorhanden wäre. Was dem Menschen unangenehm ist, so lautet eine uralte Wahrheit, das tut er nicht gern: er schiebt es gern auf die lange Bank, bis es glücklich hinter seinem Gesichtskreis verschwunden ist. Zu den unangenehmen Dingen soll ja auch das Bezahlen gehören, und das übrige weißt du, lieber Leser. Da hilft nur eins: Auf morgen nicht die Erfüllung einer Pflicht verschieben, die heute mahnt, heute erfüllt werden sollte und heute auch erfüllt werden kann.

Zum Schlusse, lieber Leser, eine dringende Bitte. Von dem heute Gesagten überlasse nicht alles dem ‚lieben Nächsten', behalte auch etwas davon für dich.

25 Jahre Missionsarbeit in der Erzdiözese Colombo.

Ein Erinnerungsblatt aus der Missionsgeschichte von Ceylon.

Fünfundzwanzig Jahre waren am 28. August verflossen, seit die Oblaten auf Anregung der Propaganda in Rom das Missionswerk in dem damaligen Vikariat Colombo übernahmen. Wir halten es daher für angebracht, unsern Lesern einen kurzen Ueberblick über diesen Zeitraum zu bieten und dies Heft in seinen Bildern ganz der Erinnerung dieses denkwürdigen Tages zu widmen.

I.

Am 17. August 1883 verließ Msgr. Christoph Bonjean O. M. I. das im nördlichen Ceylon gelegene Jaffna, die Residenz seines bisherigen Vikariates, um sich nach dem südlichen Colombo zu begeben.

Ihn begleiteten 18 Oblaten nach dem neuen Arbeitsfelde.[1]) In Colombo versammelten sich unterdessen die Katholiken unter dem Vorsitz des Pfarrers von der St. Philipp Neri-Kirche, Pettah, Hochw. Herrn Balangero und wählten ein Komitee, das dem neuen apostolischen Vikar eine Glückwunschadresse im Namen aller überreichen sollte. Am Nachmittag des 28. August hielt Msgr. Bonjean seinen Einzug in die Kathedrale von Kotahena und nahm hierdurch Besitz von dem Vikariate Colombo. Ein herzlicher Empfang wurde ihm von Seiten der katholischen Bevölkerung zuteil, denn die Arbeiten des eifrigen Missionsbischofs von Jaffna hatten in ganz Ceylon allgemeine Anerkennung gefunden. Nach Verlesung des päpstlichen Breve, durch welches Bischof Bonjean zum apostolischen Vikar von Colombo ernannt wurde, nahm er die Glückwünsche des Sekularklerus, der in Colombo zurückgeblieben war, entgegen. Im ganzen waren es 16 Priester.

Mit Msgr. Bonjean begann eine neue Missionszeit in Colombo. Die erste Sorge des neuen apostolischen Vikars war die Errichtung eines Priesterseminars. In dem Hirtenschreiben, das er noch von Jaffna aus, am 16. August 1883, an seine neue Heerde richtete, sagte er: „Eines drängt sich uns mit aller Notwendigkeit auf und fordert baldige Verwirklichung. Das ist ein Seminar zur Heranbildung von eingeborenen Priestern. Es ist unsere Absicht, mit dieser Gründung sofort zu beginnen. Denn nachdem wir in Jaffna das hoffnungsvolle St. Martin-Seminar errichteten, ist es unser Wunsch, recht bald ein ähnliches Werk in dieser Metropole zu sehen."

Msgr. Bonjean begab sich auch sofort ans Werk, diesen Wunsch in die Tat umzusetzen, und nach kurzer Zeit wurden die zwei ersten Studenten[2]) in Kotahena zu den theologischen Studien zugelassen. Damit war der Grundstein zu dem jetzigen St. Bernhard-Seminar gelegt. Einige Schwierigkeiten bereitete es, ein dem Zweck entsprechendes Grundstück ausfindig zu machen. Im Oktober 1884 wurde das Seminar zeitweilig nach Maradana und im April 1887 nach Bambalapitya verlegt. Endlich im August 1890 erstand es endgültig in Borella. Neunzehn eingeborene Priester, die jetzt segensreich unter ihren Landsleuten wirken, sind bereits aus diesem Seminar hervorgegangen.[3]) Zur besseren Heranbildung der für den Priesterstand bestimmten Jugend wurde außerdem das kleine Seminar

---

[1]) Die PP. Pulicani, Boisseau, Chounavel, Duffo, Collin, Symthe, Tarmeneude, Souhait, Guglielmi, Eyffon, Boulic, Mourier und die FF. Stouter, Murphy, Walsh, Burke, Farbos, Melga und Bell.

[2]) Die späteren Priester L. A. Kartelis und C. E. Fonseka.

[3]) Zu den obigen noch die Priester G. Silva, Don Peter, de Silva, J. Gunawardene, J. Fernando. Ferner die Oblatenpatres M. Alles, E. Fernando, D. Fernando, P. Gomez, D. Joseph, J. Perea, W. Figurado, M. Gunesekera, J. Fernando, G. Gunewardene, R. Fernando. J. Dominic.

St. Aloysius im Jahre 1893 errichtet, und zwar vorläufig in Kotahena. Seit Dezember 1895 wohnten die Konviktoristen dem Unterricht an dem inzwischen errichteten St. Josefs-Kolleg bei und bezogen im Januar 1900 ihr eigenes Haus am Union Platz auf der Slave-Insel. Beide Seminare erfreuen sich heute eines blühenden Zustandes.

Eine Aenderung von durchgreifenden Folgen war die Errichtung der kirchlichen Hierarchie in Ceylon. Durch ein apostolisches Rundschreiben des Papstes Leo XIII., vom 1. September 1886, wurden die apostolischen Vikariate von Ceylon in Diözesen verwandelt und Colombo zur Würde eines Erzbistums erhoben. Die Suffraganfitze waren Jaffna und Kandy. Msgr. Bonjean wurde infolgedessen Erzbischof von Colombo. Sieben Jahre später, 1893, erstanden zwei neue Diözesen, Galle und Trincomalie. Galle umfaßte die gleichnamige politische Provinz (gewöhnlich Südprovinz genannt), und die Provinz Ratnapura. Zur Abrundung wurde die Provinz Kurunegala von der Diözese Jaffna getrennt und mit Colombo verbunden. Kurunegala zählte damals 7 Missionen mit 35000 Katholiken.

25 Jahre Missionsarbeit in Colombo (Ceylon).
Das Priesterseminar in Colombo.

Im ganzen zählte die Erzdiözese Colombo in jener Zeit 27 Missionare (16 Weltpriester und 11 Oblatenpatres) 117000 Katholiken und 13 Missionen. Diese Zahlen wuchsen von Jahr zu Jahr, sodaß heute Colombo 106 Missionare zählt, darunter 98 Oblaten, 220630 Katholiken und 51 Missionsstationen.

Als bischöfliche Residenz wählte Msgr. Bonjean zunächst Kotahena. Da es aber weniger günstig gelegen war, verlegte er sie nach Borella, das zugleich auch der Zentralpunkt für die Missionstätigkeit in der Erzdiözese Colombo wurde. Msgr. Bonjean starb am 3. August 1892 und Msgr. Th. Melizan O. M. I. wurde sein Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle von Colombo. Als dieser nach zwölfjähriger Tätigkeit am 27. Juni 1905 aus dem Leben schied, folgte ihm der jetzige Oberhirte Msgr. A. Coudert O. M. I.

II.

Der materielle Aufbau der Erzdiözese erforderte große Opfer; doch sie wurden freudigen Herzens gebracht. Ein Beweis hierfür ist die eifrige Bautätigkeit in Errichtung von Schulen und Kirchen während der 25 Jahre. An erster Stelle müssen wir die St. Luzia-Kathedrale von Colombo namhaft machen. Auf einer Anhöhe gelegen, beherrscht sie mit ihren gewaltigen Dimensionen weithin das Land von Colombo und steht da als ein Denkmal christlichen Glaubens und christlicher Kunst. Den Plan zu dieser Kirche entwarf der hochw. P. S. Tabareni O. S. B., und den Grundstein legte Bischof Dr. Sillani am 15. August 1873. Das begonnene Werk wurde durch die Oblaten zur Vollendung geführt. Zwei andere kirchliche Baudenkmäler, die eine besondere Erwähnung verdienen, sind die Marienkirche in Negombo und die Allerheiligen-Kirche in Borella, die 1886 begonnen und 1889 vollendet wurde. Außerdem wurden innerhalb der 25 Jahre in der Erzdiözese Colombo 81 neue Kirchen erbaut.

Bei der Wichtigkeit der Erziehung für eine fruchtbringende Missionstätigkeit läßt es sich begreifen, daß dem Schul- und Erziehungswesen von vornherein eine große Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Im Jahre 1883 zählte das Vikariat Colombo 140 Schulen mit 11146 Schülern; rechnet man zu dieser Zahl die 39 Schulen mit 3184 Kinder, welche 1886 bei der Errichtung der kirchlichen Hierarchie zu Colombo kamen, so gibt das eine Gesamtsumme von 179 Schulen mit 14330 Kindern. Diesen stehen heute gegenüber 412 Schulen mit 36398 Schülern.

Unter den Erziehungsanstalten sind die bedeutendsten das St. Benediktus-Institut unter Leitung der Christlichen Brüder, und die höhere Herz-Jesu-Schule zu Kotahena unter Leitung der Schwestern vom Guten Hirten. Das St. Benediktus-Institut wurde 1867 gegründet. Der Anfang war klein. Im Jahre 1883 zählte es

400 Schüler. Heute beläuft sich die Zahl auf 1000 Schüler. Dieser blühende Zustand ist in besonderer Weise dem Eifer des verstorbenen Msgr. Melizan O. M. I. zu verdanken, der das Institut durch neue Anbauten vergrößerte.

Das Kloster vom Guten Hirten wurde im Jahre 1869 gegründet. Es liegt auf einer erhöhten Plattform und umfaßt eine englische Schule, eine Tagesschule, eine Singhalesen-Schule und ein Waisenhaus. Die Zahl der Kinder, welche 1883 etwa 250 betrug, zählt heute 410.

25 Jahre Missionsarbeit in Colombo (Ceylon).
Das kleine Seminar (Konvikt) von Colombo.

Trotz der ausgezeichneten Erziehung in dem St. Benediktus-Institut besuchte eine Anzahl katholischer Kinder, denen eine höhere Erziehung gegeben werden sollte, nichtkatholische Kollegien, wie z. B. das Königliche Kolleg, St. Thomas-Kolleg und das Wesleyanische Kolleg. Im Jahre 1890 betrug ihre Zahl etwa 200. Naturgemäß hegten die Katholiken den sehnlichsten Wunsch, ein katholisches Kolleg für höhere Erziehung zu haben. Schon bei seiner Ankunft in Colombo hatte Msgr. Bonjean einen solchen Plan ins Auge gefaßt, aber es war der Arbeit zu viel im Anfang, und der Hilfsmittel gab es zu wenige. Erst 1892 trat er der Ausführung dieses Planes näher. In einem Hirtenschreiben vom 6. Januar 1892 richtete er einen warmen Aufruf

zur Gründung eines höheren Kollegs an die Katholiken seiner Erzdiözese. Doch die Verwirklichung des großen Werkes war ihm nicht beschieden; er starb am 3. August des genannten Jahres. Sein Nachfolger, Msgr. Melizan, wurde der Vollstrecker seines Testamentes. Er unternahm den Bau, und am 2. März 1896 wurde das St. Josefs-Kolleg eröffnet, obgleich die Gebäulichkeiten erst zur Hälfte vollendet waren. Die feierliche Einsegung fand statt am 27. November durch den apost. Delegaten Msgr. Zaleski in Beisein des englischen Gouverneurs von Ceylon, Sir J. West Ridgeway. Das Professorenkolleg setzte sich zusammen aus 8 Oblatenpatres und 7 Laienprofessoren. Zum Rektor wurde der hochw. P. C. Collin O. M. I. ernannt. Mit dem Kolleg wurde eine englische Vorbereitungsschule verbunden, deren Schülerzahl von Jahr zu Jahr stieg, und heute 400 bereits überschritten hat. Die Zahl der Studenten am Kolleg beträgt heute 300. Als Professoren wirken zur Zeit 12 Oblatenpatres und 9 Laien.

Von den übrigen Erziehungsanstalten, die innerhalb der 25 Jahre gegründet wurden, nennen wir noch die St. Bridget-Schule in Colpetty, unter Leitung der Schwestern vom Guten Hirten für höhere Mädchenerziehung; gegründet 1903; die englische Schule in Bambalapitiya, unter Leitung der Schwestern von der Hl. Familie, gegründet 1904; die Schule U. L. Frau vom Siege zu Moratuwa, unter Leitung der Franziskanerinnen, gegründet 1886. Zahlreich sind die Volksschulen, welche unter der Leitung der 250 eingeborenen Schwestern von der St. Peter- und St. Franziskus Xaverius-Kongregation stehen.

Im Anschluß an das Erziehungs- und Unterrichtswesen soll auch die katholische Presse Erwähnung finden. Die Erzdiözese Colombo hat zwei katholische Zeitungen. Die eine erscheint in englischer Sprache (The Ceylon Catholic Messenger) und die andere in der singhalesischen (Nanartha Pradipaya). Beide Zeitungen erscheinen seit 1883 und üben einen großen Einfluß aus auf das katholische Leben in Ceylon. Es war ihr Verdienst, daß am 9. Oktober 1902 die katholische Laienwelt von Colombo sich in der „Katholischen Vereinigung von Ceylon" zusammenschloß, um in wohlgeordneter Organisation gemeinschaftlich die großen Tagesfragen und die katholischen Interessen zu beraten und zu befördern. Als Zentralpunkt dieser katholischen Vereinigung dient die Bonjean-Gedächtnis-Halle, deren Grundstein am 19. März 1902 gelegt wurde. Im Anschluß an das Gebäude entstand der „katholische Klub", mit welchem ein Lesezimmer und eine katholische Bibliothek verbunden ist.

III.

Mit diesen kirchlichen Bestrebungen gingen die sozialen und charitativen Hand in Hand. An erster Stelle ist da zu nennen das St. Vincenz-Haus in Maggona, dessen Gründer der hochw. P. C. Conrard O. M. I. ist. Es ist ganz der Jugend gewidmet, und

über 100 Waisenknaben erhalten dort eine praktische Erziehung. Das ganze Institut zählt an 400 Personen. Drei Patres und sieben Laienbrüder bilden das Direktorium für die verschiedenen Handwerksabteilungen.

In Maggona befindet sich auch das Mutterhaus der Brüder

25 Jahre Missionsarbeit in Colombo (Ceylon).
Der eingeborene Priester S. Silva mit den Schullehrern von Tudella.

des hl. Vincenz von Paul, einer Kongregation von Eingeborenen, welche den Unterricht in dem Waisenhaus besorgen und die Volksschulen in Maggona, Wennapuwa und Bolawalana leiten.

Das große Waisenhaus von Colombo, das 115 Waisenknaben zählt, ist etwas südlich von Maggona gelegen. Neben dem

Schulunterricht werden die Knaben auch in verschiedenen Handwerken unterrichtet. Die kleine singhalesische Monatsschrift „Bhaktiprabodhanaya" wird vollständig in der Druckerei des Hauses hergestellt. Die ersten Anfänge dieses Waisenhauses datieren aus dem Jahre 1884, als das erste Waisenhaus in Kotta errichtet wurde.

Im Westen von Maggona befindet sich die Besserungsanstalt mit 203 Zöglingen, meistenteils noch heidnisch. Direktoren dieser Anstalt sind zwei Laienbrüder.

Endlich im Norden von Maggona erhebt sich die Normalschule, oder Präparandenanstalt, die im Jahre 1903 eröffnet wurde. 35 junge Leute werden hier zu Volksschullehrern ausgebildet. Am 7. Juli 1907 wurde durch Msgr. Coudert O. M. I. der Grundstein zur neuen Kapelle gelegt.

Für die Waisenmädchen wird in Kotahena, Negombo und Kalamulla durch die Schwestern vom Guten Hirten, in Moratuwa durch die Franziskanerinnen, und in Kurunegala und Wennapuwa durch die Schwestern der Hl. Familie gesorgt. Ihre Zahl beläuft sich auf 550.

Bald nach Ankunft des Msgr. Bonjeau in Colombo wandte sich die englische Regierung an ihn mit dem Anerbieten, das Hospital zu Borella katholischen Schwestern zu übertragen. Die Franziskanerinnen erklärten sich hierzu bereit, und im Jahre 1886 zogen die ersten 5 Krankenschwestern in Borella ein. Ihre Zahl beträgt heute 32. Als im vorigen Jahre die Regierung ein zweites Hospital in Ragama, etwa 2 Meilen von Colombo, errichtete, wurde auch dieses den bewährten Schwestern übertragen. In ähnlicher Weise wirken die Schwestern der Hl. Familie in dem Hospital von Kurunegala.

Für das gebrechliche Alter sorgen die Kleinen Schwestern der Armen in Suduwella. Das dortige Greisenheim wurde 1888 von Msgr. Bonjeau gegründet. Auch der St. Vincenz-Verein hat in Colombo Eingang und Verbreitung gefunden.

Die geleistete Missionsarbeit der 106 Missionare der Erzdiözese kann nach der kirchlichen Statistik des Jahres 1907 ermessen werden; sie zeigt folgende Zahlen: 9107 Taufen, 6393 Firmungen, 392527 Beichten, 431756 Kommunionen, 1719 Heiraten, 3485 Wegzehrungen.

Wir können diesen Rundblick nicht beenden, ohne ein Wort jenen Missionaren zu widmen, die inzwischen von dem Felde der Arbeit abberufen wurden zum Empfang ihres Lohnes aus der Hand des Herrn dieses Weinberges. Fünfzehn Oblatenmissionare und acht Weltpriester sind innerhalb dieses Zeitraumes gestorben. Ihre Namen und ihre Arbeiten werden in der Geschichte Colombos unvergessen bleiben. Wir aber, die glücklichen Erben der Ernte ihrer Sorgen und Mühen, wollen am 25jährigen Gedächtnistage mit dankbarem Aufblick zu Gott, dem Geber allen Segens, beten, daß er das Missionswerk in Ceylon auch fürderhin befördere und segne.

In Postkutsche und Automobil durch den Westen des Transvaals.

Von P. J. Schang O. M. I. (Südafrika).

Solltest du, lieber Leser der ‚Maria Immaculata', deinen Kurs je nach Krugersdorp wenden, solltest du je diese breite, mit Eucalyptus-Bäumen bepflanzte Straße entlang wandeln, dann würdest du in einer gewissen Ecke der Deckerstr. 2c. einen großen mit Segeltuch gedeckten Wagen stehen sehen, auf dessen braunen Seiten mit roten, hellroten Buchstaben die Inschrift prangt: „Rustenburg Coach". Seit der Vollendung der Bahn von Pretoria nach Rustenburg und von Krugersdorp nach Zeerust hat diese famose Postkutsche oder vielmehr dieser Postkarren seine Bedeutung verloren. Klaas und Piet, die Führer, und ihr Gespann von 6 Mauleseln sind wahrscheinlich in den Ruhestand getreten, oder haben ihr Glück anderswo gesucht. Und dennoch, könnte dieser Postwagen sprechen, welche interessante Schilderungen würde er uns geben! Da er aber solches nicht tun kann, muß einer, der einige Male darin die Reise nach Rustenburg (80 Meilen von Krugersdorp) gemacht hat, dieses unternehmen. Der freundliche Leser wird dann den Titel verstehen, „In Postkutsche und Automobil durch den Westen des Transvaals".

Der Winter hatte seinen Einzug in den Transvaal gehalten. Das sonst grüne Feld war braun und bot einen trüben Anblick dar. Die österliche Zeit ermahnte mich an eine Pflicht, nämlich, meine Pfarrei, die sich über 100 Quadratmeilen erstreckt, zu besuchen. Mein Ziel bildet Rustenburg und meine Aufhaltsstellen waren Bloauwbank und Oliphontschreck.

Es war ein kalter Morgen, der mich um 4.30 Uhr reisefertig fand, mit Gepäck und Tragkapelle auf die famose Postkutsche wartend. Um 5 Uhr hatte das Laden der Postsäcke ein Ende genommen, und heran kam sie gerollt von 6 Mauleseln gezogen. Wir waren 5 Reisegefährten. Unser Gepäck wurde aufgebunden, dann hieß es „aufsteigen". Von früheren Reisen wußte ich, daß die beste Stelle auf den Postsäcken war und daher ließ ich mich auch dort nieder. Das Signal ertönte, Klaas schwang die lange Peitsche über die Rücken der 2 Voorloopers (Vorrenner), Piet trompetete drauf los, und dann ging es hinaus in die bitter kalte Morgenluft. Bis 7 Uhr konnte man nichts unterscheiden. Das braune Feld schien in der Morgendämmerung wie mit Schnee bedeckt, doch war es nur ein sehr harter Reif. Nach 5 oder 6 Meilen waren die Tiere müde, denn es war immer im Tempo gegangen über Stock und Stein, Gräben und Löcher, das war einerlei — wehe den Rippchen und Knochen! Jetzt fing das Leben in der Kutsche an interessant zu sein. Klaas fing an, mit seiner langen

Peitsche die Voorloopers durchzubläuen. Piet, der die Zügel führte, ahmte seinem Freunde nach, indem er die zwei letzten unbarmherzig mit seiner kurzen Peitsche bearbeitete. Doch muß ich dem Leser unser Gespann wenigstens dem Namen nach vorführen. Die 2 Voorloopers hießen Bog—Aggog, jene in der Mitte Maggog—Ock. Klaas schimpfte nach Noten, und das stille Feld hörte nur mit den Peitschenhieben das fortwährende „Geheul": Bog—Aggog, Ock—Maggog. Half das nicht mehr, dann kamen stärkere Titel zum Vorschein, wie Bastard 2c. Die armen Tiere mußten sicherlich ein dickes Fell gehabt haben, sonst wäre kein Fetzen mehr auf ihrem Rücken geblieben, als wir gegen 8 Uhr Bloauwbank erreichten.

Besehen wir uns jetzt Klaas und Piet. Klaas ist ein Basuto, spricht aber englisch und burisch; ersteres hat er während des Krieges erlernt, in dem er als Führer den Engländern diente, das letztere von seinem Baas. Seinen Anzug will ich nicht beschreiben. Sein Khaki-Rock stammte von einem Tommy (engl. Soldaten) her. Sein Hut hatte schon längstens seine primitive Form verloren. Piet war ein Stoiker, er nahm alles sehr ruhig hin, ausgenommen, wenn er sein Quantum hinzufügte, um Schrecken und Furcht in Ock, Boggog, Maggog und Aggog zu jagen. Piet war ein echter Swazi, kernig gebaut und mutig. Seine Kleidung unterschied sich von jener des Klaas dadurch, daß mehr Lappen an seinem Rocke waren und dieser in Hinsicht der Farben dem bunten Rocke Josefs ähnlich war, und ich frug mich, ob die Flecken eigentlich auf dem Rock oder der Rock auf den Flecken saß. Die Trompete darf ich nicht vergessen, denn diese spielte eine große Rolle. War ein Fuhrwerk im Weg, da setzte Piet die ehemaliche Armee-Trompete an seine schwulstigen Lippen und ein tre — tre — ra — ra — a . . . verkündete, daß die königliche Post keine Zeit zu versäumen habe.

Meine Reisegefährten waren von den 4 Ecken der Welt her. Primo war da ein Yankee, der mit seiner Aufschneiderei über New-York und die Staaten dem anderen keine Zeit ließ, etwas zu entgegnen. Ein Schweizer saß neben mir; er hatte irgendwo im Tieffeld einen Kafferladen. Ein Deutscher studierte tüchtig die letzten Zeitungen ‚von zu Hause'; „Der Märker" schien ihn mehr zu interessieren als die Landschaft, durch welche die Postkutsche rollte. Die anderen Gefährten schienen Afrikander zu sein.

Mühsam kletterten wir jetzt den Berg hinauf, und vor uns lag das herrliche Magalies-Tal, durch welches der Magaliesfluß fließt. Auf beiden Seiten türmen sich die Bergketten der Magalies-Berge, deren Spitzen stets mit einem blauen Schleier umflort sind, daher der Name „Bloauwbank", d. h. blaue Bank. Das fruchtbare Tal ist mit Farmen besät und die Vegetation auf einmal geändert. Das kahle Feld hat einem saftigen Grün die Stelle eingeräumt, die Berge sind mit Gestrüpp und Bäumen bedeckt. Doch wir haben keine Zeit zu verlieren. Wir

sind an der Halteſtelle, die Mauleſel werden ausgeſpannt, 6 wilde Rangen nehmen ihre Stelle an dem Poſtwagen ein. Die Paſſagiere leiſten ſich indeſſen einen Imbiß, ihr Frühſtück. Da ich meinen Gaſtherrn kannte, hatte ich mir ſelbſt alles für die Reiſe mitgebracht. Ich hatte vor, in Bloaumbank zu bleiben, um eine Farm, wo eine katholiſche Familie wohnte, zu beſuchen. Doch erhielt ich ein Schreiben, aus dem ich erfuhr, daß ſie auf einem Trek ſei, und daher entſchloß ich mich, direkt nach Ruſtenburg zu fahren. Nochmals ging das Gepolter

25 Jahre Miſſionsarbeit in Colombo (Ceylon).
Die Sankt Lucia-Kathedrale von Colombo.

los, das Geſchrei des Klaas und Piets und das Echo ſeiner Trompete in den Bergen. Einige Male fuhren wir durch den Fluß, dann bergauf und bergab durch das wunderſchöne Tal. Hier iſt die größte Tabakfabrik des Transvaals; ungeheuere Felder, auf denen Kaffern und Weiße beſchäftigt waren, erſtreckten ſich dem Magaliesfluß entlang. Der Poſtwagen rollte über den Hartley's Neck, einer Straße, die über drei Jahre Arbeit in Anſpruch nahm. Sie iſt an der Seite des Berges angebracht, und tief unter ihr rollt der Magalies ſeine Fluten. Die Hitze ließ ſich jetzt fühlen, denn wir waren im Tieffeld, ſelbſt den Mauleſeln ſchien das ein wenig zuviel. Daher nahm Klaas Zuflucht zu ſeiner Peitſche, und die ſchon bekannten Namen kamen wieder zum

Vorschein, als Ock, Aggog, Boggog und Moggog Nr. 2. Der Yankee zog von Zeit zu Zeit eine Flasche hervor, die er entweder als Eye opener (Augenöffner) oder Cocktail begrüßte und den übrigen Reisegefährten zum Verkosten anbot. Den Weg entlang entledigten wir uns einiger Briefschaften, die von den Lannoos zu Pferde abgeholt wurden. Nach 20 Meilen kam wieder eine Ausspannstelle, ein elendes Burenhaus, um das sich einige Kinder tummelten, die seit Monaten keine Bekanntschaft mehr mit Wasser und Seife gemacht hatten. Wir stiegen ab, um zu versuchen, ob unsere Gliedmaßen noch ganz waren, besonders aber um zu erfahren, ob keine Rippe gebrochen. war. Es war ein Glück für uns alle, uns von dem Gegenteil überzeugt zu wissen, trotz der Schmerzen. Einer der neuen Maulesel nahm Reißaus, ihm schien die 20 Meilen-Route nicht zu behagen. Klaas und Piet und 2 Passagiere der „Orm", Onkel Bur und sein Neef (Neffe), waren nicht fähig, ihn einzuholen. Da blieb also nichts übrig als Ock Nr. 2 Ock Nr. 3 werden zu lassen und so geschah es. — Nochmals vorwärts. (Schluß folgt.)

Madda.

Die Geschichte eines Heiligtums in den Urwäldern Ceylons.

2. Im Sturme der Verfolgung.

Mit dankbarem Aufblick zu Gott, der die Geschicke der Völker wie der einzelnen Menschen lenkt, verfolgt in den Annalen der Missionsgeschichte das gläubige Herz den Sonnenlauf der frohen Heilsbotschaft über den Erdkreis. Es zagt und zweifelt nicht, wenn auch der Sturm der Verfolgung zeitweilig diesen Segenslauf aufhält und verhindert, ja vielleicht die aufsprossende Saat vernichtet, denn es weiß: Wie die Sonne von den heranstürmenden Wolken nur verdeckt aber nicht zerstört werden kann, so auch steht fest und unerschütterlich die Wahrheit, die uns Christus gebracht und uns hinterlegt hat in seiner heiligen Kirche. Gott läßt in seinen unerforschlichen Ratschlüssen Prüfungen und Verfolgungen zu. Aber Gottes Vorsehung wacht auch über den Seinen. Das hat uns in unzähligen Malen die Geschichte seiner heiligen Kirche gezeigt. Das zeigt uns auch die Missionsgeschichte von Ceylon.

Es ist wahr, die Portugiesen übten nicht immer die Milde, die ihnen ihre heilige Religion vorschrieb, dennoch flößt uns ihr Werk, das sie in der kurzen Spanne Zeit, die ihnen gegeben war, vollbrachten, Achtung und Bewunderung ein. Ihre Epoche in Ceylon war eine ruhmreiche und eine segensreiche zugleich, wenn wir sie beurteilen nach den Denkmälern der Kunst, nach den Festungsanlagen und nach den Gotteshäusern, die sie uns hinterlassen, nach den Schriften, die sie uns überliefert und nach der tiefen Liebe, mit welcher sich ihre Sprache und ihre Sitten in den Herzen der Eingeborenen eingegraben hat und die kein holländischer Neid auszutilgen vermochte.

25 Jahre Missionsarbeit in Colombo (Ceylon).
Hochw. P. Lefarge O. M. I. mit (eingeborenen) Vincenzbrüdern, welche in Maggona tätig sind.

Die Provinz Jaffna allein zählte dreißig herrliche Kirchen, deren weiße Türme weithin leuchteten durch das dunkle Grün der Palmen und Kokosnußbäume. Jede derselben bildete eine Oase des Friedens und eine Kulturstätte, jede derselben war mit einem Priester und einer Schule versehen. Mehr als vierzig Missionare, Franziskaner, Dominikaner und Jesuiten, arbeiteten an der Bekehrung und Erziehung der Eingeborenen. In der katholischen Lehre fanden die Verehrer Sivas das Glück, das ihnen ihr Götterglaube nicht bieten konnte. Folgende Statistik zeigt den Stand der Provinz Jaffna in der Zeit, welche kurz dem Verfolgungssturm durch die Holländer voranging.

1.	Mission von	Waligamme	mit	14	Kirchen	und	14	Schulen
2.	„	„ Patchalapally	„	3	„	„	3	„
3.	„	„ Wadamoratchy	„	5	„	„	5	„
4.	„	„ Tenmoratchy	„	3	„	„	3	„
5.	„	„ Manaar	„	7	„	„	7	„
6.	„	„ Vanny	„	7	„	„	7	„

Zu ganz besonderer Blüte hatte sich das Christentum in den Distrikten von Manaar und Mantotte entfaltet. Ueber den Ruinen der alten heidnischen Tempel erhoben sich die herrlichen Gotteshäuser, welche dem Dienste des einzig wahren Gottes geweiht waren. Die heidnischen Sitten und Gebräuche waren verschwunden, und das Gesetz der Liebe Christi lebte und regierte in den für ihn gewonnenen Herzen. Wie eine Quelle, der Heil und Segen immerdar entströmte, stand das Heiligtum von Mantai, und hier, wo Jahrhunderte lang heidnischer Götterdienst getrieben worden war, verehrte man jetzt den Heiland der Welt und seine gebenedeite Mutter.

Und es war kein vorübergehendes Gefühl, das in den Herzen der Tamilen lebte: es war tiefe, feste Ueberzeugung, eine Ueberzeugung, die von keiner irdischen Macht erschüttert werden konnte, die standhaft sich erwies in Verfolgung und Folterqualen, die treu und unverzagt selbst in den Tod ging. Belege hierfür wird uns der weitere Verlauf der Geschichte des Heiligtums von Mantai bieten. Hier wollen wir nur das Zeugnis des protestantischen Geschichtschreibers von Ceylon, James Emerson Tennent, anführen. Er schreibt:

„Was immer die portugiesische Priesterschaft mag angewendet haben, zu welchen tadelnswerten Mitteln sie mag gegriffen haben, um ihre Form des Christentums zu verbreiten: Eines läßt sich nicht leugnen, daß die Eingeborenen schnell an ihren Zeremonien und ihrer Form des Gottesdienstes Gefallen fanden und über 300 Jahre mit einer merkwürdigen Zähigkeit an denselben festhielten, während die Geistlichkeit und die Missionare der holländischen Kirche mitten in ihrer Amtsführung von Mutlosigkeit befallen wurden; und es ist eine merkwürdige Tatsache, daß ungeachtet der zahlreichen Taufen und der Hunderttausende von Singhalesen, die von den holländischen Presbyterianern als Bekehrte einregistriert wurden, deren Religion und Kirchenzucht jetzt unter den Eingeborenen von Ceylon fast gänzlich erloschen ist."

So der protestantische Geschichtschreiber in seinem Werke: „Das Christentum in Ceylon".[1]) Wie dankenswert dieses Geständnis auch sein mag, wir konnten nicht umhin, einige Stellen darin zu unterstreichen. Zunächst unterläßt es leider Tennent vollständig, jene ‚tadelnswerten Mittel', zu denen die katholischen Missionare gegriffen haben sollen, namhaft zu machen. Aber so tadelnswert dürften jene Mittel denn doch nicht gewesen sein, die einen Gottesglauben bewirkten, welchen die katholischen Tamilen mit ihrem Blute besiegelt haben und für den sie freudigen Herzens in die Verbannung gingen. Gewiß war das eine „merkwürdige Zähigkeit", wenn ‚merkwürdig' so viel als, denkwürdig, bedeuten

[1]) Uebersetzt von Dr. J. Th. Zenker. Leipzig 1854. S. 23.

will; aber „merkwürdig", das heißt „unerklärlich" wird die Zähigkeit jenes Gottesglaubens nur für den, der den Erklärungsgrund eben in den „Zeremonien und in der Form des Gottesdienstes" sucht. Nein, für Zeremonien stirbt man nicht; der äußeren Form halber verläßt man nicht die geliebte Heimat und flüchtet sich in die unwirtlichen Tschungel und Urwälder. Aber ebenso denk- und merkwürdig wie die Zähigkeit der katholischen Christen von Ceylon ist jene Tatsache, welche der protestantische Geschichtschreiber von der holländisch-protestantischen Kirche berichtet. Greller konnte Tennent den Gegensatz der beiden Missionen nicht schildern.

So war das ceylonesische Missionsfeld im Anfang des 17. Jahrhundert einem Garten vergleichbar, über welchem ein herrlicher Sonnentag lag, in

25 Jahre Missionsarbeit in Colombo (Ceylon). – Totalansicht von Maggona.

welchem eine fruchtbare Aussaat einem gesegneten Wachstum und einer reichen Ernte entgegenging. Man sagt, die Saaten gedeihen am besten unter den Gewittern. Ein solches Gewitter zog herauf, aber nicht zum Segen und Gedeihen sondern zur Vernichtung, und es zog herauf nicht von der Seite des Heidentums, sondern es entstieg der Mitte einer europäischen, einer christlichen Nation: dem aufblühenden katholischen Missionswerke auf Ceylon bereiteten die Holländer ein jähes Ende.

Am 30. Mai 1602 landete das erste holländische Schiff unter Admiral Spilbergen bei Batticaloa und schloß ein Bündnis mit dem Usurpator von Kandy, Wimala Dharme, gegen die Portugiesen. Doch auf Seiten der Singhalesen herrschte anfangs ein großes Mißtrauen. Im folgenden Jahre kam es sogar zu einer Reiberei, in welcher der holländische Truppenführer Sibalt de Weert getötet wurde. De Weert hatte sich dem König gegenüber verpflichtet, das portugiesische Galle zu erobern. Einige Tage später weigerte er sich, von

Wein erregt, dieser Verpflichtung nachzukommen und beschimpfte die Königin. Der König hierüber erzürnt, gab den Befehl zu seiner Verhaftung, aber die Leute des Königs in ihrem Uebereifer ermordeten ihn. Indem der König der holländischen Flotte den Vorfall mitteilte, schrieb er: „Wer Wein trinkt, gerät in Ungerechtigkeit. Gott aber ist gerecht. Wenn Ihr Frieden sucht, so werdet Ihr Frieden finden, wenn aber Krieg, dann Krieg." Doch die Holländer hüteten sich, das letztere zu wählen und gingen über die Tat stillschweigend hinweg — zur Eroberung von Ceylon.

Trotz des zwölfjährigen Waffenstillstandes (1609) zwischen Holland und Spanien, mit welchem Portugal damals vereinigt war, setzten die Holländer ihre Feindseligkeiten gegen die Portugiesen in Ceylon fort. Im Jahre 1612 erschien der holländische Gesandte Marcellus von Boschouwer in Kandy, um Mannschaften und Schiffe gegen die Portugiesen anzubieten. Ein Vertrag kam zu Stande, und die Holländer erhielten die Erlaubnis, ein Fort bei Kottiar, in der Bai von Trinkomalie, zu erbauen. Das Mißtrauen der Regierung in Holland verhinderte vor der Hand ein weiteres Vordringen. Erst 1636 kam ein neuer Vertrag mit Rajasingha II., König von Kandy, zustande, in welchem die Holländer als Bedingung „die Vertreibung aller Priester, Mönche und Geistlichen" aufnehmen ließen. Im Mai 1638 erschien die holländische Flotte unter Admiral Westerwold in den Gewässern von Ceylon, und der Kampf zwischen Holland und Portugal um die Perleninsel Asiens begann.

Rasch errangen die Holländer den Siegespreis. 1638 fiel Batticaloa in ihre Hände, 1639 Trinkomalie, 1640 Negombo, Matura und Galle. Ein kurzer Waffenstillstand zur Zeit, in der Portugal die Selbständigkeit von Spanien sich erkämpfte, verzögerte die Eroberung, aber 1655 schritt sie wieder weiter, es fiel Caltura, 1656 Colombo, 1658 Manaar, Kaits und Jaffna. Nach zwanzigjährigem Ringen war Ceylon holländischer Besitz geworden.

Mit dem Jahre 1658 begann die holländische Periode in Ceylon, und damit auch die Verfolgungszeit der katholischen Kirche. Hatten die Holländer schon früher mit verschränkten Armen zugeschaut, wie Senerat, der König von Kandy, ihr Verbündeter, die katholische Kirche verfolgte und 1628 vier Jesuitenmissionare zu Tode quälte, so übernahmen sie jetzt als die Herren von Ceylon diese traurige Rolle. „Wie überall", so schreibt der bereits erwähnte Tennent,[1]) „setzten sie auch hier die reformierte Kirche von Holland als Religion der Kolonie ein, und am 6. Oktober 1642 trat der erste presbyterianische Geistliche sein Amt an. Noch von Rache gegen ihre europäischen Nebenbuhler entbrannt, waren die ersten Anstrengungen ihrer neuerlangten Macht gegen den römisch-katholischen Klerus gerichtet."

Das erste, was die Holländer nach der Eroberung von Jaffna taten, war, die katholischen Missionare zu vertreiben. Die Zahl derselben betrug an fünfzig, Jesuiten und Dominikaner. Sie wurden zusammen in einem kleinen Schiff untergebracht und nach Indien überführt. Wegen Altersschwäche und Krankheit konnte der Jesuitenpater Caldeiro seine Gefährten nicht begleiten. Er blieb deshalb in Jaffna zurück. Da geschah es, daß die katholischen Eingeborenen, durch die Grausamkeiten der Holländer zum Aeußersten gebracht, den Plan faßten, das holländische Joch mit Gewalt abzuschütteln. Die Verschwörung wurde entdeckt und P. Caldeiro als Mitschuldiger angeklagt. Trotz seiner Unschuld verurteilten ihn die Holländer zum Tode. Sowohl der oben erwähnte Geschichtschreiber Tennent als auch der holländische Prädikant Baldeus sind von seiner Unschuld überzeugt. Letzterer, der sein Werk über Ceylon 15 Jahre nach dem Vorfall schrieb, sagt

[1]) l. c. S. 20.

„Ein gewisser Jesuit, namens Caldeiro, ein Eingeborener von Malacca, wurde enthauptet. Der Unglückliche, welcher durch Krankheit verhindert war, sich den übrigen portugiesischen Geistlichen anzuschließen, war an diesen verräterischen Umtrieben unschuldig und noch viel weniger gab er seine Zustimmung dazu, aber da einige Verschwörer in Briefen, die sie in Seelenangelegenheiten an ihn geschrieben hatten, davon gesprochen hatten, wollte er seine Landsleute nicht verraten und büßte hierfür mit seinem Kopfe. Tag für Tag wurden welche gehängt und dann auf den Bäumen der öffentlichen Plätze zur Schau gestellt. Die Köpfe der Rädelsführer waren auf den Pfählen des Marktplatzes aufgespießt."

25 Jahre Missionsarbeit in Colombo (Ceylon). — Präparandenschule in Maggona.

Zu gleicher Zeit (1658) wurde ein Gesetz erlassen, welches bei Todesstrafe untersagte, einen römisch-katholischen Priester zu beherbergen oder zu verstecken. Die katholischen Schulen wurden geschlossen, Zusammenkünfte der Katholiken verboten, katholische Taufen untersagt. Die Kirchen, Klöster, die geschichtlichen Denkmäler und die frommen Erinnerungen, alles das wurde schonungslos vernichtet, die Bilder der Heiligen verhöhnt und zerstört. Die wenigen katholischen Missionare, die noch im Lande geblieben waren, irrten in demselben als Flüchtlinge umher.

Nicht Wunder braucht es uns da zu nehmen, wenn der Haß und die grausame Wut der Verfolger sich besonders gegen die bevorzugten Andachtsstätten richteten, und an erster Stelle stand hier im Norden Ceylons das Heiligtum von Mantai. Die Liebe und Verehrung, welche die eingeborenen Christen U. L. Frau von Mantai entgegenbrachten, waren den Holländern ein arger Dorn im Auge, und kaum hatten sie festen Fuß im Lande gefaßt, als sich ihre fanatische Zerstörungswut mit voller Kraft gegen dieses Heiligtum wandte. Das

prachtvolle Gebäude fiel ihr zum Opfer, unter ihren Schlägen sank es in den Staub. Die Altäre wurden entheiligt, die Statuen und Bilder in Trümmer zerschlagen — nur ein Bild entging dieser grausamen Verfolgungswut: es war das Bild U. L. Frau von Mantai.

Die Dankbarkeit für empfangene Wohltaten spornte die Christen an, das Bild der Gottesmutter vor den zerstörenden Händen der Holländer zu retten. In der höchsten Not holten sie es aus der Kirche und verbargen es vor den Augen der Verfolger. Und als der Sturm der Verfolgung immer heftiger wurde, als die Katholiken von Manaar und Mantotte sich der Priester, der Kirchen, des Gottesdienstes und der Sakramente beraubt sahen, als ungerechte Gesetze sie bedrückten und ihnen das Leben in der alten Heimat unmöglich machten, da faßten sie den Plan, in eine Gegend zu fliehen, in der sie vor den Waffen der Holländer sicher waren, und wo sie in Freiheit und Treue ihrem Gott dienen konnten. Dieser Plan kam zur Ausführung. Schon 1640 traten zwanzig Familien aus Manaar die Flucht an, andere Familien folgten, und als Schutz- und Heeresbanner nahmen sie das gerettete Bild U. L. Frau von Mantai mit. So war das Muttergottesbild auf dem Wege nach Maddu.

Protestanten haben es versucht, die Identität des Bildes von Maddu und Mantai zu bestreiten und zwar auf Grund der Inschrift über dem Hauptportal der jetzigen Kirche von Mantai mit der Jahreszahl 1670. „Wenn mithin", so folgerten sie, „die Kirche erst 1670 erbaut wurde, kann jenes Bild in Maddu nicht aus Mantai stammen." Auf diesen Einwurf antwortete P. Pouzin O. M. I., der sein ganzes Missionsleben in Mantotte zubrachte und mit sorgfältigem Eifer alle lokalen Traditionen gesammelt hat, wie folgt:

„Der Indier lebt von Erinnerungen und Traditionen. Immer zieht es ihn wieder an jene Orte, wo die großen Ereignisse seines Lebens sich abspielten, zu jenen Kirchen und Stätten, wo er besondere Gnaden von Gott empfangen. Wie einst die Juden zu den Ruinen des Tempels von Jerusalem kamen und weinten, so kamen auch die katholischen Singhalesen von Manaar-Mantotte fort und fort, ohne Rücksicht auf die quälenden Belästigungen, am Gedächtnistage nach Mantai und trauerten an den Ruinen der Kirche. Die holländischen Prediger glaubten in dieser Anhänglichkeit ein geeignetes Mittel gefunden zu haben, diese Katholiken für den Kalvinismus zu gewinnen, und erbauten auf den Ruinen der Kirche U. L. Frau von Mantai eine protestantische Kirche. Das geschah gegen 1670."

Zudem befinden sich noch in mehreren Familien die auf den Olai oder Palmenblättern geschriebenen Dokumente, von denen P. Pouzin einige gesehen. Und so bleibt es Tatsache: Um das Bild der lieben Mutter Gottes vor Verunglimpfung zu schützen, nahmen es die flüchtenden Tamulen mit auf ihre Wanderschaft. (Fortsetzung folgt.)

Das Landhaus an der Heerstraße.

Leben am Großen Sklaven-See (Apost. Vikariat Mackenzie).

Geschildert von G. Kraut, O. M. I.

Heute möchte ich an die lieben Leser der ‚Maria Immaculata' auch mal einen Bericht senden; der hochwürdigste Herr Bischof fordert mich dazu auf, und dann will ich ja auch von Bruder Wilhelm erzählen, für den sich alle schon von vornherein interessieren. Damit ich's nicht vergesse, der hochw. Herr hätte gern aus Deutschland noch so einen tüchtigen Arbeiter wie Bruder Wilhelm. Ich finde diesen Wunsch sehr verständlich; denn unsereiner mit seinem Rheumatismus, oder, geschäftlich gesagt, mit einem rückständigen Fehler behaftet, kommt gar nicht, oder doch nur zur Hälfte in Betracht. Mithin muß notwendigerweise eine andere Hälfte nachgeschickt werden. Ueberdies sucht Bruder Wilhelm noch den dritten Mann zur Gründung eines deutschen „Vereins für Nichtraucher".

Dem betreffenden zukünftigen lieben Mitbruder will ich schon im Voraus mitteilen, daß es uns hier sehr gut gefällt. Was wir hier führen, ist ein rechtes Missionsleben, aber trotz aller Strapazen, trotz Hunger und Kälte, trotz Bremsen und Moskitos, und wie all das Gezücht heißt, ist das Leben hier zu Lande gesund. Der große Blasebalg neben dem Herzen, die Lunge, geht einem hier auseinander wie ein Luftkissen. Meinen Rheumatismus habe ich mir auch nicht hier gezogen, sondern aus Deutschland mitgebracht; dort wollte ihm die Kälte nicht behagen, und so schlug er Radau. Hier ist es ihm aber, wenn auch nicht gerade besser, so doch bedeutend anders geworden.

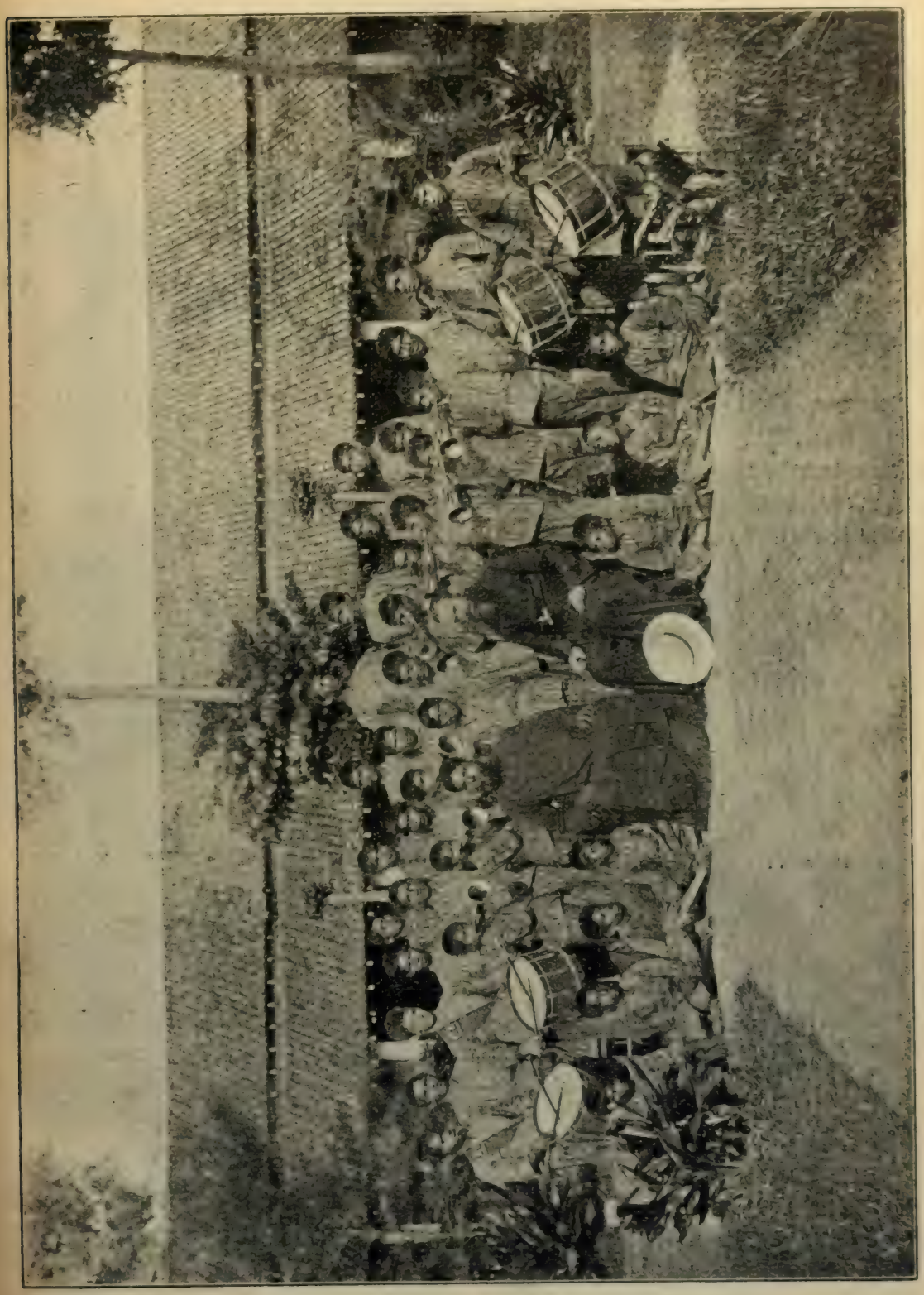
Das Wort ‚Langeweile' kennen wir hier nicht. Der Arbeit ist so viel, daß man stets von einer zur anderen springen muß. Da hat mir nun der liebe Gott eine besondere Gunst erwiesen, daß er mich dem Br. Wilhelm beigesellt hat. Fleißig wie eine Biene, geschickt in allen Arbeiten wie keiner, und dabei stets nach seinem Wahlspruch: „Immer heiter, Gott hilft weiter", wahrhaftig, das macht Freude am Schaffen. Fast den ganzen Winter hat er in unserem kleinen Häuschen bei der Mühle geschmiedet, geschreinert, Maschinen montiert, überhaupt alles Mögliche getrieben, während ich mich mit Pfanne und Kochtopf herumplagte.

Unser liebes Häusle bei der Mühle könnte man zur Winterzeit sehr gut mit ‚Landhaus an der Heerstraße' betiteln. Das Sägewerk der Mission St. Josef, auf dem wir installiert sind, liegt nämlich an einem Zweig des Sklaven-Flusses, welcher in den Großen Sklavensee mündet. Nun sind aber im Winter die zugefrorenen Flüsse unsere Hauptstraßen, und da gerade dieser Nebenfluß die nächste Verbindung zwischen dem Hauptfluß und dem Fort Resolution ist, so kommen fast

alle Indianer mit ihren Schlitten an unserem Häusle vorbei. Diese Leute haben es aber auf der Reise nicht so eilig wie die Weißen, sie halten sich stets bei uns gern etwas auf, und so hatten wir namentlich vor Weihnachten fast täglich Besuch. Spricht keiner von ihnen französisch oder englisch, so kann sich Br. Wilhelm auch nicht mit ihnen unterhalten. Nun, ein kräftiger Händedruck, das genügt. Sie wärmen sich alsdann am Feuer, stopfen die Pfeife, rauchen in langen Zügen und spucken dabei tüchtig auf den Boden.

Auch die Hunde fühlen den unwiderstehlichen Drang, dem „Landhaus" und seinen Bewohnern stets einen kurzen Besuch abzustatten, und wehe dem Gefährt, wehe dem Insassen, der ohne Rast vorüberjagen will. Ganz mechanisch zieht es die Tiere nach dem Häusle, und der arme Fuhrmann, der es sich in dem warmen Schlitten möglichst bequem gemacht hat, sucht mit Aufbietung aller Kräfte den Vorderhund im richtigen Geleise zu halten, aber das hilft alles nichts, das Schreckliche ist nicht zu vermeiden, er muß aus dem Schlitten heraus. Aber jetzt wehe auch euch, ihr Hunde! „Heraus muß ich", denkt er, „aber dann nicht umsonst", und schon im nächsten Augenblicke saust die Hundepeitsche nieder, es entsteht ein klägliches, jämmerliches Winseln und Schreien, ein Schauspiel, buchstäblich zum Heulen und nicht zu beschreiben.

Am schönsten gestaltet sich aber das Bild, wenn eine sogenannte Artillerie, d. h. ein ganzer Trupp von etwa 20—30 Schlitten, hier vorüberzieht. Noch neulich hatte ich Gelegenheit, zugleich mit dem hochw. Herrn Bischof, der eben zu Besuch bei uns weilte, einen solchen Zug zu besichtigen. Die ganze Gesellschaft kam herangezogen, machte Halt vor unserem Häusle, und bald war dasselbe total überfüllt. Alle kamen aus den Wäldern von der Jagd und brachten der Mission neuen Fleischvorrat. O, es sind gute Leute, diese Kinder der Wildnis! Man sieht leicht, mit welcher Liebe sie den Missionaren, besonders aber ihrem Bischof anhängen. Um uns Brüdern nun wieder Luft zu machen, mußte der hochw. Herr wohl oder übel zur Mission zurückkehren, denn die Wilden wären ohne ihn nicht weitergereist. Der ganze Schwarm setzte sich also wieder in Bewegung; und wenn man bedenkt, daß bei 20 Schlitten auch direkt schon 80—100 Hunde zusammen sind, von denen nun ein jeder mit der elektrisierenden Peitsche in Kontakt kommt, so mag man sich den Spektakel vorstellen. Ein Höllenlärm ohne gleichen, ein großer unentwirrbarer Knäuel, alles bunt durcheinander. Viele Hunde sind dermaßen ins Geschirr verwickelt, daß sie die Beine in die Luft strecken. Doch ein Hund ist zum Glück kein Ochs. Schnell wird er ein paar mal um seine eigene Achse gedreht, rechtes Bein hoch, linkes Bein hoch und dabei schreit der Indianer so mörderisch, als ging's auf Leben und Tod. Dies ist aber keineswegs der Fall, im Gegenteil, es verläuft alles so sicher und schnell, ganz ohne jede Gefahr. Nur ein Augenblick, und schon sind Gefährt und Hunde verschwunden;



25 Jahre Missionsarbeit in Colombo (Ceylon).

Ehrw. Br. Crouzelx O. M. I. und der ehrw. Br. Martino (Vincenzbruder) mit der Musikkapelle der Besserungsanstalt von Maggona.

nur aus der Ferne noch hört man das Klingeln der Schellen, das Heulen der Tiere und das wilde Schreien der Menschen.

Diese Schlittenfahrten sind die D-Züge hierzulande. Es ist fast unglaublich, welche Strecken an einem Tage mit dem Schlitten zurückgelegt werden: 70—75 Kilometer ist noch nichts Außergewöhnliches. Als Beleg hierfür möge z. B. eine Reise dienen, die der liebe Bruder Wilhelm unverhofft diesen Winter machen mußte. Unser hochw. Herr Bischof war auf seiner Rückreise in Athabaska angelangt, wo er abgeholt werden sollte. Einige Brüder waren hierzu schon lange bestimmt und vorbereitet. Allein der hochwürdigste Herr schrieb, Bruder Wilhelm möchte kommen, er müßte ihn unbedingt sprechen wegen Bestellungen von Maschinengerätschaften. Da haben wir alle den guten Bruder bedauert. Zwar hatte er diese Reise schon öfter gemacht; aber diesen Winter war er durch keine einzige kleinere Reise vorbereitet. Zudem bietet die Sache für einen großen schweren Mann noch besondere Schwierigkeiten. Und nun begreife man, was es heißt, eine ganze Woche lang auf den Schneeschuhen im Galopp hinter dem Schlitten herrennen, vielfach noch durch losen Schnee, von morgens früh 4—5 Uhr bis abends 5 Uhr, oder besser so lange bis man einen guten Platz zum Kampieren gefunden hat. Dann aber fängt die Arbeit erst recht an, es gilt möglichst viel trockenes Holz herbeizuschleppen zu einem Riesenfeuer. Dann werden die Fische für die Hunde aufgetaut, und zuletzt darf der arme Reisende auch an sich selber denken.

Wie steht es nun mit dem Schlaf, der einem solchen Tag folgt? Zwar versicherte mir ein alter Eisbär, Bruder O'Connel, es lasse sich draußen viel besser schlafen als drinnen, wenn es nur nicht zu windig sei, doch ich denke mir das meinige davon. Von hier bis Fort Smith macht 4 Tagereisen, dann bis zum Athabaska-See nochmals 4; die ganze Strecke wieder zurück, macht zusammen 16 Tagereisen. Da wird man es wohl begreiflich finden, daß Bruder Wilhelm, als er mit dem Bischof eintraf, recht dünn im Gesicht aussah und ihm die Ohren ziemlich weit vom Kopfe standen. Aber Gott sei Dank, er, wie auch der hochw. Herr Bischof, waren doch wieder wohlbehalten zurück. Keiner hatte über erfrorene Nasen, Backen oder Zehen zu klagen, und die andere kleine Scharte bei dem Bruder, die habe ich dann schnell wieder ausgewetzt. Ich bin doch wahrhaftig nicht umsonst Oberkoch im ‚Landhaus an der Heerstraße'! —

Aber da wird wohl mancher Leser und manche Leserin denken: „Der muß doch von seiner Kochkunst auch manches erzählen können, denn diese Kunst kühn ausüben ohne davon etwas zu verstehen, das kann nicht glatt ablaufen." Da haben sie ganz recht, und mit großer Beschämung könnte ich ihnen berichten, welche Last ich z. B. mit den Erbsen hatte, wie sie mir stets anbrannten, und wie ich einmal zum Mittagessen die Hauptsache vergaß. Zum Glück nahmen meine Kost-

gänger es nicht so genau. Außerdem sind es der Gerichte nicht zu viele: Fleisch, Fisch, einige Kartoffel, Erbsen- oder Bohnensuppe, das ist alles. — Soll ich zum Schluß noch bemerken, daß Bruder Wilhelm in nächster Zeit schreiben will? Ich glaube, er hat etwas auf dem Herzen. Auch ich selbst füge ein kleines Anliegen bei; es ist die Bitte um ein kräftiges Gebet zum hl. Josef um Befreiung von meinem Uebel.

Kleinere Nachrichten.

Totenliste des Marianischen Missions-Vereins. Arnt, S.; Beker, J.; Bender, M.; Biedenbach, B.; Bierson, M.; Bodmann, T.; Bolten, J.; Böppel, K.; Borschert, T.; Brockers, C.; Brockers, E.; Brumann, M.; Bumm, M.; Bunzel, K.; Cahmund, J.; Cichorska, B.; Curth, Fr.; Decker, O.; Diel, L.; Ditsche, H.; Ditze, K.; Dunkel, M.; Elsen, Fr.; Engel, J.; Esser, J.; Esser, K.; Esslinger, C.; Fabian, J.; Falkiewicz, H.; Faßbender, J.; Fuchs, A.; Füßen, E.; Gatterdam, L.; Gerharths, M.; Gerlach, H.; Geyer, S.; Giesen, L.; Gilles, M.; Glaß, B.; Goldmann, E.; Gregorius, K.; Gröderz, J.; Hacquard, L.; Hammen, Fr.; Hartmann, L.; Hefele, B.; Hoffmann, K.; Hoffmann, J.; Hund, M.; Ifert, J.; Jeglitzka, M.; Jüdde, K.; Keller, M.; Klamt, B.; Keil, K.; Kilian, M.; Klose, A.; Knieber, P.; Koschek, B.; Kosik, M.; Kühn, C.; Kühne T.; Kura, J.; Lauff, T.; Lechmann, C.; Legler, F.; Loschnigg, T; Manz, F.; Mathis, M.; Meiß, Fr.; Mihm, S.; Missel, P.; Mißen, H.; Mörsch, J.; Müller, A.; Müller, L.; Natkemper, T.; Neumann, A.; Olbricht, F.; Otto, M.; Pander, M.; Persy, E.; Raab, R.; Reinhard; Rink, J.; Röhrig, G.; Römgens, P.; Rust, M.; Schäfer, K.; Scheel, G.; Schmitt, S.; Schneiders, M.; Schober, B.; Simon, A.; Schröder, B.; Schröder, Fr.; Schüssler, P.; Steinhäuser, B.; Strüber, M.; Strüber, M.; Thebré, M.; Trümper, E.; Vaßilière, S.; Vogt, J.; Voß, Fr.; Waise, T.; Weber, E.; Weislinger, M.; Werks, Fr.; Wollborn, R.; Zöpfen, K.; Kania, M.

Wieviel Heiden gibt es noch? Auf diese Frage, die sich gewiß schon mancher Leser gestellt hat, antwortet die Statistik wie folgt: Auf der Erde leben rund 1537 (nach anderen sogar 1547) Millionen Menschen. Davon bekennen sich zum Christentum 549 017 341 Seelen. Also 35,7% Menschen glauben an Gott und an den, den er gesandt hat, seinen Sohn Jesum Christum. Während $^2/_3$ der Menschheit Jesum Christum noch nicht anerkennt, glaubt und bekennt $^1/_3$ der Menschheit Jesum Christum als den eingeborenen Sohn Gottes, unsern Herrn. Noch rund 1000 Millionen Menschen umfaßt die Heidenwelt. Eine gewaltige Aufgabe hat mithin die christliche Missionstätigkeit noch zu lösen.

Festlichkeiten in Kosgama (Ceylon). Grundsteinlegung einer neuen Kirche in der Erzdiözese Colombo. — „Der letzte Sonntag", so schreibt der „Ceylon-Catholic-Messenger" unter dem 15. September, „war ein allgemeiner Freudentag der seltensten Art für die Bewohner des stillen Dörfchens Kosgama: man feierte die Grundsteinlegung zu einer neuen Herz-Jesu Kirche.

Kosgama, ein kleines Dorf im Kelanitale, läßt sich von Colombo aus in 2 Stunden mit der Kelanital-Bahn erreichen. Die neue Kirche wird sich erheben auf der Spitze eines kleinen Hügels unweit der Bahnstation, von wo aus sich dem Auge ein Ausblick auf die ganze Hügelpartie des Distrikts Colombo darbietet.

Seine erzbischöflichen Gnaden kamen in Begleitung des hochw. P. W. Figurado O. M. I. mit dem Morgenzuge in Kosgama an. Daselbst hatten sich zu seiner Begrüßung die zwei mit der Mission von Hanwella betrauten Patres, sowie eine stattliche Anzahl Katholiken

von der Mission, aus Colombo und den Nachbarmissionen eingefunden. Man ordnete sich zu feierlichem Zuge, voran 10 stämmige, stolze Elephanten, die mit bedächtigen, schweren Schritten den Klängen der Fanfaren folgten; hinterher unter Trommelschlag und Flötenspiel die jubelnde Menge.

Die hl. Messe wurde gefeiert in einem auf dem Bauplatze errichteten Zelt. Nach Beendigung derselben nahm der hochw. Herr die feierliche Einsegnung des Grundsteines vor.

Zum Schluß der Zeremonie wurde seiner erzbischöfl. Gnaden eine Adresse überreicht durch den Vidane (Vorsteher) des Dorfes, der an der Errichtung des heiligen Gebäudes besonders regen Anteil nimmt.

Im Anschluß an diese Adresse richtete der hochw. Herr Erzbischof warme Worte des Dankes und der Ermunterung an die Anwesenden. Hierauf wurde zur Unterstützung des Bauunternehmens eine Subskriptionsliste herumgereicht. Dieselbe wurde in großmütigster Weise sowohl von den katholischen Mitgliedern der Gemeinde selbst, als auch von den Katholiken der Nachbardörfer und Ansiedlungen unterzeichnet.

Die schöne Versammlung, die sich am verflossenen Sonntag auf diesem Hügel zusammengefunden hatte, läßt uns mit froher Zuversicht dem endgültigen Gelingen des begonnenen Werkes entgegensehen. Sie zeigt uns außerdem, von welch lebendigem Glauben und kindlicher Ergebenheit die guten Leute dieser Gegend beseelt sind. Und ohne Zweifel war sie eine große Freude für das Herz des hochw. Herrn Bischofs selber und für die beiden Missionare, deren Eifer und hochherzige Hingabe hier allgemein bekannt sind.

Winnipeg. St. Josefskirche. „Seit der traurigen Brandkatastrophe", so berichtet die West-Kanada in ihrer Nummer vom 9. Sept. 1908, „bei welcher in der Nacht vom 26. auf den 27. April dieses Jahres die hiesige deutsche St. Josefskirche ein Opfer der Flammen wurde, sind nun 4 Monate verflossen. Schöner als je zuvor ist diese Kirche nun wieder aufgebaut und letzten Sonntag wurde dieselbe feierlich durch den hochw. Herrn Erzbischof von St. Bonifatius, Monsgr. Langevin O. M. I., eingeweiht."

Die Weihe der 3 Glocken, Sta. Maria, St. Josef und St. Bonifatius hatte schon 8 Tage vorher stattgefunden.

„Gleich nach der Weihe der neuen Kirche begann das feierliche Hochamt. Die Predigt hielt der Erzbischof. Er beglückwünschte die St. Josefsgemeinde zu dem schönen neuen Gotteshause und ermahnte die Gläubigen, in allen Fragen treu zu ihrer Geistlichkeit, treu zu ihrem Oberhirten, zu ihrer Kirche und zu ihrem katholischen Glauben zu stehen. Auf seine Reise nach Frankreich und Italien anspielend, sprach er: Wenn heute in Italien und besonders in Frankreich traurige Verhältnisse herrschen, während in Deutschland der Katholizismus immer mehr aufblüht, so kommt es daher, weil anderswo viele Katholiken ihre Pflichten gegen die Kirche nicht kennen und nicht kennen wollen, während in Deutschland das katholische Volk gut organisiert ist."

Winnipeg, Heilig Geist-Kirche. Wir haben schon des öftern aufmerksam gemacht auf die Schwierigkeit des Pastoration in dem Völkerbabel Kanadas. Wenn dann auch noch Verschiedenheit des Ritus hinzukommt, verschlimmert sich noch die Lage des Missionars. Hören wir den Bericht über die erste Missionsreise des P. Grochowski O. M. I.

„Mit Feldaltar und allem Zubehör ausgerüstet, reiste ich Freitag, gegen ½7 abends, von Winnipeg ab nach Dauphin, um eine Anzahl polnischer Stationen zu besuchen. Um ½2 Uhr nachts hätte ich da sein sollen, aber fahrplanmäßig verspätet sich der Zug und kommt erst 4 Uhr morgens an. Gott sei Dank, der bestellte Farmerwagen wartet noch. Bei eisiger Kälte habe ich dann ohne jede Decke und Deckung ca. 30 Kilometer gemacht, — der Frost trat nämlich unverhofft ein — und das auf Wegen des wilden Westens, oder besser auf den wilden Wegen des Westens. Da habe ich das Fliegen gelernt ohne Flügel und ohne Zeppelin'sches Luftschiff. O, warum verbrennen bei den häufigen Waldbränden nicht auch die Wurzeln und

die im Wege liegenden mächtigen Steine? Haben Sie schon mal gesehen wie beim Treschen die Spreu in die Höhe fliegt? Das ist noch Kinderspiel gegen mein Fliegen und doch bin ich etwas mehr als Spreu. Wenn nur die Flasche mit dem Meßwein nicht bricht, dachte ich, dann ist noch alles all right.

Endlich nach einer langen Nacht kommen wir an das Kapellchen, im Blockhausstil errichtet. Ich steige ab und zelebriere, wobei mir ein ruthenischer Priester dient. Nach einem kleinen Frühstück, bei dem sich auch allerlei nicht Eßbares vorfand, mußte ich noch 5 Kilometer weiter fahren zu meinem Standquartier. Am Brunnen vor dem betreffenden Blockhause wäscht man sich und tritt dann mit Todesverachtung ein, denn „da drinnen ist's fürchterlich".

Am andern Morgen begab ich mich zur Kapelle. Sie wurde gemeinsam benutzt von den hier wohnenden Polen (lateinischer Ritus) und den Russen (griechischer Ritus). Diese beiden Völkchen trauten einander nicht recht, und wegen der Verschiedenheit des Ritus herrschte allerlei Eifersucht. Dem wurde nun ein Ende gemacht durch die beiden geistlichen Herren, die im besten Einvernehmen zusammen amtierten. Bis 10 Uhr war Beichte, hierauf empfing ich einige Abschwörungen von sogenannten ‚Unabhängigen'. Es sind dies Polen, die sich von einer protestantischen Sekte zum Abfall von der katholischen Religion haben verleiten lassen. Um 10 Uhr hielt ich Hochamt nach lateinischem Ritus, dann zelebrierte der griechische Priester, d. h. ein kanadischer Geistlicher, der aus Liebe zu den armen Russen die Erlaubnis eingeholt hat, zum griechischen Ritus überzutreten. Er predigte auch auf russisch, mit besonderer Berücksichtigung der hiesigen Verhältnisse. Um 4½ Uhr hielt ich polnische Nachmittagsandacht mit Predigt. Die Leute waren ganz erstaunt als sie hörten, wie ich genau in demselben Sinne sprach als der Grieche und betonte, daß nur der Ritus, aber nicht die Religion verschieden sei. Um den Russen einen schlagenden Beweis hiervon zu geben, nahm ich zum Schlusse deren Evangelienbuch und küßte es. Das wirkte in demselben Sinne wie das gute Beispiel, welches der griechische Priester am Morgen gegeben, als er mir die heil. Messe diente. Als ich am Montag fortfuhr, stand auf einmal ein Russe an dem Wagen und sagte zu mir: „Väterchen, kommt doch bald wieder!" „Zu Euch?" erwiderte ich, „zu Euch, die ihr so schlecht auf die Polen zu sprechen seid." „Väterchen, das war früher, jetzt wird es nicht mehr so sein, das sagen alle." Gott gebe es, dachte ich bei mir, und fort gings im Sprungwagen ohne Springfedern zu einer andern polnischen Kolonie.

Ein schöner Zug von Demut und Einsicht bei einem Montagnesen-Indianer der Missionsstation **U. L. Frau von den 7 Schmerzen** (Apostol. Vikariat Athabaska) erzählt P. Anton Biehler.

Als der Häuptling Laurentius ‚der Taube', noch in der Vollkraft der Jugend stand, gelang ihm einst das seltene Kunststück, an ein und demselben Tage mehrere Elentiere zu erlegen. Der junge Waidmann fing an, eine ungewöhnlich hohe Achtung vor sich und seiner Kunst zu empfinden und suchte dieselbe auch seinen Stammesgenossen beizubringen, wobei er nicht überall den gleichen Erfolg erntete. Ein ergrauter weißer Indianer besonders nahm ihm das übel und gab ihm eines Tages folgende gute Lehre: „Du hast wirklich Glück gehabt, soviel Elentiere zu erlegen, ich freue mich dessen mit dir, aber eines freut mich nicht, nämlich, daß du darüber so stolz geworden bist. Willst du den guten Weg gehen, den uns der Vater gezeigt hat, so gib dein stolzes Benehmen auf; wenn nicht, so magst du vielleicht in Zukunft als ein guter Jäger gelten und viel Wild erlegen, aber deine Seele wird unter deiner Kunst viel zu leiden haben.

Laurentius nahm sich die Ermahnung zu Herzen. Als er auf den einsamen Pfaden des Waldes darüber nachdachte, überkam ihn die Reue. Er kniete nieder und sprach folgendes Gebet: „Soll ich, o großer Geist, für das Jenseits verloren gehen, weil die Jagd mir ein Glück bringt, das mich stolz macht, so nimm lieber meine Begabung hinweg und laß mich

fürderhin nur das zum Leben notwendige finden."

Seit jener Stunde hat sich Laurentius nicht so sehr durch seine Geschicklichkeit auf der Jagd ausgezeichnet als durch sein wahrhaft leuchtendes Beispiel in allen Tugenden.

Station St. Gertrudis, (Diözese Prinz Albert). Um sich einen Begriff zu bilden von der Länge und Beschwerlichkeit der Missionsreisen, welche unsere Patres und Brüder von dieser entlegenen Station aus unternehmen müssen, um die Nebenstationen versehen zu können, vergegenwärtige man sich folgende Zahlen. Bemerkt sei zuerst, daß eine ‚englische' Meile, = 1609 m ist.

Von Juni 1903 bis Juni 1904, 11 Reisen, Dauer 140 Tage, zurückgelegt 3500 Meilen: von Juni 1904 bis Juni 1905, 12 Reisen, Dauer 192 Tage, zurückgelegt 4200 Meilen: von Juni 1905 bis Juni 1906, 9 Reisen, Dauer 191 Tage, zurückgelegt 3900 Meilen: von Juni 1906 bis Juni 1907, 11 Reisen, Dauer 126 Tage, zurückgelegt 3100 Meilen: von Juni 1907 bis Juni 1908, 12 Reisen, Dauer 145 Tage, zurückgelegt 3500 Meilen.

Mit Juni, wenn die Flüsse frei geworden sind, beginnt die Saison des Rindenkahnes, sobald im Herbste Schnee und Eis ihren Einzug gehalten haben, kommt das andre Verkehrsmittel, der Hundeschlitten, an die Reihe. Was hier von der Station St. Gertrudis gesagt wird, gilt mehr oder minder von allen Missionsstationen des hohen Nordens. Sie haben alle ähnliche Zahlen aufzuweisen.

Die Kongregation der Propaganda und die Missionen. Die am 29. Juni d. J. erlassene Apostolische Konstitution Pius' X. hat auch eine für das Missionswesen bedeutsame Aenderung gebracht, auf welche das neueste (Oktober-) Heft des 37. Jahrganges der ‚Katholischen Missionen' (Herdersche Verlagshandlung, Freiburg, jährlich Mk. 4.—) die Aufmerksamkeit lenkt. Sie hat das bisher ungeheure Gebiet, welches von der römischen Kongregation der Propaganda geleitet und verwaltet wurde, enger begrenzt. Es wurden Großbritannien, Holland und Luxemburg, vor allem aber auch die Kirchenprovinzen Kanadas und der Vereinigten Staaten von ihr abgelöst und deren kirchliche Verwaltung selbständig gemacht. In Amerika bleiben nur noch die eigentlichen Missionsgebiete, die Apostolischen Vikariate und Präfekturen, unter Oberleitung der Propaganda in Rom. Damit ist die Kongregation bedeutend entlastet, und sie kann jetzt ihre Kraft dem eigentlichen Missionswerk zuwenden, das ja heute die größte Aufmerksamkeit erfordert, nachdem ein großer Teil der Hilfsquellen für die Mission, die bisher das katholische Frankreich allein zur Hälfte bestritt, infolge des französischen Kulturkampfes zu versiegen droht und dies gerade in dem verhängnisvollen Moment, da viele große Missionen, zumal die des erwachten Ostasiens, die Missionen Chinas und Japans, vor kritischen Entscheidungen stehen, von denen ihre Zukunft abhängt. In dem einleitenden Artikel des genannten Heftes der ‚Katholischen Missionen' werden diese Gefahr und die Mittel, ihr zu begegnen, nachdrücklich erörtert im Anschluß an einen der Düsseldorfer Katholikenversammlung vorgelegenen Antrag, der zwar angenommen wurde, zu dem aber der Antragsteller das Wort nicht mehr ergreifen konnte. Er hat nun sein beabsichtigtes Referat in diesem auch sonst lesenswerten Hefte der ‚Katholischen Missionen' skizziert.

Freie Stunden

Unterhaltungsbeilage der «Maria Immaculata»

XVI. Jahrgang. · Nr. 2 · November 1908.

Das Opfer.

Eine historische Erzählung aus dem Zululande.

2. Kapitel.

Der Verdacht.

Weit über den Hügelabhang bis tief in die Ebene hinein dehnte sich der königliche Kraal Jobe's. Hier war der Umusi, d. h. die Heimat, der Tetwa. Wie die Gezelte eines gewaltigen Kriegsheeres ragten die kugelförmigen Hüttenbauten aus dem schattigen Grün der Sträucher und Gebüsche zum abendlichen Himmel empor. Hoch über die übrigen Hütten aber ragten die Indschlu, die königlichen Hütten, welche von den Gliedern der königlichen Familie bewohnt wurden. Sie waren höher und schöner gebaut als die übrigen. Eine jede von ihnen maß etwa 25—30 Fuß im Durchmesser, und während die anderen Hütten nur mit Gras belegt waren, standen sie mit sorgfältigem Flechtwerk und bunten Matten bedeckt, die, oben immer enger zulaufend, zuletzt in Form einer Krone zusammen gehalten wurden.

Und alles war mit Sorgfalt und Bedacht zusammengefügt, denn die Indschlu war das Symbol der Einheit des Stammes, und im Bau der Hütte war dem Tetwa ein Abbild gegeben für die Stellung eines jeden einzelnen zu dem Stamme.

Der starke Mittelpfosten, welcher die Hütte stützte, bedeutete den König, während die Nebenpfosten die Ratgeber desselben repräsentierten. Die Horizontalbalken auf den Pfosten wiesen hin auf die Hilfstruppen des Königs und seiner Räte, um den ganzen Bau des Stammes zu tragen. Die auf den Querbalken ruhenden Hauptdachsparren versinnbildeten die Frauen, die dem Stamme Nachkommen zu geben hatten, während das halbkugelförmige, dünne Flechtwerk, mit seiner äußeren Strohdecke durcheinander verknüpft und verbunden, die Masse des Volkes darstellte. So wie der Hauptpfosten in Verbindung mit den Nebenpfosten die ganze Hütte trägt und stützt, so stützt und trägt der Häuptling mit seinen Räten den ganzen Stamm und verleiht ihm Stabilität. Und so wie das Flechtwerk mit seinem Strohdach die

Stützpfosten deckt, umschließt und vor dem Unwetter schützt, so umgibt und schützt das ganze Volk den Häuptling und seine Räte. Jeder Teil der Hütte hängt in seiner Stärke von den anderen Teilen ab, und wie das Dach nicht ohne die stützenden Pfosten, und die Pfosten nicht ohne das schützende Dach Bestand haben können, so ist auch der Häuptling, sein Rat und das Volk darauf angewiesen, sich gegenseitig zu ergänzen und so dem ganzen Stamme Kraft und Zusammenhalt zu geben.

Zu den königlichen Hütten gehörte vor allen Dingen die Indhlunkulu, die Hütte der Groß-Frau, der Mutter des Kraales, direkt dem Viehkraal gegenüber. Der Sohn dieser Groß-Frau, der Inkosikazi oder Herrscherin, war nach altem Recht und Brauch der Erbe der Königswürde. Zunächst stand dann die Ikohlwa, die Hütte des Weibes zur rechten Hand. Diese Frau war in der Regel das zuerst gekaufte Weib. Doch ihr Sohn konnte die Königswürde nicht erben, außer im Falle, daß der König keinen anderen männlichen Nachkommen gehabt hätte. Dagegen wurden in der Hütte zur rechten Hand die Medizinen und die Familienzaubermittel aufbewahrt. In ihr auch hielt sich der König während manchen Zeremonien auf, und gerade dieser Umstand verlieh der Hütte zur rechten Hand ein bedeutendes Ansehen, und ihre Inhaberin übernahm interimistisch die Regentschaft wenn der König starb und der rechtmäßige Erbe noch minderjährig war.

An dritter Stelle kam die Hütte des Weibes zur linken Hand, das auch den Ehrentitel „Balken" führte, während die im Rang nun folgenden übrigen Frauen sich mit der Bezeichnung „Dachsparren" begnügen mußten. Die Frau zur linken Hand führte auch den Titel „Das Weib der Vorfahren", weil von ihr in Ermangelung des Großweibes und der Dachsparren in erster Linie erwartet wurde, daß sie den König mit der Geburt eines Thronfolgers erfreute.

Von Wichtigkeit und Bedeutung für das königliche Hofleben im Tetwalande war noch die Ilawu, die große Hütte der heranwachsenden männlichen Jugend der genannten drei Hütten. Dies alles zusammen aber bildete den engeren, vornehmeren Kreis des königlichen Kraales. Erst weiter unten am Hügelabhange begann die Isigodhlo, der Leute-Ort, mit den verschiedenen Abteilungen für die Amakosikasi, Soldaten, und für die Innceku, Bediente.

Im Mittelpunkt der ganzen Anlage aber, gleichsam das Herz, von dem das tägliche geschäftliche Leben und Treiben am frühen Morgen ausging und zu dem es am Abend wieder zurückkehrte, das Kleinod, um das sich das Sinnen und Trachten der Bewohner drehte und mit dem das Wohl und Wehe aller auf das engste sich verknüpfte, war der Isibayasenkomo, der königliche Viehkraal. Auf ihn fiel der Blick zu allererst, wenn man durch den Isango oder Haupteingang

eintrat, und von ihm aus konnte man leicht und bequem den ganzen Kraal beherrschen.

Hier, am Eingange des königlichen Viehkraales, war der Lieblingsplatz Jobe's, des Königs der Tetwa. Hier labte er sich am Anblick seiner Rinder, hier schwelgte er im Gefühl seines Reichtums, seiner Macht und seiner Würde. Hier, im Schatten der hohen, dichten Umzäunung, hatte Jobe vorhin getrauert, gezweifelt und gekämpft, und hier stand er jetzt hoch und stolz aufgerichtet, die Assegai mit der weißen Schwanzquaste seines Kampfochsen verziert in der starken Faust, in dem zurückgewonnenen Gefühl seiner Kraft. Kühn und frei rollte sein Blick über den dunklen Hügelabhang hinab. Langsam, wie ein Feldherr, der aus der Front heraus den Verräter sucht, glitt der Blick von Hütte zu Hütte, als sollte er gleichsam eine jede Menschenseele da drinnen hervorrufen und sie von seinem Richterstuhl mit der über Leben und Tod entscheidenden Spitze seiner Stoßwaffe auf ihre Treue und Redlichkeit hin abwägen. Langsam, wie mit prüfendem Schritt, ging der Blick weiter und weiter hinab bis zu dem Leute-Ort, und bedächtig schritt er an den langen Hüttenreihen hinauf und hinab, als wollte er gleichsam ein jedes Herz aus dem Dunkel hervorzerren und öffnen und schauen und richten.

Die Hütten aber lagen friedlich und still im dunkelnden Abend. Mit ihren schwarzen, gekrümmten Grasdächern lagen sie wie in stummer Verbeugung vor dem König. Und mehr und mehr hatte der Tageslärm sich gelegt; stiller waren die Menschen und stiller waren die Tiere geworden. Auf den Grasplätzen vor den Hütten, im leuchtenden Feuerschein, hockten die Leute. Hie und da klatschten die Frauen und die Kinder mit den Händen und sangen im fröhlichen Unisono ihre gewohnten Abendweisen. Das schläfrige Knirschen der Mahlsteine, mit denen die goldenen Maiskörner zerrieben wurden, verbreitete überallhin eine sanfte Ruhe, und ringsum schien Friede und Wohlstand die Herzen glücklicher Menschen zu erfreuen.

Der Anblick dieses friedlichen Bildes wirkte besänftigend auf die überreizte Phantasie des Königs. Er wurde ruhiger. Der drohend erhobene Arm sank nieder, und die Augen kehrten befriedigt von dem prüfenden Rundgang zur nächsten Umgebung zurück.

Eben schickte sich Jobe an, seinen Lieblingsplatz zu verlassen und in seine Hütte zu gehen, als hastige Schritte hörbar wurden. Jobe blickte auf. Er bemerkte, wie ein kräftig gebauter Mann von mittlerem Alter in aller Eile auf ihn zukam. Der Mann war im Kriegsanzug. Die königliche Kranichfeder zierte seinen Federbusch. Die Stirn war mit einem Band aus buntem Tigerfell umwunden. Zu beiden Seiten des Kopfes hingen Lappen von Affenfellen, sodaß das Gesicht des Mannes schwer zu erkennen war. Die Brust und die Schultern waren

mit Kuhschwänzen verziert, die beim Laufen wild durcheinander flatterten. Um die Hüften schlang sich die Umutya. Dieselbe bestand aus gefleckten Tigerfell, ein Zeichen, daß der nahende einer der Vornehmsten der Tetwa sein mußte, denn die gewöhnlichen Männer durften nur eine Umutya aus den Fellen der Affen, der Ziebeth- oder Wildkatzen oder der Ziegen tragen. Die Felle, an denen die Haare sitzen blieben, wurden in etwa acht Zoll lange Streifen geschnitten; an den beiden Seiten dieser Streifen wurden kleine Einschnitte gemacht und dann sorgfältig gedreht und gekräuselt. War eine gewisse Anzahl von Streifen fertig, so band man sie an einem aus einer gewissen Baumrinde verfertigten Bande zu zwei Fransenbüschen zusammen, sodaß zwischen beiden Büscheln ein nicht mit Streifen ausgefüllter leerer Raum blieb. Beim Anlegen der Umutya um die Hüften wurde sie so gedreht, daß der größere Büschel nach hinten und der kleinere nach vorne bis auf die Mitte der Schenkel herunterfiel und auf beiden Seiten der Körper unbedeckt blieb. An Armen und Beinen war der Mann noch reichlich mit Perlenschnüren und Ringen geziert.

Beim Näherkommen erkannte Jobe, daß der Mann, der sich mit eilenden Schritten näherte, kein anderer war als Umpatwe, der älteste Sohn seines Lieblingsweibes, und erwartungsvoll blieb er stehen.

Noch zwei andere Söhne hatte der König, Tana und Godongwayo. Sie waren die beiden ältesten aus der zahlreichen Kinderschar des Königs, und Godongwayo war der Inkosana, der rechtliche Erbfolger des Thrones. Aber seitdem die Ihlozi-Schlange so unglücklicher Weise getötet worden war, und seitdem Argwohn und banges Zweifeln im Herzen des Königs wohnte, war ein dunkler Schatten auf das Verhältnis der beiden ältesten Söhne zu ihrem Vater und Herrn gefallen. Jobe, der früher eine besondere Gunst dem Godongwayo, seinem Thronfolger, geschenkt hatte, zeigte sich jetzt gegen diese beiden Söhne äußerlich kalt und gleichgiltig; im Innern aber war er mit Haß und tiefem Argwohn gegen sie erfüllt. Wer konnte mehr Interesse an seinem Tode haben als sie? Wem konnte seine Regierung und sein langes Leben unbequemer sein als ihnen? Ja, wenn ihm, dem König, von irgend einer Seite Gefahr drohte, so war es von dieser Seite, und wenn er irgend welche verborgene Feinde zu fürchten hatte, so waren es seine beiden eigenen Söhne, die bei seinem Tode nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen hatten.

Das war der Ideengang des Königs gewesen, und aus ihm heraus hatte Jobe gearbeitet. Er war nicht müßig gewesen in diesen Tagen des inneren Kämpfens und Zweifelns. Nein, diese Treulosen, diese Undankbaren, diese Verräter am eigenen Fleisch und Blut sollten ihn, ihren alten Vater und König nicht überlisten! In aller Stille hatte er begonnen, seine Fäden um sie zu spannen. Und diese Fäden liefen von Hütte zu Hütte, von Kraal zu Kraal, und sie übermittelten

getreulich die Worte der Söhne, ihr Gehen und Stehen, ihr Lassen und Handeln. Jobe war auf seiner Hut, und wehe ihnen! wenn ein vorlautes Wort ihrerseits hörbar wurde: wehe ihnen! wenn sie einen einzigen unklugen Schritt, der zweierlei Deutung zuließ, sich zu schulden kommen ließen.

Ein williges Werkzeug seiner Pläne hatte Jobe in Umpatwe gefunden. Dieser hatte im Gegenteil nichts beim Tode des Königs zu erwarten, dagegen vieles von dem lebenden König zu gewinnen. Die Gunst des Königs hatte sich ihm mit einem Male zugewendet, und in vollen Zügen kostete er das berauschende Licht dieser königlichen Sonne. Die höchsten Gunsterweisungen zeichneten ihn aus und die ehrenvollsten Aufträge wurden ihm zuteil.

Ein solcher Auftrag mußte ihn auch heute beschäftigt haben, denn mit großer Erwartung blickten ihm die Augen des Königs entgegen.

„Bayete Ndabezita", grüßte Umpetwa in größter Ehrfurcht, als er den König erreicht hatte. „Möge man dir zollen Ehre, Ruhm, Gehorsam, Unterwürfigkeit, dir dem Feindebezwinger."

„Sakubona, wir haben dich gesehen", erwiderte kurz der König, und als nun Umpetwa in weitschweifiger Rede beginnen wollte, forderte ihn ungeduldig der König auf, zur Indaba, zur Angelegenheit, zu kommen.

Die beiden Männer ließen sich am Eingange des königlichen Viehkraales nieder, nachdem sie zuvor Umschau gehalten, ob kein Unberufener in der Nähe sich aufhielt, der sie belauschen konnte. Sie sahen niemanden außer einigen Frauen, die aber mit Singen und Arbeiten beschäftigt waren und nicht auf sie achteten. Sie wähnten sich also ungestört. Aber dennoch täuschten sie sich.

Bei den arbeitenden Frauen und unter den erwachsenen Mädchen befand sich auch Nomali, die Tochter des Großweibes des Königs. Sie war in geheimer Liebe dem Inkosana Godongwayo zugetan, mit dem sie, da der König nur ihr Stiefvater war, nicht in näherer Verwandtschaft stand. Auch ihr war der Umschwung in den Gefühlen des Königs nicht entgangen, und sie hatte seitdem mit eifersüchtigen Blicken Umpetwa verfolgt, der sich, wie sonst niemand, der königlichen Gunst erfreute.

So kam es denn, daß Nomali mitten im Liede ihren Gesang plötzlich unterbrach und aufmerksam den eifrigen, geräuschlosen Handbewegungen Umpatwe's folgte. Sie sah, wie er immer näher und vertraulicher an die Seite des Königs rückte, und sie bemerkte, wie er mit ängstlichen, unruhigen Blicken bald nach rechts, bald nach links schaute, um zu sehen, ob jemand herzu käme, der ihn und das Geheimnis, das er erzählte, belauschen könnte.

Es mußte in der Tat ein großes Geheimnis sein. Anfangs hatte der König ruhig und gemütlich dagesessen, und er hatte zugehört als ob ihm irgend ein alltägliches Vorkommnis erzählt würde. Bald aber brachte ihn der Ernst der Meldung, die ihm sein Sohn Umpetwa

erstattete, zu sichtlichem Interesse. Und die Hand legte er jetzt an das Ohr, um jedes Wort von den Lippen seines Sohnes aufzufangen, und vorwärts lehnte er seinen Körper und faßte krampfhaft die Fußknöchel auf dem Boden, um seinem Sohn in das erhitzte Antlitz zu schauen. Die Augenbrauen waren hoch und drohend zusammengezogen. Wie ein schwarzes Ungewitter hingen sie an der runzlichen Stirne, und das Weiße der rollenden Augen funkelte darunter hervor wie Unheil verkündendes Wetterleuchten.

Nomali beobachtete das alles, und eine große, brennende Neugierde bemächtigte sich ihrer. Wie gern hätte sie das Geheimnis erfahren, das das Interesse des Königs in so auffallender Weise erregte! Aber wie sollte sie es erfahren? Sie sann hin und her. Die beiden Männer zu beschleichen ging augenblicklich nicht an. Oder sollte sie es dennoch versuchen? Nein, sie durfte sich vor den übrigen Frauen nicht verraten. Ratlos blickte sie umher und preßte angstvoll die Hände auf das klopfende Herz. Was sollte sie tun? Ein Gedanke jagte den andern, und ein Schreckensbild folgte dem andern in der erhitzten Einbildungskraft.

Während Nomali auf diese Weise noch damit beschäftigt war, einen kühnen Plan in ihrem eifersüchtigen Herzen zu entwerfen, sprang Umpetwa auf ein Zeichen des Königs auf und half dem erregten Vater sich zu erheben. Beide schlugen dann den Weg zu den königlichen Hütten ein und kamen nahe an Nomali vorbei. Das Mädchen suchte ihre Aufregung zu verbergen und war allem Anschein nach eifrig an der Arbeit, mit ihren Mahlsteinen die Maiskörner zu zerreiben.

Als die beiden Männer an dem Mädchen vorüber gingen, sagte der König:

„Erst eile und rufe mir Magidi, den Marschall, und Tula, meinen Bruder, und dann bringe sie beide zugleich hierher, denn wir müssen einmal ein Ende machen mit ....."

Nomali konnte nichts weiter von den Worten des Königs vernehmen, denn die Männer bogen in anderer Richtung ab und gingen weiter.

In tiefem Sinnen hockte Nomali bei ihrer Arbeit und dachte darüber nach, was wohl die sonderbaren Worte des Königs zu bedeuten hätten. Aber sie konnte vor der Hand nicht ins Reine kommen. Es fehlte ihr eben jeder Anhaltspunkt; doch kommt Zeit, kommt Rat.

Als die Nacht anbrach, hatte das Mädchen, eifersüchtig und mißtrauisch, wie es nun einmal geworden war, wenigstens insoweit seinen Plan gefaßt und war sich darüber im klaren, welches der nächste Schritt sein sollte, den es zu tun hatte. (Fortsetzung folgt.)

Mit bischöflicher Genehmigung.

Nachdruck sämtlicher Beiträge und Erzählungen untersagt. Der Nachdruck aus den kleineren Nachrichten nur bei genauer Quellenangabe gestattet.

Alle Angelegenheiten betreffend Redaktion und Expedition sind zu adressieren an **Redaktion der ‚Maria Immaculata'; Hünfeld bei Fulda.**

Druck der Fuldaer Actiendruckerei, Fulda.

. . . Maria Immaculata . . .

Maria Immaculata

Illustrierte Marien- und Missions-Zeitschrift

Organ des Marianischen Missions-Vereins

Herausgegeben von der deutschen Ordensprovinz der PP. Oblaten M. I. | XVI. Jahrgang Heft 3 · Dezember 1908. | Verlag des Missionshauses St. Bonifatius Fünfeld b. Fulda.

Die Zeitschrift „Maria Immaculata" erscheint monatlich mit der Unterhaltungsbeilage „Freie Stunden" und der literarischen Beilage „Vom Büchertische". Preis pro Jahr Mk. 2.00 für Deutschland und Oesterreich; Mk. 2.50 fürs Ausland. Zu beziehen von dem Missionshause oder durch den Buchhandel.

Anzeigenpreise: Die einspaltige, 55 mm breite Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg. Die ganze Seite von 128 Zeilen Raum Mk. 20.— Die halbe Seite Mk. 12.—

An die Mitglieder des Marianischen Missionsvereins.

Im September d. J. trat in Rom das Generalkapitel der Kongregation zusammen. Es erwählte, wie wir bereits im Oktoberheft mitteilten, zum General der PP. Oblaten den hochw. Herrn Augustin Dontenwill O. M. I., bisher Bischof von New-Westminster (Brit. Kolumbien). Wie üblich, so wurde auch diesmal die Gesamtlage des Ordens in den Missionen der verschiedenen Erdteile von den Vätern des Kapitels einer eingehenden Erwägung unterzogen. Da zeigte es sich denn, welch' tiefgreifende Wirkung die Verfolgung der katholischen Kirche in Frankreich für die auswärtigen Missionen bereits gehabt hat. Nicht nur die tatkräftige Unterstützung durch materielle Mittel wurde zum Teil unterbunden, sondern auch die früher so zahlreichen Berufe haben nachgelassen. Es zeigte sich aber auch, daß Deutschland in hochherziger Weise bestrebt ist, voll und ganz in dieser bedrängten Lage seinen Mann zu stellen. Mit großem Interesse nahm das in Rom versammelte Generalkapitel die Mitteilungen der Direktion des Marianischen Missionsvereins entgegen und konstatierte mit aufrichtigem Dank gegen Gott den Eifer der Beförderer und den Opfermut der Mitglieder des Vereins.

Um die Gefühle des Dankes und der Anerkennung auch den Mitgliedern des Vereins gegenüber zum Ausdruck zu bringen, beschloß das Generalkapitel, ein Schreiben an die Direktion des Vereins zu veranlassen. Der hochwürdige Herr P. Augustin Nachtwey O. M. I., apostolischer Präfekt von Deutsch-Südwestafrika, wurde mit dieser Aufgabe betraut, und nachstehend bringen wir dies Schreiben den Vereins-Mitgliedern und allen Lesern der Zeitschrift zur Mitteilung.

Rom, am Feste der hl. Theresia 1908.

An die Direktion des Marianischen Missionsvereins!

Die hochwürdigsten Herren Bischöfe und Missionare, die unter dem Vorsitze unseres Generalobern, Sr. Bischöflichen Gnaden Augustin Dontenwill O. M. I. zum Generalkapitel unserer Kongregation in Rom versammelt sind, haben mir den Auftrag erteilt, allen Mitgliedern des Marianischen Missionsvereins in ihrem Namen für die milden Gaben zu danken, womit dieselben die Arbeiten unserer Missionare in den Heidenländern unterstützt haben.

Ich entledige mich um so lieber dieses ehrenden Auftrages, da er mir die willkommene Gelegenheit bietet, allen Beförderinnen und Beförderern des segensreichen Vereines im besondern für die Unterstützung danken zu können, die unserer Mission in Südwestafrika zugeflossen ist. Den freundlichen Lesern der Zeitschrift ‚Maria Immaculata' ist es bekannt, wie groß die Anfangsschwierigkeiten der katholischen Mission in jener deutschen Kolonie gewesen sind. Große Opfer, reich an Schweiß und Blut, haben dort die Oblaten-Patres und -Laienbrüder gebracht, um einerseits den katholischen Glauben unter den Heiden zu verbreiten und andererseits denselben unter der deutschen, katholischen Bevölkerung: Kolonisten und Soldaten, zu erhalten und zu stärken. Manches hat die katholische Mission dort gewirkt, vieles verbleibt ihr noch für die Zukunft, wozu sie der barmherzigen Mildtätigkeit der deutschen katholischen Heimat bedarf. Je tatkräftiger wir unterstützt werden, um so segenbringender werden wir wirken für Kirche und Vaterland.

Auch der Direktion übermittele ich den Dank der Glaubensboten. Sie hat mit unermüdlichem Eifer den Leserinnen und Lesern der geschätzten Zeitschrift ‚Maria Immaculata' von dem seeleneifrigen Wirken unserer Patres und Laienbrüder aus allen Missionsgebieten unserer lieben Kongregation in anmutiger Weise erzählt. Viele Katholiken der alten Heimat haben dadurch das eigene Glück: katholisch geboren und getauft zu sein, besser kennen und schätzen gelernt. Durch ihre interessanten Berichte und Erzählungen hat sie den Missionen Freunde und Wohltäter zugeführt.

Unser Dank soll sich nicht auf Worte allein beschränken! Unser Gebet und tägliches Meßopfer, das von einem Pole bis zum andern in steter Reihenfolge von den hochwürdigsten Bischöfen und Missionaren unserer Kongregation dargebracht wird, möge hienieden als Dank für die empfangenen Wohltaten gelten. Die nichts vergessende Gerechtigkeit Gottes wird im Jenseits unsern Gönnern und allen Mitgliedern des Marianischen Missionsvereins jenen Lohn schenken, den menschliche Worte nicht ausdrücken und beschreiben können, sondern der würdig des Werkes ist, für das Jesus Christus in diese Welt gekommen ist, und um dessen Erlangung wir alle beten: „Zukomme uns dein Reich".

Mit dem Ausdruck dankbarer Gesinnung bin ich Ihr sehr ergebener

P. Augustin Nachtwey O. M. I.
Apost. Präfekt.

Lourdes und seine Bedeutung.

Zeitgemäße Plauderei.

„Ich wiederhole es," sprach der Herr Professor, „es gibt keine Wunder, weil Wunder bei dem heutigen Stande der Naturwissenschaft rein unmöglich sind. Wir müßten ja sonst einen außerweltlichen, persönlichen Gott annehmen." Sprach's, schloß das Buch und stieg herab vom Katheder. Andere Leute sagen: „Wunder gibt es tatsächlich, darum sind sie wohl möglich." So sprechen diejenigen, die sich mit den Erscheinungen der Unbefleckten Gottesmutter in Lourdes befaßt und die Heilungen voraussetzungslos studiert haben; so sprechen besonders diejenigen, welche selber in Lourdes gewesen sind und als Augenzeugen dienten bei den wunderbaren Tatsachen, welche Ungläubige und „Schwergläubige" entweder hinwegerklären oder am liebsten totschweigen möchten.

Die Zahl der Lourdespilger mehrt sich von Jahr zu Jahr. „Die Prozessionen begannen schon im Jahre 1858, allerdings waren sie noch nicht organisiert, wie später. 1867 fing man an, die Prozessionen zu organisieren, und bis 1903 zählte man 4271 Pilgerzüge (davon 292 nichtfranzösische) mit 2 817 000 Pilgern, natürlich ganz abgesehen von den noch weit zahlreichern Einzelpilgern. Die Gesellschaft der französischen Südbahn rechnet an 2 Millionen Reisende, die jährlich in Lourdes aus- und einsteigen."[1]) G. Bertrin hat in seinem jetzt auch verdeutschten Werke[2]) die Zahl der Heilungen, die mit Lourdes zusammenhängen, auf 3353 geschätzt für die Jahre 1854—1904. Es mögen ja unter diesen Fällen einige den Stempel des Wunderbaren nicht so deutlich an der Stirne tragen wie andere, aber wenn man die ganze Geschichte von Lourdes und die verschiedensten Heilungen in ein Strahlenbündel zusammenfaßt, dann entsteht solch ein Licht, daß man gezwungen ist auszurufen: Hier ist deutlich Gottes Allmacht zu spüren, das Uebernatürliche, hier wird's Ereignis.

„Autosuggestion" erschallt es da verächtlich von mehreren Seiten. Autosuggestion oder Selbstüberredung soll all das Großartige in Lourdes hervorbringen? Der größte Vertreter der ganzen Welt in dieser Richtung medizinischer Praxis, Dr. Bernheim, jüdischer Arzt in Paris, behauptet aber: „Die Suggestion tötet keine Mikroben, vernichtet nicht Tuberkel, läßt das runde Magengeschwür nicht vernarben." An einer andern Stelle sagt er: „Die Suggestion ist vollständig ohnmächtig bei organischen Säfionen. 2. Sie kann funktionelle

[1]) Lourdes. Eine historisch kritische Studie von G. Allmang O. M. I. Paderborn 1908. Junfermannsche Buchhandlung. S. 25.

[2]) Lourdes. Historische kritische Darstellung der Erscheinungen und Heilungen. Frei nach dem Französischen von Prof. Dr. Cron, Straßburg 1908. Le Roux.

Krankheiten heilen, was ihr aber nicht immer gelingt und besonders nie plötzlich.“ Wer möchte denn auch nicht gerne durch Ueberredung direkt von der Schwindsucht geheilt werden? Ob nun die Suggestion von ihm oder einem anderen ausgeht, wäre ja dabei ganz gleichgültig.

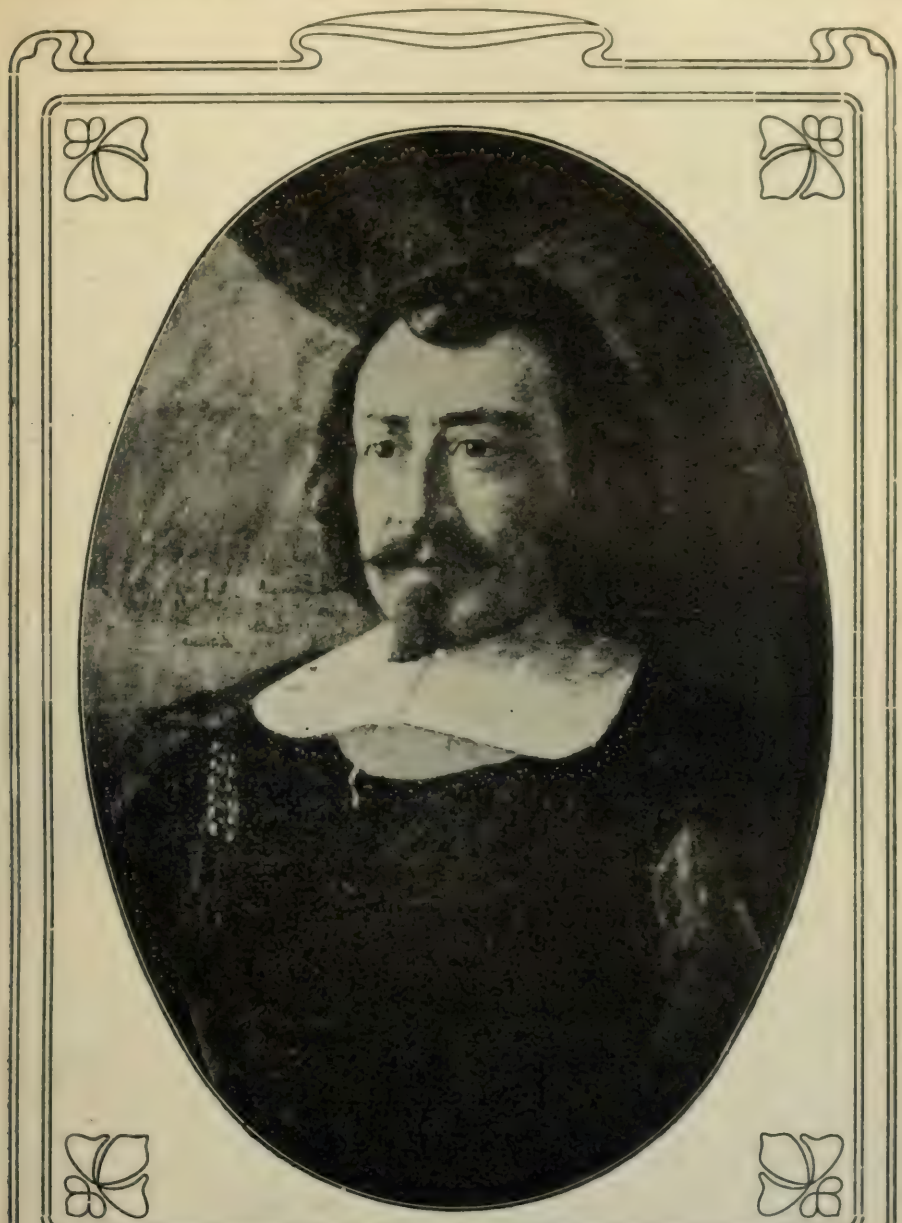
Wenn die ‚Suggestion‘ verbraucht ist, kommt man mit den ‚unbekannten Heilkräften der Natur‘. Was man nicht kennt, das soll man auch nicht anrufen. Wenn diese Heilkräfte wirklich da sind, warum wirken sie nicht immer und gleichmäßig, was doch zum Wesen der Natur gehört? Wenn z. B. ein Knochenbruch direkt auf der Stelle verschwindet, wenn jemand, der jahrelang blind war, auf einmal sieht, ein Lahmer plötzlich seine Krücken wegwirft, so schreien wir ja gerade darum ‚Wunder‘, weil ‚Wunder‘ etwas bedeutet, was die Natur nie aufweist. Wären solche Erfolge der Natur, wenn auch der unerforschten, zuzuschreiben, so müßten sie sich doch immer da wiederholen, wo dieselben Umstände gegeben sind. Warum werden also nicht alle in Lourdes geheilt?

Das ist das Großartige an Lourdes und seinen Heilungen, daß mitten in unsrem so mißtrauischen 20. Jahrhundert durchaus offen, von der ganzen Welt leicht erreichbar, seine wunderbare Quelle fort und fort ihre heilenden Wellen entsendet, Wellen, die zwar aus unsrer armen, vom Fluch getroffenen Erde stammen, aber eine Kraft besitzen, die nicht von dieser Erde ist. Es handelt sich hier nicht um Ereignisse des 8. und 10. Jahrhunderts, auch nicht um den Mann im Monde; es wird nichts verheimlicht, vertuscht und noch lange nicht jede anscheinende Heilung berücksichtigt. Es gibt in Lourdes ein eigenes ärztliches Konstatierungsbureau, das strenge verfährt in seinen Protokollen. Jedes Jahr kommen zirka 250 Aerzte dahin, und zwar Aerzte jeder Nationalität und jeder Geistesrichtung. Von 1892—1907 haben 3 492 Aerzte, davon über 600 Nichtfranzosen, alle namentlich in ein besonderes Register eingetragen, das Bureau besucht.

Aber warum gibt es denn unter den Aerzten und überhaupt in den Reihen unsrer Gebildeten so viel Ungläubige? Mein lieber Leser, auch diese Frage beantwortet man nicht mit einem Satze. Ein Wunder sehen, selbst ein Wunder annehmen, und den katholischen Glauben annehmen sind zwei Tatsachen, zwischen denen der freie menschliche Wille und die freigegebene göttliche Gnade liegen. Der Glaube ist zwar ein Akt des Verstandes, aber erstens muß dieser von übernatürlichem Lichte erleuchtet sein. Zweitens hängt dieser Akt auch ab von unserm freien Willen, und dieser Wille muß, damit er den Verstand antreibe, durch die Kraft der übernatürlichen Gnade dazu befähigt sein.

Uebrigens, wenn du fragst, warum trotz Lourdes die Menschen nicht in hellen Scharen sich zum Christentum und zur katholischen Religion bekennen, so ist es dasselbe, als wenn ich fragte: Warum lassen sich dieselben Menschen nicht von der wunderbaren Ausbreitung

der Kirche Christi dazu bewegen, in dieselbe einzutreten? Es gibt Wunder genug in der Welt, aber es gibt auch noch etwas anderes, wie ich schon angedeutet, den menschlichen Willen mit seiner Beschränkt-



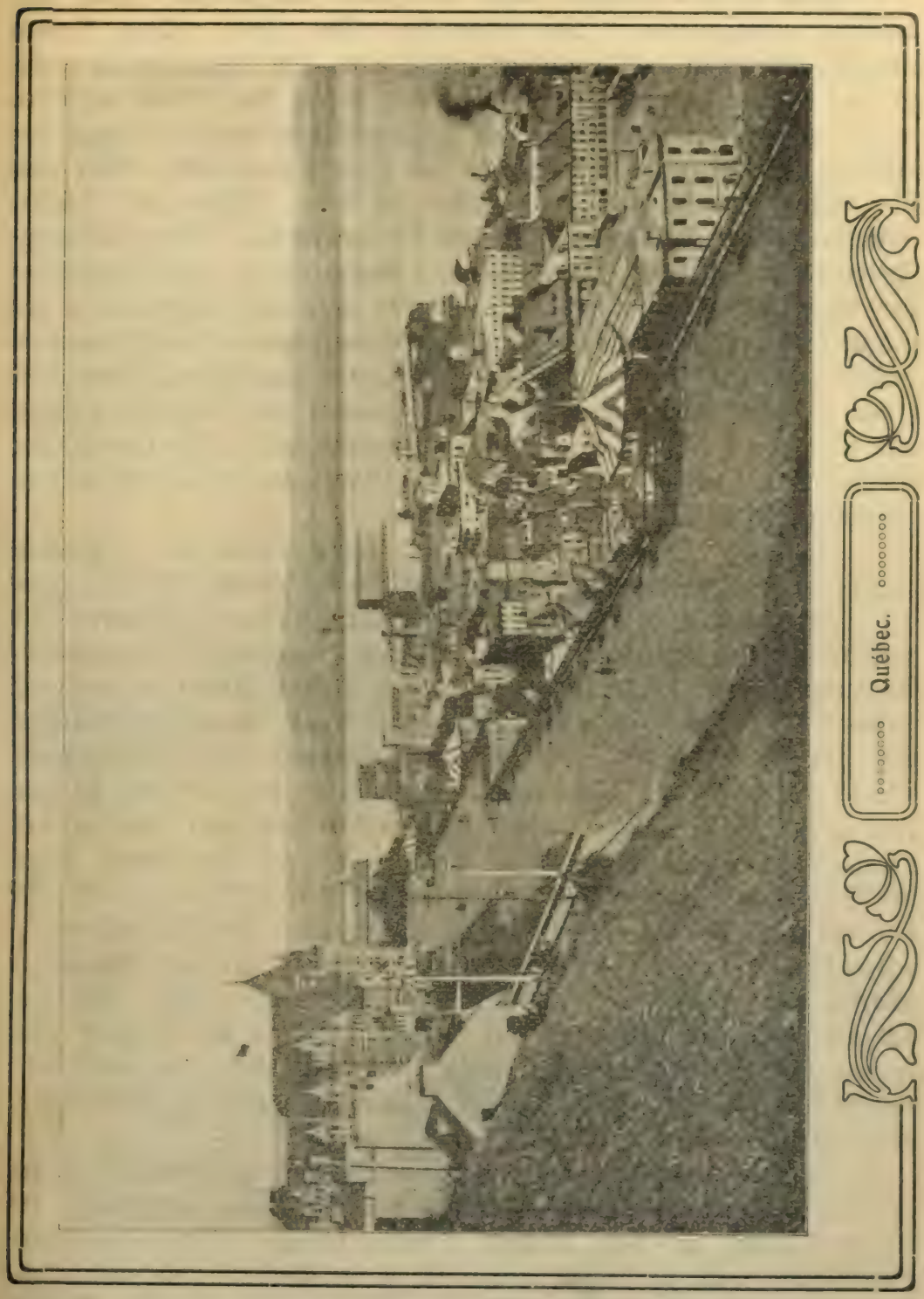
Champlain, der Gründer von Québec.

heit und besonders mit seinen Vorurteilen, die von falscher Erziehung, Gewohnheit, Leidenschaft, von Sünde und Laster herrühren. „Wenn sie Moses und den Propheten nicht glauben", heißt es im Evangelium, „so werden sie auch nicht glauben, wenn einer von den Toten auferstände."

Bei den äußeren wunderbaren Heilungen, die Lourdes so weltberühmt gemacht haben, darf man aber nicht übersehen, was die Gnadenquelle in den Seelen dort hervorbringt. Nicht alle Pilger lassen ihre Krücken daselbst dankbar als Ex Voto zurück, nicht alle ziehen im vollen Gebrauch ihrer Sinne heimwärts, einige sterben sogar dort oder auf der Reise, aber kein Pilger, der dort versucht hat, zur Unbefleckten mit Innigkeit zu beten, kehrt ungetröstet zurück. Wenn nicht die Gesundheit, so bringt er doch Geduld und Starkmut im Leiden wieder, und das sind für unsre heutige Gesellschaft doch auch kostbare Güter. Ganz besonders aber eines: Wie viele haben in Lourdes auf die Fürbitte der unbefleckten Himmelsmutter die Gesundheit ihrer Seele erlangt, ja wie viele sind vom geistigen Tode durch gute Beicht und neuen Lebenswandel erstanden? Da läßt sich allerdings kein Konstatierungsbureau aufstellen, wenigstens nicht in Lourdes selber, aber die Engel, welche sich ja mehr freuen über einen Sünder, der Buße tut, als über 99 Gerechte, werden wohl in heiliger Eifersucht über das Heiligtum am Gave wachen. Will man überhaupt das innerste Wesen der Erscheinungen von Lourdes und die providentielle Stellung dieses Gnadenortes in unsrer Zeit erfassen, so muß man sich klar werden, daß Maria in Lourdes und durch Lourdes den tausendjährigen Kampf mit der Sünde ganz besonders heftig führt und zum besondern Segen unsrer Zeit. Sie erfüllt in klarster Weise die erste Prophezeiung, welche uns mitgegeben wurde auf den langen Weg der Buße, als wir ausgestoßen wurden — infolge der Sünde — aus dem Paradiese, und in dunkler Ferne der Stern des Erlösers uns gezeigt ward: „Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe. Sie wird dir den Kopf zertreten und du wirst ihrer Ferse nachstellen."

Frage mich nicht warum denn gerade in unsern Tagen und warum gerade in Frankreich das Bild der Unbefleckten so herrlich aufleuchtete. Wir können der Vorsehung nicht in die Karten schauen, wir sehen hienieden nur die vielverschlungenen Fäden des Gewebes der Zeitgeschichte auf ihrer Außenseite, die menschliche Kette und den göttlichen Einschlag in ihren innern geheimen Wechselwirkungen werden wir erst im Lichte der Anschauung Gottes erkennen. Soviel ist aber jedenfalls sicher, die Gnadenquelle von Lourdes kommt in unserer Zeit gerade recht, und der Kampf der Unbefleckten mit der Sünde ist in unsern Tagen erst recht angebracht. Ob es denn heute mehr Sünden gibt als früher? Das will ich weder behaupten noch verneinen, sondern schön an der unlösbaren Frage vorbeigehen und sagen: Der Sünde gibt es sicher mehr als genug, viel, entsetzlich viel in unseren Tagen. Und wenn man das Leben und Treiben in den Großstädten verfolgt, wo die Menschen dicht wie in einem Ameisenhaufen wohnen und sich so recht ‚ausleben' können, dann gewahrt man mit Schrecken, wie dort auch ein Kampf mit der Sünde geführt wird, aber ein ganz andrer. Den Be-

griff und den Namen Sünde will man zudecken, verkleistern und schön in die Schubfächer einschließen, aber von der Sache selber will man nicht



lassen, die Sünde selber darum nur noch dreister begehen. Dem Trunke unmäßig ergeben sein, heißt sein Leben genießen. Unlauterkeit ist gesunde Sinnlichkeit und Pflege der Schönheit. Auflehnen gegen

Gottes und der Kirche Gebote das Zeichen eines starken Mannes, und so geht es fort mit der sogenannten ‚Umwertung' aller Begriffe.

Dem falschen Kampfe gegen die Sünde müssen wir immer den wahren entgegensetzen. Vor allem das Kind beim rechten Namen nennen; Sünde ist auch heuzutage noch Sünde. Die Sünde ist das große, ja das wahre Unglück der Menschheit. Durch die Sünde verlieren wir ja erstens die Uebernatur, die heiligmachende Gnade, die uns das Anrecht auf die ewige Glückseligkeit des Himmels verleiht. Aber auch hier auf Erden schon verspüren wir die bösen Folgen der Sünde: Krankheit, Trübsal und Tod sind ihre bittren Früchte. Dazu der ewige Zwiespalt in unserem Innern, die böse Begierlichkeit, welche sich gegen den Geist erhebt und alles ideale Streben schließlich herabzieht in den Staub irdischer Selbstsucht. „Man sucht Gewitterwolken durch Kanonenschüsse zu zerstreuen", sagt Förster in seiner Jugendlehre, „damit sie keinen Schaden anrichten; aber das ist wahrlich sicher, daß durch Hagel und Blitz nicht entfernt so viele Fluren ruinirt und so viele Erträge des Fleißes vernichtet werden, als durch die Donnerwetter unserer eigenen zügellosen Leidenschaft."

Nach der Erkenntnis der Sünde kommt dann der eigentliche Kampf gegen dieselbe. Kampf gegen die Sünde bis aufs Messer, gegen die Sünde sage ich, nicht gegen die Sünder. Das Schimpfen und Poltern auf die schlechten Zeiten hilft nichts, auch nicht das tatenlose Abwarten, bis es wieder besser wird, nein Arbeit, Arbeit im weitesten Sinne. Erst Arbeit im eigenen Hause, d. h. in unserem Innern. Es gibt wenige unter uns, die nicht in irgend einem verborgenen Winkel ihres Herzens ein kleines Götzenbild haben, vor dem sie von Zeit zu Zeit Opfer bringen. Da muß gesäubert und die frische Luft des Himmels hereingelassen werden. Dann sollen wir den Kampf gegen die Sünde aber auch führen im Verein mit unsern Brüdern. Vereine sind die Batterien im Kampfe gegen die Sünde. Hierher gehören in erster Linie die ‚Missionsvereine'. Bedienen wir uns doch dieser Waffen und lernen wir sie gut gebrauchen, oder besser gesagt ‚bedienen' dadurch, daß wir uns nicht nur in den Statuten des Vereins auskennen, sondern auch in seinen Geist eindringen und mehr und mehr denselben zu unserm Geiste machen. Dann sind wir der Unbefleckten ganz besonders teuer und lieb.

Sie, die sonst so milde und gütige Mutter, wird, sobald es sich um Sünde handelt, auch als schreckliches Kriegsheer geschildert, als Turm Davids, an dem tausend Schilde hängen. In wunderbarer Vereinigung weiß sie beides harmonisch zu verschmelzen, die unergründliche Mutterliebe zum armen Sünder und den unerbittlichen Kampf gegen die Sünde. Auch in Lourdes treten diese beiden Züge in ihrem Bilde glänzend zu Tage. Auf der einen Seite heilt sie die Gebresten unseres Körpers, auf der anderen Seite reißt sie die Sünde aus dem

Herzen und verkündet „Buße, Buße". Kein Wunder, sie ist ja dort besonders erschienen als die ‚Unbefleckte'. Darum durfte die ‚Maria Immaculata', welche ihren glorreichen Namen trägt, das Jubeljahr ihrer wunderbaren Erscheinung nicht vorüber gehen lassen, ohne die Leser und auch die Mitglieder des Marianischen Missionsvereins hinzuweisen auf Lourdes und seine Bedeutung.

Der 8. Dezember naht heran, das Fest der unbefleckten Empfängnis Mariä. Es fällt immer in den Advent, jene Zeit, die uns daran erinnert, wie die Sünde in der unerlösten Menschheit einst so grausam geherrscht hat, darum mischt sich in dieses Jubelfest immer ein leiser Hauch von Wehmut; die Jahrhunderte vor Christus gleichen einem großen Trümmerfeld, wo die vandalischen Hände der Sünde soviel Gutes und Schönes zerschlagen haben. Aus dieser Wehmut heraus richtet sich aber trostvoll der Blick auf das große Missionsfeld um uns herum, wo das Reich der Sünde immer mehr zurückgedrängt wird. Helfen wir doch mit, daß die Gnadenquelle, welche die Unbefleckte der Menschheit erschlossen, immer weiter ihre heilenden Wellen entsende.

Seit 90 Jahren.

Ein Blick über die Entwickelung der nordamerikanischen Missionen der Oblaten.

I.

Der 16. Juli 1818 war ein ewig denkwürdiger Tag für das ganze unermeßliche Ländergebiet in Britisch-Nordamerika, das man damals einfach den ‚Nordwesten' nannte, das aber alles umfaßte, was zwischen dem 49. Grad nördl. Breite, dem Eismeer und der Hudsonsbai lag. Das große Felsengebirge und der Höhenzug im Westen, welcher die Wasserscheide bildet zwischen den Flüssen der Hudsonsbai, des Superiorsees und der St. Jamesbai, bestimmen die Grenzen etwas genauer. Seit 1763 war es eine englische Besitzung, fast gänzlich unerforscht und nur den Indianerstämmen und Pelzhändlern (‚Waldläufer') bekannt, gehörte aber noch nicht wie heute zu Kanada.

Auf dem linken Ufer des Red River (Roter Fluß), da wo heute Winnipeg, eine Stadt mit mehr als 100 000 Einwohnern, sich erhebt, wogte am oben genannten Tage eine bunte Menge von Kanadiern, Mestizen, Schotten und Iren auf und ab. Es waren die Ansiedler der großen Kolonie, die Lord Selkirk 1812 gründete, nachdem er von der Hudsonsbaigesellschaft einen gewaltigen Komplex erworben hatte, um hier eine Oase in der Wüste zu schaffen. Unruhig gehen die Kolonisten hin und her, sie scheinen etwas Außerordentliches zu erwarten, denn ihr Auge sucht die Richtung ab, von welcher der Strom herkommt. Plötzlich ertönt ein Schrei. „Da sind sie, da sind

sie", klingt es freudig wieder von allen Lippen, wenn auch in den verschiedensten Sprachen. Wer sind nun die beiden Ankömmlinge, die jetzt dem Rindenkahne entsteigen und die Bewunderung aller erregen durch ihr jugendliches Aussehen und ihre mächtige Gestalt? Zwei Priester aus der Diözese Québec: Josef Norbert Provencher und Severus Dumoulin.[1]) Obschon sie mehr als 900 km weit von der Heimat sich befinden, strecken sich ihnen doch alle Hände zum freudigen Willkommgruß entgegen. Mit den Glaubensboten, so hoffen nämlich die Ansiedler, werde auch endlich Friede, Glück, geistlicher und materieller Wohlstand in die hartgeprüfte und schon zweimal zerstörte Kolonie einkehren.

Und in der Tat, mit der Ankunft Provencher's begann eine neue Epoche, nicht nur für die Kolonie Lord Selkirks, nicht nur für den ganzen ‚Nordwesten', sondern auch für Britisch-Kolumbien jenseits des Felsengebirges, so daß zwei Drittel des heutigen Kanada ihm in erster Linie den Besitz des katholischen Glaubens und seiner Segnungen verdanken. Zwar hatte schon seit dem Jahre 1732 P. Messaiger S. J. in Begleitung des heldenmütigen Forschers De la Vérendrye den Nordwesten durchstreift und zuerst das hl. Meßopfer daselbst gefeiert. 1738 rafften meuchlerische Wilden P. Aulneau S. J. seinen Mitbruder hinweg, und sein Grab war so gut wie unbekannt, bis es im Laufe dieses Sommers auf der sogenannten Insel des Mordes gefunden wurde. Die Aufgabe, den Grundstein zur kath. Kirche im ‚Nordwesten' von Britisch-Nordamerika zu legen, blieb Provencher vorbehalten, der sich dann auch durch die Erfüllung derselben für immer den Dank der Nachwelt verdiente. Es ist nicht unsere Absicht, hier eine Lebensbeschreibung dieses Pioniers des Kreuzes und der Zivilisation zu geben, sondern nur eine gedrängte Uebersicht über die Entwickelung seines Werkes bis auf den heutigen Tag.

II.

Gleich nach seiner Ankunft machte sich Provencher ans Werk und baute eine Wohnung und eine Kapelle. (Vergl. Maria Immaculata. Januar 1906, S. 133.) Letztere wurde am 1. November desselben Jahres eröffnet mit der feierlichen Erstkommunion von drei Französisch-Kanadiern. Die erste Trauung, die in diesem sehr bescheidenen Kirchlein stattfand, war die eines deutschen Soldaten mit einer Kanadierin. Auf dem rechten Ufer des Red River nämlich hatten sich einige Sol-

[1]) Québec, von dem französischen Seefahrer Samuel Champlain 1608 gegründet, konnte mit Recht in diesem Jahre eine großartige Terzentenarfeier veranstalten. Seit 1658 Sitz eines Apostol. Vikars und 1674 zur Diözese erhoben, ist es nach Mexico die historisch bedeutendste Bischofsstadt von ganz Amerika. Es wurde 1844 Erzdiözese und blieb mit Kingston, Montreal, Toronto, Ottawa und St. Bonifatius als Suffraganbistümern einzige Kirchenprovinz bis 1852. Heute zählt Kanada 8 Kirchenprovinzen und 24 Bischofssitze.

daten aus dem schweizerischen Regimente der Meuroner angesiedelt, die unter Napoleon I. gefochten hatten und nach der Verbannung des Korsen in englische Dienste getreten waren; Lord Selkirk hatte die Veteranen geworben, damit sie seine Schöpfung bewachen sollten. Sie waren es,

Mgr. Provencher.

welche die kleine Ansiedlung nach dem Apostel der Deutschen St. Bonifatius benannten, ein Name, der für die Kirchengeschichte von größter Bedeutung geworden ist.

Zur Kirche gehört naturgemäß die Schule; noch im selben Jahre 1818 gründete Provencher eine solche und er selber erteilte zwei Knaben, die er zum Priesterstande berufen glaubte, den ersten Unterricht im

Lateinischen. Die Aufgabe, als Lehrer zu wirken, hatte er indes besonders seinem Gefährten Severus Dumoulin übertragen, doch verlor er die Schule nie aus dem Auge und war sehr bedacht auch auf das zeitliche Wohl seiner Untergebenen. Er selber zeigte den Ansiedlern, wie sie Ackerbau treiben sollten und ließ sogar zwei Weberinnen kommen, um die Töchter der Kolonisten in dieses Handwerk einzuführen.

Im Jahre 1819 begann Provencher den Bau eines neuen würdigern Gotteshauses und reiste dann 1820 nach Québec, um dem Oberhirten, der ihn ausgesandt hatte, Bericht über sein bisheriges Wirken zu erstatten. Hier erreichte ihn am 1. Februar die Bulle, durch welche er zum Apostol. Vikar des Nordwestens, aber noch als Koadjutor von Msgr. Plessis von Québec ernannt wurde. Lange sträubte sich der bescheidene Mann gegen die bischöfliche Würde, erst am 19. März 1821 konnte er sich zur Annahme derselben entschließen, und am 30. Mai 1822 weihte ihn Msgr. Plessis zum Titularbischof von Juliopolis. Am 7. August kehrte er nach St. Bonifatius zurück, wo er mit den größten Freudenbezeugungen empfangen wurde.

Obschon mit der bischöflichen Würde bekleidet, konnte man Provencher jetzt doch wie den einfachsten Priester arbeiten sehen, ja, er legte sogar beim Bau seiner neuen Kathedrale selbst Hand an den Schubkarren und leistete die gewöhnlichsten Handlangerdienste, wobei ihm seine gewaltige Körperkraft. — er war 6 Fuß 4 Zoll hoch — sehr zu statten kam.

Im Sommer 1830 finden wir ihn wieder in Kanada, um dort neue Kräfte und Mittel für das große Gotteswerk zu suchen. Mit ihm kam diesmal ein Priester namens Belcourt, den er dazu ersah, seinen anderen Herzenswunsch zu erfüllen, nämlich den armen Heiden seines unermeßlichen Sprengels das Licht des Evangeliums zu bringen. Belcourt warf sich denn auch mit Eifer auf das Studium des Sauteux, einer Indianersprache; die der Algonquin hatte er sich schon vor seiner Abreise angeeignet. Trotz Beherrschung dieser Idiome war ihm nur eine kurze Missionstätigkeit beschieden. Mehr Erfolg hatte Provencher dagegen mit J. B. Thibault, den er 1833 zum Priester weihte und ebenfalls als Indianermissionar aussandte. Msgr. Taché hat ihn später den Apostel des Saskatchewan-Gebietes genannt, und von ihm gesagt, daß er mehr gearbeitet habe, als irgend ein Weltpriester. Während 39 Jahren widmete er sich dem Bekehrungswerke der Heiden, drang bis znm Felsengebirge und dem hohem Norden vor und gründete mehrere Stationen. Als Kanada im Jahre 1869—70 sich Manitoba einverleiben wollte, wurde Thibault von der Landesregierung mit einer Friedenskommission an die Mestizen betraut. Erst 1872 zog er sich vom Missionswerk zurück und starb 1879.

Ein bedeutungsvoller Tag hinwiederum für die Missionsgeschichte war es, als Provencher 1834 von einer Anzahl kathol. Familien, die

sich an der Wallamette, einem Nebenfluß des Kolumbia River im Oregon-Gebiet, einen Brief erhielt, der ihn dringend bat, dorthin einen Missionar zu entsenden. Es gelang ihm auch 1837 zwei seeleneifrige Priester zu finden: Franz Norbert Blanchet und Modestus Demers, die beiden Begründer der Missionen in der heutigen kanadischen Provinz Britisch-Kolumbien.[1]) Trotz aller seiner Bemühungen und mehrfachen Reisen

Winnipeg und St. Bonifatius im Jahre 1855.

[1]) Oregon nannte man damals das ganze Gebiet nördlich von Kalifornien bis zum 52. Breitegrad; der untere Teil des heutigen Britisch-Kolumbien gehörte also damals noch dazu. Was über dem 52. Breitegrad lag, hieß Neu-Caledonien, der Norden von Britisch-Kolumbien. Oregon wurde als Apost. Vikariat errichtet im Jahre 1843 am 1. Dezember, der erste Bischof war Msgr. Franz Norbert Blanchet. Um sich die Last des Amtes zu erleichtern, bat er in Rom persönlich um Teilung seines Sprengels, die dann auch am 29. Juli 1845 vorgenommen wurde. Sein Bruder Magloire Blanchet übernahm die Diözese Walla-Walla (später Nesqually) und Msgr. Modestus Demers Vancouver, während er von nun an den Titel Bischof von Oregon City führte. Im selben Jahre begaben sich auch die ersten Oblaten ins Oregon-Gebiet. Im Jahre 1850 (29. Juli) wurde Oregon City sogar zur Erzdiözese erhoben mit Nesqually und Vancouver als Suffraganbistümern. Die Diözese Vancouver mit dem Sitz in Viktoria umfaßte damals nicht nur die Insel gleichen Namens, sondern das ganze Gebiet bis zum Felsengebirge. Neun Jahre später (1859) begannen die Oblaten auch in Vancouver ihre Missionstätigkeit und 1863 (14. Dezember) wurde ihnen das neugebildete Apost. Vikariat New Westminster anvertraut, mit Msgr. D'Herbomez als erstem Apost. Vikar. Der Kirchenprovinz St. Bonifatius 1871 einverleibt blieb es in derselben, auch als es 1890 zur Diözese erhoben wurde, bis 1903, wo es der im selben Jahre errichteten Erzdiözese Vancouver (Viktoria) zugleich mit dem Apost. Vikariate Mackenzie-Yukon unterstellt wurde. Durch die Errichtung der Apost. Präfektur des Yukon hat die Diözese einen Teil ihres Gebietes verloren.

nach Kanada und sogar nach Europa, besaß Msgr. Provencher im Jahre 1840 erst zwei ständige Mitarbeiter, weil verschiedene Priester, die ihm in seinen entlegenen Sprengel gefolgt waren, bald wieder nach Kanada zurückkehrten. Der Apostolische Vikar des Nordwestens sah ein, daß die ihm gestellte Aufgabe für Weltpriester zu schwer und deren Erfüllung eine allzu unsichere sein würde. Sein Streben ging daher von nun an darauf aus, eine Ordensgenossenschaft für sein Gebiet, das am 16. April 1899 als selbständiges Apostol. Vikariat von Québec abgetrennt wurde, zu gewinnen. Durch Vermittlung von Msgr. Bourget, Bischof von Montreal, wandte er sich deshalb an den Stifter und ersten Generaloberen der Oblaten, Msgr. von Mazenod, der auf seine Pläne einging und ihm auch zwei Missionare, P. Aubert und den Subdiakon und Novizen Taché, zusenden ließ. Mit der Ankunft dieser beiden am Red River (25. August 1845) übernahm die Kongregation der Oblaten offiziell die Seelsorge und Missionierung im Nordwesten. Am 29. November 1849 teilte Msgr. Provencher dem Stifter der Oblaten mit, er habe den mittlerweile zum Priester geweihten Taché zu seinem Nachfolger ausersehen; zwei Jahre später (23. November 1851), wurde derselbe denn auch von Msgr. von Mazenod selbst zum Bischof geweiht.

Schon 1844 waren am 21. Juni die ersten Grauen Schwestern in St. Bonifatius eingetroffen, und jetzt, nachdem Provencher seinen Sprengel mit Ordensleuten versehen hatte, konnte er sein ‚Nunc dimittis' anstimmen. Er starb am 7. Juni 1853, im Alter von 66 Jahren, 4 Monaten. Von seinen Mühen und Anstrengungen kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß er 10 mal die Reise nach Québec machte, zirka 29 000 km im Rindenkahn zurückgelegt hat und 2 mal die Fahrt nach Europa unternahm. Mehrere Jahre lang hatte er kein Brot; nur Fische und in der Sonne getrocknetes Fleisch bildeten damals seine einzige Nahrung.

Den Stand des Apostol. Vikariates des Nordwestens i. J. 1853, also beim Tode Provencher's, hat sein Nachfolger, Msgr. Taché, dargelegt in einem Schreiben an die Direktion des Vereins der Glaubensverbreitung, das er im Jahre 1888 verfaßte und zwar gerade am 16. Juli, also 70 Jahre nach der Ankunft Provencher's und genau 35 Jahre seit dem Tage, an dem Taché auf der Station Isle à 'Ca Crosse die Nachricht vom Tode seines Vorgängers empfing. Wir teilen die Angaben Taché's in der folgenden Statistik mit, fügen aber noch hinzu den Stand in diesem Jahre 1908, so daß der Leser eine vollständige Uebersicht gewinnt über die Entwicklung der Kirche im Nordwesten von Britisch-Amerika, d. h. St. Bonifatius, St. Albert, Prinz Albert, Athabaska und Mackenzie-Yukon. Vorher jedoch kurz die weitere Entwicklung.

1859, 31. November: Konsekration von Msgr. Grandin O. M. I., zum Koadjutor von Msgr. Taché.

1862, 8. April: Von der Diözese St. Bonifatius wird der nördliche Teil Athabaska-Mackenzie abgetrennt und daraus ein Apostol. Vikariat gebildet, zu dessen Oberhirten Msgr. Faraud O. M. I. bestellt wird.

Msgr. Taché O. M. I.

1863, 14. Dez.: Errichtung des Apost. Vikariates New Westminster.
1871, 22. September: Wieder wird ein Teil von St. Bonifatius abgetrennt und zur Diözese St. Albert erhoben, mit Msgr. Grandin als Bischof. Gleichzeitig wird St. Bonifatius zur Erzdiözese. Suffraganſprengel ſind St. Albert, Athabaska-Mackenzie und New Westminster.

1889, 15—24 Juli: Das erste Provinzial-Konzil findet statt in St. Bonifatius.[1])

1890, Oktober: Errichtung des Apostolischen Vikariates Saskatchewan; Erster Apost. Vikar ist Msgr. Pascal O. M. I.

1890, 2. September: Das Vikariat New Westminster wird Diözese.

1894, 22. Juni: Tod Msgr. Taché's.

1895, 15. März: Konsekration seines Nachfolgers Msgr. Langevin O. M. I.

1901, Das Vikariat Athabaska-Mackenzie wird geteilt. Als Apostol. Vikar von Mackenzie-Yukon wird Msgr. Breynat geweiht.

1903, 19. Juni: New Westminster kommt mit Mackenzie an die Kirchenprovinz Viktoria.

1907, 2. Dezember: Das Apost. Vikariat Saskatchewan wird zur Diözese Prinz Albert erhoben.

1908, 3. März: Errichtung der Apostol. Präfektur des Yukon-Gebietes. Zum Apost. Präfekten wird P. Emil Bunoz O. M. I. erwählt. Mackenzie kommt wieder an die Erzdiözese St. Bonifatius.

1908. 4. Oktober: Feierliche Einweihung der neuen Kathedrale, der fünften Kirche in St. Bonifatius.

[1]) Es sei noch kurz bemerkt, daß Msgr. Taché den zu unbestimmten Titel seines Sprengel ‚Nordwesten' in den von ‚St. Bonifatius' gleich bei seinem Regierungsantritte umändern ließ.

3. Statistische Tabelle über die Entwicklung des kanadischen Nordwestens von 1818—1908.

	Erzbischöfe	Bischöfe	Katholiken	Weltgeistliche	Seminaristen	Ordensleute (männliche)	Patres	Brüder	Oblaten: Patres	Oblaten: Brüder	Schwestern	Kirchen mit resid. Priester	Kirchen und Kapellen ohne resid. Priester	Nebenstationen	Elementarschulen	Höhere Schulen für Knaben und Mädchen	Spezielle Indianer-Schulen	Charitative Anstalten
1818			ca. 200—300	2	1							1	3		1			
1853		1		4		9	7	2	7	2	13	5	1	30	4	1		1
1888	1	3	ca. 50,000	25	7	159			84	52	189	98	15	112	107	1	2	9
1908*) (1. Jan.)	1	4	200,615	113	55	409	296	113	207	96	63 Niederlassung.	217	227	ca. 300	265	19	28	21

*) Diese Statistik begreift nicht die beiden Diözesen Britisch-Kolumbiens: Viktoria, New Westminster, weil das Gebiet derselben, wie gleich zu Beginn des Artikels gesagt wurde, nicht zum eigentlichen Nordwesten gehörte.

Stand der Diözesen Britisch-Kolumbiens am 1. Januar 1908:

	Erzbischöfe	Bischöfe	Katholiken	Weltgeistliche	Seminaristen	Ordensleute männliche	Patres	Brüder	Oblaten Patres	Oblaten Brüder	Schwestern	Kirchen mit 1 resid. Priester	Kirchen und Kapellen ohne resid. Priester	Nebenstationen	Elementarschulen	Höhere Schulen für Knaben und Mädchen	Spezielle Indianer Schulen	Charitative Anstalten
Victoria	1		15,000	14		10	6	4			ca. 70	15	15	26	9	4	2	3
New Westminster		1	22,000	6	14	47	37	12	35	12	149	14	60	12	4	5	6	5

Maddu.

Die Geschichte eines Heiligtums in den Urwäldern Ceylons.

3. In den Katakomben von Ceylon.

Oestlich von Mantai, landeinwärts, weit gegen Süden und Norden, dehnte sich ein unübersehbares und undurchdringbares Wald- und Dschungelgebiet. Die lärmenden Wogen des Weltgetriebes zerschlugen sich an der Grenzmarkt dieser Wälder, wie die stürmende Meereswelle am schützenden Gestade sich zerschlägt und zurückfällt. Die trotzigen Waldriesen standen da wie ein gerüstetes Kriegsheer und geboten dem Fremdling ein gebieterisches Halt, den Kindern des Landes aber gewährten sie Schutz und Sicherheit vor den Feinden. Schutz und Sicherheit gewährten sie ihnen auch jetzt, wo über den Küstengebieten der Verfolgungssturm niederging und alles verwüstete. Während dort die holländischen Kanonenkugeln die portugiesischen Forts und die katholischen Kirchen in Trümmer legten, während in Jaffna, Manaar und Mantotte der Entrüstungsschrei der Eingeborenen gegen die Unterdrücker und der Wehruf der Katholiken gegen die Verfolger auf den Trümmern vergangner Herrlichkeit erscholl, herrschte hier in der mächtigen Waldnacht von Maddu Frieden und Einsamkeit.

Nach diesen Wäldern von Maddu hatten die Katholiken von Manaar und Mantai ihre Augen gerichtet, als sie den Plan zur Flucht gefaßt hatten.

Nicht immer war Maddu eine solch' weltvergessene und weltverlassene Wildnis gewesen. Unter den üppig wuchernden Farren und Ranken liegen noch heute verwitterte Steinmassen verborgen, die von längst vergangenen Zeiten erzählen. Es sind die Ueberreste von ausgedehnten und tiefen Staudämmen, Ueberbleibsel von Steingut und Erdarbeiten, und die Trümmer der „vihares" der buddhistischen Tempel. Dies alles, und die zahlreichen Tamarindenbäume, die sich in der Nähe von Maddu befanden, waren Zeugen und Kennzeichen, daß Maddu einst ein bevölkerter Ort gewesen sein muß.

Und so ist es in der Tat. Die Geschichte von Vanni — diesen Namen trug dieses Gebiet — erzählt uns, daß jene Waldwildnis einst reich bevölkert und kultiviert war. Das ganze Vanni-Gebiet teilte sich ehemals in verschiedene kleinere Königreiche, die von den großen Königen der Tamulen und Singhalesen fast unabhängig waren. Die herrschenden Fürsten boten ihre Dienste dem, der ihnen am meisten zahlte, und sie hielten es mit jenem, der ihnen die meiste Freiheit bot. Einer von diesen Fürsten besaß ein weites Feld, pattu genannt, welches eine Erde enthielt, die zur Verarbeitung für allerhand Gefäße und Gegenstände sehr geeignet war. Dieses Gebiet trägt in der Geschichte den Namen Merkumali. Nun lag aber gerade Maddu fast im Mittelpunkte von Merkumali und bildete gewissermaßen die Grenzstadt dem Königreich von Mantotte gegenüber.

Bahu VI., König von Prakrama Jaffan, eroberte 1450 das Vanni-Gebiet, und er erkannte sofort die Bedeutung von Maddu, da es auf der Wegroute lag, welche die indischen Karawanen über die Insel Rameseram, die Adamsbrücke, Manaar und Mantotte einschlugen. Er errichtete daher in Maddu eine Zollstation, ohne jedoch den Fürsten von Vanni die übrigen Rechte zu verkürzen.

Nach den blutigen Kämpfen von Jaffna, welche der grausamen Herrschaft des blutdürstigen Sanghili ein Ende machten, errichteten die Portugiesen verschiedene Forts im Lande. Ihre Rechte erstreckten sich auch über Vanni. Die Bewohner von Vanni erkannten die Herrschaft an und zahlten einen jährlichen Tribut an Elephanten, aber zu einer eigentlichen Beherrschung der eingeborenen Fürsten von Vanni kam es nicht.

Durch den unglücklichen Krieg gegen die Holländer gezwungen, mußten die Portugiesen Land und Regierung an jene abtreten. Doch die Holländer hatten während den ganzen zwei Jahrhunderten, die sie über Ceylon herrschten nur einen ganz verschwindenden Einfluß auf das Innere des Landes. Ihre Macht blieb auf die Küstengebiete beschränkt. Das war die Vorsehung Gottes: Die Wälder von Vanni wurden die Zufluchtsstätten der verfolgten Katholiken.

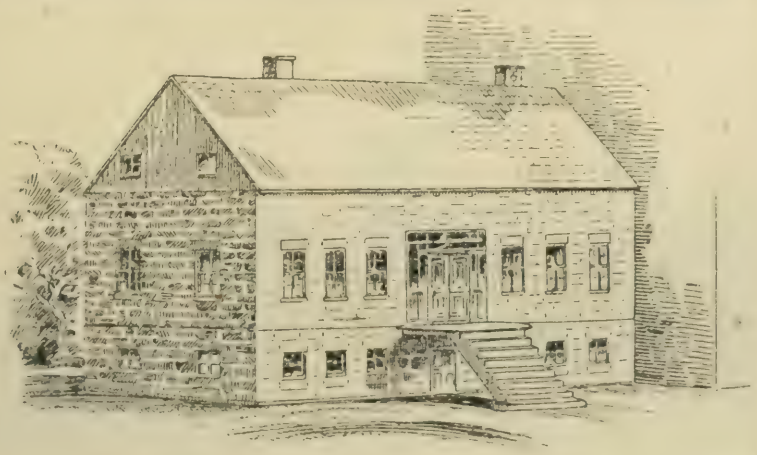
Hier im schützenden Waldesdunkel fanden sie die Freiheit, ihrem Gott dienen zu können, die ihnen in der Heimat versagt wurde. Die Altäre, die in den Küstendistrikten geschändet und zerstört wurden, erstanden hier im Schatten der mächtigen Tamarindenbäume zu neuer Herrlichkeit. Das Opfer der hl. Messe, das von den Holländern unter Todesstrafe verboten, wurde hier gefeiert, solange noch Priester vorhanden waren. Und als diese ausstarben, versammelten sich fort und fort die verwaisten Katholiken hier zum Gebet und zum Gottesdienste. Die Wälder von Vanni wurden die Katakomben von Ceylon.

Zunächst waren es, wie gesagt, Familien aus Manaar und Mantotte, welche den Weg in die schützenden Wälder von Vanni einschlugen. Später folgten andere Familien aus den nördlichen Distrikten. Als im Jahre 1558 das erste holländische Verfolgungsgesetz gegen die Katholiken erschien, flüchteten sich 700 Katholiken, begleitet von 7 Priestern, aus Jaffna. Sie wandten sich zuerst nach Punnery. Von da zogen sie dann weiter nach Maddu, wo sie bereits die übrigen Katholiken aus dem Westen vorfanden. Unter den zuletzt angekommenen Familien befand sich auch die Tochter eines portugiesischen Kapitäns, mit Namen Helene. Der Zollbeamte von Maddu warb um sie, Helene willigte ein und wurde in ihrer neuen Stellung eine gute Stütze der jungen katholichen Gemeinde von Maddu. Durch ihre Frömmigkeit, ihren Glauben und durch ihre Nächstenliebe erwarb sie sich bei ihren Glaubensgenossen den Beinamen „Die Heilige — Santalena". Die Katholiken legten letztere Bezeichnung der neuen Stadt bei, und noch heute nennen die katholischen Eingeborenen den Ort, auf dem sich die Kirche von Maddu erhebt, Salena.

Die so in Maddu vereinigten Familien aus Manaar und Jaffna erbauten eine Kirche, welche sie der lieben Muttergottes weihten. Unter ihrem Schutze

lebten sie eine Reihe von Jahren in dieser schützenden Waldwildnis, abgeschlossen von dem Treiben der Welt, gesichert gegen den Verfolgungssturm, der ununterbrochen zwei Jahrhunderte hindurch die Küstenländer verwüstete.

Auf jede mögliche Weise — durch ungerechte Gesetze und durch offene Gewalt — suchten die Holländer in ihrem fanatischen Haß die katholische Kirche in Ceylon zu vertilgen. Die Verfolgungsgesetze folgten sich mit unheimlicher Schnelle und Strenge. Die Dekrete von 1704 machten es den Schullehrern zur Pflicht, den Unterricht nach den Lehrbüchern zu erteilen, welche ihnen durch den holländischen Kirchenrat gegeben wurden, und sie sollten darauf achten, daß alle Kinder nur ihren Unterricht besuchten. Im Jahre 1715 wurde eine Proklamation erlassen, welche alle öffentlichen Versammlungen und Privatzusammenkünfte der Katholiken untersagte, bei schwerer Geldstrafe beim ersten und zweiten Zuwider-



Erzbischöfliche Wohnung von St. Bonifatius im Jahre 1845.

handeln, und bei körperlicher Züchtigung, nach Ermessen der Obrigkeit, wenn es zum dritten Mal geschah [1]). In demselben Jahre wurde durch einen öffentlichen Anschlag, der nachher von Zeit zu Zeit erneuert wurde, den katholischen Geistlichen unter allen Umständen zu taufen untersagt [2]).

Selbst die politische Freiheit und Gleichberechtigung wurde den Katholiken bestritten. Im Jahre 1717 wurde ihnen durch eine Proklamation verboten, den Wohnsitz zu verändern ohne vorher die Behörden davon in Kenntnis gesetzt und die Erlaubnis erhalten zu haben. Bei schwerer Geldstrafe für die erste Uebertretung und „willkürlicher Bestrafung im Wiederholungsfalle. Gesetze von besonderer Schärfe waren aber gegen die Priester gerichtet. 1733 wurde die Bekanntmachung von 1658 gegen Beherbergung der Priester von neuem erlassen [3]),

[1]) Holländische Verordnungen, Kolombo. — Proklamation vom 11. Januar 1715. Erneuert 1751 durch Proklamation vom 31. Juli, „gegen das Eindrängen der römisch-katholischen Priester und Privat- oder öffentliche Zusammenkünfte, bei schwerer Strafe."

[2]) Ebendaselbst. Proklamation vom 8. August 1715. Erneuert den 25. Februar 1745.

[3]) Ebendaselbst. Proklamation vom 25. März 1733.

aber ohne besseren Erfolg, und zwölf Jahre später wurde dieselbe blutige Verordnung durch einen neuen Anschlag des Statthalters wiederholt [1]).

Im Jahre 1748 wurde den Katholiken untersagt, ihre Kinder für den geistlichen Stand ausbilden zu lassen [2]), aber noch bevor drei Jahre verflossen, fand man es für nötig, dieselbe Proklamation mit größerer Strenge zu wiederholen, eben sowohl wie jene, durch welche die Zelebration der hl. Messe verboten worden war [3]).

Einen Vorfall, der die bedrängte Lage der Katholiken sehr gut kennzeichnet, berichtet Tennent. Er schreibt [4]): „Im Jahre 1750 faßten die römischen Katholiken von Negombo hinlänglichen Mut, der Regierung die Unbilden und Bedrückungen vorzustellen, unter denen sie litten, und um eine Aenderung ihrer Politik mit Bezugnahme auf Erleichterung ihrer Lasten zu bitten. Sie beklagten sich, daß, da sie aufrichtig an den Grundsätzen ihrer Kirche hingen, die ihre Vorfahren vor zweihundert Jahren angenommen, es eine Gewalt gegen ihr Gewissen wäre, wenn man sie durch Geldstrafen zwänge, ihre Familien in Lehren unterrichten zu lassen, die sie selbst verwerfen würden, und eine Beleidigung ihrer Gefühle, diese von ihren Kindern, wenn sie aus der Schule heimkämen, hersagen zu hören. Sie räumten ohne Hehl ein, daß sie aus Furcht vor dem Gesetz und um die von der Regierung auferlegten Geldstrafen zu vermeiden, so weit nachgegeben hätten, ihre Kinder von einem Prediger der reformierten Kirche taufen zu lassen, daß sie aber dieselben Kinder immer noch einmal von einem Priester der römischen Kirche taufen ließen.

Sie beklagten sich ferner, daß, da sie gezwungen wären, die Lehren, denen sie in ihrem Herzen anhingen, öffentlich zu verleugnen, dieser beständige Konflikt zwischen ihren inneren Ueberzeugungen und ihrem äußern Bekenntnis, das Heil ihrer Seele in Gefahr bringe, und sie bäten deshalb dringend um Gewissensfreiheit und um freie Ausübung ihrer Religion, welche abzuschwören kein erzwungenes Bekenntnis des Protestantismus sie jemals bewegen könne."

„Ihr Gesuch", so fährt der protestantische Geschichtschreiber fort, „ward von der Regierung dem Konsistorium von Kolombo zur Erwägung und Begutachtung vorgelegt, welches fest darauf bestand, daß keine Erleichterung irgend einer Art gewährt werden solle; daß die Regierungsverordnungen und die Geldstrafen für Nichtbesuch der Schulen und Kirchen gegen die Katholiken nach wie vor angewendet, die Taufe durch einen Priester weder sanktioniert noch als gültig anerkannt werden solle, und nur protestantische Häuptlinge mit irgend einem öffentlichen Amte in den verschiedenen Distrikten bekleidet werden dürften."

Die Regierung gab nach. Das Gesuch der Katholiken wurde abschlägig beantwortet und neue Verfolgungsgesetze wurden erlassen. Im Jahre 1753 wurden einige Katholiken schwer gestraft, weil sie in Kolombo eine Prozession gehalten hatten. Eine Regierungsproklamation vom 15. September 1758 legte eine hohe Steuer auf die Schließung von katholischen Ehen. Eine andere, vom 24. Dezember 1776, verordnete, daß die katholischen Ehen nur vor Predigern der reformierten Kirche oder vor den Beamten des Gerichtshofes geschlossen werden dürften, und als sich alles dennoch unwirksam erwies, wurde die Trauung durch einen römisch-katholischen Priester endlich ganz verboten und die Eintragung derselben in die Listen als ungültig erklärt.

Die Begräbnisse auf katholischen Kirchhöfen wurden verboten, und für die Beerdigung auf den Kirchhöfen der protestantischen Kirche mußten die

[1]) Ebendaselbst. Proklamation vom 25. Februar 1745.
[2]) Holländische Akten. Proklamation vom 10. August 1748.
[3]) Ebendaselbst. Proklamation vom 31. Juli 1751.
[4]) l. c. S. 29.

Katholiken übermäßige Gebühren bezahlen. Katholiken wurden für ebenso unfähig zu jedem öffentlichen Amte erklärt, wie die Heiden. Die Kinder aller Sklaven von protestantischen Eltern erhielten die Freiheit, während die römisch-katholischen zu ewiger Knechtschaft verdammt waren[8]).

Um diese Zeit muß es gewesen sein, daß die Holländer auch von dem Bestehen der katholischen Gemeinde in Maddu hörten, von wo aus die kämpfenden und leidenden Katholiken in den Küstendistrikten mit neuem Glaubensmute gestärkt wurden und wohin sie sich in allzu großer Bedrängnis und Not flüchteten.

Kathedrale von St. Bonifatius beim Tode Mgr. Tachés.

Der Haß trieb die Holländer bis in die Wildnis von Maddu hinein. Doch die Katholiken wurden gewarnt, und sie flüchteten weiter in den finsteren Urwald nach Tampanai, 4—5 Meilen von Maddu entfernt. Dort fanden die Missionare noch 1860 eine katholische Gemeinde von ungefähr zwanzig Familien vor. Heute liegt zwar Tampani einsam und verlassen, aber Maddu ist zu neuer Herrlichkeit auferstanden. (Fortsetzung folgt.)

[8]) Tennent l. c. S. 26.

In Postkutsche und Automobil durch den Westen des Transvaals.

Von P. J. Schang O. M. I. (Südafrika).

(Schluß.)

Die Landschaft hatte sich allmählich verändert. Der Dornbuschbaum trieb überall. Berg, Tal und Ebene boten mit diesen Bäumen in ihrem gelben Blütenschmuck einen sehr angenehmen Anblick. Hier und da lag versteckt hinter Orangen- und Pfirsich-Bäumen ein Farmhaus, doch nichts von Bedeutung, bis wir nach Oliphantshoek (Elephantenzahn) kamen. Wieder wurden 6 neue Helden angespannt. Diese waren viel stärker und besser als ihre Vorgänger; sie hatten aber auch den schwersten Teil des Weges zurückzulegen. In Oliphantshoek, das an dem Oliphants-Fluß liegt, sind nur 3 Farmen und ein Laden. Den zwei katholischen Familien, welche hier wohnen, hatte ich noch Zeit zu sagen, daß ich mit dem Postwagen zurückkommen und bei ihnen bleiben würde, um hnen die Gelegenheit zu geben, die hl. Sakramente zu empfangen.

Von Oliphantshoek bis Rustenburg sind es noch 20 Meilen. Der Weg führt über die Bergkette Oliphantsneck, wo die Regierung eine herrliche Straße gerade bauen ließ. Der alte Weg war sehr steil und gefährlich, und erst nach 5 Jahren konnte die neue Straße, die im Zickzack sich um den Berg her schlingt, dem öffentlichen Gebrauch übergeben werden. Sie ist sicherlich ein Kunstwerk modernen Straßenbaues. Endlich nach langem Schreien und Schimpfen, nach Pusten und Keuchen, nach Halten und Warten, langte der Postwagen mit seinen Insassen, mit Klaas und Piet, die sich die Kehle heiser geschrieen und die Beine müde gesprungen hatten, auf dem Gipfel des Magaliesberges an.

Boggog, Aggog, Maggog und Ock und die zwei namenlosen Hintergesellen ließ man ein wenig schnaufen, und unser Yankee, um das „Event" zu feiern, brachte eine neue Flasche Cocktail zum Vorschein.

Vom Gipfel des Magalies erfreut sich das Auge des Reisenden eines herrlichen Anblicks. Tief unten im Tal erscheint in mancherlei Windungen der blanke Weg. Auf der anderen Seite leuchtet im wohltuenden Grün die Vegetation. Hier sind reiche Farmen, deren helle Dächer unter den Orangen- und Zitronen-Bäumen hervorschimmern. Die reifen Winterfrüchte locken köstlich und herrlich aus der dunkeln Blättermasse. Wilde Feigenbäume und andere Tropenpflanzen wachsen hier in Gottes freier Natur. Nach meinem Dafürhalten kommt nur eine Aussicht dieser hier gleich, nämlich jene, welche man von dem Majaba-Berg auf die reichen Gefilde Natals hat.

Doch Klaas läßt uns keine Zeit. Wieder rollt der Postwagen voran. Wir sind auf einer Hochebene, und die in der Sonne schimmernden Häuser lassen uns Rustenburg erkennen. Piet, dessen Magen wahrscheinlich gleich dem unsrigen knurrte, setzt seine Trompete an — tre — tre — ra — ra ... Diese Musik bringt neues Leben in Boggog, Aggog, Maggog und Ock, und bald rollen wir im vollen Galopp durch die Hauptstraße Rustenburgs. Vor dem Regierungsgebäude und der Post wird Halt gemacht. Eine katholische Familie erwartet mich hier

Erzbischöfl. Wohnung in St. Bonifatius beim Tode Msgr. Tachés.

und gewährte mir freundliche Aufnahme. Es war 3 Uhr nachmittags. Um 4 Uhr war ich schon auf einer Runde, um alle Katholiken aufzusuchen. Sie waren bald gefunden, denn es waren ihrer im Ganzen nur acht. Davon gehörten fünf der berittenen Polizei an. Alle versprachen nächsten Morgen zur Beichte, zur hl. Messe und hl. Kommunion zu kommen, doch Versprechen kosten nicht viel in Südafrika. Nur 4 von den 8 kamen zum Vorschein.

Rustenburg, der Geburtsort Paul Krügers, ist ein sehr kleiner Ort. Die herumliegenden Farmen jedoch geben ihm eine Bedeutung. Vier Straßen, einige Laden, und alles dies um den großen Marktplatz herum (auf welchem sich, das in Klammern, die Dorfpumpe befindet) mit 2 holl. reformierten Kirchen, 2 Hotels und das Regierungsgebäude — das ist Rustenburg. Das Klima ist sehr heiß, selbst im Winter ist die

Hitze größer als in Johannesburg. Ein echtes Burendorf ist dieses Rustenburg. Das Wasser läuft in slints (Rinnen) auf beiden Seiten der Straßen und wird zu verschiedenen Zwecken benutzt, wie Bewässern der Gärten usw. Dieses System besteht sogar noch in Pretoria, der Hauptstadt des Transvaals. Rustenburg oder Ruheburg scheint diesen Namen zu verdienen.

Nächsten Morgen war ich schon um fünf Uhr auf den Beinen. Meine Tragkapelle war aufgestellt, doch hatte ich bis 8 Uhr zu warten, bis meine Erwarteten einer nach dem andern ankam. Leider kamen nur 4 zu ihrer österlichen Pflicht. Von den Polizeikonstablern hatte jeder die eine oder die andere Ausrede, doch ich hatte meine Pflicht getan. Am nächsten Morgen, um 5 Uhr, verließ die „Rustenburg Coach" dies Rustenburg. Wir waren vier Passagiere, nochmals Klaas und Piet und nochmals das Gespann Boggog, Aggog, Maggog und Ock. So lange unsere zwei Helden noch nicht ganz aufgewacht waren, hatten die 6 Maulesel ziemlich leichte Arbeit, doch als die Sonne in all ihrer Pracht auf den Gipfeln der Magaliesberge erschien, änderte sich ihr beschauliches Dasein recht sehr. Unter den Passagieren befand sich auch ein sogenannter Atheist. Hölle war für ihn keine Notwendigkeit, da jeder schon hier auf Erden seine Belohnung oder Strafe hat. Seele und zukünftiges Leben gab es auch nicht für ihn 2c. Ich ließ ihn reden, bis er sich nach einigen Minuten selbst blamiert hatte.

Wir waren um 8 Uhr in der Nähe von Oliphantshoek. An der Ausspannstelle erwarteten mich 5 Katholiken. Ich hörte 3 Beichten und las die hl. Messe. Während dieser Zeit verschwand die Rustenburg Coach. Ich hatte auch eine kranke Frau zu besuchen und brachte ihr die hl. Kommunion. So ging der Tag rasch vorüber. Was mich jedoch sehr beängstigte, war der Umstand, wie ich nach Krugersdorp zurückkommen konnte. Der Postwagen kam vor Montag nicht mehr zurück und Sonntag mußte ich auf der Station sein. Ich dachte zuerst auf dem Rad die 40—50 Meilen zurückzulegen, doch es war keins zu finden. Die Nacht kam heran. Ich bekam ein kleines Obdach angewiesen, in dem Ratten und Mäuse ihr Spiel trieben. Es bestand ganz aus Wellblech, und der Boden war mit Kuhdünger belegt. Es war sehr kalt in dem Tal; durch die Dachlöcher konnte ich meine Wissenschaft in der Astronomie auffrischen und den Glanz der Gestirne die ganze Nacht hindurch nach Herzenslust betrachten. Welch' eine lange, kalte Nacht! Nächsten Morgen gegen 11 Uhr sah ich eine große Staubwolke: ein Automobil war in Sicht. Es fuhr nach Rustenburg. Eine günstige Gelegenheit für mich. Gesagt, getan. Ich nahm Abschied von den armen Leuten, die so liebevoll zu mir gewesen und die trotz ihrer Armut alles getan hatten, mich gut zu bewirten. Und los ging es in einem guten Tempo, bergauf, bergab, über Stock und Stein, durch Dick und Dünn. Um 5 Uhr war ich in Krugersdorp, rot wie ein

Indianer, müde von dem Schaukeln und dennoch froh, dieses Auto gehabt zu haben. Seit Juli 1907 ist die neue Bahn nach Rustenburg eröffnet. Die Rustenburg Coach steht, wie gesagt, in einer Ecke und trauert über vergangene Herrlichkeiten. Klaas und Piet haben wahrscheinlich sich nach anderer Beschäftigung umgesehen. Boggog, Aggog,

Kloster der Grauen Schwestern in St. Bonifatius.

Maggog und Ock und die anderen Gesellen, die Voorloopers und Achterloopers, und wie sie alle heißen mögen, haben sicherlich noch eine Stelle bei einer alten Karre gefunden und erhalten hoffentlich eine bessere Behandlung als auf der Reise nach und von Rustenburg.

Kleinere Nachrichten.

Verstorbene Mitglieder des Marianischen Missions-Vereins. Bleibaum, E.; Bleibaum, F.; Bleibaum, J.; Bleser, E.; Bielefeld, A.; Boekler, F.; Bong, Fr.; Borchert, K.; Borkowski, A.; Bornat, T.; Breidenbuch, J.; Brouns, E.; Bummermann, T.; Busch, Fr.; Dittrich, J.; Driesch, M.; Ehe, J.; Engelhardt, E.; Eiermann, C.; Eyerund A. Bef.; Fischer, L.; Gauter, B.; Gleser, U.; Gilles, M.; Grim, J.; Grote, M.; Gussen, G.; Haase, A.; Haase, M.; Helmont, K., Henneberger, B.; Hüllweber, J.; Jauch, M.; Justus, M.; Kirchberg, D.; Kollmus, E.; Kuypers, Fr.; Laux, K.; Lex, C.; Liebert, M.; Löwe, Lüttgens, F.; Mehler, B.; Nelz, M.; Nück, K.; Olbrich, M.; Pfenigs; Reuter, M.; Ringlele, F.; Rink, W.; Rödiger, J.; Rük, K.; Schmitt, E.; Schmitt, J.; Schnapka, M.; Schlichtig, J.; Schulte, G.; Seifert, M.; Stark, A.; Thielen, R.; Tiller, A.; Tiller, K.; Tingart, P.; Umschied, A.; Von der Heide, A.; Wanger; Wehrheim, A.; Wenzel, M.; Wienand, Fr.; Wiesenthal, A.; Winkler, A; Zell, F.

Hünfeld (Bonifatiuskloster). Am 28. Oktober d. J. feierte der weit über Deutschlands Grenzen hinaus rühmlichst bekannte Präsident des Raphaelsverein, Kgl. Kommerzienrat und Landtagsabgeordneter Peter Paul Cahensly, seinen 70. Geburtstag. Das Bonifatiuskloster und speziell die Redaktion der „Maria Immaculata" brachten dem verehrten Jubilar ihre aufrichtigsten Glück- und Segenswünsche zu dem Tage dar. Darauf dankte Herr Cahensly mit folgenden Worten: „Ich erkenne recht sehr die Fürsorge der hochw. PP. Oblaten an, welche sie den deutschen Auswanderern in Kanada seit langem widmen."

Brand der Schule in Emoyeni (Zululand). Einem Briefe des hochwürd. P. Rousset, Rektor von Emoyeni, entnehmen wir folgendes: „Eine schreckliche Prüfung hat uns heimgesucht. Gestern, am 15. September, wurde das Knaben-Pensionat ein Raub der Flammen. Nur die vier kahlen Mauern sind stehen geblieben, und diese noch zum Teil schwer beschädigt. 25 Kinder sind ohne Obdach. — Seit langem hatten wir zu kämpfen gegen Prüfungen mancherlei Art, aber so schwer wie jetzt, sind wir niemals getroffen worden. Ich kann nicht anders, als meine Hand den Lesern entgegen zu strecken und zu bitten: „Um der Liebe Gottes Willen".

Die Redaktion der „Maria Imaculata" ist gerne bereit, eine Unterstützung zum Wiederaufbau der zerstörten Schule entgegen zu nehmen. Man sende eine solche an uns mit der Aufschrift: „Für die Schule von Emoyeni".

Eingeborenenarbeit in Afrika. Eine oft erhobene Anklage, daß die Schwarzen überhaupt keinen Trieb zur Arbeit hätten und etwas zu leisten imstande wären, findet sich widerlegt in einem Artikel der ‚Deutschen Kolonialzeitung' (25. Jahrgang, Nr. 43). Es wird darin nach dem im Juni d. J. von der englischen Regierung herausgegebenen Blaubuch berichtet, daß trotz den hohen Sterblichkeitsziffern der Eingeborenen in den Minen, der Zustrom der Schwarzen fortgesetzt im Steigen ist. Januar 1906 waren es 93 600, Februar 93 990, März 94 900, April 95 100, November 95 800, Dezember 98 800. Januar 1907 102 000, Februar 109 000, März 116 000, April 120 000 usw., allmählich steigend bis es Dezember 1907 122 000 sind. Januar 1908 135 000, Februar 142 000. Auch 450—500 Eingeborene aus Deutsch-Südwestafrika befinden sich unter ihnen.

Aber nicht nur als Arbeiter im Dienst der Europäer, sondern auch als selbstständiger Produzent verdient der Neger gerade in Südafrika wachsende Beachtung. Bei uns herrscht die Meinung vor, daß der südafrikanische Neger nur noch als Arbeiter des Weißen eine Rolle spiele, dagegen als unabhängiger Besitzer kaum mehr in Betracht komme. Demgegenüber stellt Bonn („Die Eingeborenenpolitik in Südafrika") fest, daß in der Kapkolonie von den $1^1/_2$ Millionen Eingeborenen nur 250 000 auf Farmen sitzen, die weißen Besitzern gehören; über 1 Million bewohnen Reservate, von denen die Weißen ausgeschlossen sind.

Besonders interessant sind Bonns Mitteilungen über das **Basutoland.** Hier hat die englische Regierung die ursprüngliche politische Verfassung der Eingeborenen bestehen lassen; die englische Macht ist nur durch einige weiße Beamte vertreten, die wesentlich eine beratende und kontrollierende Tätigkeit ausüben. Das Ziel der englischen Politik ist hier, eine Bevölkerung von selbständigen, nach verbesserten Methoden arbeitenden Ackerbauern zu erzielen. Schon jetzt produzieren die Basuto nicht nur für ihren eigenen Bedarf, sondern auch für den Markt. „In keinem Teile Südafrikas wird eifriger Ackerbau getrieben als bei den Basuto." Die Haupterzeugnisse sind Weizen, Mais und Vieh. Im Jahre 1905/06 hatte die Ausfuhr einen Wert von 3—4 Millionen Mark. Der ursprüngliche Hackbau geht immer mehr zurück; der amtliche Zensus zählt nicht weniger als 14 000 Pflüge, die ausschließlich im Besitze von Eingeborenen sind. Diese Umwandlung der Hackkultur in die Pflugkultur bedeutet zugleich ein Zurückgehen der Vielweiberei. Das Hacken des Feldes ist Frauenarbeit. Je größer das Landstück ist, das der Eingeborene in Kultur nimmt, desto mehr Frauen braucht er zu seiner Bearbeitung. Das Hantieren mit dem Vieh dagegen kommt allein den Männern zu, sodaß also durch den neuen Betrieb die Frauen entlastet sind, und für den Mann nicht mehr die Notwendigkeit eintritt, sich viele Frauen als Arbeitskräfte zu kaufen.

Ein gewiß erfreuliches Resultat dieser Politik ist, daß Basutoland sich selber unterhält, also keines Zuschusses von England bedarf. Die Staatseinkünfte bestehen zum größeren Teil aus der Hüttensteuer, die 20 Mk. auf die Hütte beträgt, sodann aus Zöllen. Beide zusammen ergeben jährlich eine Million Mk.

Auch im Basutoland begegnen wir der bemerkenswerten Tatsache, daß unter der friedlichen Regierung und der aufblühenden wirtschaftlichen Entwicklung die Bevölkerung stark zunimmt, und der Raum für den Nachwuchs bereits eng wird. Schon heute sind viele Basuto genötigt, von Zeit zu Zeit außer Landes zu gehen, um sich Verdienst zu suchen. In einem Jahre sind 95 000 Männer über die Grenze gegangen auf Arbeitssuche. Meist bleiben sie nicht lange in der Fremde, sondern kehren bald mit ihrem Verdienst in die Heimat zurück.

Früher waren die Basuto ein kriegerisches Räubervolk, die veränderten Verhältnisse haben sie zu friedlichen, erwerbstüchtigen Ackerbauern gemacht, die selber das größte Interesse am Fortbestehen ruhiger, gesicherter Zustände haben.

Aehnlich wie im Basutoland liegen die Verhältnisse in den sogenannten Eingeborenen-Distrikten, die in einem Gebiet zwischen der Kapkolonie und Natal eingerichtet sind. In ihnen wohnen 809 000 Neger. Auch hier wird die englische Regierung von dem Streben geleitet, durch ausreichende, unveräußerliche Landzuweisungen die Eingeborenen vor der Proletarisierung zu bewahren. Die hauptsächlichsten Erwerbszweige sind ebenfalls Ackerbau und Viehzucht, die ganz bedeutende Erfolge erzielen. Die Eingeborenen besitzen 600 000 Stück Großvieh, 1 860 000 Schafe, 1½ Millionen Ziegen. Die Maisernte ergab 1905/06 über 700 000 Hektoliter, daneben wurden 1 200 000 Hektoliter Tabak gewonnen. Dieser intensive Ackerbau hat die primitive Hackkultur längst verdrängt und den Pflug an seine Stelle treten lassen. Im Jahre 1904 waren 45 000 Pflüge im Besitz der Eingeborenen. So ist hier durch die selbständige Arbeit der Neger eine reich produzierende Kolonie geschaffen. Alle Verwaltungskosten des Landes werden durch eine Kopfsteuer gedeckt, die bis zu 10 Mk. auf die erwachsene Person betragen darf. Im Jahre 1906 wurden für Wegebauten 12 000 Pfd. St. und 14 000 Pfd. für Schulen ausgegeben. Der Ertrag der Steuern kommt so dem Lande wieder zugute. Die Eingeborenen lernen das einsehen und zahlen deshalb, wie ausdrücklich versichert wird, diese Abgaben willig.

Ebenso wie im Basutolande zwingt auch in den Eingeborenendistrikten der starke Bevölkerungszuwachs einen immer größeren Teil der Bewohner, sich anderswo Verdienst zu suchen: das Land reicht

nicht mehr aus, um allen Raum zum Ackerbau zu geben. Im Jahre 1896 verließen gegen 42000 Leute aus den Eingeborenen-Distrikten Arbeit suchend ihre Heimat, 1905 waren es schon 67000; sie fanden in verschiedenen Teilen Südafrikas Beschäftigung, die meisten wohl in Minen.

Die angeführten Beispiele zeigen, wie der Neger dort, wo ihm durch die Wohltaten der europäischen Regierung gesicherte Lebensverhältnisse geboten werden, ganz ohne äußeren Zwang, getrieben durch die Macht der neuen Verhältnisse, zur Arbeit genötigt wird, falls er nicht untergehen will; wie er aber auch von sich aus die Arbeitsgelegenheiten ergriff, und selbst vor schwieriger, unbequemer Tätigkeit nicht zurückschreckt, um seine vermehrten Lebensbedürfnisse, ohne die er nicht mehr existieren kann, zu decken. Besonders erfreulich und gesund sind die Erfolge da, wo der Eingeborene zum selbständigen Ackerbauer wurde. Hier sieht er das Resultat seiner Arbeit greifbar vor sich, und es wird ihm auch klar, daß er diese Erfolge nur unter dem Schutz der europäischen Regierung erreichen konnte; sein eigenes Interesse sagt ihm deshalb, daß es für ihn von höchstem Wert ist, die Herrschaft der Weißen erhalten zu sehen.

St. Bonifatius (Kanada). Einweihung der neuen Kathedrale. Ein Glanzpunkt in den Einweihungsfeierlichkeiten war der große Zug am Festtage, 4. Oktober. Ungefähr 15000 Männer marschierten in demselben zum Rathaus von St. Bonifatius, wo 14 Bischöfe, an ihrer Spitze Msgr. Langevin O. M. I., und eine große Anzahl von Geistlichen versammelt waren. Der Zug war über 3 Kilometer lang und gebrauchte 50 Minuten, um einen Punkt zu passieren. Niemals wohl sind in Kanada so viele Nationalitäten in einem Zuge vereinigt gewesen, wie bei dieser großen Parade. Alle Pfarreien von Winnipeg und St. Bonifatius hatten Vertreter gesandt. Französische Kanadier, Englische Kanadier, Engländer, Iren, Schotten, Walliser, Amerikaner (aus den Ver. Staaten), Deutsche, Franzosen, Holländer, Belgier, Polen, Galizier, Ungarn, Syrier und Mestizen, alle marschierten friedlich und einmütig zusammen. Sie führten alle neben ihren einzelnen Fahnen auch die päpstliche. Sie begrüßten alle in demselben Gehorsam, in derselben Hingabe ihren Oberhirten und seine Gäste. Ein glänzenderes und zugleich rührerendes Schauspiel läßt sich nicht leicht denken. Der ganze Festzug war eine in die Tat umgesetzte Verkündigung des Satzes im apostolischen Glaubensbekentnisse: „Ich glaube an eine katholische Kirche."

Station St. Josef am Großen Sklavensee. (Apostol. Vikariat Mackenzie.) Es ist ein Kapitel, das immer wiederkehrt, wenn unsere Patres und Brüder, die in den Eismissionen tätig sind, ihre Leiden beschreiben, es ist das lange Kapitel der kleinen Stechfliegen. „Wenn ihr drüben", so schreibt Bruder Wilhelm an eine Wohltäterin, „vom Mackenzie hört, so gehts euch gleich wie Eis durch Mark und Bein. Und doch ist die kurze Sommerzeit noch viel schrecklicher als der lange Winter. Schuld daran sind die langbeinigen Stechfliegen. Eben während ich das schreibe (8. Juni) saust es mir um den Kopf herum, als ob ich in einem Bienenkorbe säße, und von Zeit zu Zeit muß ich laufen gehen, um nicht verrückt zu werden.

Heute abend (9. Juni) geht es etwas besser. Der Wind kommt von Norden, d. h. vom ewigen Eise, da ist die Luft schon kühl. Zwei Mittel nur gibt es, um diese ägyptischen Plagen für kurze Zeit zu vertreiben, das sind Rauch und starker Wind, sonst saugen sie sich ganz voll von unserm Blute und bieten dann einen ekelerregenden Anblick. Ich will Ihnen einige mit diesem Briefe übersenden, aber geben Sie bitte Obacht, daß sie im nächsten Frühjahr nicht wieder lebendig werden, sonst müssen Sie sich in Rauch hüllen, bis Ihnen die Augen überlaufen. So machen wir es nämlich hier, wenn uns das andere Mittel, der starke Wind, nicht zu Gebote steht. Jeder trägt seinen Rauchkessel stets bei sich.

Dieses Jahr sind die Tierchen ausnahmsweise wütend. Die ganze Luft ist voll. Vor den Fenstern der Schule, in

der unsere Schwestern unterrichten. sind sie so dicht wie ein Ameisenhaufen. Des Nachts, ja des Nachts, muß man in einem Netze schlafen, und wehe demjenigen, der das Netz nicht gut von allen Seiten unter die Decke steckt. Durch die geringste Oeffnung marschieren die Stechfliegen im Gänsemarsche herein und saugen so lange bis sie verenden. Ist aber alles gut verschlossen, dann umschwirren sie in einem fort das Netz und suchen den verborgenen Braten, der darin liegt. Aber am Morgen, Herr steh mir bei! Kaum strecke ich die Hand heraus, um den Wecker zum Schweigen zu bringen, da sind auch schon Dutzende im Nest und stechen dermaßen drauf los, daß einem der Schlaf bald vergeht. Sobald man aufsteht, greift man gleich nach dem Rauchkessel und produziert Rauch bis — abends. Zu etwas sind sie doch noch gut, die bösen Stechfliegen, um uns nämlich Buße tun zu lassen.

Gestern habe ich ein schönes Bild gesehen. Unser hochw. Herr Bischof, Msgr. Breynat, war die ganze Woche bei uns und hat mit uns gearbeitet wie ein gewöhnlicher Bruder. Das tut er übrigens immer; gestern nun waren die Blutsauger dermaßen aus Rand und Band, daß er zwei tüchtige Rauchkessel als Assistenten nehmen mußte. Das wäre allerdings ein wunderschönes Portrait geworden für die ‚Maria Immaculata'. Wir haben aber keine Zeit am Mackenzie, um Portraits zu malen. (Auf den Punkt werden wir noch privatim zurückkommen, lieber Bruder Wilhelm. Die Red.) Wenn der Bischof selber so niedrige Arbeiten verrichtet, was müssen wir Brüder dann erst schaffen.

Ich könnte Ihnen noch viel Interessantes schreiben, aber wir gewöhnen uns zu sehr an unser tägliches Programm und glauben dann, es biete auch nichts Neues mehr für Euch. Wenn Sie wünschen, daß ich alles schreibe, so geben Sie dem H. Bischofe, wenn er nach E..... kommt, um Sie zu besuchen, eine Brieftasche mit einem dicken Notizbuche und einen langen Bleistift mit für mich, damit ich gleich alles notieren kann, wie es mir unter die Finger kommt." (Wer von unsern Lesern hilft, damit wir unserm Spezialkorrespondenten vom Großen Sklavensee das nötige Schreibmaterial übersenden können? Die Red.)

Für Heidenkinder: Aus Haselstein (Aloysius) Mk. 21; Münster von G. Mk. 21; Rollmighausen von R. (Josef) Mk. 21; Haselstein Mk. 21; Hundeshagen v. S. (A. M. Theresia) Mk. 21; Walges (Veronika) Mk. 21; Bergtheim v. A. B. (Josef) Mk. 21; Drüggelte von J. M. (Antonius) Mk. 21; Hünfeld (Josef, Maria) Mk. 24; Neulbach von Pf. K. (Bonifatius) Mk. 21; Saargemünd von Schw. F. (Josef) Mk. 21; Ostbreven von S. (Josef, Katharina) Mk. 42; Klopschen (Schw. M.) Mk. 1,50; Grottkau (A. G.) Mk. 20.

Für Deutsch-Südwestafrika: Aus Osnabrück (O. B.) für hochw. P. Nachtwey Mk. 172; Schakau (A. K.) für Swakopmund Mk. 11; Herlazhofen (W. B.) Mk. 10; Lippstadt (Th. St.) Mk. 10.

Für P. Hoffmeier: Aus Frankenstein (Pr. Sch.) Mk. 50.

Für Missionen in Amerika: Aus Erfurt (J. Sch.) Mk. 10.

Für P. Brück: Aus Essen (T.) Mk. 21.

Für Br. Wilhelm: Aus Tegenhof (W.) M. 1.

Für Eismissionen: Aus Mühlheim (A. v. L.) Mk. 5; Büttgenbach (J. G.) Mk. 25; M. Gladbach (P. G.) Mk. 10.

Für bedürftige Missionen: Aus Großen lüder (W.) Mk. 3; Hausen (B. E.) Mk. 10; Krefeld (L. H.) Mk. 1; Dortmund (R.) Mk. 0,50; Siershahn (K. B.) Mk. 0,50; Eschwege (Schw.) Mk. 5; Deutz (Wwe. W.) Mk. 2.50; Hildesheim (K. W.) Mk. 10; Sorsum (Hr. H.) Mk. 5; Hundeshagen (A. H.) Mk. 2; St. Tönis (S. Sch.) Mk. 3; Uissigheim (K. K.) Mk. 2; Aachen (A. B.) Mk. 1; Neuß Mk. 3; Hundeshagen (A. S.) Mk. 1,30; Braunsberg (W. P.) Mk. 2; Saargemünd (Schw. F.) Mk. 3; Lauterhagen (P.) Mk. 2,50; Hochstadt (T. B.) Mk. 2,50; Nistermühle (E. R.) Mk. 10,50; Hannover (B.) Mk. 3; Bickenholz (K. B.) Mk 12.

Antoniusbrot für bedürftige Missionen: Aus Motten (B. H.) Mk. 1,20; Wirtzfeld (P. B.) Mk. 20; Braunsberg (M. P.-Azstl.) Mk. 100; Laurahütte (Gr.) Mk. 1; Hundeshagen (A. H.) Mk. 2; Neuß Mk. 1; Oppeln (M.) Mk. 1.

Noch kurz möchten wir die Aufmerksamkeit unserer Leser auf ein Werk lenken, das für den Weihnachtstisch erschienen ist. Es ist die **‚Handpostille des ehrw. P. Leonhard Goffine im Verlage der A. Laumann'schen Buchhandlung in Dülmen.'** Diese christkatholische Handpostille ist ein goldenes Buch, zugleich ein Familienbuch im echten Sinne des Wortes. Als der ehrw. Goffine im Jahre 1690 seine Handpostille schrieb, wollte er den Gläubigen ein Buch geben, das den damaligen Zeitverhältnissen und Zeitbedürfnissen entsprechen sollte. In unserer heutigen Zeit, nach über 200 Jahren, sind die Verhältnisse und besonders die Bedürfnisse des christlichen Volkes aber vielfach andere geworden. Soll nun das Gute auch in unserer Zeit immer tiefere Wurzeln schlagen, so muß den Gläubigen etwas Zeitentsprechendes geboten werden. Das war der leitende Gedanke bei der vorliegenden Neubearbeitung der Goffine'schen Handpostille. Und darin liegt der Wert und die Bedeutung der Laumann'schen Ausgabe und ihr Vorzug vor den übrigen.

Die Bearbeitung lag in den Händen der PP. Dröder, Hector und Schwane O.M.I. Die Bearbeiter waren bemüht, in Anlehnung an die Urausgabe alles Zeitgemäße zu berücksichtigen und nach möglichst praktischen Gesichtspunkten anzuordnen. Ein eingehender Unterricht folgt nach jedem Sonn- und Festtage, was bisher nie geschehen war. Somit konnte das gesamte Gebiet der Glaubens-, Sitten- und Gnadenlehre behandelt werden, mit besonderer Berücksichtigung moderner Fragen. Und so wird der katholischen Familie hier ein Buch geboten, aus welchem sie beständig und bei jeder Gelegenheit Belehrung und Aufklärung schöpfen kann.

Der Verlag hat sein Bestes getan, dem Werke eine gediegene Ausstattung zu geben. Den deutlichen, angenehmen Druck müssen wir besonders hervorheben. Die Illustration führt uns das ganze Leben des göttlichen Heilandes und die Geheimnisse der Erlösung vor Augen. Wir wüßten kein Buch, das als Weihnachtsgeschenk für eine christliche Familie geeigneter wäre als das genannte.

Zur weiteren Empfehlung bringen wir: **Die Portugiesen als Pfadfinder nach Ostindien.** Dargestellt von P. Robert Streit O. M. I. Mit 20 Illustrationen. (22. Bändchen der „Geschichtlichen Jugend- und Volksbibliothek".) Regensburg 1908. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Preis broschiert Mk. 1.20, in elegantem Original-Leinwandband Mk. 1.70. Ein gewiegter Kenner urteilt: „Der Grundstein zur Weltstellung Europas, das heute sein Kultur- und Kolonisationsnetz bald in eng-, bald in weiter gezogenen Maschen über den Erdball ausspannt, wurde in einer Zeit festgelegt, der die Geschichte den Namen „Entdeckungszeitalter" gegeben hat. Eine neue Zeit brach damals für Europa an. Die Entdeckung Amerikas und Indiens sind zu Marksteinen in der Weltgeschichte geworden und so brauchen wir doch nicht ausführlicher darauf hinzuweisen, daß das Lesen dieses Büchleins eine hochinteressante Unterhaltung bietet, die durch vorzügliche Illustrationen um so anregender gestaltet wird. Wie die Portugiesen im Osten einen fast zur Sage gewordenen Erdteil wieder in den Bannkreis der abendländischen Kultur zurückführten, wird uns hier erschöpfend von durchaus berufener Seite gezeigt. Heinrich der Seefahrer, Diogo Cão, Bartholomëu Diaz und Vasco da Gama waren bekanntlich die großen Pfandfinder nach dem fernen Ziele. Das Wunderland gegen den Sonnenaufgang wurde durch sie erreicht und wenn wir den prächtigen Schilderungen P. Streits unter Betrachtung der reizenden Illustrationen folgen, machen wir jene bedeutungsvolle Entdeckungsreise in lebhafter Weise mit. Das Büchlein verdient es in der Tat, von Geistlichen, Lehrern, Seminaristen gelesen zu werden und gehört dasselbe in alle Volks-, Schüler-, Pfarr-, Vereins- 2c. Bibliotheken. Möchten doch alle Mitglieder des Volksvereins für das katholische Deutschland, des Borromäusvereins, des Windhorstbundes, der Gesellenvereine, wie überhaupt aller katholischen Vereine der Regensburger Geschichtlichen Jugend- und Volksbibliothek, welcher vorzüglichen Sammlung auch dieses Bändchen angehört, die weitgehendste Beachtung schenken."

Freie Stunden

Unterhaltungsbeilage der «Maria Immaculata»

XVI. Jahrgang. · Nr. 3 · Dezember 1908.

Das Opfer.

Eine historische Erzählung aus dem Zululande.

3. Kapitel.

Das Geheimnis.

Ueber Jobe's Reich war es Nacht geworden.

Da lag im ruhigen, kalten Mondlicht am Hügelabhange Hütte an Hütte. Auf der Lichtseite hatten die Hütten einen fahlen, ich möchte sagen, totenbleichen Schein; auf der Schattenseite aber lagerten schwere, dunkle Schatten. Auf dem Hügel war scharfe Trennung von Licht und Schatten. Die Dinge waren genau umrissen, deutlich abgegrenzt. Aber zur Ebene hinab und im Tale entlang wurden die Trennungslinien schwächer und schwächer, bis sie schließlich ganz verschwanden, und bis endlich dort, wo der Leutekraal lag, alles in einander floß: Weiches und Hartes, Helles und Dunkles, Festes und Schwankendes. Hier wohnten die Schatten der Nacht. Hier lebte, was mit dem Sonnenlichte nichts Gemeinsames hatte.

Und es war in der Ebene dort ein geheimnisvolles Weben und Schweben, ein Auf und Nieder, ein Hin und Her von nebelhaften Gestalten, ein Flüstern und Raunen, wenigstens so meinst du, und du schaust, und die Gestalten zerrinnen in graue Nacht, und du horchst, und du hörst in tiefes Schweigen hinein. Tiefes Schweigen nah und fern, und nur hin und wieder, wie gerade jetzt, ein gedämpftes Stimmengemurmel in der königlichen Hütte, denn hier saß Jobe, der König der Tetwa, in geheimer Beratung mit seinen Vertrauten.

Es war spät geworden, ehe Umpetwa die beiden Räte des Königs gefunden hatte und mit ihnen zum königlichen Kraal zurückgekehrt war. Sie hatten sich sofort zum König begeben, der sie mit großer Ungeduld erwartete, und vier Stunden bereits saßen die Männer in geheimer Beratung zusammen und besprachen mit gedämpfter Stimme den Gegenstand, der sie zusammengeführt hatte. Nie hat man erfahren, was da alles beschlossen wurde, nur die Taten haben es später dargetan. Lange noch berieten sich die Männer, und ganz Umtetwa lag bereits im tiefen Schlafe als Tula und Magidi, die beiden Räte, geräuschlos aus der Hütte hervorkrochen und den Weg nach ihren Kraalen einschlugen.

Als die Schritte der davoneilenden Männer verhallt waren, als wieder tiefe, nächtliche Stille sich über die Königshütte gelagert hatte, erhob sich auf der Schattenseite derselben langsam und vorsichtig eine dunkle Gestalt. Allmählich wuchs sie von der Erde höher und höher bis zur vollen Größe. Aufrecht stand sie eine Weile, unbeweglich, wie ein Wesen ohne Fleisch und Blut. Kein Laut war vernehmbar, keine Bewegung sichtbar. Leicht vornübergebeugt spähte die Gestalt aus dem dunklen Schatten der Hütte in den Lichtkreis des Mondes. So eine Zeit lang. Ueberall Schweigen und Mondlicht und Nacht. Da kam Bewegung in die Gestalt. Langsam schwebte sie bis hart an die Grenze der schützenden Dunkelheit. Von neuem wurde sie unbeweglich, sie zögerte in den hellen Lichtkreis zu treten. Erneutes Spähen, und dann zusammengeduckt, das Gesicht in den Ledermantel gehüllt, trat die Gestalt in das volle Licht und schwebte wie ein lebloser Schatten durch die Hüttenreihen entlang.

Es war Nomali. —

Das Mädchen hatte ihr junges Leben aufs Spiel gesetzt. Ihre Eifersucht und ihr instinktives Gefühl ließen ihr keine Ruhe. Eine dunkle Ahnung sagte ihr, daß in dieser Nacht von jenen vier Männern über Tod und Leben Godongwayo's entschieden würde. War sein Leben nicht das ihrige wert? War sein Tod nicht auch der ihrige? Trotz der großen Gefahr, entdeckt zu werden, wagte sie den Schritt. Bei dem Einbruch der Nacht schlich sie sich unbemerkt aus dem Kraal der Mädchen und verbarg sich neben der Königshütte. Ihre geschmeidigen Glieder preßte sie in das Flechtwerk der Hütte, langsam und leise, und lauschte mit angehaltenem Atem, wenn ein Zweig knackte oder ein Stein unter den stemmenden Füßen knirschte.

In der Hütte herrschte anfangs tiefe Stille; nur hin und wieder wurde sie unterbrochen von dem Stöhnen des geängstigten Königs und von den Ausrufen seiner Ungeduld. Dann sprang er auf, und Nomali hörte, wie die Schritte nach der Türöffnung hin sich entfernten. Der König spähte nach den Erwarteten. Nach einer Weile kamen die Schritte wieder näher, und Jobe ging in Gedanken verloren an sein Lager. Einmal streifte er in ungeduldiger Gebärde hart die Stelle, an welcher draußen Nomali sich verborgen hielt. Sie hörte das Keuchen seiner Brust und voll Angst preßte sie den Arm auf das Herz, das in wilden Schlägen gegen die Pfosten der Hütte hämmerte. Wie erlöst atmete sie auf, als endlich Umpetwa mit den Räten des Königs anlangte und die Beratung ihren Anfang nahm.

Voll brennenden Verlangen erfüllt, das Geheimnis zu erfahren, drückte Nomali das Ohr an die Hüttenwand. Anfangs vernahm sie nur leises, unverständliches Stimmengemurmel. Viele Worte gingen ihr vollständig verloren. Sie war auch noch zu erregt. Erst allmählich

wurde sie ruhiger und gesammelter. Ihre ganze Lebensenergie konzentrierte sich gleichsam außerhalb ihrer selbst nach vorwärts in das Innere der Hütte. Sie schloß ihre Augen und trug sozusagen ihre Seele in die Mitte der Männer, die dort berieten. So wurden die Worte ihr verständlicher und das eine führte zum Verständnis des anderen. Schließlich hatte sie auch soviel verstanden, daß sie sich den Inhalt des Geheimnisses zusammenreimen konnte. Jetzt schaute sie einigermaßen hell, jetzt wußte sie wenigstens wohin der Weg führte.

Ihre Ahnungen hatten sie nicht betrogen. Als schreckliche Wahrheit und Wirklichkeit stand vor ihr, was sie befürchtet und geargwöhnt hatte. Tana und Godongwayo wurden da drinn beschuldigt, dem König, ihrem Vater, nach dem Leben zu streben, um Thron und Reich an sich zu reißen. Umpetwa war es, der diese Beschuldigungen erhob und zu beweisen suchte, und der König in seinem Argwohn und seiner abergläubischen Furcht schenkte diesen Beschuldigungen ein nur zu bereitwilliges Gehör. Das Verdächtigsein war ihm schon ein Beweis für das Schuldigsein, und das Vielleicht nahm er als ein Sicher. Umpetwa hatte infolgedessen leichtes Spiel. Vergebens mahnten die Räte zur Vorsicht und Prüfung. Sie stießen auf harten Widerstand und predigten tauben Ohren. Ihr Widerstreben brachte sie im Gegenteil selbst in Verdacht. Der König beschuldigte sie des Einverständnisses mit den beiden Verrätern. Da waren ihnen die Hände gebunden. Sie hatten nicht den Mut, offen und fest zu widersprechen; sie gaben klein bei. Der Tod der beiden Söhne des Königs wurde in dieser Nacht beschlossene Sache: Tana und Godongwayo wurden unerbittlich von ihrem Vater und König dem Tode geweiht.

Umpetwa triumphierte. Eine glänzende Zukunft eröffnete sich vor seinen Augen. Was er jemals kaum zu träumen und zu hoffen gewagt, das stand vor ihm in greifbarer Nähe: Krone und Reich von Tetwa.

Der Morgen brach an. Die warmen Sonnenstrahlen brachten in den königlichen Kraal das Leben zurück, das fröhliche, sorglose, ungebundene Leben der Schwarzen von Tetwa. Mit dem Kusasa (sehr früh) begann der Tag der Knechte und Sklaven, die das Vieh versorgen mußten. Die Frauen und die erwachsenen Mädchen erschienen mit dem Uvivi (in der Dämmerung). Hell loderten bald die Feuer vor den Hütten. Der frische Morgenwind war den Frauen behilflich gewesen, die rote Glut unter der Asche zu lichter Flamme anzufachen. Und die schwarzen, irdenen Töpfe waren über dem Feuer aufgehängt, und emsig rührten die Mädchen mit den langen, hölzernen Löffeln, daß der weiße Brodem in mächtigen Dampfsäulen aufstieg und ein einladender Duft sich verbreitete. Besonders verlockend schien er für die in den Hütten noch schlafenden Männer zu sein. Sie konnten der Einladung

der brodelnden Töpfe auch nicht lange widerstehen, und die Langschläfer krochen an das Tageslicht. Gähnend rieben sie die Augen und hockten sich am warmen Feuer nieder. Jetzt war es bereits Ukusa, sonnenheller Tag, geworden.

Im königlichen Viehkraal stampften die Tiere ungeduldig den Boden und stießen und drängten sich brüllend am Ausgang. Mit lautem Geschrei rannten die Hirten umher, um Ordnung in der gehörnten, dickköpfigen Masse zu halten und die Kälber von dem Muttervieh zu sondern. Endlich war alles zum Aufbruch bereit. Der Kraalverschluß wurde aufgetan, und in langen Reihen zog das Vieh auf die Weide hinaus.

Während überall ein geschäftiges Leben und Treiben sich entfaltete, hockten die Männer noch immer in träger Ruhe am Feuer, den Rücken den warmen Sonnenstrahlen zugekehrt. Von Zeit zu Zeit wurde das Kudduhorn, das jeder Mann an einem Riemen am Hals oder am Arme trug, geöffnet und der mit zu Pulver gebrannten Aloe vermischte Tabak geschnupft. Langsam, im Voraus schon den köstlichen Inhalt kostend, entfernte der Schnupfer den kleinen, gepreßten Lederstopfen, schlug mehreremals mit dem Finger an das Ohr und brachte dann mit einem kleinen Löffel, der aus einem Ochsenhorn geschnitzt war, einen Teil der Ladung ans Tageslicht, und indem er mit einem Finger das eine Nasenloch zuhielt, schnupfte er das andere voll. War dieses befriedigt, so kam jenes an die Reihe, bis die dicken Tränen voll Wonne und Seligkeit über die Backen liefen.

Keine so angenehme Beschäftigung hatten indessen die Frauen. Zu mehreren Gruppen vereinigt zogen sie hinaus auf die Aecker und in die Gärten. Sie hatten dort die ganze Arbeit zu besorgen: Das Urbarmachen des Bodens, das Säen, das Hacken, Ernten, Kornausschlagen ꝛc. Oder sie zogen hinaus um Holz zu holen, was sehr viel Zeit in Anspruch nahm, da fast Tag und Nacht das Feuer brannte, denn es war sehr schwer für die Tetwa, das Feuer wieder anzumachen. Oder sie holten Gras herbei und flochten Grasbänder, Matten, Körbe und andere Sachen mehr. Die Lage der Frauen änderte sich erst dann zum bessern, wenn sie heranwachsende Töchter hatten, die ihnen bei der Arbeit helfen konnten. Hatten sie aber lauter Söhne, so wurde ihre Lage dann nur noch schlimmer, dann hatten sie ebensoviel Herren als sie Söhne hatten.

Unter den Frauen und Mädchen, die auf die Felder hinauszogen, befand sich auch Nomali. Sie hatte die ganze Nacht schlaflos zugebracht und suchte die verweinten Augen vor den übrigen lachenden und schwatzenden Frauen zu verbergen. Sie ging mit schwerem, angstvollen Herzen an die Arbeit. Wie eine Zentnerlast lag es auf ihrer Seele, und um so schwerer trug sie, als sie niemanden hatte, dem sie ihr Leid anvertrauen konnte. Im Gegenteil, sie mußte sich mit Gewalt den

düstern Träumen entreißen, um nicht die Aufmerksamkeit der Frauen auf sich zu lenken, mit Gewalt mußte sie die im Auge aufsteigenden Tränen niederkämpfen, den Schmerz, der ihr in der Kehle saß, hinunterwürgen und dort lachen, wo sie am liebsten geweint hätte. Die Neuigkeiten, die sie in der verflossenen Nacht erlauscht hatte, bedeuteten den Tod für denjenigen, dem ihr Leben angehören sollte. Ihre ganze Zukunft, ihr ganzes Glück stand mithin auf dem Spiele.

Immer und immer wieder stellte sie sich die Frage, von der das Wohl und Wehe abhing: Sollten sie wirklich wahr sein, diese Anschuldigungen, die Umpetwa gegen Godongwayo erhob? Sollte er, der Sohn, wirklich im frevelhaften Beginnen den Tod des Königs beabsichtigen und die Hand mit dem Blute des eigenen Vaters beflecken? — O es war zu schrecklich, so etwas zu denken, geschweige denn so etwas zu wollen und zu vollbringen! Nie und nimmer konnte das wahr sein. Nein, Godongwayo war kein so Verruchter und Elender. Nein, zu einer solchen Tat, die zu den mächtigen Amahlozi um Rache geschrieen und ihren Fluch herabgerufen hätte, war ein Godongwayo nicht fähig. War ihm nicht Krone und Thron nach altem, geheiligten Erbrecht sicher? Was machte da das früher oder später? Hatte Godongwayo nicht stets mit großer Treue dem Könige gedient? Was hätte ihn also zu dieser unseligen Tat bewegen können? — Nein, Godongwayo konnte kein Mörder am eigenen Leben werden, kein Verräter am eigenen Blute.

Und doch, sie mußten wahr sein, diese Beschuldigungen! Niemand der Untergebenen durfte es wagen, dem König eine Lüge zu sagen, ohne den Zorn und den Fluch der Amahlozi auf sich zu laden. So sagten die Alten und Weisen des Stammes. Den König belügen, o, das wäre noch weit schrecklicher gewesen als die Ermordung des Königs selbst. Das wäre ja nichts anderes gewesen, als sich selbst verderben, als den Giftbecher an die eigenen Lippen zu setzen, als die Mordwaffe in das eigene Herz zu stoßen. Nein, Umpetwa würde gewiß nicht so töricht handeln und eine so ruchlose Geschichte aus der Luft greifen, wenn er nicht auch die Wahrheit beweisen könnte.

In qualvollen Zweifeln schwankte Nomali auf diese Weise zwischen ja und nein, zwischen schuldig und nichtschuldig. Bald verteidigte sie Godongwayo gegen die anstürmenden Zweifel und Beschuldigungen und pries in ihrem Herzen seine Treue, seine Liebe, seine Redlichkeit, und dann fühlte sie sich stolz und mutig und hoffnungsfroh. Er wird kommen, so sagte sie sich, und dem König zeigen und beweisen: Sieh, so habe ich dir gedient, so habe ich für dich gekämpft, und was du als Schuld und Hinterlist ansiehst, ist das und das. Umpetwa ist ein Lügner. Das würde Godongwayo sagen und beweisen, und jener würde den verdienten Lohn erhalten.

Aber bald verdunkelte sich dies helle Bild in ihrer Seele wieder; der Zweifel kroch heran wie eine giftige Schlange in tausend Drehungen und Windungen, und er nagte mit scharfen Bissen an ihrem Herzen, er umklammerte sie wie mit eisernen Fangarmen, denen sie sich nicht entwinden konnte, und sie sah keinen Ausweg, keine Rettung. Dann war sie niedergedrückt und mutlos und dachte mit Angst und Furcht an Umpetwa.

O diesen Umpetwa! Wie sie ihn haßte und verabscheute, den Schmeichler und Schmarotzer! Daß er mit Geierblicken jede Schwäche und Blöße Godongwayo's ausspähen und mit Schlangentücke, unerbittlich und rücksichtslos ausnützen würde, davon war Nomali nur zu fest überzeugt. Nur ein Fünkchen — und sein neidischer Hauch würde es bald zu einem Brande aufgeblasen haben. Nur ein Fädchen — und seine diebischen Hände würden aus ihm bald einen Strick gedreht haben. Nur eine einzige kleine Unvorsichtigkeit Godongwayo's dem Könige gegenüber — und Umpetwa's geschmeidige Zunge würde laut und vor aller Welt ein Verbrechen verkündet haben. O sie kannte ihn, den Schmeichler, mit dem stets in Ehrfurcht gekrümmten Rücken vor dem König, dessen Schwäche seine Stärke, dessen Argwohn sein Führer und dessen abergläubische Furcht sein Helfer war!

Voll Ekel und Abscheu wandte sich Nomali von diesem häßlichen Bilde immer wieder ab und baute desto fester auf Godongwayo, den sie stets als stolz und kühn, aber auch als ehrlich und treu gekannt hatte. O hätte sie nur ein einziges Wort mit ihm sprechen, nur eine einzige Frage an ihn richten können! Aber das gerade war das Trostlose ihrer Lage, daß ihr das zur Zeit nicht möglich war. Seit einigen Tagen war Godongwayo nach einem benachbarten Leutekraal gezogen, und Nomali wußte nicht, wann er von dort zurückkehren würde. Was sollte sie nun tun? Wohl fragte sie sich im Stillen, ob sie Tana, seinem Bruder, die drohende Gefahr verraten solle, denn auch er war von Umpetwa als Genosse der Verschwörung genannt worden. Aber Nomali zögerte mit der Ausführung dieses Gedankens. Sie kannte Tana zu gut; bei seiner Charakteranlage hätte er alles verderben können; er war leicht erregbar und übereilig. Daher beschloß das Mädchen, die Ankunft Godongwayo's abzuwarten. (Fortsetzung folgt.)

Mit bischöflicher Genehmigung.

Nachdruck sämtlicher Beiträge und Erzählungen untersagt. Der Nachdruck aus den kleineren Nachrichten nur bei genauer Quellenangabe gestattet.

Alle Angelegenheiten betreffend Redaktion und Expedition sind zu adressieren an **Redaktion der ‚Maria Immaculata'; Hünfeld bei Fulda.**

Druck der Fuldaer Actiendruckerei, Fulda.

Maria Immaculata

Illustrierte Marien- und Missions-Zeitschrift

Organ des Marianischen Missions-Vereins

Herausgegeben von der deutschen Ordensprovinz der PP. Oblaten M. I. | XVI. Jahrgang Heft 4 · Januar 1909. | Verlag des Missionshauses St. Bonifatius Hünfeld b. Fulda.

Die Zeitschrift „Maria Immaculata" erscheint monatlich mit der Unterhaltungsbeilage „Freie Stunden" und der literarischen Beilage „Vom Büchertische". Preis pro Jahr Mk. 2.00 für Deutschland und Oesterreich; Mk. 2.50 fürs Ausland. Zu beziehen von dem Missionshause oder durch den Buchhandel.

Anzeigenpreise: Die einspaltige, 55 mm breite Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg. Die ganze Seite von 128 Zeilen Raum Mk. 20.— Die halbe Seite Mk. 12.—

Des Missionars Mutter.

Skizze aus dem Leben.

Zwischen Koblenz und Bingen saust der Schnellzug den Rhein hinauf. So oft schon ist er den Schienenweg gelaufen, daß er gar nicht sieht, wie der größte und originellste aller Dekorationsmaler, der Frühling, eben damit beschäftigt ist, die neuen Draperien auszusuchen und sie den Bergwänden fein sorgsam anzupassen. Der alte Schnelläufer denkt nur: Weiter, immer weiter! besonders wenn er auf der gegenüberliegenden Seite seinen Konkurrenten ebenfalls daherrennen sieht. Aber die Reisenden stehen an den Fenstern, beugen den Kopf trotz des Verbotes weit hinaus, um all den Frühlingszauber, womit der Mai den Rhein umspinnt, ganz in sich aufnehmen zu können. Nur in einem Abteil III. Klasse sitzt eine Frau, die wenig Sinn zu haben scheint für den alten Rhein, seine Burgen und seine Reben. Sinnend lehnt sie in einer Ecke, schaut wohl hie und da zerstreut auf, wenn die Bewunderungsrufe ihrer Fahrtgenossen allzu laut werden, des öfteren aber schimmert es feucht in ihren Augen, und wenn ein Tränlein glücklich über ihre Wangen gekommen, schlägt es ein Purzelbäumchen aus purer Freude, ihren Fingern entgangen zu sein.

Der Mann am Fenster, ihr Bruder, wie es scheint, dreht sich jählings um und schaut sie groß an.

„Aber, Margreth, Du weinst ja, was hast Du denn? Doch nicht Dein Portmonnaie verloren?"

„Ach, Hubert, ich bin so glücklich. Denk doch, es geht zu Josefs Primiz".

Da huscht heller Sonnenschein über die gebräunten Züge des Mannes. „Freilich geht's zur Primiz; ich freue mich riesig darauf, meinem Neffen Josef zu zeigen, daß ich das ‚Confiteor' noch kann.

Ich will nun aber auch die schöne Fahrt genießen, Margreth, den Rhein sehe ich sobald nicht wieder".

Er macht eine Bewegung, um sie einzuladen, neben ihm Platz zu nehmen, um mit ihm zu schauen, zu bewundern, zu genießen. Aber Frau Margreth hat sich noch tiefer in die Ecke gedrückt, sie lehnt den Kopf, dessen Haar schon von zahlreichen weißgrauen Fäden durchzogen ist, an, schließt die Augen und läßt ihren Gedanken freien Lauf.

Allerlei Bilder steigen in ihrer Seele auf. Jetzt sieht sie ihren Aeltesten vor sich, der morgen im Missionshause zu H . . . . . zum Priester geweiht werden soll. Bald ist sie bei ihm in seinen Exercitien, sieht ihn beten, lesen, betrachten; bald betet sie für ihn und läßt die Perlen des Rosenkranzes, den sie in der Hand verborgen hält, langsam durch die Finger gleiten. Jetzt streift wieder ein Lächeln über ihr früh gealtertes, runzliges Gesicht. Ihr Auge taucht zurück in die ersten Jahre ihrer Ehe, als Josef noch die Volksschule besuchte. Sie sieht eben, wie er wieder mit seinen Altersgenossen ‚Pastor spielt'. Angetan mit einem Wachstuch, dessen einstiger Glanz längst erblindet ist, liest er die hl. Messe. Natürlich so feierlich wie möglich, aber nicht nach den neuesten Dekreten der Ritenkongregation. Als Rauchfaß dient ein an Schnüren befestigtes Tintenfaß, das für den Celebranten recht gefährliche Schwingungen erlebt, denn die Weihrauchwolken müssen durch Sand ersetzt werden. Gepredigt wird auch, und wehe dem dicken Hans, wenn er lacht oder eine abfällige Bemerkung macht.

Nur wenn der Zug auf einer Station einen Augenblick hält, kehrt Frau Margreth mit ihren Gedanken in die Gegenwart zurück; kaum aber ist der ungestüme Renner den Blicken der Beamten entschwunden, so ziehen auch wieder neue Bilder aus ihrer Vergangenheit auf. Sie durchlebt noch einmal alles seit dem Tode ihres Mannes, der als Bergmann in dunkler Erde den Tod fand. Noch hallt sein letztes ‚Glück auf' in ihr wieder, und schneller rollen die Tränen, wenn sie der Tage gedenkt, die dann folgten. Wie hat sie geschafft und gelitten, um die Kinder zu erziehen, so wie die rechte Erziehung ihr vorschwebte! Und besonders, welche Opfer hatte sie gebracht, damit der Josef seinem Herzenswunsche folgen könne. Der hatte immer nur davon gesprochen, Missionar in fernen Ländern zu werden; Zeitschriften aus den Missionen und über die Missionen hatte er fast verschlungen. Wie glücklich war er, als er seine Aufnahme in die Missionsanstalt zu V. in den Händen hielt. Aber seine Mutter verlor dadurch nicht nur die Aussicht auf Verdienst für den ärmlichen Haushalt, der bisher nur durch ihre Arbeit über Wasser gehalten wurde, sie mußte auch noch für die Ausstattung sorgen, und als sie bei einigen gutsituierten Bekannten um eine kleine Beihilfe vorsprach, hieß es: „Wenn der Junge zu gut ist in die Fabrik zu gehen, dann mögen Sie selbst sehen, wie Sie sich durchbringen."

Lasset die Kleinen zu mir kommen.

Christus, der göttliche Kinderfreund. Von A. Scheffer.

Aber Frau Margreth war von zäher Natur. Sie hatte nun einmal nach Rücksprache mit Pfarrer und Lehrer den Beruf ihres Sohnes als echt erkannt, und jetzt war ihr kein Opfer mehr zu groß, ihr Kind diesem Berufe auch zuzuführen.

„Wie lange muß der Josef denn noch studieren, bis er einmal Priester und Missionar wird?", hatte sie den Oberen der Anstalt gefragt, als sie ihm ihr Kleinod übergab.

„Zwölf Jahre, wenn alles gut geht, liebe Frau".

„Zwölf Jahre", wiederholte sie erschrocken, „das ist eine lange Zeit; ob ich das noch erlebe?"

Anfangs zählte sie die Jahre, die Monate, ja die Wochen; dann fing die Zeit an, sie etwas schneller dem ersehnten Ziele entgegen zu führen. Der Josef wurde der Mittelpunkt ihres Sinnens und Schaffens; das Bestreben, für ihn zu arbeiten, zu beten und zu opfern gab ihrem einfachen Leben einen tiefen Inhalt und jene mächtige Kraft, die sie über manche Enttäuschung und Entsagung mit Leichtigkeit hinübertrug. Einen Priester für Gott heranzuziehen, das däuchte ihr hundert Leben voll Arbeit und Mühen wert. — — — —

Der Schnellzug rast weiter an blühenden Gärten und schattigen Lauben vorbei. Vorbei an den schmucken Städten und den weißen Häusern der Dörfer. Und die Burgen winken, und der Strom grüßt rauschend, und die Reisenden auf den Dampfern rufen und schwenken die Tücher, wenn der Schnellzug vorüberrast. Frau Margreth achtet nicht darauf, sie sieht nur den Josef, der morgen zum Priester geweiht werden soll. Wie er wohl aussehen mag! Ob er noch so rote Backen haben wird, wie damals, als er zum ersten Male im langen schwarzen Rock vor ihr erschien. War das eine Seligkeit gewesen! Jetzt wieder liegt ein Widerschein davon auf ihrem Gesichte. Mit welcher Ehrfurcht hatte sie den Talar ihres geistlichen Sohnes betrachtet, kein Stäubchen durfte sich darauf niederlassen. Dann hatte sie ihren Sohn — und das war das letzte Mal — gesehen bei der Ablegung der ewigen Gelübde, als man ihm ein großes Kreuz in den Gürtel steckte. Wie groß war er ihr damals erschienen. Freilich einen Tropfen Wermut hatte der Anblick des Kreuzes in ihrer liebenden Seele hinterlassen, weil leise, ganz leise, aber immer deutlicher der Gedanke heranschlich an die große Trennung, die ihr bevorstand, wenn Josef eines Tages mit diesem Kreuze fortziehen werde in die Missionsländer.

„An Mainz sind wir schon eine gute Weile vorbei, Margreth, jetzt kommen wir bald nach Wiesbaden, wo die vielen Villen sind".

Aber Frau Margreth hört nichts, und mag der Schnellzug auch sein möglichstes leisten, für sie eilt er noch nicht schnell genug. Der Gedanke: Morgen wird er geweiht, morgen schon, hat ihre ganze Seele erfaßt. Morgen um diese Zeit ist er schon Priester, morgen um diese Zeit habe ich schon einmal seinen Segen empfangen. Und

dann kommt die erste hl. Messe. O, wie wird sie dieser Messe beiwohnen! Alle heilige Andacht und innige Liebe, die je in ihrem Herzen gewesen, vom Tage der ersten hl. Kommunion an bis auf die heutige Stunde, sucht sie anzufachen, und es ist ihr nicht schwer; denn kein Tag

‚Glückliches Neujahr' wünschen die Betschuanenkinder aus Epukiro. (Deutsch-Südwestafrika.)

im Leben kommt dem morgigen gleich. Jetzt sieht sie Josef in vollem Ornat am Fuße des Altares stehen; Onkel Hubert dient, und sie verfolgt alles bis in die kleinsten Einzelheiten. Keine Bewegung entgeht ihr. — Der Schnellzug fährt jetzt langsamer, er scheint müde von der langen beschwerlichen Fahrt, aber Frau Margreths Herz klopft schneller. Jetzt ist Josef an der Wandlung, demütig senkt sie den grauen Kopf. Da

durchzuckt sie ein Gedanke und etwas Heißes, Brennendes sticht in ihrer Brust: Wenn er doch diesen Tag erlebt hätte. Und unversehens quellen die Tränen aus ihren Augen, eine schneller als die andere. Aber er ist im Himmel, er schaut auf uns herunter, er ist bei uns, er — — — „Frankfurt! Hauptbahnhof! Alles aussteigen!!"

* * *

Christi Himmelfahrt ist endlich angebrochen. Goldner Sonnenschein liegt auf dem Missionshause, das mit Kränzen und Fahnen zur Aufnahme des Bischofs und der Gäste sich geschmückt hat. Die Sprechzimmer sind zwar leer, aber desto mehr Leute sind in die Kirche gezogen. Die hl. Weihen haben begonnen. Der Bischof ist damit beschäftigt, die Hände derjenigen zu salben, die berufen sind, den göttlichen Befehl auszuführen: Tut dies zu meinem Andenken. In der vordersten Bank kniet Frau Margreth. Das vergilbte Gebetbuch mit den Messing-Schlössern ist zwar aufgeschlagen, aber sie liest nicht darin; unablässig wandern die kleinen klugen Augen vom Bischof zu ihrem Josef und von ihrem Josef zum Bischof. — Doch wer wollte ihre Gefühle schildern! Eine Woge nach der andern flutet durch ihre Seele und läßt darin einen solchen Schatz von Glück und Freude zurück, daß die Erinnerung zeitlebens ihn nicht aufbrauchen wird.

Es ist vorbei. Pater Josef hat sein erstes hl. Meßopfer dargebracht; der Ohm Hubert hat dabei gedient, so gut ihm das seine Kenntnis der Rubriken und sein schon etwas altes Latein erlaubten. Freilich, beim Confiteor hat er ein bischen gestockt, die Heiligen hat er auch durcheinander geworfen, er behauptet zwar, die große Rührung sei daran schuld gewesen. Frau Margreth findet keine Worte und will auch gar nicht sprechen. Wenn das Herz ganz voll ist von Glück, dann hält es still, ganz still, es strebt ja nicht mehr, es ruht in seinem Glücke. Mit andächtiger Scheu betrachtet sie ihren Pater, und während er sie durchs Kloster führt, hängt ihr Auge doch mehr an ihm als an dem ungewohnten Schauspiele.

„Mütterchen, Du bist so still, fast stumm, bist Du denn nicht froh heute?"

„O Josef, ich bin so glücklich, ich kann es nicht fassen, daß Du wirklich Priester bist und heute zum ersten Male die hl. Messe gelesen hast und es jetzt jeden Tag tun wirst".

Allein, auch dieser Tag zählt nur 12 Stunden und bald naht die Pflicht der Heimkehr für Frau Margreth und Ohm Hubert. Schwer wird es ihr, von dem lieben Kloster zu scheiden, wo sie ihren Josef zurückläßt, und die wenigen Worte auf der Fahrkarte, die Josef ihr gelöst, kann Frau Margreth nicht mehr deutlich entziffern, doch kann sie sonst noch gut lesen, aber es legt sich wie ein feuchter Schleier um ihre Augen. Mechanisch folgt sie Pater Josef zum Zuge, der glücklicherweise heute fahrplanmäßig einläuft. O das böse Scheiden! Wer das wohl erfunden haben mag?

Tröste dich, Frau Margreth! In einigen Wochen wird dein Sohn, dein Priester in dein bescheidenes Heim einkehren. Jubelnd wirst du

‚Prosit Neujahr' von den Hererokindern aus Omaruru. (Deutsch-Südwestafrika.)

mit seinen jüngern Geschwistern ihn am Bahnhof abholen und stolz nach Hause geleiten. Wenn dann am Sonntagmorgen die Glocken viel mächtiger, viel voller und freudiger erklingen werden als sonst, wird eine Prozession ihn im Myrtenkranze in die Kirche führen, wo er getauft wurde und den hl. Fronleichnam des Herrn zum ersten Male

empfing und die ersten Keime des Berufes in sein Herz gesenkt wurden. Wenn dann der Festredner die Würde des Priesters erheben wird, wirst du noch besser verstehen, was es heißt, die Mutter eines Priesters zu sein, die Mutter eines Missionars. Und manches Auge wird nach dir schauen, und manche Zunge dich glücklich preisen, dich, die Mutter eines Priesters und Missionars. Du wirst zwar nichts nach irdischem Ruhme fragen. Du wirst denken: Gott habe ich meinen Sohn geschenkt und Gott allein soll die Ehre haben.

Aber was es heißt, eines Missionars Mutter zu sein, das wird Frau Margreth erst ganz verstehen, wenn eines Tages ein Briefchen von Pater Josefs Oberen ankommt mit einem kleinen Zettel: „Im Namen des Gehorsams senden wir dich in die Missionen von . . ." Im Namen des Gehorsams! Der wichtige Tag ist also da. Jetzt muß das größte aller Opfer gebracht werden. Schnell ist der kleine Satz ausgesprochen. Aber was er erfordert an heldenmütiger Entsagung, an rücksichtsloser Selbstverleugnung, das wissen nur die, die es selbst mitgemacht haben. Ich sehe Frau Margreth mit ihrem Josef an der Türe stehen. Ihre Augen brennen heiß, aber weinen kann sie nicht! Sie hält die Hand fest auf das Herz gedrückt, es schlägt auch heute gar zu ungestüm, so daß sie es kaum bemeistern kann. Noch einmal gibt und empfängt sie innigen Segen. Noch einmal umarmt sie ihr Kind. Dann ein letzter Händedruck, ein letztes ‚Behüt dich Gott!' und ihr Josef ist fort, fort für immer. Sie eilt ans Fenster; an der Ecke dort muß er ja noch einmal umschauen. Er grüßt, sie winkt, dann wankt sie und sinkt auf einen Stuhl. Wie leer kommt ihr das liebe Haus jetzt vor. In diesem Augenblicke findet sie wahrhaftig keine Freude mehr am Leben, es ist ihr, als wenn die ganze Welt zugrunde gehen könnte, ohne daß sie auch nur einen Finger heben würde für ihre Erhaltung. Wie ein Alp lastet auf ihr das Bewußtsein: Mein Josef ist fort, fort für immer!

Auch für solche Tage hat Gott einen Balsam bereitet, und allmählich wird Frau Margreth ruhiger. Der schmerzhafte Rosenkranz gibt ihr wundersamen Trost, und als der erste Brief von Josef kommt, da fühlt sie die süße Frucht des Opfers, das sie gebracht. Sie will sich auch in Zukunft und jetzt erst recht als Mutter eines Missionars betätigen. Früh und spät betet sie für ihn und seine Wilden; sie strickt Strümpfe für ihn, sammelt Geld und Kleider und ist unermüdlich tätig, eine zweite Dorcas. Ihr Josef ist und bleibt der Mittelpunkt, die große Idee ihres Lebens, und so merkt sie kaum, daß sie bereits alt geworden und die Engel des Himmels sich anschicken, sie heimzuführen.

Und nun noch eine Scene, dann bin ich fertig. Fran Margreth ist gestorben. Die kleine Welt da unten rollt weiter und achtet nicht darauf, wer ein- und aussteigt. Aber an der Himmelstüre ist ein

großes Gedränge; wenn die Mutter eines Missionars einzieht, dann freuen sich die Engel ganz besonders. Und als sie erscheint, ruft Petrus freudig aus: „Endlich kommst du, Frau Margreth; wir haben schon so lange auf dich gewartet". Weit reißt er das große goldene Himmelstor auf. Und wie Frau Margreth all die Herrlichkeit sieht und eine wunderliebliche Stimme hört, die sie ruft, zum großen Thron heranzutreten, da wird sie ganz beschämt ob all der Ehre. Blitzartig durchzuckt sie der Gedanke, wie unendlich klein alles sei, was früher war gegen das, was jetzt ist und ewig sein wird. Unendliche Seligkeit ergreift sie, und sie kann nur das eine stammeln: „Ach, mein Gott, ich bin so glücklich!"

„Auf der Pad."

Von P. Josef Gotthardt. (Deutsch-Südwestafrika.)

Es schwebte schon seit einigen Tagen etwas in der Luft. Zwar war es kein moderner ‚Drachenflieger' und auch kein ‚Zeppelin', denn diese ‚Dingerchen' haben sich bis jetzt noch nicht nach Afrika verirrt; aber es war doch etwas, das so ein winziges Menschlein mit seiner kleinen Welt, wenn auch nur kurze Zeit, ein wenig aus dem Geleise bringen kann. Und eines schönen Morgens hatte das ungewisse Etwas greifbare Gestalt angenommen und kam in Form eines kleinen Briefes auf meinen Schreibtisch niedergeflogen. „Nach Gobabis übersiedeln!" so lautete der kurze Inhalt. Schon oft hatte ich im Stillen den guten Bruder Meier beneidet, wenn er in gemütlichen Abendstunden von seinen Pad-Erlebnissen erzählte. Jetzt sollte ich dieses Leben aus eigener Erfahrung kennen lernen.

Schwer beladen schwankt der Wagen den kleinen Hügel hinunter, auf dem die katholische Mission von Gr.-Windhuk erbaut ist. Für einen Neuling ist so ein afrikanischer Ochsenwagen ein interessanter Anblick. 18—20 Zugtiere stampfen vor ihm her. Zu zwei und zwei sind sie an ein sehr primitives, aber praktisches Joch gespannt, das über ihrem Nacken liegt und nur lose mit einem kleinen Riemen, der um den Hals der Tiere geschlungen wird, befestigt ist. Wenn dann zum ersten Male in strengem Kommandotone Namen wie ‚Soldat', ‚Leutwein' erschallen, schaut man unwillkürlich umher, ob denn etwa in der Nähe eine Abteilung Soldaten stehe, die von ihrem Führer auf das Kommen einer hochgestellten Persönlichkeit aufmerksam gemacht werde. Doch bald haben wir die Situation erfaßt. Ein zweiter Ruf, der mit einem energischen Peitschenhiebe bekräftigt wird,

belehrt uns, daß es ganz gewöhnliche Zugochsen sind, die diese stolzen Namen tragen. Die Namen dieser Wackeren sind nämlich sehr oft Personen oder Orten entlehnt, die Farbe ist seltener ausschlaggebend. Beim Anspannen stellt sich die ganze Schar in Reih und Glied auf, die gut eingelernten Tiere kommen selbst auf den Ruf ihres Namens hin an ihren bestimmten Platz und beugen ihren Nacken geduldig unter das Joch. Wird ausgespannt, so schwenken sie rechts und links ab und suchen sich ein saftiges Weideplätzchen aus. Ein Ochsenwagen, der mit schwerer Fracht beladen ist, legt täglich durchschnittlich 15 Kilometer zurück, die auf die Morgen- und Abendstunden, nicht selten auch auf die Nacht verteilt werden. Ausnahmsweise werden auch das ein- oder anderemal 30—35 Kilometer zurückgelegt.

Unser Weg führte zunächst an Kl.-Windhuk vorbei, wo wir aus dem dortigen Weinkeller noch etwas „Herzerfrischendes" und „Nervenstärkendes" für die lange Reise mitnahmen. Einige Minuten weiter liegt eine Brauerei, an die sich eine „rührende" Episode aus der Kriegszeit knüpft, wie denn überhaupt das ganze Gebiet, durch das wir ziehen, reich an Kriegserinnerungen ist. Es war in den ersten Tagen des Aufstandes. Windhuk war in Waffen und alles sah mit Spannung der Entwickelung der Ereignisse entgegen. Da wird gemeldet, hinter Kl.-Windhuk sei eine Patrouille von Herero überfallen worden. Das durften sich die tapferen Verteidiger von Windhuk nicht gefallen lassen. Sie ziehen aus, um blutige Rache zu nehmen und der „schwarzen Bande" das Herumstreifen in so unmittelbarer Nähe der Reichshauptstadt zu verleiten. Nach einer Stunde angestrengten Marsches, der den tatendürstigen Männern, von denen viele an die Strapazen eines solchen Streifzuges ebensosehr gewöhnt waren, wie David an die Kriegsrüstung Sauls, stellte es sich heraus, daß der Ort des Ueberfalls viel weiter entfernt lag, als man anfänglich geglaubt hatte. Da man sich für eine so weitgehende Verfolgung nicht vorgesehen hatte, wurde im Kriegsrat beschlossen, umzukehren. An etwas mußte doch der Mut gekühlt werden, und so fand der Vorschlag, sich für diesmal an den Flaschen der Bierbrauer zu rächen, da man ja doch an den eigentlchen Feind nicht herankönne, begeisterten Beifall. In gehobener Stimmung kehrte darauf die tapfere Schar nach Gr.-Windhuk zurück und zog unter den kriegerischen Klängen der „Wacht am Rhein" und unter dem lauten Jubel des Volkes, das diesmal kein „teures Haupt" vermißte, wieder in die Hauptstadt ein. Noch lange hat man von dem sog. „Biergefecht" erzählt.

Die erste Nacht, die wir unter Gottes freiem Himmel zubrachten, werde ich sobald nicht vergessen. Zunächst machten wir eine recht unangenehme Entdeckung. Denn als unser Küchenmeister sich anschickte, das Abendessen zu bereiten und seine Blicke prüfend über die

mitgebrachten Vorräte schweifen ließ, stellte es sich heraus, daß wir einen wichtigen Artikel unseres Bedarfes, nämlich einen Sack mit Brot, vergessen hatten. Lange Gesichter! Denn die Aussicht, längere Zeit schwarzen Kaffee zu schlürfen, ohne dabei ein Stückchen Brot knuspern zu können, war nicht gerade verlockend. Nach einigem Hin- und Herreden beschloß der „Hohe Rat" einen Eilboten nach

„Mit Glück' ins neue Jahr von den Basutojungen aus Südafrika.

Kl.-Windhuk zu schicken, von dort telephonisch nach Gr.-Windhuk von unserer bedrängten Lage zu berichten und um Abhilfe zu bitten. Nach erwartungsvollen und bangen Stunden kam der ersehnte Sack an und unsere Stimmung hob sich merklich. Noch lange saßen wir am Lagerfeuer und plauderten von alten und neuen Zeiten. Aber schließlich forderte der Schlaf sein Recht. Mit gemischten Gefühlen wickelte ich mich in meine Decken ein, denn in einem so „weichen Bett" und in einem so „luftigen Zimmer" hatte ich bisher noch nicht geschlafen. Ich kann denn auch nicht behaupten, daß ich in dieser ersten Nacht süß geträumt habe. Ob es meinen Gefährten besser ging? Die Geschichte schweigt darüber. Man ist eben für den Anfang noch

etwas unerfahren und Lehrgeld muß man schon zahlen. Dabei muß man bedenken, daß unsere Reise in die afrikanische Winterszeit fiel, und da ist es auch hier des Nachts empfindlich kalt. Wir hatten z. B. fast jeden Morgen Eis. Die folgenden Nächte war ich klüger, und ich hatte von nun an nicht mehr über schlechten Schlaf zu klagen. Im übrigen wurde unsere Nachtruhe nicht gestört. Nur einmal kamen zwei Reiter des Weges. Es waren jedoch keine gefährlichen Banditen, sondern harmlose Diener des Gesetzes. Einen Augenblick hielten sie an; da aber keine der am Boden liegenden Mumien Lust zeigte, sich in ihrer Ruhe stören zu lassen, trappten sie weiter.

Am dritten Tage lagerten wir an der „schwarzen Klippe", die für einige deutsche Reiter zur „Todesklippe" geworden ist. Von einem Abhange schimmern einige schlichte weiße Holzkreuzchen herüber. Sie zeigen die Stelle, wo jene ihr Geschick ereilte. Ueber den Vorgang ist in dem vom Großen Generalstab herausgegebenen Buche: „Der Feldzug gegen die Herero folgendes zu lesen: „Ein Teil der Ostabteilung, 1. Kompagnie unter Hauptmann Fischel, war am 13. Februar in Windhuk eingetroffen und marschierte von dort am 14. bei sehr heißem Wetter 40 Kilometer weit bis zur schwarzen Klippe. In der Nacht zum 15. wurden ihre zum Schutze des Lagers aufgestellten Posten von Herero, mit denen eine Patrouille schon während des Marsches Fühlung genommen hatte, angefallen. Es entstand eine lebhafte Schießerei in der Dunkelheit, wobei die Sicherungsabteilungen drei Tote und 2 Verwundete hatten. Als mit Tagesanbruch die Umgebung des Lagers abgesucht wurde, waren die Herero verschwunden. Auch Tote oder Verwundete wurden nicht gefunden." So die amtliche Quelle. Aus privatem Munde habe ich schon öfters eine andere Lesart vernommen. Danach soll durch einen verhängnisvollen Irrtum, wie es der Schwierigkeit der Ortsverhältnisse wegen in diesem Kriege wiederholt vorgekommen ist, eine etwas spät zurückkehrende Patrouille fälschlich für Herero gehalten und von ihren eigenen Kameraden beschossen worden sein. Ich maße mir kein Urteil in der Sache an, sondern berichte lediglich, was ich gehört habe.

Bald nach unserem Aufbruch von hier wurde die Jagdlust der Reisegesellschaft zum erstenmal angeregt durch einen Deuker-Bock, der sich einige Minuten in der Nähe des Weges zeigte, aber schon wieder über alle Berge war, als wir die Gewehre zur Hand hatten. Von jetzt an wurden zahlreiche Abstecher in den Busch rechts und links des Weges gemacht, aber im allgemeinen ohne nennenswerten Erfolg. Das Wild ist in der Nähe der Pad, wo täglich Wagen vorüber kommen und jeder Reisende sein Gewehr mit sich führt, sehr scheu. Wir hatten zudem nur unzuverlässiges Material, zwei alte 71er, auf die keiner von uns eingeschossen war. Trotzdem war mein erster Schuß

ein Treffer, wenn auch nur ein Sandhaje das unschuldige Opfer war. Eine ärgerliche Geschichte begegnete eines Tages einem meiner Reisegefährten. Auf einem Pürschgang kommt ihm ein Steinbock gerade wie gewünscht vor den Lauf. Der Schuß kracht und das Wild fällt. Freudig eilt der Schütze hin, um die Beute auf seine Schultern zu

‚Gesegnetes Neujahr' von den Betschuanenjungen aus Taungs. (Südafrika.)

laden und siegreich ins Lager einzuziehen. Aber o weh! Kaum ist er bis auf 10 Schritte herangekommen, da springt der totgeglaubte Bock wie der Blitz auf und jagt in rasender Flucht über die Steppe dahin und der Jäger, der auf einen solchen Streich nicht gefaßt war, hatte das Nachsehen.

In Seeis, das am schönen Revier des weißen Nosob liegt, hielten wir Ruhetag. Seeis ist Militärstation und war im Kriege einer

der Hauptstützpunkte für die Unternehmungen der Ostabteilung. Die Herero haben verschiedene Male versucht, sich des Platzes zu bemächtigen, mußten aber mit blutigen Köpfen abziehen.

In Otjihäenena lernten wir einen fidelen katholischen Wachtmeister kennen. An der dortigen Wasserstelle lagerten zugleich drei Engländer mit etwa 300 Stück Großvieh, das sie vom Ngami-See heruntergetrieben hatten. Ihre Ochsen hatten während der Nacht einen kleinen Spaziergang in den Hof und die umliegenden Gärten der Station unternommen, worüber der besagte Wachtmeister gar nicht erbaut war. Er hatte zuerst unsere Ochsen im Verdacht, aber die waren besser erzogen, und da wir erst gegen Mitternacht angekommen, war ihnen auch die Lust vergangen, auf fremdem Eigentum noch allerlei Allotria zu treiben. Ich mußte nun Dolmetscher spielen zwischen den Engländern und dem erzürnten Wachtmeister. Es wurde alles gütlich beigelegt, und man schied als Freunde. In Otjihäenena war früher eine blühende Niederlassung der Rh. Mission. Der Krieg hat sie, wie so viele andere, hinweggeweht. Nur die Gebäude stehen noch. An diesen Ort wurde auch während des Krieges die am Typhus erkrankte Ostabteilung in Quarantäne gebracht und manchen Braven, den die feindliche Kugel verschont, hat dort das tückische Fieber hinweggerafft. Auf einem einfachen Friedhof sind sie begraben. „Wanderer, wenn du des Weges gehst, gedenke derer, die da ruhen!"

Die nächste Wasserstelle trägt den Namen Omitara. Wie mir ein alter Herr erzählte, verdankt der Platz diesen Namen einem geschichtlichen Ereignis. Die Hottentotten fochten hier vor Jahren mit den Herero einen schweren Strauß aus, der mit wilder Flucht der ersteren endete. Zum Unglück war es gerade in der Regenzeit und das Revier kam ab, sodaß viele der Fliehenden noch in den Wellen den Tod fanden. Als die nachstürmenden Herero ans Ufer kamen und die Lage überschauten, riefen sie ein übers andere Mal: „Tara tara" „Sieh da, sieh da" und seitdem trägt der Ort den Namen Omitara. Die Herero, wie die Eingeborenen überhaupt, sind um Namen nie verlegen. Sie greifen da halt hinein ins volle Menschenleben und treffen den Nagel in der Regel auf den Kopf, sodaß man sich gewöhnlich aus dem Namen eines Ortes eine ziemlich genaue Vorstellung von demselben machen kann, ohne ihn gesehen zu haben, ob viel oder wenig, gutes oder schlechtes Wasser da ist, ob der Ort waldreich oder öde ist, ob gute Weide vorhanden oder nicht, viel Wild oder wenig. Auch die deutschen Soldaten haben diese Kunst im Kriege schnell erlernt, indem sie z. B. auf der Verfolgung des Feindes in das noch wenig bekannte Sandfeld folgende originelle Ortszeichnungen aufstellten: „Owiwenig, Owivergeblich, Owispärlich, Owifleißig", je nachdem sie wenig oder kein Wasser vorgefunden hatten, oder erst lange Grabarbeit notwendig war, um Wasser aufzudecken.

Das Gefechtsfeld, auf dem die Herero den letzten geschlossenen Widerstand leisteten, erhielt den Namen „Orlogsende".

Wir sind zwar in den Fluten des Nosol nicht untergegangen, aber unsere Ochsen hatten doch ihre liebe Mühe, durch den schweren Flußsand hindurchzukommen. Erst nachdem die Zugkette dreimal gerissen und dreimal wieder zusammengefügt war, erreichte der Wagen gegen Mitternacht das rettende Ufer, woselbst unsere Avantgarde bereits ein lustiges Feuer angezündet hatte.

Otjivero, das wir an einem Sonntag passierten, ist mir in angenehmer Erinnerung. Ein gewisser Herr Held besitzt daselbst eine schöne Farm mit großen Bewässerungsanlagen. Sein Haus, eine kleine Villa, lehnt sich an den Fuß eines Berges an. Da der Farmbesitzer tags zuvor einen Springbock erlegt hatte, lud er mich ein, ihm bei Vertilgung des Bratens behilflich zu sein, was ich auch dankbar annahm, da ich ihm diese Arbeit nicht allein zumuten konnte. Meine Reisegefährten, die beim Wagen geblieben waren, erhielten eine Keule zugeschickt. Mein Gastgeber war früher Frachtfahrer und hat sich als solcher ein ansehnliches Sümmchen zurückgelegt, denn das Frachtfahren war damals ein einträgliches Geschäft, was jeder aus einigen Zahlen selbst ersehen kann. Als Durchschnittsfracht kann man 75 Zentner rechnen, womit im Tage eine Durchschnittsstrecke von 15 Kilometern zurückgelegt wird. Das macht eine Einnahme von 45 Mark. Ein Frachtfahrer von Beruf hatte aber stets mehrere Wagen unterwegs, vier bis fünf, oder darüber, sodaß er den größten Teil des Jahres hindurch mit einer Tageseinnahme von mindestens 100 Mark rechnen konnte. Das gibt schon ein ganz ansehnliches Jahresverdienst. Jetzt ist allerdings das goldene Zeitalter für die Frachtfahrer vorüber, da die Bahn den größten Teil übernommen hat.

Held ist einer der wenigen längs des weißen Nosols wohnenden Farmer, der bei Ausbruch des Aufstandes den Händen der Herero entkam. Wie er mir erzählte, verdankt er seine Rettung einem alten Eingeborenen-Weibe. Ein Freund von ihm war, beunruhigt durch die umlaufenden Gerüchte, spät abends zu ihm gekommen, um sich mit ihm am nächsten Morgen womöglich nach der Militärstation Seeis durchzuschlagen. Das betreffende Weib sagte ihm jedoch: „Meister, du mußt heute abend noch fortreiten". Er weckte seinen Freund, der schon im Schlafe lag, ließ die Pferde satteln und forderte zwei Landmesser, die in der Nähe ihr Lager hatten, auf, mitzufliehen. Diese wollten jedoch davon nichts wissen und so ritten die beiden allein querfeldein. Sie gelangen unbehelligt bis in die Nähe von Seeis, wo an dem diesseitigen Ufer des Flusses ein kleiner Store lag. Darin brannte noch Licht. Sie klopften an, keine Antwort. Sie riefen

den Namen des Besitzers, da erloschen plötzlich die Lampen, und im Nu sahen sie sich von schwarzen Gestalten umzingelt. Den Pferden die Sporen geben und in einigen Sätzen die drohende Umklammerung durchbrechen, war das Werk eines Augenblickes. Bald waren sie denn auch in Seeis geborgen. Die beiden Landmesser aber wurden noch in derselben Nacht ermordet.

Bei Witvlei berührt die Pad nach Gobabis zum letzten Mal das Revier des weißen Nosol. Ungezählte Scharen von wilden Tauben und Wachteln tummelten sich an der dortigen Wasserstelle. Einige Kaffernpontoks liegen um die Polizeistation herum. Ein Kaffernmädchen brachte ein Gefäß mit Milch, die wir gegen etwas Kaffee eintauschten. Ich unterhielt mich einige Zeit mit den Leuten, und es fand sich, daß ein etwa 5jähriges Kind, dessen Mutter jetzt hier wohnte, in Gobabis getauft worden war. Auch die anderen sind uns gut gesinnt.

Kurz vor unserer Ankunft in Witvlei war einem in der Nähe wohnenden katholischen Farmer ein böser Unfall zugestoßen. Er will eines Morgens die Schakalfelle nachsehen und entdeckt dabei, daß sich ein Leopard, hierzulande schlechthin Tiger genannt, in eine derselben verirrt hat. Es ist immer eine gefährliche Sache mit einer solchen Katze anzubinden, wenn sie verwundet oder irgendwie gereizt ist. Der Farmer geht zurück um sein Gewehr zu holen und nimmt noch zwei schwarze Begleiter mit sich. Der Leopard hat sich unterdessen anscheinend in einen Busch verkrochen, geht aber, sobald er die Gefahr merkt, mit Blitzesschnelle zum Angriff über. Unser Tigerjäger legt an, drückt los — das Gewehr versagt und schon hat das wütende Tier sein Gebiß in dessen linken Arm geschlagen. Er wäre verloren gewesen, wenn nicht einer seiner schwarzen Begleiter außergewöhnlichen Mut bewiesen hätte. Als dieser nämlich die bedrängte Lage seines Herrn sah, sprang er herbei, riß das Tier herab und erschlug es. Der Verwundete wurde sofort nach Gobabis in das dortige Lazarett gebracht, wo er lange zwischen Leben und Tod schwebte, da sich Blutvergiftung einstellte. Jetzt ist er zwar außer Gefahr, den vollen Gebrauch seines Armes jedoch wird er schwerlich wiedererhalten.

Die zweite Woche unseres „Zigeunerlebens" geht ihrem Ende entgegen. Die letzten 20 Kilometer halten wir es bei dem langsamen Ochsenwagen nicht mehr aus, sondern stürmen todesmutig voran. Da taucht am Horizont ein schmucker Reiter auf. P. Watterott. Ein warmer Händedruck, ein paar Neuigkeiten von hüben und drüben und dann ist er wieder verschwunden, um unsere Ankunft zu melden. Wir trotten auf Schusters Rappen hinterher. Längst ist die Sonne untergegangen und haben sich die Schatten des Abends herabgesenkt. Immer wieder spähen unsere Augen in die Dunkelheit. Da endlich

in der Ferne ein Licht; Dort muß Gobabis sein. Eiliger und schweigsamer geht es voran, ein jeder ist mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Unwillkürlich hemmen wir plötzlich unsere Schritte und lauschen, und unser Herz pocht schneller und freudiger. Hell und klar schallt von einem kleinen Hügel, auf welchem die Kaffernwerft liegt, die Melodie: „Es blüht der Blumen eine" durch die stille Nacht. - -

‚Gnadenreiches Neujahr' von den Buschmannskindern aus Taungs. (Südafrika).

Und du, lieber Leser, verehrte Leserin, die ihr uns auf dieser Wanderfahrt begleitet betet ein frommes Ave, daß die Blume des wahren Glaubens auch Wurzel fasse in den Herzen der Heiden und Irrgläubigen und sich immer schöner entfalte in der Seele unserer Neubekehrten und vergesset auch nicht die junge Mission von Gobabis Gott zum Gruß!

Maddu.

Die Geschichte eines Heiligtums in den Urwäldern Ceylons.

4. Die Tränensaat und Freudenernte.

Wenn wir aufmerksam die Missionsgeschichte von Ceylon lesen, so werden wir unwillkürlich an eine Zeit erinnert, welche wohl die glorreichste Zeit unserer hl. Kirche genannt werden kann. Wir meinen die Zeit der ersten Christenverfolgungen. In der Tat, es finden sich nicht wenige Vergleichungspunkte. Der einzige Unterschied, ein allerdings merkwürdiger, ist nur der, daß es dort Heiden waren, welche die Kirche Christi verfolgten, hier aber ist es eine christliche Nation, die in unseliger Verblendung die Träger des christlichen Namens einzig um dieses Namens willens in die Kerker wirft und dem Tode überliefert. Hier wie dort haben wir Verfolgungsgesetze, die sich gleichen in dem, was sie verbieten und durch das, womit sie strafen. Hier wie dort haben wir den Mißbrauch der öffentlichen Gewalt und der Autorität gegen die, welche als Untertanen sich nichts anderes zu schulden kommen ließen, als die treue Befolgung des Grundsatzes: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Hier wie dort endlich sehen wir die Altäre entweiht, die Kirchen entheiligt, die Priester verfolgt, die Gemeinden zerstreut, die Christen auf der Flucht und in den Katakomben, mögen diese nun im Dunkel der Erde oder im Dunkel der Wälder gelegen gewesen sein. Hier wie dort sehen wir auch unter den Christen eine Glaubenstreue, einen Opfermut, der uns zu Tränen rührt und mit Dankbarkeit gegen Gott und mit Verehrung gegen die Bekenner erfüllt.

Zur Feier des hl. Weihnachtsfestes hatten sich im Jahre 1690 die Katholiken in Jaffna in drei verschiedenen Häusern versammelt, um der Mitternachtsmesse beizuwohnen. Ein Priester, welcher in aller Stille nach Jaffna gekommen war, sollte dieselbe der Reihe nach in den drei Häusern lesen. Bereits hatten sich eine Anzahl von Gläubigen in dem ersten Hause eingefunden und erwarteten den Priester, als die Häscher des holländischen Gouverneurs von Jaffna, Van Rhee, in das Haus eindrangen. Sie zertrümmerten den Altar, zerstörten die Bilder und nahmen die Anwesenden gefangen: Männer, Frauen und Kinder. Es waren ihrer über dreihundert.

Am anderen Morgen wurden die Gefangenen vor Van Rhee gebracht. Unter ihnen befand sich ein junger Mann, namens Don Petro, der einer reichen Wellala-Familie im Norden angehörte. Einige Jahre vorher hatte er, von Ehrgeiz angetrieben und in der Aussicht auf eine hohe Anstellung, dem katholischen Glauben entsagt und war Protestant geworden. Bald erkannte er jedoch seinen Fehltritt, und als er dem P. Josef Vaz, diesem heldenmütigen Missionar, der sich den Namen des Apostels von Ceylon erworben, begegnete, entsagte er allen Ehrenstellen und kehrte zur Kirche zurück. Jetzt stand er mit seinen Glaubensgenossen vor dem Richter. Dieser forderte die Katholiken auf, ihrem Glauben zu entsagen und protestantisch zu werden. Keiner trat vor. Die Antwort lautete: „Wir können und dürfen unseren Glauben nicht verleugnen". Da wendete sich Van Rhee in besonderer Weise an Pedro. Er hielt ihm seinen Rücktritt zum katholischen Glauben vor und forderte ihn auf, diesem Glauben wieder zu entsagen. Mit Entrüstung wies Pedro dies Ansinnen zurück. Da gab Van Rhee den Befehl, ihn so lange zu peitschen, bis er entweder seinen Glauben oder seinen Geist aufgebe. Als Van Rhee aber sah, daß Pedro über und über mit Blut bedeckt standhaft blieb und gesonnen war, eher sein Leben als seinen Glauben zu opfern, befahl er ihn in Ketten zu legen und ins Gefängnis zurückzuführen. Hier starb der mutige Bekenner infolge der Wunden, nachdem er seine Glaubens-

genossen noch ermahnt hatte, in ihrem Glauben standhaft zu bleiben. Und alle blieben standhaft. Sie wurden in einen Kerker geworfen, wo sie unmenschliche Qualen erdulden mußten, bis sie der Tod erlöste. Das war 1690 die Weihnachtsfeier in Jaffna.

‚Glück zum neuen Jahre' von den Singhalesenkindern in Ceylon.

Um die so hart verfolgten Katholiken zu trösten und zu stärken, schiffte sich 1687 der Oratorianer Josef Vaz von Goa nach Jaffna ein. Als Bettler verkleidet, stieg er in Jaffna ans Land und besuchte die Katholiken, sie tröstend und ihnen die hl. Sakramente spendend. So durchwanderte er 1691 die Gegend von Vanni und Puttalam, 1692 Kandy. Dann verbrachte er zwei Jahre im Gefängnis, um 1694 von neuem seine Wanderfahrten zu beginnen.

Ein anderer Bericht erzählt uns von dem Missionar Pedro Sebastian. Er landete in Kolombo, und unter Verbergung seines Standes ersuchte er den Statthalter Pavollon, er möge ihm erlauben, eine zeitlang in der Stadt Kolombo bleiben zu dürfen. Das wurde ihm gestattet, aber unter der Bedingung, daß eine Wache von Soldaten ihn beständig begleite, denn man hatte Verdacht auf ihn. Es gelang ihm indes, die Wachsamkeit der Soldaten zu täuschen, und nachdem er die Aufmerksamkeit der Soldaten eingewiegt, versammelte er um Mitternacht die ganze christliche Gemeinde und reichte ihnen die Tröstungen der Religion. Das wurde entdeckt. Man führte den Missionar vor den Statthalter, der ihm befahl, die Insel sofort zu verlassen. Er tat es und landete an der anderen Seite, fand aber, daß mittlerweile ein Kurier zu Land angekommen war, um den Statthalter des Bezirks, Hoblant, aufmerksam zu machen. Eine noch verschärfte Bewachung war die Folge; aber um Mitternacht versammelte er doch die Christen, spendete ihnen die Sakramente und flüchtete weiter.

Angesichts dieser Tatsachen stellt man sich unwillkürlich die Frage: Wie war es denn aber auf Ceylon mit dem Christentum bestellt? Die Holländer, die mit so brutaler Gewalt das katholische Missionswerk verfolgten, mußten doch einen enormen Zuwachs für ihre eigene Kirche gewinnen? Hören wir, was uns darüber der protestantische Geschichtschreiber Tennent berichtet.

„In Jaffna wurde zur Bildung von Lehrern und Katecheten ein Seminar errichtet, und Baldäus bemerkt, daß im Jahr 1663, fünf Jahre nach Ankunft der Holländer, 12387 Kinder getauft waren, 18000 Zöglinge die Schulen besuchten und 65000 Konvertiten im Königreiche von Jaffnapatam Christen und Christinnen geworden waren. Außer diesen waren 1665 mehr als 8000 Neubekehrte in Manaar und Vanni, und im Jahre 1688 wird die Zahl der Christen in der Provinz von Jaffna auf mehr als 180000 angegeben. Bis zu welchem geringen Grade es aber die wenigsten, wie man später sah, in den ersten Kenntnissen und der geistigen Bildung gebracht, kann man aus dem Umstande schließen, den Baldäus beklagt, daß er für die Pflege aller seiner Kirchen und Schulen im Jahr 1663 nicht mehr als 3 Geistliche reformierter Religion hatte, und gleichsam als erwartete er, daß man an der Aufrichtigkeit des äußerlich von seinen Konvertiten abgelegten Bekenntnisses zweifeln werde, setzt er offen hinzu: „Obgleich Christen dem Namen nach und im Stande, recht verständig über die zehn Gebote und andere christliche Hauptlehren zu sprechen, hingen sie doch an manchem heidnischen Aberglauben".[1])

Nach dem Berichte des Predigers von Galle im Jahre 1680, „war der Götzendienst damals wieder im Zunehmen, und zwar dergestalt, daß er im Zweifel darüber war, ob es zweckmäßig sei, die Kinder der Eingeborenen zu taufen, da er fürchten mußte, das Heilige den Hunden hinzuwerfen."[2]) Noch später stellten die holländischen Geistlichen, sichtlich verzagt über die trüglichen Erfolge ihrer Bemühungen und in Verlegenheit wegen der ungeheuren Menge solcher, die dem Namen nach bekehrt, im Herzen aber Götzendiener waren, dem Statthalter vor, der Grund, weshalb sie die Eingeborenen nur als solche, „die dem Namen nach Christen oder als Getaufte" bezeichneten, sei, weil manche nur in Betracht persönlicher Vorteile ein Bekenntnis ablegten, und das Christentum der Eingeborenen in ganz Ceylon sich in einem verdorbenen und bedenklichen Zustande befinde, ungeachtet der gemessensten Verordnungen der Regierung „gegen Teufelsdienst und andern heidnischen Aberglauben", ebensowohl als gegen die Gebräuche des Papsttums, zu denen manche sich noch sehr hinneigten.[3])

Aus den Protokollen des Konsistoriums von Galle aus dem Jahre 1730 erfahren wir, daß alle Lebensereignisse, auch solcher, die sich zum Christentum bekannten, nach den Gebräuchen und Vorschriften des Buddhismus behandelt

[1]) Tennent l. c. S. 22. [2]) ib. S. 24. [3]) ib. S. 25.

und geregelt wurden. „Wird ein Kind geboren", so heißt es dort, „so befragen sie noch immer die Astrologen; wird es krank, so hängen sie ihm Zaubermittel um den Hals und selbst nach der Taufe nennen sie es nicht mit dem christlichen

‚Prosit zum neuen Jahre' von den Tamulenkindern in Ceylon.

Namen, sondern geben ihm nach Landessitte, wenn es zum erstenmale Reis ißt, einen heidnischen Namen. Sie unternehmen kein Geschäft ohne einen glücklichen Tag für dessen Anfang festzusetzen, und bei Krankheit oder Ungemach lassen sie eher den Teufelstänzer holen als den Geistlichen. Wenn sie sich verheiraten, so muß es zu einer glücklichen Stunde geschehen und wenn sie sterben, so werden ihre Gräber mit dem Laube des dem Buddha heiligen Baumes geschmückt, und Kokusnüsse und Reis als Speise für den Dahingeschiedenen ringsherum aufgehäuft.

Sie opfern den Götzen zu Kattapram, geben den bettelnden Tempeldienern Almosen und das beste, was sie einem Freunde wünschen können, ist: ‚Mögest du ein Buddha werden'. Wegen des Ueberhandnehmens dieser Heuchelei und Unglaubens tadelt die Geistlichkeit die Nachlässigkeit der Regierung bei Handhabung der Strafgesetze von 1682, und noch mehr das liederliche und anstößige Leben der Europäer, welche die Eingeborenen zur Ausschweigung verführen und ihnen in allen Lastern ein böses Beispiel geben.

Kurz, das ganze holländische Christentum war nur ein äußerlicher Firnis unter dem der alte Heide lebte und im Jahre 1740 äußerte der Gouverneur Baron Imhoff seine Ansicht dahin, man solle von den Missionaren „keine Listen mehr einsenden von denen, die sie zum Christentum bekehrt hatten, da diese die einzige Ursache seien, daß die Religion so schlecht verstanden und auf eine lächerliche Weise beobachtet werde". Sine Christo Christiani, Christuslose Christen, nannte ein holländischer Prediger diese Bekehrten. Die natürliche Folge war, daß, wie Tennert bemerkt,[1]) gegen Ende ihrer amtlichen Tätigkeit die holländische Geistlichkeit bittere Erfahrungen machte, und daß ihre Klagen über den Rückfall ihrer Konvertiten in die Irrtümer des Papsttums oder in die Finsternis des Heidentums immer häufiger wurden. Heute ist von dieser Missionstätigkeit auf Ceylon nichts mehr übrig geblieben.

Zu neuem Glanze aber erstand die Martyrkirche von Ceylon. Zwar war es eine Saat, die unter Tränen und Leiden von den verfolgten Missionaren ausgestreut wurde, zwei Jahrhunderte lang, aber es kam die Zeit, und die Holländer konnten noch von derselben Zeuge sein, wo die Saat zu einer herrlichen Freudenernte herangereift war. In den dunklen, heimlichen Wäldern von Ceylon war sie gewachsen. Als die Holländer mit fanatischem Haß die Katholiken verfolgten, wurden selbst die Heiden von der Standhaftigkeit derselben gerührt. Wie Tennent erzählt,[2]) gewährte Rajah Singha, der Fürst von Kandy, den Katholiken bereitwillig ein Asyl in seinem Gebiete. Ueber 700 portugiesische Familien sollen sich in Ruanwelle am Fuße der kandischen Hügel niedergelassen haben. Eine Kolonie von Christen aus dem an der Küste gelegenen Mookwa erhielt Unterstützung, um sich in Galgammoa niederzulassen, und bis heute gibt es in dem Dorfe Wahacotta, zwischen den Gebirgen von Matelle, eine Gemeinde römisch-katholischer Christen, die sich weder in ihrer Sprache noch in anderer Beziehung von den Bewohnern Kandy's unterscheiden, von denen man aber weiß, daß sie Nachkommen der Portugiesen sind, die hier vor den Verfolgungen der Holländer in dem unteren Lande ein Versteck suchten. Erst im Jahre 1815 wurde man auf diese Gemeinde aufmerksam, und der Engländer Cassie Chitty[3]) bemerkt, daß diese Christen ihre Anhänglichkeit an christliche Namen und Gebräuche bewahrten, obwohl sie von allen Seiten von Buddhisten umgeben waren und seit beinahe drei Vierteilen eines Jahrhunderts keinen Priester gesehen hatten. Ihr Geistlicher, der natürlich nicht ordiniert war, nannte sich Sakristan. Sie hatten ein Exemplar des neuen Testamentes in singhalesischer Sprache, das ein römisch-katholischer Priester übersetzt hatte, aber nicht einer von ihnen vermochte zu lesen, nur der Sakristan allein wußte einige Gebete auswendig. Die Gemeinde von Wahacotta bestand aus etwa 200 Seelen. Sie verehrten die Jungfrau Maria, beteten vor dem Kruzifix und wurden nach einem der römisch-katholischen Kirche ähnlichen Ritus getraut und begraben.

Im Jahre 1796 wurde Ceylon englischer Besitz, und damit war für Ceylon eine neue Zeit angebrochen. (Fortsetzung folgt.)

[1]) l. c. S. 34. [2]) l. c. S. 21. [3]) Sketch of the Roman Catholic Church in Ceylon S. 21.

Meine ersten Weihnachten in Mexiko

Von P. Chr. Stuhlmann O. M. I.

Es ist noch nicht lange her, seit ich Weihnachten in Mexiko feiere. Zudem waren meine ersten Weihnachten wirklich das, was man in der Heimat mit „romantisch" bezeichnet. Meine Erinnerung daran ist noch so lebhaft, daß es mir vorkommt, als hätte ich gestern erst Puebla verlassen, um dort oben, am Fuße der mit ewigem Eis und Schnee bedeckten Vulkane in einem Indianer-Dorfe, San Cosme genannt, Christkindleins Ankunft zu feiern.

Es war am 24. Dezember. Nach einer viertelstündigen Eisenbahnfahrt langte ich an der Endstation Panzacola an. Vergebens schaute ich nach den Leuten um, die mich abholen sollten. Ich wartete einige Zeit und fragte hie und da, ob keine Kutsche von San Cosme gekommen sei. Niemand hatte etwas gesehen. Zuletzt traf ich einen Indianer aus dem genannten Dorfe, der bereit war, mich zu Fuß zu begleiten. Doch ich wollte und konnte keineswegs den weiten Weg zu Fuß machen. Eine Kutsche war auf dem Bahnhof nicht zu haben, wohl aber Reitpferde. Fatale Geschichte! Noch nie in meinem Leben hatte ich ein anderes Pferd als das Schaukelpferd bestiegen. Sollte ich nun am heiligen Abend meinen ersten Ritt versuchen? Da hätte ich mir eine schöne Bescherung verschaffen können. Doch, frisch gewagt ist halb gewonnen, dachte ich; es ist ja Jahrgedächtnis jenes gnadenreichen Rittes, wenn man ihn so nennen kann, von Nazareth nach Bethlehem. Ich war überzeugt, es werde gut gehen und verlangte dreist ein Pferd. Etwas Verlegenheit mußte sich dabei wohl auf meinem Gesichte verraten haben, denn der Eigentümer fragte argwöhnisch, ob ich auch gut reiten könne. „Reiten kann ich selbstverständlich," gab ich kühn zur Antwort, „nur möchte ich ein geduldiges Pferd haben. Bei meiner Rückkehr werde ich bezahlen." — Das Pferd wurde eingefangen und gesattelt. Aber da stellte sich auch schon die erste Schwierigkeit ein: Wie aufsteigen und ausreiten?! Man zeigt doch nicht gern seine Ungeschicklichkeit vor andern. Da kommt mir zur rechten Zeit ein rettender Gedanke. Ich mache dem Pferdehändler plausibel, das Tier könne durch mein schwarzes Kleid unruhig werden, es wäre gut, wenn der vorhin erwähnte Indianer dasselbe anhalten und eine Strecke weit führen würde. Gesagt, getan. Mit einem leichten Schwung saß ich im Sattel, und in wenigen Minuten waren wir drei den Leuten außer Sicht. Wirklich nette Drillinge! Naturgemäß konnte mir meine Lage nicht viel Erheiterndes bieten. Trotzdem vermochte ich bisweilen ein geheimes Lächeln nicht zu unterdrücken, wenn ich den guten Indianer am Halfter und das Pferd unwillig nach der im

Winde flatternden Soutane blicken sah. In der Mitte des Weges holte uns der Pferdehändler ein. Sein Pferd machte dem meinigen Mut; eines folgte dem andern. In leichtem Trab ging es durch die Mais- und Maueyfelder hin und in kurzer Zeit hatten wir San Cosme erreicht. Die große, mit weißem Mörtel beworfene Kirche ist weithin sichtbar. Die Hütten der Indianer liegen in den ausgedehnten Feldern zerstreut, im Schatten belaubter Obstbäume, von mauerhohem Orgelkaktus umzäunt.

Vor der Sakristei stieg ich ab und trat ein. Zehn bis fünfzehn Männer waren daselbst mit dem Schmücken der Kirche beschäftigt. Mein Erscheinen brachte sie in nicht geringe Verlegenheit. Nachdem ich mich als den vom Collegio Pio für Weihnachten erbetenen Pater vorgestellt hatte, fingen die guten Leute an, mich buchstäblich tausendmal und in den großartigsten Phrasen um Verzeihung zu bitten für die Taktlosigkeit, mir keinen Boten mit einem Pferd geschickt zu haben. Durch ein Mißverständnis hatten sie mich am vorhergehenden Tage erwartet, und als ich nicht erschien, angenommen, daß ich wohl überhaupt nicht kommen werde.

Da noch gar nichts für die Nacht und den kommenden Tag vorgesehen und angeordnet war, ließ ich den Kirchenvorstand und das Dorfoberhaupt kommen. Noch ehe dieselben erschienen, war die Nachricht von meiner Ankunft wie ein Lauffeuer in den meisten Familien des Dorfes verbreitet. Es dauerte nicht lange, so waren die angesehensten Häupter desselben in der Sakristei versammelt, um mich zu begrüßen und zu erfahren, was es Neues gäbe. In der Mitte breitete man die Fäden eines ehemaligen Altarteppichs aus und stellte auf diesen einen außer Dienst gewiesenen Chorstuhl, in welchem der hochwürdige Pater Platz nehmen mußte. Rings herum im Kreise ließ sich auf den langen wurmstichigen Holzbänken eine dreißig bis vierzig Mann starke Vertretung des Dorfes nieder. Ich gab zunächst Order, Kirche und Altar vorzubereiten und lud alle ein, die Feier so schön als möglich zu gestalten. Die drei hl. Messen setzte ich für Mitternacht, fünf und acht Uhr morgens an. Die guten Leute waren überaus glücklich, für Weihnachten einen Priester in ihrer Mitte zu besitzen. Genau in denselben Stunden, in welchen man zu Hünfeld die Christmette feierte und sich mit jubelndem Herzen um den Christbaum scharte, saß ich hier in der armen Sakristei von San Cosme und erzählte den Indianern dies und das von Puebla, von den Ländern jenseits des Meeres, von der Heimat, von Hünfeld usw.

Als es nach unserer Zeitrechnung acht Uhr war, lud mich der Vorsteher zum Abendessen ein. Seine Residenz, in die er mich führte, war ein auf vier Pfählen ruhendes Holzgerüst, dessen Zwischenräume gar nicht übel mit Maisstrohgeflecht ausgefüllt waren. Die

Frontseite erkennt man an dem viereckigen Loch, das als Eingang dient. In der Mitte der Hütte hat man ein Brett auf zwei Pfähle

‚Gruß zum neuen Jahre' von einem kleinen Heiden aus dem hohen Norden Amerikas.

genagelt und ihm die Aufgabe eines Tisches übertragen. Längs desselben liegt eine Leiter umgekantet, um die fehlende Bank zu ersetzen. Selbstverständlich bildet die Hütte nur ein einziges Zimmer. Die Wände sind mit Kleidungsstücken, Waffen und verschiedenen Blechmusikinstrumenten behangen. In der rechten Zimmerecke hatte

unter einem umgestülpten Korbe ein Truthahn sein Nachtlager aufgeschlagen, während in der linken Ecke zwei Schweinchen angebunden lagen, die bei unserem Eintritte ihren Unwillen äußerten, im ersten Schlafe gestört worden zu sein. Nichtsdestoweniger nahmen wir Platz auf der Bank — pardon, auf der Leiter. Dann wurde von draußen her das Abendessen serviert: Nudelsuppe, gebackene Eier, gebratener Truthahn, Bohnen und Tortillas (Maisbrot), alles in kleinen irdenen Näpfchen. Messer, Gabeln und Löffel kennen die Leute nicht. Ich mußte also Versuche anstellen, wie sich am bequemsten mein Abendessen an Ort und Stelle befördern lasse. Obwohl nicht alles appetitlich aussah und ich mit Daumen und Zeigefinger gabeln mußte, habe ich gut gegessen, denn ich hatte rechtschaffen Hunger. Am meisten hatte ich hier zu leiden von der Kälte, was Sie vielleicht wundern wird. Doch müssen Sie bedenken, daß ich mich in einer Höhe von 3000 Meter über dem Meeresspiegel befand. Am andern Morgen war draußen alles mit Reif und das Wasser des Brunnens mit einer Eisschicht von zwei bis drei Zentimeter Dicke bedeckt. Der Temperaturwechsel zwischen Tag und Nacht ist hier viel bedeutender als in Puebla. Tagsüber brennt die heiße Tropensonne in diese hochgelegenen Täler, und nachts lagern in denselben dichte, kalte Nebel.

Nach dem Abendessen zog ich mich in meine Sakristei zurück und versuchte auf einer alten Matratze zu schlafen, doch vor Kälte konnte ich nicht dazu kommen. Gegen elf Uhr hörte ich Musik in der Ferne. Ich fragte den Sakristan, was dies zu bedeuten habe. „Man versammelt sich jetzt vor dem Hause des Kirchenvorstandes, wo das Jesuskind aufbewahrt wird, um dasselbe in Prozession bis zur Kirche zu bringen," antwortete dieser. „Gut," sagte ich, „dann gehe ich der Prozession bis zur Kirchentüre entgegen, um dort das Jesuskind feierlich in Empfang zu nehmen." Und so geschah es auch. Unter Musik, Gesang und Gebet naht die Prozession heran. Vier Männer trugen das in der Krippe liegende Jesuskind auf einer Tragbahre und stellten es an der Epistelseite im Chore nieder. Ich verrichtete die üblichen Gebete und begann die Mitternachtsmesse, in welcher ich meine erste spanische Ansprache hielt. Nach der Messe reichte ich das Jesuskind zum Kusse dar. Ich glaube nicht, daß außer den Kranken eine Seele der Gemeinde die Messe verfehlt hat. Von den kleinsten Wickelkindchen bis zu den altersschwachen Greisen zogen alle vorüber, um dem göttlichen Kinde zu huldigen. Die beiden folgenden Messen waren in gleicher Weise besucht. Sehr viele blieben die ganze Nacht in der Kirche, sangen und beteten unaufhörlich. Diese armen Indianer haben mich wirklich durch ihre Frömmigkeit erbaut. Es war gewiß ein großer Unterschied zwischen dieser Christnacht und den früheren Weihnachten meines Lebens.

Nach der Achtuhrmesse machte ich noch einen kleinen Gang ins Dorf, um zwei Kranke zu besuchen. Da konnte ich noch einmal so recht beobachten, wie die eigentlichen Mexikaner (Halbindianer) in

‚Mit Gott für Gott im neuen Jahre' von den Indianerkindern in Nordamerika.

Bitte an die Leser der «Maria Immaculata»: Vergeßt uns arme Heidenkinder nicht!

den Dörfern leben. Das weite Feld ist durch schnurgrade Wege in regelmäßige Fluren eingeteilt, auf denen man ungefähr 50 bis 100 Meter von einander gelegen, eine kleine Lehm- oder Strohhütte erblickt, welche — wenigstens aus der Ferne — mehr einem Komposthaufen, als einer menschlichen Wohnung ähnlich sieht. An die Hütte schließt sich mitunter ein mit üppigem Orgelkaktus eingezäuntes

Blumengärtchen an, in dem sich eine prachtvolle Flora entfaltet. Eine Schar Hühner und ein träger Truthahn spazieren im Umkreise umher. Vor dem Hause liegen einige schwarze hochbeinige Schweine an Pfähle angebunden. Wenigstens ein Hund, sei er auch noch so mager und häßlich, bewacht jedes Heim. Im Halbdunkel des Innern sieht man Mutter und Töchter mit Waschen und Kochen beschäftigt. Sie sind zwar äußerst dürftig, aber dennoch im allgemeinen genügend bekleidet. Während die besser Bemittelten mehr und bessere Kleider anlegen, tragen die Frauen der ärmeren Klasse gewöhnlich nur Hemd und farbigen Rock. Die Männer tragen weißleinene Hose und Hemd, dazu auf dem Kopfe einen mächtigen, zuckerhutförmigen Strohhut von gelber Farbe. Doch wohl gemerkt, dies ist die Kleidung der Erwachsenen. Die Tracht der Kinder, und besonders die der Knaben, läßt an Einfachheit nichts zu wünschen übrig. Während ich mich der einen oder anderen Hütte näherte, bemerkte ich, wie so ein kleiner Bengel im Adamskostüm flugs hinter der Gartenhecke oder hinter dem Türpfosten verschwand. Dabei muß man sich aber wohl hüten, irgendwie Aufregung oder Unwillen zu äußern, denn die Leute sind es nicht anders gewohnt. Ein Vater, der mich im Vorbeigehen gegrüßt hatte, schickte mir einen von seinen Jungens im Urgewande nach, damit er mir die Hand küsse. „Ei, Du Kleiner," sagte ich ihm, „ist es Dir denn nicht kalt? Geh schnell heim und laß Dir eine Hemdchen anziehen, sonst bekommst Du Schnupfen." Ganz verständnislos schaute mich der Kleine darauf an. Gewiß bleibt hier von unserem Standpunkte aus vieles zu wünschen übrig, während nach Ansicht dieser armen Indianer alles in schönster Ordnung ist. Viele könnten es allerdings besser machen, doch sie gefallen sich zu sehr in ihren angestammten Gewohnheiten, als daß sie dieselben so leicht ablegen würden. Was man tatsächlich bei ihnen in schönster Ordnung nennen kann, das ist ihr gutes, religiöses Gemüt, ihre fast ans Unglaubliche grenzende Hochachtung vor dem Priester.

Nachdem ich die beiden Kranken besucht hatte, war es höchste Zeit, wieder das Pferd zur Rückreise zu besteigen. Mit einigen Worten der Ermahnung, den Festtag gut zu beschließen, verabschiedete ich mich.

Dies waren meine ersten Weihnachten in Mexiko. Wohl vermißte ich die erhebenden Zeremonien, den herrlichen Christbaum, die Melodien und Lieder, an denen ich früher in der Heimat meine Freude gehabt. Aber dafür hatte ich Trost und Freuden, die ich früher nie genossen, ja nicht geahnt hatte; ich empfand das Glück eines Priesters, der den verlassenen Schäflein des Hauses Israel den auf Bethlehems Fluren verkündeten Frieden bringen kann.

Kleinere Nachrichten.

Unsere Bilder: Wie der freundliche Leser wohl bemerkt hat, haben wir diesmal zum neuen Jahre die Vertreter der Kleinen aus allen Weltteilen aufmarschieren lassen, um allen, welche die ‚Maria Immaculata' lesen, ein neues Jahr anzuwünschen. Sei versichert, lieber Leser und Wohltäter unserer Missionen, daß Du von diesen Kleinen in ihren Gebeten nicht vergessen bist; sie beten täglich für ihre Wohltäter, denen sie so viel an Leib und Seele verdanken, und dazu gehörst auch Du, der Du auf diese Zeitschrift abonniert hast, dazu gehörst Du aber ganz besonders, wenn Du sie verbreitest und ihr neue Leser gewinnst. Herzlich möchten wir bei dieser Gelegenheit auch bitten, daß alle diejenigen, welche den XV. Jahrgang, also den vorigen, noch nicht bezahlt haben, dies doch recht bald tun möchten. Mit dem Glückwunsche verbinden die kleinen Gratulanten auch die innige, flehentliche Bitte: Vergiß die armen Heidenkinder nicht! — O ja, vergiß sie nicht, lieber Leser. Auch von ihnen hat der göttliche Kinderfreund gesagt: „Lasset die Kleinen zu mir kommen". Lasset! Du, lieber Leser bist damit gemeint. Helfe dem Missionar die Schwierigkeiten überwinden, um die Kleinen aus der Wildnis aufnehmen zu können, helfe ihm sie für Gott zu erziehen, sie zu kleiden und zu ernähren, sie zu brauchbaren Menschen und zu guten Christen heranzubilden. Ein gutes Mittel ist die Gabe von Mk. 21 für den Unterhalt der Heidenkinder. Höre, was der göttliche Kinderfreund Dir sagt: „Wer eines von diesen Kleinen aufnimmt, der nimmt mich selbst auf."

Jaffna (Ceylon). Der 16. Oktober 1908 brachte der Diözese einen herben Verlust durch den Tod des hochw. P. Joh. Aloysius O. M. I., eingeborener Priester, und Pfarrer der St. Jakobuskirche in Jaffna. Der Verstorbene war geboren zu Ulavalai in Valigam-West am 1. Okt. 1851. Unter Leitung der hochw P. P. Oblaten machte er seine humanistischen Studien im Seminar St Martin zu Jaffna, trat dann in das Noviziat der P. P. Oblaten ein, und legte 1871 seine ewigen Gelübde ab. Nach einem dreijährigen Aufenthalt zu Autun in Frankreich vollendete er seine Studien und wurde 1880 zum Priester geweiht. Als erstes Missionsfeld wurde dem jungen seeleneifrigen Priester Wennappuwa im Distrikte Chilaw zugewiesen, wo er zehn glückliche Jahre verlebte und durch seinen apostolischen Seeleneifer, seine geradezu mütterliche Zärtlichkeit, seine unerschöpfliche Liebe und Geduld aller Herzen an sich fesselte. Doch bald schlug die Stunde der Trennung, da ihn der hl. Gehorsam nach Puttalam berief. Ueberaus schwer wurde ihm diese Trennung von seinem geliebten Wennappuwa, und die sehnsüchtige Erinnerung an diese glückliche Zeit seines ersten priesterlichen Wirkens hat ihn zeitlebens nicht mehr verlassen. Welch allgemeine Anerkennung sich der tüchtige, pflichtgetreue Priester und Ordensmann bereits erworben hatte, zeigt der Umstand, daß der hochw. Herr Bischof Joulain von Jaffna ihn kurz darauf als Pfarrer an die Kathedrale von Jaffna berief und ihm zum Mitglied der bischöflichen Kurie ernannte. Später übernahm er die Leitung der Pfarrkirche des hl. Jakobus, die ihre herrliche Vollendung größtenteils seinem Eifer und seiner Anregung verdankt. Bald wurde der unermüdliche Seelenhirte von einem verzehrenden Siechtum befallen, das ihn zu gänzlicher körperlicher Untätigkeit verurteilte, und ihn langsam und allmählich dem Grabe entgegenführte; schon ein Jahr vor seinem Tode glich er mehr einem Skelett, als einem lebenden Menschen. Mitten in die Zeit seiner Leiden, in das Jahr 1905, fällt die Feier seines 25jährigen Priesterjubiläums; von allen Seiten brachte man ihm die aufrichtigsten Glückwünsche und die Bezeugungen herzlichster Teilnahme entgegen. Mit heldenmütiger Geduld und Ergebung in Gottes hl. Willen trug der Kranke sein schweres Kreuz, bis endlich am Freitag den 16. Oktober der Tod sein Opfer vollendete. Getröstet und gestärkt durch die hl. Sterbesakramente, heilig und mit Gott vereint wie er gelebt, starb der Diener Gottes im 57. Jahre seines Alters.

Die Genossenschaft der P. P. Oblaten steht am Grabe eines Sohnes, der ihr 31 Jahre lang in kindlicher Liebe und Treue gedient hat; die Kirche von Jaffna verliert in ihm einen tatkräftigen, apostolischen Mitarbeiter und bedauert es tief, daß der unerbittliche Tod so früh diese herrliche Blüte priesterlicher Tugend, priesterlichen Opfersinnes und Seeleneifers geknickt hat. Doch sein teures Andenken lebt segenbringend fort bei allen, die ihn kannten, besonders unvergeßlich in den Herzen seiner lieben Christen von Wennappuwa. In tiefster kindlicher Liebe und Verehrung zu ihrem einstigen Seelenhirten und geistigen Vater haben sie demselben einen herrlichen Nachruf gewidmet und unter anderem auch folgende schöne Worte niedergeschrieben, mit denen wir schließen wollen: „Der Heimgegangene hat uns geliebt wie ein Vater seine Kinder, er hat, wie einst der gute Hirte die unglücklichen gefallenen Schäflein aufgesucht, und wer immer krank oder betrübt und traurig zu ihm kam, ist nie ohne Trost und Ermutigung von ihm hinweggegangen. Er lehrte uns wahrhaft und mit Andacht beten zu Jesus im heiligsten Sakramente und zum göttlichen Herzen; seine Gegenwart in unserer Mitte schuf für uns ein neues goldenes Zeitalter von geistiger Gesundheit und Kraft. Der Tod hat uns ihn genommen. Doch gleichwie ein lebendiges Bild bleibt sein teures Andenken unsern Herzen unauslöschlich, unvergeßlich eingegraben. Wie Kinder am Grabe ihres geliebten Vaters knieen wir und beten: „Herr belohne deinen treuen Diener und nimm ihn auf zu deiner glückseligen Anschauung."

R. I. P.

Mission Sion (Basutoland). Zur Erklärung unserer Bilder mögen einige Zeilen des hochwürdigen P. A. Dahon O. M. I. dienen. Er schreibt aus der genannten Mission: „Sie möchten vielleicht gern erfahren, was aus dem übersandten Missionsalmosen geworden ist. Nun, es hat sich sofort in Mais verwandelt, um die Waisen und Tagschüler, die wir in der Mission beherbergen zu ernähren. Ach, jede Woche fragen sie mich, ob es noch mehr der Wohltäter gebe, die sich der armen Kaffern annehmen, und ob nicht auch die übrigen Kinder aufgenommen werden könnten. Dieses Jahr haben wir im Basutolande Hungersnot, denn die große Kälte hat sehr viel dem Getreide geschadet. Die Schwarzen fragen mich voll Sorge, woher sie die Nahrung für sich nehmen sollen, und wir Missionare fragen uns voll Unruhe, woher wir die Nahrung für unsere Kinder bekommen werden.

Am 15. August hatten wir Männer-Exerzitien; etwa 50 waren zugegen, die anderen waren weggezogen, um Arbeit zu suchen. Mit dem 13. September begannen die Exerzitien für die Frauen, 150 an der Zahl. Es folgten dann am 20. September die Exerzitien für die Mädchen (70) und am 27. jene für die Jünglinge (50)."

Mission St. Josef (Basutoland). „Am Feste Mariä Verkündigung (25. März)", schreibt der hochw. P. L. Biard O. M. I., „hatten wir die Erstkommunion von 30 Neugetauften. Eine große Anzahl von Katholiken ging gleichfalls zu den hl. Sakramenten, so daß die Kirche überfüllt war. Bald darauf hatten wir die Exerzitien, bei denen der hochw. P. Hoffmeier mir aushalf. Am hl. Osterfeste betrug die Anzahl der Kommunionen 420. Am Nachmittag hielten wir eine herrliche Prozession, deren Schluß die Taufe von 36 Katechumen bildete. Vom 1. Juli 1907 bis zum 1. Juli 1908 hatten wir 162 Taufen, 20 Ehen und 70 Beerdigungen.

In **Massabiella**, der Nebenstation von St. Josef, war am hl. Herz-Jesu-Feste Erstkommunion von 40 Neugetauften. Gegenwärtig zählt diese Station 80 Katechumenen.

St. Johann in Mokholaneng ist die zweite Nebenstation von St. Josef und sozusagen die Mission der Berge. Obgleich erst kürzlich gegründet, wird an Sonntagen die Kirche schon zu klein."

Freie Stunden

Unterhaltungsbeilage der «Maria Immaculata»

XVI. Jahrgang. · Nr. 4 · Januar 1909

Das Opfer.

Eine historische Erzählung aus dem Zululande.

4. Kapitel.

Die getreue Freundin.

Tage vergingen, und Godongwayo kehrte noch immer nicht zurück. Weshalb blieb er fern? War er ermordet worden? Oder war er bereits den heimlich ausgesandten Schergen des Königs in die Hände gefallen? Doch dann wäre die Kunde von der Mordtat und von der Verschwörung gegen das Leben des Königs schon längst ruchbar geworden. So aber störte nichts den ruhigen, täglichen Kreislauf des Lebens in Tetwa.

Nur eine trug in jenen Tagen schwer an dem Geheimnis, das in ihrer Brust verschlossen lag. Es war Nomali. Sie härmte sich ab und wollte nichts essen. Tag für Tag wurde sie unruhiger. Sie sah keinen Ausweg in ihrer Bedrängnis. Im Gegenteil, es deuchte ihr, als ob sich das Unwetter immer dunkler und drohender über ihrem Haupte zusammen zöge. Was sie in jener Nacht an der Königshütte erfahren, lastete mit Zentnergewicht auf ihrem Herzen, und sie hatte niemanden, dem sie sich anvertrauen, niemanden, bei dem sie sich Rat hätte holen können. Ein einziges unkluges Wort, ein einziger unvorsichtiger Schritt konnte ihr das Leben kosten. Sie wußte, daß der argwöhnische König den Kraal durch geheime Spione streng überwachen ließ. Mit aller Gewalt kämpfte sie vor den Menschen die Tränen nieder, und nur des Nachts, auf dem einsamen Lager, ließ sie denselben freien Lauf.

Da war es eines Morgens. Eben befand sich Nomali auf dem Wege ins Feld, wohin die übrigen Frauen schon gegangen waren, als das Mädchen ein ganz altes Weib auf sich zukommen sah. Dies Weib bildete in Tetwa eine merkwürdige Erscheinung. Von der Last der Jahre gebeugt, — niemand in Tetwa wußte, wann sie geboren war, seit Menschengedenken lebte sie bereits im Lande, — auf einen Stock gestützt, schritt die Alte dem Mädchen entgegen. Hunderte kleiner Runzeln und Falten bedeckten das knöcherne Gesicht, aus den tiefliegenden Augen aber sprühte ein seltsames Feuer. Den zusam-

mengeschrumpften Leib bedeckte eine Menge seltsamer Dinge. Bunte Schlangenhäute waren um Brust und Hüften gewunden, die Arme und Beine mit Knochenstücken und Federn geziert.

Nomali kannte diese Frau. Es war Gugane, die Geisterseherin, eine von den izinúyanga zamadhiozi, von den ‚Eingeweihten in den überirdischen, vergangenen und zukünftigen Ereignissen, den Gesandten des größten der Geister aller Zeiten'. Die Tetwa fürchteten ihren Blick, und die Kinder liefen gewöhnlich bei ihrem Nahen mit Angstgeschrei davon. So kam es, daß Gugane einsam durchs Leben ging, daß sie ganz allein in einer verlassenen Höhle lebte und selten mit den Menschen sprach. Nur dann, wenn ein Verbrechen verübt worden war und der König nach ihr sandte, daß sie mit ihren Geistern den Schuldigen ‚ausrieche' stieg sie von ihrer Höhle herab und erschien unter dem Volke. Sie war mit den Verhältnissen und Dingen in Tetwa aufs innigste vertraut und kannte sie alle: Jene, die in Freundschaft und Liebe sich zugetan waren, und jene, die in Haß und Feindschaft lebten; alle kannte sie in ihrer Armut und Schwäche und in ihrem Reichtum und in ihrer Kraft; sie kannte die Schmeichler und Streber, die Stolzen und Festen, die Feigen und Verzagten. Ihr Wissen war ihre Macht. Viel hatte sie gelernt in der langen Reihe der Jahre. Das Leben und die Menschen waren nicht sanft mit ihr umgegangen. Von Freunden war sie enttäuscht worden, und die Feinde hatten ihr die Augen geöffnet. Und nun schaute sie hell und scharf auf die Menschen und verstand es, in deren Augen und Herzen zu lesen. Nichts von dem, was menschlich, war ihr unbekannt geblieben, und nun kannte sie die Menschen. Die Erfahrung war ihr eine Schule gewesen. Und die Erfahrung hatte sie groß und einsam gemacht.

Dort von ihrer Felsenhöhle, über den kleinlichen Betrieb des menschlichen Lebens erhaben, überschaute sie die Menschen ihrer Umgebung wie ein Aar, der mit breiten Schwingen über den Schluchten und Klüften steht. Sie kannte ihr Volk in seiner Geschichte, in seinen Sagen, in seinen guten und bösen Kräften. Und auch mit dem Walten geheimer Naturkräfte war sie vertraut. Vieles hatte sie von den alten, weisen Männern der Vorzeit erfahren und vieles aus eigener Kraft gelernt. Sie verstand es, heilkräftige Säfte und Salben zu bereiten und mancherlei Gebresten der Menschen zu heilen, sie konnte dort mit hellen Augen sehen, wo die übrigen in Blindheit umhertappten. Und die übrigen schauten erst mit Verwunderung, dann mit Furcht und Zittern zu ihr auf und glaubten sie im Verkehr mit überirdischen Geistern, und die einen nannten sie Hexe und die andern Seherin. Die Bösen fürchteten sie, die Guten nahmen zu ihr ihre Zuflucht.

Nomali teilte nicht die törichte, abergläubische Furcht vor der Zauberin. Gugane war ihr von väterlicher Seite her verwandt, und das Mädchen grüßte immer mit freundlichen Worten die Alte. Auch Gugane hegte zu Nomali eine mütterliche Zuneigung, und ihr einziger, sehnlichster Wunsch war es, sie einst als Königin des Volkes zu sehen.

Als Gugane das Mädchen auf sich zukommen sah, blieb sie stehen und richtete ihren durchdringenden Blick auf die Nahende.

„Sakubona, 'mtakati ondalo — Gruß dir, du Seherin", sprach Nomali, indem sie die knöchernen Hände der Alten ergriff und küßte. Gugane ließ es geschehen. Dann aber hielt sie die warmen, weichen Hände des Mädchens in den ihrigen und schaute, ohne ein Wort zu sprechen, dem Mädchen ins Antlitz. Nach einer Weile sagte sie:

„Kind meiner Liebe, warum bist du traurig? Viele Tage habe ich dir jetzt zugesehen. Dein Gang hat seine Munterkeit verloren und dein Auge seinen Glanz und deine Zunge ihr Lied. Bist du unglücklich? Sag' es mir, meine Tochter."

Weinend und verwirrt barg Nomali ihr Antlitz in die Hände der Alten, die mit mütterlicher Teilnahme auf das Mädchen herabblickte.

„O frage mich jetzt nicht darnach", schluchzte Nomali. „Ich will dir bald antworten. Nur das sage ich dir: Die Sonne ist untergegangen über meinem Freudentage, und bald wird der Mond aufgehen über meiner Tränennacht. Sicher sagt deine Weisheit dir alles. Warum frägst du mich also, weshalb ich traurig bin?"

„Ist es der König, meine Tochter?" frug Gugane weiter.

„Ich kann es dir jetzt nicht sagen, du Zauberfrau; die Zeit ist noch noch nicht gekommen. Warte noch, und du wirst alles erfahren."

Da faßte Gugane die Hände des zitternden Mädchens fester und führte es einen Hügel hinan. Der Hügel war mit brauner Heide bedeckt, und die Heide breitete sich weit wie ein Teppich unter den Füßen der Dahinschreitenden, weich und blumig und süß duftend. Denn helle Sonne lag über ihm, die reine, helle Morgensonne, und trank den perlenden Tau aus den farbigen Blumenkelchen der Heide.

Dicht an der breiten Hügelkuppe, der Sonnenseite zugewandt, stand heimliches, schützendes Buschwerk. Hierhin führte Gugane das Mädchen, und sie bog das grüne, wirre Geäst auseinander und lud Nomali ein, auf dem mit weichen Rasen bedeckten Boden sich niederzulassen. Sie selbst setzte sich an der Seite des Mädchens auf einen Stein, der im Grase lag, und stützte gedankenvoll den Kopf in die Hände. Gedankenvoll, den grübelnden Kopf in den Händen, saß Gugane unbeweglich, wie zu Stein erstarrt. Ihr Blick war hinausgerichtet in das morgenfrische Land. Am Fuße des Hügels, die Ebene entlang, lagen die Felder der Tetwa, und die Frauen waren dort an der Arbeit. Fröhliches Singen und Scherzen tönte durch die reine Morgenluft herauf zu dem stillen Hügel und zu der einsamen Heide.

Dem Hügel gegenüber, jenseits der reifenden Korn- und Maisfelder, baute ein hoher Gebirgszug sich auf. Neun gewaltige Bergriesen hatten sich dort in langer Reihe gelagert, zum Schutz und Schirm des zarten Lebens, das drunten in der Ebene keimte und Frucht trug. Und die wachenden Riesen hatten mannhafte Wehr. Breit und fest hatten sie den felsigen Fuß gestemmt und hoch ihren Leib gereckt. Der war gepanzert mit ehernem Granit und Basalt und trug als leichten Schmuck das dunkle Nadelgehölz. Baum an Baum drängte es sich bis hinauf zum stolzen Haupte, ein geschmeidiges Federkleid in der Feierzeit, ein rauschender Waffenrock im Sturm und Kampfe. Neun gewaltige Bergriesen erhoben dem Hügel gegenüber auf breitem Nacken ihr stolzes Haupt in die Lüfte, und die voranschreitende Sonne hinterlegte hier bereitwillig ihren Tribut an leuchtendem Silber und Gold, um vorwärts, ins Land hinein, zu kommen.

Um die Berge hatte der Volksmund aus Wahrheit und Dichtung die grauen Fäden der Sage gesponnen. Könige sollen sie einst gewesen sein, die neun Riesen dort, Könige über die Tetwa, wie jetzt Joba; durch Verhängnis aber und Schuld wurde ihr warmes Gebein in totes, kaltes Gestein verwandelt, und wachen müssen sie jetzt dort all die Jahrhunderte hindurch über ihrem Volke.

Waren es diese Sagen aus grauer Vorzeit, welche die Seherin beschäftigten, als sie dasaß neben dem weinenden Mädchen, unbeweglich und starr auf dem kalten Stein im Grase, gedankenvoll, den grübelnden Kopf in den Händen und den Blick hinaus in das Land?

Gugane seufzte und sagte: „Höre meine Tochter und verstehe meinen Sinn zu deuten. Es sagte einmal ein Mann zu seinem Weibe: „Gehe zu hacken aufs Feld!" Das Weib ging, hackte und kehrte dann nach Hause zurück, darauf kam ein Vogel zu dem Platze, der umgehackt war und sang: „Ty-ani balentsi mi cididi, Ty-ani balenta kacididi — Schieß' empor Gras, auf diesem Felde! Schieß empor, Gras, von diesem Vogel!" Und das Gras kam hervor. „Es war, als wäre kein Fleckchen auf dem Felde umgehackt worden. Der Mann kam hin und fragte das Weib: „Wo hast du gehackt?" Das Weib antwortete: „Hier habe ich gehackt". Der Mann entgegnete: „Du lügst; Du hast nicht umgehackt!" Da schlug er die Frau mit dem Hackenstiele, und sie weinte. Sodann rief er: „Komm, wir wollen hacken!" Und sie hackten und hackten, und gingen endlich nach Hause.

Wieder kam der Vogel und wieder sang er: „Schieß' empor, Gras, auf diesem Felde! Schieß' empor, Gras, von diesem Vogel!" Und ach — es war, als wäre kein Fleckchen Land umgegraben worden.

Des andern Morgens kamen sie und sahen nichts vom umgehackten Platze. Da sagte das Weib: „Wo ist nun die Arbeit, die wir gestern verrichtet hatten?" Der Mann versetzte: „Oh, ich

weiß, wie das zugeht, Frau; begrabe mich jetzt im Boden und laß nur allein meine Hand herausragen!" Das Weib tat so und ging heim. Der Vogel kam und pickte hier und dort herum bis er auf die Hand des Mannes trat, der ihn nun festhielt. Der Vogel sprach: „Laß mich los; ich bin der Vogel, der Milch gibt!" Der Mann antwortete: „So gib jetzt Milch' mein lieber Vogel, damit ich mich davon überzeugen kann!" Und wirklich gab der Vogel ihm saure Milch auf die Hand.

Der Mann ging nun mit dem Vogel heim und gebot, als er daheim war, seinem Weibe, einen Melkeimer auszuwaschen und den Vogel hineinzusetzen. Das Weib wusch den Melkeimer aus, worauf sie den Vogel hineintat, der ihn mit Milch anfüllte. Und sie waren sehr erfreut; denn sie waren hungrig und hatten nun vollauf zu essen.

Sie gingen hierauf zur Arbeit aufs Feld und ließen ihre beiden Söhne zu Hause. Der ältere dieser Söhne hieß Ngenen, der jüngere Notunen. Ngenen sagte: „Wir wollen zu anderen Kindern gehen, um ihnen von diesem Vogel zu erzählen!" Notunen erwiderte: „Unser Vater sagte, wir sollten es ihnen nicht mitteilen, sonst würde er uns töten!" Daraufhin sagte Ngenen: „Schweig, du kleiner Lügner!" Notunen gab nach, da er den Bruder fürchtete, und dieser ging zu den andern, um ihnen zu erzählen.

Als er ihnen erzählt hatte, sprachen sie: „Wir wollen zu dem Vogel gehen!" Als sie hingekommen waren, nahmen sie ihn aus dem Melkeimer. Ngenen schrie laut: „Schaut an diesen Vogel, der zu uns gehört!" Da sagte der Vogel: „Wenn ich zu euch gehöre, so bringe mich in den Kraal hinein!" Der Knabe nahm ihn daher mit in den Kraal hinein. Da verlangte der Vogel, auf den Zaun gesetzt zu werden. Als er aber dorthin gebracht war, flog er auf und davon.

Und Notunen schrie auf und sagte: „Nun hast du, was ich fürchtete, als ich bemerkte, wir würden getötet werden! Siehst du, wie er davon fliegt?" Flugs liefen hierauf die Kinder, die gekommen waren, ihn zu sehen, fort und ließen sich nicht mehr blicken.

Man hörte im Wegfliegen den Vogel sagen: „Ngenen und Notunen haben mich herausgelassen", und derselbe fuhr fort, so zu sagen, bis er nahe beim Vater der Kinder vorbeikam, dessen Weib rief: „Da ist dein Vogel und sagt: Ngenen und Notunen hätten ihn herausgelassen" Ihr Mann aber entgegnete: „Sage mir nichts Unangenehmes von meinem Vogel; wie könnten doch unsere Kinder die von mir so strenge Vorschriften bekamen, so Schlimmes getan haben!"

Sodann gingen sie heim. Das Weib schaute in den Melkeimer und fand richtig keinen Vogel darin. Da rief der Mann nach den Kindern. Sie kamen, und er frug nach dem Vogel. Notunen sagte: „Ngenen hat ihn herausgelassen." Auf das hin zog der Mann einen Strick hervor und sagte, er wolle die Kinder töten. Diese schrien. Das

Weib aber rief weinend aus: „Wie doch, Vater des Ngenen? Willst du so weit gehen, daß du die Kinder der Milch wegen uns Leben bringst!" Da drohte er: „Wenn du so redest, werde ich noch dich selbst töten!" Die Frau gab nach und brach in Tränen aus. Der Mann band jetzt die Kinder mit dem Stricke und hing sie an einem Baume auf, der über einer tiefen Stelle eines Flußes stand. Der Strick jedoch riß entzwei. Die Kinder fielen ins Wasser und sanken in die Tiefe hinab, wo sie in Flußgötter verwandelt wurden und sonach den Fluß anschwellen konnten.

Einige Zeit darauf machte der Feind einen Einfall ins Land. Die Weiber wollten durch den Fluß entkommen; aber die beiden Flußgötter schwellten ihn an. Als indes jene schrieen: „Laßt uns durch, Ngenen und Notunen!", öffneten sie einen Weg durch den Fluß und füllten ihn nachher wieder mit Wasser an. Es kamen auch die Männer und fanden den Fluß angeschwollen. Nachdem sie gerufen hatten: „Laßt uns durch, Ngenen und Notunen!" schwand das Wasser, und sie stiegen in den Fluß hinein. Als aber, während sie halbwegs hindurch waren, auch der Vater, welcher seine Kinder hatte töten wollen, in den Fluß gekommen war, füllten sie letztern wieder mit Wasser an. Da riefen ihm die anderen Männer laut zu: „Geh du hinaus zur Strafe dafür, daß du deine Kinder morden wolltest!" Er ging heraus, und der Feind kam und erschlug ihn."

So erzählte Gugane, und eine seltsame Rührung kam über die Alte. Ihre Stimme zitterte. Als hätte sie schreckliche Dinge geschaut, so bebte ihr ganzer Leib,und in den Augen erglänzten Tränen.

Da erkannte Romali, daß Gugone von dem Geheimnis wußte, und daß mit dem Mann, von dem sie erzählt hatte, Jobe, der König der Tetwa gemeint war. Aber nicht alles und jedes konnte sie von dem Erzählten begreifen.

Jetzt aber fügte Gugone, indem sie die knöcherne Hand auf das Haupt des Mädchens legte,noch hinzu:

„Weine nicht mehr, kann ich dich nicht schützen, dich mein Herzenskind? Siehe ich bin zwar alt, Romali, und meine Lenden sind schwach, aber meine Weisheit ist noch stark. Halte du jetzt Rat, mein Stolz. Doch wenn die Wolken erscheinen dann laß es mich wissen."

(Fortsetzung folgt.)

Mit bischöflicher Genehmigung.

Nachdruck sämtlicher Beiträge und Erzählungen untersagt. Der Nachdruck aus den kleineren Nachrichten nur bei genauer Quellenangabe gestattet.

Alle Angelegenheiten betreffend Redaktion und Expedition sind zu adressieren an **Redaktion der ‚Maria Immaculata'; Hünfeld bei Fulda.**

Druck der Fuldaer Aktiendruckerei, Fulda.

Maria Immaculata

Illustrierte Marien- und Missions-Zeitschrift

Organ des Marianischen Missions-Vereins

Herausgegeben von der deutschen Ordensprovinz der PP. Oblaten M. I. | XVI. Jahrgang Heft 5 · Februar 1909. | Verlag des Missionshauses St. Bonifatius Hünfeld b. Fulda.

Die Zeitschrift „Maria Immaculata" erscheint monatlich mit der Unterhaltungsbeilage „Freie Stunden" und der literarischen Beilage „Vom Büchertische". Preis pro Jahr Mk. 2.00 für Deutschland und Oesterreich; Mk. 2.50 fürs Ausland. Zu beziehen von dem Missionshause oder durch den Buchhandel.

Anzeigenpreise: Die einspaltige, 55 mm breite Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg. Die ganze Seite von 128 Zeilen Raum Mk. 20.— Die halbe Seite Mk. 12.—

Elternpflichten.

Zeitgemäße Plauderei.

Wiederholung ist die Mutter des Studiums, sagen die alten und neuen Lateiner. Wiederholen ist auch gut für andere Fächer. Das menschliche Gedächtnis nimmt nämlich gar zu gerne bei dem einen die Natur des Siebes an, bei dem andern ergreift es im Stillen das Hasenpanier; von denen, welchen immer alles gerade auf der Zunge kleben bleibt, was sie gerne aussprechen möchten, will ich hier nicht reden. Wiederholen wir also einmal, was der geschätzte Leser und der ‚Zeitgemäße Plauderer' im letzten Jahre mitsammen ‚studiert' haben über das wichtige Thema der Missionsfrage.

Den Grundstock unserer ganzen Betrachtungen bildet der Satz, ‚das Kostbarste auf der Welt ist die menschliche Seele'. Alle Seelen, auch die der Heiden, sind berufen, in Christo und durch Christum in den Adelsstand der übernatürlichen Würde erhoben zu werden, der sie dann befähigt, ihr ewiges Ziel, die beglückende Anschauung Gottes im Himmel, sich als Lohn zu verdienen. An der Rettung der heidnischen Seelen mitzuarbeiten, sind alle Katholiken verpflichtet. (April 1908.) Diese Pflicht sollen sie erfüllen erstens durch Gebet (Mai und Juni 1908) und zweitens durch Almosen. (Zum Etat einer katholischen Familie = Juli, August und September 1908.)

Wie haben also bisher die zwei allgemeinen Ströme betrachtet, durch welche dem Missionswerk von allen Katholiken Beistand zufließen soll: Gebet und Almosen. Neben diesen allgemeinen Kanälen gibt es aber auch spezielle Arten der Unterstützung. Von allen Gläubigen fordert Gott für das Missionswerk das Opfer des Gebetes und der materiellen Hilfe, von einigen verlangt er mehr,

viel mehr. Wie weiland vom Patriarchen Abraham verlangt er von ihnen, daß sie ihm ihr Liebstes und Teuerstes zum Opfer bringen. Wie Du siehst, lieber Leser, spreche ich von jenen Familien, in deren Mitte der Herr des Missionswerkes sich seine Apostel aussucht. Als Einleitung zu den nun folgenden Kapiteln über die *spezielle* Art der Missionsunterstützung habe ich Dir zu Weihnachten das Bild von Frau Margreth, der Mutter des Missionars, gezeichnet.

Man spricht und schreibt in unseren Tagen viel vom ‚Kindersegen'. Es ist traurig, daß man noch beweisen muß, daß Kinder ‚Segen' bedeuten, aber, wenn je dieser Satz eines Beweises bedürfte, kein besserer ließe sich finden als die Würde des katholischen Priestertumes und die weltumspannende Tätigkeit unserer Missionare. Beide, Priester und Missionare, sind die größten Wohltäter der Menschheit; ihr Einfluß erstreckt sich über den ganzen Erdball, dringt bis an die Pforten des Himmels und öffnet die Kerkertüren des Reinigungsortes. Aber Priestertum und Missionsapostolat sind, wenn sie auch in sich eine unvergängliche goldene Kette bilden, in ihren einzelnen Gliedern keineswegs über die Vergänglichkeit erhaben, und die Aufgabe unserer katholischen Familien ist es, immer neue und immer zahlreichere Glieder in diese Riesenkette einzufügen, welche die Erde an den Himmel bindet. Daher der Titel: Elternpflichten.

Freilich können die Eltern nicht nach ihrem Gutdünken ihre Kinder zum Ordens- und Missionarsstande bestimmen, nur der darf das Apostolat übernehmen, den Gott dazu berufen hat.[1]) Also muß vor allem die Berufsfrage reiflich erwogen und gelöst werden, sonst gibt es unheilvolle Verwirrung, zeitliches und ewiges Unglück. Es ist schon schlimm genug, wenn einer Uhrmacher wird, der Schuster hätte werden sollen, aber welcher Schaden entsteht erst, wenn einer ins Heiligtum entweder sich drängt oder gedrängt wird, der nicht hinein gehört? Den Beruf zum Apostolat verleiht den Kindern nur Gott, er verleiht ihnen denselben fast immer schon in zarter Jugend, so lange die Kinder noch unter der Obhut der Eltern stehen; erste Pflicht der Eltern ist es daher, den Beruf ihrer Kinder zu *erkennen*.

„Ja, wie soll ich denn erkennen, ob unser Alfred oder Nikolaus Beruf hat, Ordensmann und Missionar zu werden? Auf der Stirne steht es ihm nicht geschrieben, und einen vom Herrgott selbst ausgefertigten und versiegelten Brief haben wir auch nicht in der Wiege gefunden. Ich weiß nur, daß er einen gesunden Appetit entfaltet, genug Schuhe und Kleider zerreißt, aber ‚gut lernt', wie Lehrer und Pastor sagen. Letzterer hält große Stücke auf seinen Meßdiener,

[1]) Ich sage *Ordens- und* Missionarsstand, weil das Missionswerk soviel Entsagung und Selbstverleugnung, besonders des eigenen Willens, erheischt, daß es in ersprießlicher Weise nur von einer Ordensgenossenschaft begonnen und fortgesetzt werden kann.

Die Pilger halten in Maddu ihren feierlichen Einzug.

und meint, es sei schade, wenn so ein Talent verkümmern müßte, ich solle ihn studieren lassen, er wolle ihm die ersten Stunden geben . ."

Nun, dann wären wir ja auf der richtigen Fährte. Geduld! Die Erkenntnis des Berufes kommt sehr selten wie ein Blitz vom Himmel, nein, langsam reift sie meistens heran. Eltern, Lehrer und Seelsorger müssen einträchtig zusammenwirken, um ein richtiges Urteil zu fällen, nach langer Beobachtung und reiflicher Ueberlegung.

Wer aber in dieser Angelegenheit ein entscheidendes Wort mitzureden hat, das ist der junge Kandidat selber. Vor allem kommt es doch darauf an, ob er Neigung hat zum Ordens- und Missionarsstande. Natürlich darf diese Neigung keine kindische Laune sein, sie muß sich besonders zeigen, wenn er die Jahre der Vernunft erreicht hat, und sie gelangt tatsächlich zum Ausdruck am klarsten und unzweideutigsten zur Zeit der ersten hl. Kommunion. Diese Neigung muß also Zeit und Prüfungen aushalten können. Kinder wollen gerne das werden, was ihnen am meisten in die Augen fällt, am liebsten gleich Hauptmann oder General. Haben sie den Universalmusikanten zu Gesicht bekommen, mit dem Schellenhut, der dicken Trommel und der Harmonika, so ist ihre Phantasie tagelang davon erfüllt. Ich bin vor einigen Jahren in einer Verwahrschule in D.... gewesen. „Was willst Du denn werden," fragte ich den kleinen Helden, der mit blauem Schürzel in der ersten Bank saß. „Bolizei!" war die prompte Antwort. „Und Du da?", wandte ich mich an den zweiten. „Bolizei!" kam es ebenfalls zurück. „Und der dritte?" „Auch Bolizei!" Man sieht, das zweifarbige Tuch und der blanke Helm hatten es den Buben angetan. Wie ich später gehört habe, ist ihnen das ‚Bolizeiwerden' denn auch vergangen.

Prüfen sollen also die Eltern, auch aufklären, dazu müssen sie aber den Stand, um den es sich handelt, in seinen Haupterfordernissen wenigstens selbst kennen und sich nötigenfalls Rat holen an kompetenter Stelle; sie sollen aber nicht durch Drohungen und Uebertreibungen das Kind seinem Berufe abspenstig zu machen suchen. Daß das Gebet auch zu den Mitteln der Erkenntnis gehört, ist so selbstverständlich, daß ich weiter kein Wort davon zu sagen brauche.

Außer den positiven Zeichen des Berufes: Befähigung zum Studium, Frömmigkeit und Neigung, gibt es aber auch ein negatives Merkmal, d. h. ein solches, welches den Beruf ausschließt. Ein derartiges ist für den Missionarsstand die Krankheit. Kinder, die mit erblichen Fehlern, besonders Tuberkulose und Herzkrankheiten belastet sind, oder nicht die nötige Widerstandskraft besitzen für das lange, anstrengende Studium und die aufreibende Tätigkeit, sollten — unter gewöhnlichen Umständen wenigstens — zu dieser Laufbahn nicht ermutigt werden.

Dagegen ist Armut der Eltern keineswegs ein Hindernis; auf diesen Punkt werden wir übrigens später noch einmal zurück kommen.

Vergessen darf ich dagegen nicht zu bemerken, daß angehende Ordensleute und zukünftige Missionare keineswegs Stubenhocker zu sein brauchen, die immer ‚still sitzen', am liebsten hinterm Tisch und dabei nicht einmal wagen, ihre Beine hin- und herpendeln zu lassen, die das Lachen entweder nie gelernt, oder schon wieder verlernt haben; kurzum, die stillen, verschlossenen Naturen, die man ‚Duckmäuser' nennt, sind gerade diejenigen, die sich am wenigsten für das Kloster und die Missionen eignen. Damit ist ein anderer Irrtum verwandt, dem ich auch gern den Garaus machen möchte. Es glaubt nämlich manche Mutter, ihr Kind, dessen Beruf sie mit der größten Freude wahrgenommen hat, müsse jetzt schon gleich ein Engel sein. Begeht nun ihr Liebling einen Fehler, wird ihm z. B. hie und da das Gehorchen etwas schwer, oder kommt er nach Hause mit Zeichen, daß er trotz ‚Polizei' das Faustrecht ausgeübt hat, oder, was noch schrecklicher, hat er sogar an einem losen Streiche teilgenommen, dann ist es aus mit der Ruhe und dem Glücke der Mutter. Sie glaubt nun, alles sei verloren und jammert über den kleinen Sünder, als sei er schon reif für das Gefängnis. Nur ruhig Blut bewahren, Kinder sind Kinder, auch diejenigen die Gott zum Ordens- und Missionarsstande berufen hat. Sie haben damit noch lange nicht die menschliche Natur mit ihren Schwächen und Fehlern an den Nagel gehängt. Uebrigens werden sie noch eine lange Schule durchmachen, ehe sie ihr Ziel erreichen, und erfahrene Meister sind es, die damit betraut sind, an dem Block zu meißeln und zu schleifen, bis schließlich die charakteristischen Züge des Missionars sich zeigen.

Wenn nun Eltern, Lehrer und Seelsorger den Beruf festgestellt haben, gut, was dann? Dann heißt es die Genossenschaft finden, die den kleinen Studenten aufnehmen und ihn sich später einverleiben soll, wenn nicht schon von Anfang an die Neigung zu einem bestimmten Orden oder einer gut bekannten Kongregation das weitere Wählen und Suchen überflüssig macht. Für diese zweite Wahl kommt uns die Vorsehung zu Hilfe durch das, was man im Leben oft ‚Zufall' oder ‚Umstände' nennt, in Wirklichkeit aber Gottes Fingerzeige sind. Wenn man die jungen Kandidaten fragt: „Nun, wie bist Du denn dazu gekommen, Dich dieser oder jener Missionsgesellschaft anzuschließen," so kann man oft wundersame Geschichten hören. Ich kenne jemanden, der in Südfrankreich weilte und Ausschau hielt nach einer Ordensgenossenschaft. Da überreichte ihm der Briefträger eines Tages ein Paketchen — aus Oesterreich — zu dessen Hülle auch eine Nummer des ‚Leo' gehörte. In dieser Nummer stand gerade unter den Anzeigen, daß das Schuljahr in der Missionsanstalt zu V . . . . .

an dem und dem Tag beginne. Das kam wie eine Offenbarung. Flugs setzt er sich hin und bittet um Aufnahme in obige Anstalt und heute ist er Ordensmann und Missionar. Gewöhnlich genügt es, die Augen recht offen zu halten, denn irgend ein Zeichen oder eine Mahnung ist fast immer da, wir müssen sie nur sehen und nicht verlangen, daß uns Gott gleich einen Posaunenengel mit genauester Instruktion zusende. Er bedient sich lieber der natürlichen Mittel, z. B. unserer Freunde und Bekannten, die schon aufgenommen sind in eine Kongregation. Keine geringe Rolle spielen bei diesen Weisungen auch die Missionszeitschriften Es wäre mir lieb, wenn der freundliche Leser noch einmal ‚Ein Tag aus dem Leben eines Probeheftes' (Januar 1908) nachlesen würde; gewiß wäre es eine fruchtbare ‚Wiederholung', und die Geschichte paßt genau zu dem gegenwärtigen Kapitel. Wenn doch die Abonnenten, welche regelmäßig das Heft auf die Fensterbank, oder zwischen die Blumentöpfe legen, oder in die zu Neujahr erhaltenen Mappen stecken, so klug sein würden, es weiter zu reichen! Es gibt der wißbegierigen Leser noch genug, die sich für das große Gotteswerk begeistern lassen; gar oft weist ein Missionsblatt nicht nur dem Suchenden einen Weg, es weckt auch des öftern den Keim des Berufes zum fröhlichen Gedeihen, der bislang unbewußt in der Seele des Lesers schlummerte.

In den Wäldern von Mannar.

Skizzen und Bilder von P. A. Favril O. M. I. (Ceylon).

1. Hoffnung und Erfüllung.

Einst als Knabe, wenn ich ‚Ali Baba und die vierzig Räuber' oder die Helden Jules Vernes' auf ihren Fahrten verfolgte, blickte ich sehnsüchtig nach Osten und träumte von gebannten Zwergen und gekrönten Schlangen, von dem schönen Märchenland in blauer Ferne, wo im weißen Silberlicht des Mondes die tiefen Wälder liegen, aus denen das Zauberschloß mit seinen glänzenden Kuppeln und Türmen hervorragt und wo aus leuchtenden Seen goldene Perlen uns entgegenstrahlen. Ich dachte an Ceylon, die Perleninsel mit ihren Wundern und Sagen, ihren Wäldern und Seen, an ihre düstern Götzentempel, an die unheimlichen Schlangenbeschwörer und an die braunen Fischerbuben am Meeresstrande. Und jetzt? Nun, jetzt bin ich im Lande meiner einstigen Träume: Unermeßlicher Wald, wildverschlungene, rauhe Wege voll Schmutz und Morast; Sümpfe und große Flüsse, worüber noch keine Brücke führt; Sand und Stra-

senkt, worin die Wagenräder versinken bis zur Axe; als Reisegefährten wilde Bestien, wie Schlangen, Bären, Tiger, Elefanten; des Nachts zum Schlummer ausgestreckt auf nackter Erde, das Gewehr zur Seite, als schützende Decke über mir den blauen Himmel mit

Wasserfall bei der Mission St. Gabriel (Basutoland).

seinen Sternen. — Schon längst habe ich begriffen, was es heißt: „Hoffnung und Erinnerung sind Rosen von einem Stamme mit der Wirklichkeit, nur ohne Dornen".

Ich habe Kaits und Jaffna verlassen, die ebenen Länder, wo der Reis auf weiten Feldern grünt und sproßt, wenn die großen Regenströme niedergehen, und wo nichts, auch nicht ein Grashälmchen, keimt während sechs langer Monate im Jahr.

Meine jetzige Mission in Mannar umfaßt vier Ortschaften mit etwa 700 Christen, die in den Wäldern zerstreut sind. Meine Aufgabe wird sein, sie 3—4mal jährlich zu besuchen.

Arippu und Mullikulam, meine beiden größten Christengemeinden, sind 18 Meilen von einander entfernt. Dazwischen liegt Kokupodian, sechs Meilen von Arippu. Kokupodian, Kalaru und Mullikulam sind der große Sammelplatz der Bären und Elefanten. Der Grund hierfür liegt auf der Hand: Seit zwei Jahren verbindet eine Eisenbahnlinie Colombo mit Jaffna und schneidet die Insel in der Mitte von Süden nach Norden. Das Ungeheuer Lokomotive aber erschreckt durch sein lautes Pusten und Pfeifen die Waldbewohner, groß und klein. Sie finden es klüger, sich anderswo ein ruhigeres Heim zu suchen, und flüchten deshalb nach der Meeresküste, wo Mullikulam liegt. Das große Stelldichein für alle diese Tiere, besonders im Sommer, wenn anderswo das Wasser fehlt, bildet der Kalaru, ein Fluß, sechs Meilen diesseits von Mullikulam und sieben Meilen jenseits von Kokupodian. —

Die Ostern in Arippu waren vorüber. Es war die Zeit gekommen, dieses Dorf zu verlassen und die großen Wälder von Mullikulam zu durchkreuzen. Das Gepäck fällt einem nicht lästig, denn man nimmt möglichst wenig mit. Ein Wagen genügt für mich und alles andere: ein Tragaltar, ein Bilderkatechismus, eine Reiseküche, einige Bücher, meine Matte zum Schlafen, mein Boy und meine Wenigkeit, das ist die ganze Belastung. Meine beiden großen weißen Ochsen sind frisch, gut ausgeruht und scheinen in der rechten Stimmung für den Marsch, dessen Ziel sie nicht kennen.

Es ist 3½ Uhr nachmittags; noch scheint die Sonne recht heiß, aber wir müssen früh abreisen, denn es sind 13 Meilen zurückzulegen im Sande, und wir können uns glücklich schätzen, wenn wir bis 8 Uhr an den Kalaru gelangen. Gerade im Augenblicke der Abfahrt trafen wir drei Christen von Mullikulam, die sich bereit erklärten, ihren Reiseplan zu ändern. Anstatt auf dem Wege längs der Küste heimzukehren, wollen sie uns folgen auf unserem gefahrvollen Zuge durch die Wälder.

Um 6½ Uhr abends hatten wir 9 Meilen zurückgelegt; noch bleiben uns 3 Meilen bis zum Kalaru. Der Weg ist entsetzlich für die armen Tiere: Flüssig und leicht wie Brei weicht die Sandschicht und tief sinken die Wagenräder ein. Bei einem Sumpfe machen wir Halt, an eben der Stelle, wo mein Vorgänger einmal 6 Stnnden rasten mußte, weil ihm ein Elefant den Uebergang verwehrte. Die Nacht bricht herein, und während die Ochsen ein wenig verschnaufen, zünden wir Feuer an. Nach einer Viertelstunde Rast bewaffnet sich jedermann mit einer Fackel, und wir nehmen die Fahrt wieder auf. Da rast plötzlich ein wilder Keiler in einem Zuge über den Pfad.

Das Herz pocht in lauten Schlägen. Die dunkle Nacht erhöht die Furcht. Wer weiß, was alles sich verbirgt in diesem hohen Gestrüpp? . . .

8½ Uhr! Wir steigen in das trockene Bett des Kalaru. Noch bleiben uns 6 Meilen bis Mullikulam, doch der schwierigste Teil ist überstanden. — Der Kalaru ist ein verräterischer Fluß. Heute noch ausgetrocknet, fließt er morgen schon mit vollen Ufern, je nachdem auf seinem Laufe ein Regen gefallen ist oder nicht. Vorsichtshalber gehen wir hinüber an das andere Ufer. Dort angekommen strecken wir die

Mission Roma (Basutoland).

müden Glieder in den Sand; wir alle sehnten uns mehr nach Ruhe als nach trockenem Fisch und kaltem Reis. Doch, wer wird wachen, wenn ich schlafe? Die guten Leute, die mich begleiten, sind noch mehr erschöpft als ich, und wir müssen um Mitternacht schon aufbrechen, um mit Tagesanbruch Mullikulam zu erreichen. Ich schlief also nicht, auch die Tiere sind in beständiger Unruhe, sie fühlen sich keineswegs heimisch inmitten des Waldes. — Ich betete meinen Rosenkranz bis Mitternacht, dann spannte man die Ochsen wieder ein, und ohne einen weiteren Zwischenfall zogen wir weiter.

Das war ein Gang! Ich hatte kein Gewehr, ebensowenig wie meine Begleiter. Doch uns zur Seite ging schützend der hl. Engel, und über uns wachte die himmlische Mutter des Missionars.

Aus dem Basutolande.

Von hochw. P. J. Cenez O. M. I., apost. Präfekt.

Zu den erfolgreichsten Missionen Südafrikas gehört unstreitig das Basutoland. Einige Nachrichten aus dieser Mission werden nicht ohne Interesse für die Leser der „Maria Immaculata", und, wie ich hoffe, nicht ohne Vorteil für die Mission selbst sein, denn die Missionsfreunde werden erkennen, daß ihr Almosen für dieselbe gut angebracht ist. Der hochw. P. Lebreton schreibt mir von der Station Roma:

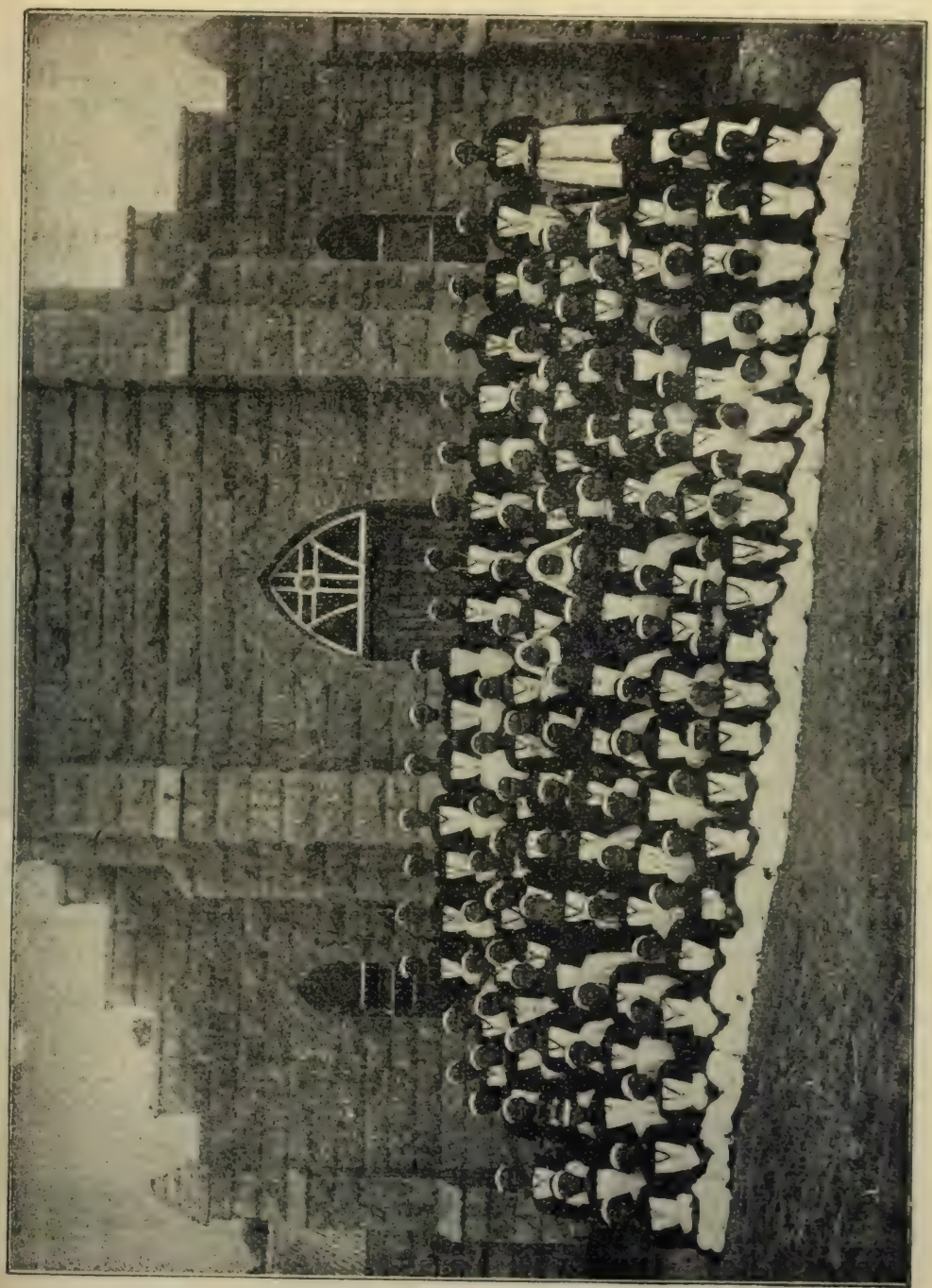
„Vorübergehend bin ich in Roma, und ich will diese Gelegenheit zu einigen Zeilen benutzen. Eine gute Anzahl von Bekehrungen hat in Samaria stattgefunden[1]). Seit Weihnachten wurden über 50 in die hl. Kirche aufgenommen, trotz der Schwierigkeiten, die gerade in jener Gegend sich geltend machen. P. Lebihan setzt aber große Hoffnungen auf den Häuptling Mojela, in dessen Gebiet eine reiche Ernte winkt. Mojela selbst hat einen sehr guten Platz für eine Mission gegeben. Leider konnte ich denselben nicht in Augenschein nehmen, da ich gern nach meiner Mission Nazareth für Sonntag zurück sein und dieses Mal Montolivet und Makhakhe besuchen wollte,

So nahm ich denn den Weg nach Montolivet, wo ich zu Mittag eintraf. Auch hier betrugen die Taufen eine gute Anzahl; 30 Katechumenen warten auf die Aufnahme in die hl. Kirche. Am Donnerstag hatten wir den ganzen Tag über starken Regen, am Freitag große Kälte. Trotz allem Versuch war es mir nicht möglich, Nazareth für den Sonntag zu erreichen. Mit P. Laydevant machte ich mich deshalb auf nach Makhakhe. Hier las am Rosenkranzfeste P. Laydevant die hl. Messe und ich predigte. Infolge der vielen Katechumenen ist die Kirche schon bis auf den letzten Platz gefüllt, obgleich der Bau derselben bei Ihrer Abreise im August noch nicht einmal fertig war. Man erwartet Ihre Ankunft, um die Grenzen der Mission festzulegen. Seiso, der Häuptling, ist uns sehr gewogen, und, wie er sagt, wird er selbst zur Grenzregulierung kommen, um alle Schwierigkeiten mit den Söhnen des Häuptlings Motlepu zu meiden.

Nach dem Gottesdienste begaben wir uns nach Massabielle und kamen noch gerade zum Schluß der Tauffeier von 50 Katechumenen. Am Montag reiste P. Laydevant nach Roma, indem er auf dem Wege

[1]) Die Mission Samaria wurde dieses Jahr gegründet. Der hochw. P. Lebihan arbeitet dortselbst trotz seiner 75 Jahre noch mit jugendlicher Kraft. Seine Wohnung hat er in der Sakristei des kleinen Kirchleins aufgeschlagen und besorgt sich selbst die Küche. Im nächsten Jahre feiert er sein goldenes Priesterjubiläum. Wie gern möchte ich zu dieser Gelegenheit ein Schwesternhaus und eine Schule in Samaria eröffnen, denn diese Lebensweise ist für den hochbetagten Missionar zu hart. Wer möchte mir diese Jubiläumsspende ermöglichen? Anmerkung des hochw. P. Cenez.

auf der Mission Karmel der Taufe von 60 Katechumenen beiwohnen wollte, während ich den Weg nach Maseru einschlug. P. Philippe



Mädchenschule in Roma (Basutoland).

wünschte nämlich, daß ich diesen Ort besuche, da er dort bei dem Häuptling Hlalele eine provisorische Kapelle errichten soll. P. Philippe war sehr zufrieden, daß er auf seiner Mission die Wasserquelle wiedergefunden hat und daß nun das Wasser im Brunnen steigt. Die Schule

daselbst ist bis zu den Fenstern fertig. Eine neue Schule soll demnächst in Sion in Angriff genommen werden. In Roma ist der erste Schulbau der Maristenbrüder beendet, ein zweiter wird jetzt begonnen, und die Brüder hoffen die Schulen im Februar eröffnen zu können. Der ehrw. Bruder Debs soll in Roma auch ein neues Wirtschaftsgebäude errichten und die Kirchenbänke fertig machen. Sie sehen, wie die Arbeit in materieller und geistlicher Beziehung Fortschritte macht.

Für die nächste Zeit rüste ich mich zu einer Fahrt in die Berge. Die Nachrichten von dort sind sehr gut. Die Christen mehren sich und tagtäglich melden sich Heiden zur Aufnahme. Die Gegend müßte ernstlich in Arbeit genommen werden, und dennoch zaudere ich, denn wozu Katechumenen aufnehmen, wenn wir nicht in ihrer Mitte bleiben, ihnen Kirche und Schule erbauen können? Ach, wie oft frage ich mich, wie all die Arbeit getan werden soll! Es müßten zum mindesten vier Stationen gegründet werden. Aber woher das Geld nehmen? Und doch müssen wir voran. Gott wird uns helfen! Es gibt noch opfermütige Seelen in Europa. Es gibt noch eine Vorsehung. Und diese Vorsehung hat zu handgreiflich die ersten Schritte gesegnet, als daß sie jetzt dies Werk zu Ehren des göttlichen Herzens Jesu im Stiche lassen könnte. Wenn ich dies erwäge, so fühle ich neuen Mut und neues Vertrauen; ich werde also arbeiten, werde Katechumenen aufnehmen, und der liebe Gott wird gewiß für uns sorgen. O trachten Sie darnach, hochw. P. Präfekt, uns Mittel und Missionare zu verschaffen! Sie wissen, daß es mein sehnlichster Wunsch ist, mich ganz für die Gründung dieser neuen Mission in dem schwierigen Berggelände aufzuopfern, und wie muß ich leiden, wenn ich die Verlassenheit so vieler Seelen sehe, die wirklich guten Willens sind! Eine Mission unter ihnen würde viel, viel Gutes wirken. Es vergeht fast kein Tag, an dem ich mich nicht der Worte erinnere, welche schon öfter die Heiden von dort zu mir sprachen: „Haben wir Bergbasuto denn keine Seelen?" Tagtäglich, hochw. P. Präfekt, bete ich, und jeden Sonntag lasse ich die Christen beten, daß der liebe Gott Ihre Reise segne und Ihnen die Mittel zuführe, deren wir so sehr bedürfen."

So weit der Brief des hochw. P. Lebreton. Zur Orientierung der Leser der „Maria Immaculata" will ich noch folgendes beifügen: Das Basutoland zerfällt in zwei sehr verschiedene Gebiete: die Ebene und das Gebirge. Erstere bildet ungefähr ein Drittel des Landes. Ehemals war sie das einzig bewohnte Land, und deshalb befinden sich in ihr auch alle unsere Missionen mit Ausnahme einer einzigen, die erst vor wenigen Jahren gegründet wurde. Seit einiger Zeit nun, da die Bevölkerung sich bedeutend vermehrte und die Ebene die Menschen nur schwer fassen konnte, suchte ein Teil der Bewohner anderswo ein Unterkommen. Das Bergland, weniger geeignet zwar für Landwirtschaft, bot der Viehzucht gute Aussichten, und so zogen die Leute dort

hin, und heute weist dies Bergland, das zwei Drittel des Basutolandes ausmacht, eine ziemlich starke Bevölkerung auf.

Unter den Ausgewanderten gab es auch eine Anzahl von Katholiken; andere bekehrten sich in ihrer neuen Heimat, denn unsere Katholiken verbreiten die frohe Botschaft dort, wo sie hinkommen, besonders wenn sie weit von der Kirche entfernt sind, erzählen sie mit Vorliebe ihren noch heidnischen Freunden von den schönen Festen der Mission, von den Gebeten, von den Tröstungen der hl. Sakramente usw. Diese Gespräche sind für Viele der Anstoß zur Bekehrung.

Auf der Wallfahrt nach Maddu. (P. Collin O. M. I.)

Wie könnten wir nun diese armen Leute, welche ihren heiligen Glauben zu bewahren wünschen oder die heilige Taufe empfangen wollen, wie könnten wir sie verlassen? Und doch haben wir für dieses ganze, große Gebiet nur eine einzige Mission; wir müßten deren eine ganze Anzahl haben. Bis jetzt hat es die göttliche Vorsehung noch nicht gefügt, daß sich eine Seele gefunden hätte, die dem göttlichen Erlöser einen Altar in jenen Bergen erbaut hätte oder eine Schule, wohin die kleinen Hirtenknaben mit dem Mantel aus Ziegenfell auf dem Rücken kommen könnten, um von den Missionaren und Schwestern die süßen Namen Jesus und Maria zu lernen.

Diese Notlage bedrückt unser Herz. Dieses Jahr kam zudem noch eine Hungersnot, und anstatt uns zu helfen, können die Basuto uns nur selbst ihre Hand entgegenstrecken. Die Gaben, die uns bisher

zufloſſen, genügen kaum, die beſtehenden Miſſionen zu unterhalten, wie alſo neue Stationen gründen? Und doch muß es geſchehen. Die Miſſionsreiſen, welche der P. Lebreton mit ſoviel Eifer und Opfermut unternahm, können auf die Dauer nicht fortgeſetzt werden: Der Hunger, der Durſt, die Beſchwerden würden ihn zu Grunde richten.

Das iſt der Grund, weshalb dieſer Pater nur mit ſehr ſchwerem Herzen ſeine Kinder in den Bergen unterrichtet und tauft. Was wird aus ihnen werden, wenn er ſie wieder verlaſſen hat und auf ſeine Miſſion zurückgekehrt iſt? Wer wird ihnen in der Stunde des Todes beiſtehen? O wer baut uns die Kirchen und die Schulen? An Miſſionaren und Schweſtern wird es nicht fehlen! Sie alle rufen mir in der einen Stimme des P. Lebreton entgegen: „Hier bin ich; ſende mich!" — Lieber Leſer! Wenn du ſie geſehen und ſie gehört hätteſt wie ich, auch dir wären die Tränen gekommen wie mir. Helfe mir wenigſtens die göttliche Vorſehung bitten, daß ſie mir helfe. Gott wird es dir lohnen.

Die Indianer-Schule St. Michael am Entenſee.

(Diözeſe Prinz Albert.)

Vom Direktor derſelben, P. Ovid Charlebois O. M. I.

Wir haben unſern Leſern ſchon des öftern erzählt von der größten und bedeutendſten kanadiſchen Indianerſchule zu Qu'Appelle, die von den PP. Oblaten geleitet wird. Heute können wir nun einen Bericht bringen, welcher eine ähnliche hochbedeutſame Anſtalt in der Diözeſe Prinz Albert behandelt. Da die Indianerſchulen das wirkſamſte Mittel der Chriſtianiſierung bedeuten, ſo empfehlen wir den Artikel dem beſonderen Intereſſe unſerer Leſer und Freunde.

Im Jahre 1894 eröffnete P. Paquette O. M. I. die Indianerſchule St. Michael, am Entenſee, in der Nähe einer Reſervation gelegen. Er machte den Anfang mit 6 Kindern, die er unter einem Segeltuchzelt unterbrachte. Jetzt iſt die Zahl unſerer Schüler auf 106 geſtiegen; ſie wohnen in einem zweiſtöckigen Hauſe von 140 Fuß Länge, welches in beſcheidener Weiſe ausgeſtattet iſt.

Was waren dieſe Kinder aber früher? — Zweifellos menſchliche Weſen; ſie glichen jedoch mehr jungen wilden Tieren. Sie können ſich dieſelben noch ſo abſtoßend und ungezogen vorſtellen, Sie werden kaum das Richtige treffen. Man erinnert ſich hier noch gut an dieſe ſchmutzigen, vernachläſſigten, verkommenen und mißtrauiſchen Geſichter, mit den Federbüſchen auf dem Kopf und den zwei langen Haarſträhnen, die bis auf die Hüften herunterhingen und zwar bei Mädchen wie bei Knaben. Höflichkeit, Dankbarkeit, Anſtand waren ihnen völlig unbekannte Begriffe. Von Haus aus waren dieſe Kinder faſt alle

Heiden, sie hatten kaum eine Ahnung vom lieben Gott; dementsprechend war aber auch ihre Sittlichkeit.

Wenn Sie uns aber jetzt besuchen würden, so fänden Sie 56 Knaben und 50 Mädchen von 7—18 Jahren, alle wohl gepflegt, gekleidet und gekämmt, gerade so wie die Weißen, höflich, sittsam und bescheiden. Sie sprechen und schreiben auch ganz gut englisch. Vor allem sind diese Kinder gute, fromme Christen; mehrere von ihnen gehen täglich zur hl. Kommunion, die andern alle Sonntage. Sie beten dann besonders für die Bekehrung ihrer Eltern und für alle unsere Wohltäter.

Alle, die unserer Schule einen Besuch abgestattet haben, versicherten mir, daß nur die Farbe diese Kinder von den Weißen unterscheide. Nur ein Beispiel von ihrer Gelehrigkeit und ihrem guten Betragen. In einer und derselben Klasse sitzen Knaben und Mädchen von 15—18 Jahren fast ganz nebeneinander; eine einfache Schwester ist Lehrerin, nnd doch gibt es keine Schwierigkeiten und keine Unordnung. Könnte man das wohl bei unsern zivilisierten Schülern und Schülerinnen erreichen!

Die Knaben lernen alles, was sie als tüchtige Farmer brauchen. Der Unterricht in den übrigen Handwerken ist für den Indianer von geringerem Werte. Der Eingeborene hat nämlich nicht Energie genug, um sich während seines ganzen Lebens mit einer und derselben Arbeit befassen zu können, wie das die verschiedenen Handwerke, Schusterei, Schneiderei, Tischlerei u. s. w. doch verlangen. Er muß mehr Freiheit und Abwechslung haben, und diese gewährt ihm nur der Ackerbau.

Den Mädchen bringt man alles bei, was sie als gute Familien-Mütter können müssen: Nähen, Führung des Haushalts, Kochen u. s. w. Ein gutes Zeugnis für ihre Geschicklichkeit sind die 15 Preise, die sie auf der letzten Ausstellung für ihre Stickereien erhalten haben. Den Knaben wurden 20 Preise für Ackerbau-Erzeugnisse zu teil.

Eine andere Wohltat unserer Schule ist die Bekehrung der noch heidnischen Indianer. Das gute Betragen ihrer Kinder übt auf die Eltern einen heilsamen Einfluß aus, und fast wider Willen fühlen sie sich zu unserer hl. Religion hingezogen. Zu Beginn zählte man kaum 25 Katholiken in den beiden benachbarten Reservationen, jetzt gibt es dort schon mehr als 400. Die 50 Heiden, die noch daselbst leben, haben ihre alten heidnischen Gebräuche aufgegeben; sie scheinen nur auf eine günstige Gelegenheit zur Bekehrung zu warten. —

Jüngst wurde ich, um ein Beispiel anzuführen, zu einem 70 Jahre alten Kranken gerufen. Ich fand ihn in einem halb zerfetzten Leinwandzelt, auf dem nackten Boden liegend; ein Sack voll Moos diente als Kopfkissen und eine ganz zerrissene Decke verhüllte seinen abgezehrten Leib. Dazu starrender Schmutz und zahlreiches Ungeziefer.

Als ich noch auf der Türschwelle war, rief er mir voll Freude zu: „Schnell, schnell, lieber Enkel (nach Indianersitte nannte ich ihn nämlich gewöhnlich Großvater), Du kommst gerade zur rechten Zeit; ich habe nicht mehr lange zu leben. Taufe mich nur schnell, ich fühle, daß das Leben mich verläßt und ich will im Gebete (in der Religion) sterben. Beeile Dich, meine Seele in dem Wasser der Taufe zu waschen, sie ist sehr schmutzig. Der große Geist (Gott) wird nichts von mir wissen wollen, wenn ich sterbe, wie ich jetzt bin." Ich unterrichtete den armen Alten so gut ich konnte in den Hauptwahrheiten unserer heiligen Religion und taufte ihn dann. Während der hl. Handlung weinte er wie ein Kind. Nach dem letzten Gebete rief er aus: „Hab' Dank, mein Enkel! Jetzt ist mein Herz rein und ich fürchte mich nicht, diese Welt zu verlassen. Wenn ich dort oben im Himmel bin, werde ich für Dich beten." Gerührt von dieser kindlichen Frömmigkeit, verließ ich dann den Kranken. 10 Stunden nachher war seine schöne Seele zum Himmel entflohen. Ich hoffe, daß er für uns ein neuer Beschützer sein wird.

Sehr gern bringen mir alle Heiden ihre Kinder zur hl. Taufe. Manchmal hatte ich das Glück, ihnen die Namen unserer Wohltäter aus Deutschland geben zu können. Einige von diesen Kleinen sind schon Engel im Paradies, die andern wachsen heran, bis wir sie in die Schule aufnehmen können.

Sie möchten sicher gern wissen, was aus unsern Kindern wird, wenn sie die Schule verlassen. Hierin darf man nicht zu optimistisch sein. Wenn man behauptete, alle stellten uns zufrieden, so wäre das zum wenigsten übertrieben, wenn nicht unwahr. Zu unserm größten Schmerz müssen wir sehen, daß einige von ihnen wieder in ihre frühere Wildheit zurückfallen. Wie kann man sich das nun erklären? Die Antwort darauf kann der leicht geben, der die Gemütsart der Eingeborenen kennt. Eine seiner hervorstechendsten Eigenschaften besteht darin, daß er immer mit dem Strome seiner Umgebung schwimmt. Hier in der Schule haben diese Kinder nur gute Beispiele vor Augen; sie folgen ihnen und zeigen sich so als Christen und gesittete Menschen. Sobald sie aber zu ihrer Familie zurückkehren, sehen sie nichts als ungebändigte Wildheit und werden mitgerissen.

Dennoch muß man sagen, daß die große Mehrzahl die guten Grundsätze beibehält und uns wirklich Ehre macht. Mit der zweiten Generation hoffen wir einen noch größeren Erfolg erzielen zu können. Wenn man ein Volk mit der ersten Generation zivilisieren wollte, so hieße das ein Wunder verlangen. Wir können jetzt schon einen großen Fortschritt verzeichnen und erhoffen für die Zukunft einen noch größern.

Dreizehn Schwestern von der Aufopferung Mariä sorgen für den Unterhalt und den Unterricht der zahlreichen Knaben und Mädchen. Ihre Hingabe an ihren hl. Beruf ist grenzenlos und über jedes Lob

erhaben; ebenso ihre Geschicklichkeit in allen Zweigen der Haushaltung Das Gute, welches sie tun, kann man nicht abwägen: Gott wird sie belohnen, wie sie es verdienen.

Oblatenmissionare von Ceylon.

Bruder Pioget ist der einzige Laienbruder, den wir hier haben. Er ist mit der Aufsicht über die Knaben betraut. Das ist eine sehr schwere Aufgabe, die großen Opfersinn und liebevolle Hingabe verlangt. Täglich sehne ich noch einen oder zwei andere Brüder herbei. Ja, hätten wir nur einen, der das Tischlerhandwerk verstände und einen andern, der die Leitung der Farm übernehmen könnte! Welcher Segen und welche Wohltat wäre das für unsere Schule!

Gibt es vielleicht in Deutschland einige hochherzigen Seelen, die sich mit uns dem Bekehrungswerk dieser Wilden Gott zuliebe widmen möchten? Ich verspreche ihnen den Himmel dafür als Lohn.

Zum Schlusse wage ich es, Sie daran zu erinnern, daß auf unserer Schule eine beträchtliche Schuldsumme lastet, die mir viele Sorge macht. Ich sehe mich in die unliebsame Notwendigkeit versetzt, meine Hand nach überallhin auszustrecken. Doch, Gott sei Dank, die göttliche Vorsehung hat mich noch nicht im Stich gelassen. Ich setze mein Vertrauen auf Gott und befolge das bekannte Sprichwort „Hilf' dir selbst, so hilft dir Gott!" Unsern bisherigen Wohltätern in Deutschland sende ich ein herzliches ‚Vergelts Gott' über den Ozean und gebe mich der Hoffnung hin, daß ich zu den Namen der alten Freunde immer neue in unser Album schreiben kann.

Das Wasser der Kalahari.

Von P. G. Weiler O. M. I., Aminuis. (Deutsch-Südwestafrika.)

Das Wasser ist eine conditio sine qua non jedweden Lebens. Es kann kein Leben bestehen ohne Wasser. Jeder Organismus, den die Natur hervorbringt, braucht Wasser, selbst jene Pflanze, die einsam in der regenlosen Wüste ihr Dasein fristet, ist mit wunderbaren Einrichtungen versehen, die ihr gestatten, Feuchtigkeit zu ihrer Unterhaltung aus der Luft aufzunehmen und gewissermaßen aufzustapeln.

Vor allem aber ist es der Mensch, der an das lebenspendende Naß gebunden ist, und Menschen, die schlechthin ohne Wasser oder ohne einen Ersatz dafür ihr Leben fristen, gibt es nicht. Zur Bereitung seiner Speisen mag er des Wassers entbehren können und allein mit dem Feuer auskommen, um aber seinen Körper am Leben erhalten zu können, bedarf er hie und da der Zufuhr von Feuchtigkeit.

Die Erdoberfläche weist aber nicht überall sprudelnde Quellen, kühle Brunnen, wasserreiche Seen, fließende Gewässer oder überhaupt Grundwasser auf. Es kommt auch vor, daß Wasser, wo es in großen Mengen vorhanden ist, nicht genossen werden kann. Aber auch solche Länderstrecken, denen die Natur das Wasser versagt hat, sind von Menschen bewohnt. Der Mensch, für den die ganze Erde geschaffen ist, ist in seinem Lebensbedingnisse nicht an einzige Zone, nicht an ein einziges Klima gebunden. Er ist auch nicht allein abhängig von üppigen, fruchtbaren und wasserreichen Fluren. Ueberall auf der ganzen Erde, in alle Verhältnisse hat er sich schicken können. Auch die Wüsten, die Steppen, die Urwälder, ferne einsame Inseln haben ihre Bewohner. Sie haben sich ihrer Heimat angepaßt. Die ersten, die aus bewirt-

schafteten Gegenden in öde Landschaften hineinkamen, werden dort schwer mit der Not zu kämpfen gehabt haben. Allmählich aber haben sie sich in die Mängel hineingefunden und sich Ersatz auf andere Weise gesucht für das, was ihnen zum Leben nötig war. So auch die Kalaharileute hinsichtlich des Wassers.

Die Kalahari, die Heimat dieses Naturvolkes, ist jene große Savanne in Südafrika, die hinsichtlich ihres geologischen Aufbaues, ihrer Oberflächengestaltung, ihres Tier- und Pflanzenlebens, fast überall dieselben Formen zeigt. Sie hat ihren Namen von den Bakalahari, welche den südöstlichen Teil derselben bewohnen. Das ganze Gebiet derselben, es mag wohl 6—700 Kilometer in jeder Richtung Ausdehnung haben, hat nicht mehr als 7—8 Wasserstellen. Von diesen liegen vier fast nebeneinander. An denselben wohnt nun ein guter Teil des Volkes; das Gros desselben aber lebt im Felde, Hunderte von Kilometern weg vom Wasser. Die Bakalahari sind ein ziemlich zahlreiches Volk. Nach Schätzung des englischen Magistrats auf Lehutitu, des besten Kenners der Kalahari, beträgt die Zahl der Männer ungefähr 30000 Köpfe. Dies ganze Volk fast, mit seinen großen Herden, lebt das ganze Jahr hindurch ohne natürliches Wasser.

Die Kalahari hat in dem Teil, der von den Bakalaharis bewohnt wird, wenig offenes Wasser. Flüsse, Bäche, Reviere gibt es keine. Statt dessen ist der größte Teil der Kalahari mit den sogenannten Pfannen durchzogen, dem Ansehen nach größere oder kleinere Seebecken ohne Wasser. An vielen derselben kann man jedoch durch Graben Wasser erschließen. Gerade aber in der eigentlichen Kalahari ist das Wasser an den Pfannen, das man hie und da ergraben hat, meistens salzig und nicht genießbar. Darum haben die Bakalaharis auch nicht weiter nach Wasser gesucht; sie haben sich nach einem anderen Ersatz umgesehen und ihn in den sogenannten Zamas, wilden Melonen, gefunden. Diese bietet ihnen bei einem guten Regenjahr die Natur in Hülle und Fülle dar, und daraus ziehen sie das ihnen zum Leben nötige Wasser. Diese wilden Melonen wachsen wie alle Kürbisarten an Ranken. Die Früchte werden manchmal so groß, daß sie Kegelkugeln an Dicke übertreffen. Sonderbar ist es, daß dieselben für ihren Geschmack eine bestimmte Grenze haben. Westlich dieser Grenze sind dieselben, wie auch die meisten andern Feldfrüchte, bitter. Weite Felder sind in guten Regenjahren wie besät mit diesen Früchten. Nachts ist es unmöglich durch ein Zamasfeld zu reiten. Die Tiere würden jeden Augenblick über die Früchte stolpern. Am grünen Fußende sind sie sehr saftig; dieser Umstand macht sie zum Wasser der Kalahari. Menschen und Tiere löschen an ihnen den Durst. Während die Tiere durch einfaches Fressen den Durst stillen können, haben die Menschen auf verschiedene Art versucht, die Feuchtigkeit aus den Melonen herauszuziehen. Um durch einfaches Essen den Durst zu

stillen, müßte man schon ein ungeheures Quantum verzehren, und dies könnte höchstens der Bauch eines Ochsen oder eines Buschmannes ertragen. Die einfachste Methode besteht darin, oben an der Frucht wo die Blüte ausgewachsen ist, eine Scheibe abzuschneiden, dann mit einem stumpfen Stocke auf das bloß liegende Fleisch zu stoßen. Dadurch bildet sich allmählich eine Höhlung; das losgestoßene Fleisch der Melonen wird durch das fortwährende Stoßen breiartig. Dieser Brei, besonders wenn er frisch und kühl ist, löscht den Durst sehr gut. Bestreut oder mischt man ihn mit Zucker, so verwandelt er sich in eine angenehm schmeckende Marmelade.

Mancherorts sind die Zamas sehr saftig. Doch vermag man schon durch Quetschen Wasser aus den Melonen herauszubringen. Will man aber auf rationelle Weise Wasser machen zum Kochen ꝛc,, so verfährt man auf folgende Weise: Die Zamas werden dick geschält, probiert, ob nicht bitter, dann in Stücke geschnitten. Ist der Topf angefüllt mit diesen Stücken, so wird er aufs Feuer gesetzt ohne Zutun von Wasser. Durch das Kochen wird das Wasser aus den Stücken herausgetrieben und füllt allmählich den Topf an. Nach einer halben Stunde wird der Topf abgenommen, ein Sieb hergestellt aus Reisig oder Gras. Dann gießt man das Wasser ab in einen andern Topf, hält dabei das Reisig so, daß die dicken Stücke nicht mit abfließen. Man hat Wasser. Man kann damit gleich Fleisch oder Reis u. dgl. kochen. Will man erstklassiges Zamaswasser haben, so läßt man es in einem Topfe stehen und gießt es nach mehrstündigem Stehen ab, es hat sich dann geklärt. Dies Wasser gibt einen ganz feinen Kaffee. Als Waschwasser ist es aber nicht zu gebrauchen, da es immer etwas klebrig bleibt. Ein durstiger Mensch spürt dies aber nicht.

Die Bewohner der Kalahari wissen nun den Reichtum, der für sie in diesen Früchten liegt, zu schätzen. Um das ganze Jahr Zamas zu haben, werden die Felder bewacht, wo dies nötig ist, damit sie nicht vom Wild aufgefressen werden. Auch lassen sich die Zamas 2—3 Jahre aufbewahren, wenn sie in Löcher gebracht und mit Sand zugedeckt werden. Sie haben nämlich eine sehr dicke Schale. Diese hat ihnen die Vorsehnng gegeben, damit sie nicht so schnell von den brennenden Sonnenstrahlen ausgetrocknet werden und den wasserbedürftigen Geschöpfen bis zur nächsten Regenzeit die zum Leben nötige Feuchtigkeit darbieten können. Es gibt sonst noch andere Früchte oder auch Wurzeln, die den Durst löschen. Diese sind aber entweder sehr klein oder vertrocknen sehr bald. Sie können bloß zu einer bestimmten Zeit den Menschen dienen, und diese ist sehr kurz.

Auch auf andere Weise verschaffen sich die Kalaharileute Wasser. Regenwasser gießen sie in Straußeneiern und bewahren es auf für schlimme Zeiten. Eine ganz besondere Art der Wasserbeschaffung ist das Wassersaugen aus dem Boden. Dazu nimmt der Kalaharimann

ein Röhrchen, gewöhnlich aus Schilf. Er verlängert oder verkürzt es nach Bedarf durch angesteckte Schilfstückchen. Dies steckt er in den Boden und saugt an dem aus dem Boden hervorstehenden Ende nach Leibeskräften. Das in den Boden gesteckte Ende hat er mit Gras verstopft, um anderen Stoffen als Wasser den Eingang zu verwehren. In einen nebenstehenden Topf spuckt er das aus dem Boden gesaugte Wasser hinein. Obschon dieser Vorgang wenig appetiterregend ist, so trinkt ein Durstiger dies Wasser doch. Auch der Kalaharimann kann Wasser nur aus feuchten Boden saugen, und wo der Boden keine Feuchtigkeit enthält, da nimmt auch der Kalaharimann kein Wasser heraus. Diese Arbeit ist sehr anstrengend, und nur starke Leute vermögen eine ansehnliche Menge zu saugen. Man erklärt sich den Vorgang einerseits durch die Kapillarität des Röhrchens, anderenteils aber auch durch das starke Saugen.

Die Tatsache nun, daß ein ganzes Volk in einem Lande leben kann, ohne natürliches Wasser in der längsten Zeit des Jahres zu haben, ist nicht ohne Bedeutung. Die Kalahari liegt im Interessengebiet der Weißen, und wie dieselben hier in Südafrika überall vorangehen und der weißen Rasse Luft machen, so wird auch eines Tages die Kalahari an die Reihe kommen. Uns führte Simon Copper in die Kalahari. Er hatte sich tief in die Kalahari geflüchtet und lebte dort mit einigen hundert Köpfen und einer Anzahl Vieh ohne Wasser nur von Zamas. Es war ihm nicht beizukommen, da er ohne Wassernot von den Zamas leben konnte, ein weites Gebiet zur Flucht hatte, und deshalb kaum gefaßt werden konnte. Der gewöhnliche Durchschnittseuropäer mag wohl einige Tage von Zamas leben können, aber nicht auf die Dauer einiger Wochen oder Monate, besonders wenn mit dem Leben im Felde noch Anstrengungen verbunden sind, die natürlich den Durst erhöhen.

Aber auch unter den Weißen gibt es Leute, die gleich einem Kalaharimann kein Wasser bedürfen, sondern mit Zamas auskommen. Ich brauche nur den englischen Magistrat zu erwähnen, Msr. Surmon, ein wackerer Mann, der mit 3 Basutosoldaten die ganze Kalahari in Untertänigkeit erhält. Er kommt bis in die tiefste Kalahari, bis zum letzten Pontock und erhebt die Hüttensteuer. Die Kalaharileute haben eine heillose Furcht vor ihm, weil sie wissen, daß sie ihm nicht entfliehen können, wenn sie irgendwie mit ihm in Konflikt geraten.

Ich habe aber auch unter den deutschen Soldaten Offiziere und gewöhnliche Mannschaften kennen gelernt, die es auch in dieser Hinsicht mit Herrn Surmon aufnehmen würden. Ich erinnere mich gut eines tüchtigen und zugleich liebenswürdigen Offiziers, Oberleutnant Wagner, über den ich geradezu staunte. Ich machte eine Reise mit ihm zusammen von Aminuis nach Lehutitu, auf der eine Durststrecke von 280 km zu passieren war. Aber da gab es während 6 Tagen kein Wasser

mehr, und wir lebten nur von Zamaswasser. Bei kleineren Unterbrechungen des Marsches nahm man sich einen Kürbis zur Hand und stieß und stieß, bis man den Brei fertig hatte, dann begann man mit einem andern; davon lebten wir beide; abends und mittags wurden Zamas gekocht. Mit dem erhaltenen Wasser wurde unser Reis und unser Fleisch gekocht. Nachher bereitete man sich noch ein Kochgeschirr voll für die Feldflasche. Ich kann mich nicht erinnern, daß mein Reisekompagnon auch nur irgendwelche Unannehmlichkeiten wegen Durstes verspürt hätte, und was dabei noch besonders in die Wagschale fällt, ist der Umstand, daß er einer sehr durstigen Stadt entsprossen war, nämlich der guten Stadt München. Auch bei topographischen Aufnahmen, die der betreffende Offizier sehr oft hier machte, blieb er mit Soldaten öfter 14 Tage lang im Felde, ohne anderes Wasser zu haben als Zamaswasser. Deshalb sind auch unter den deutschen Soldaten genug Offiziere und Leute zu finden, die auch einen Simon Copper ohne Wasser aus der Kalahari herausholen würden. Es gehört nur die Kenntnis der Lebensverhältnisse in der Kalahari und Mut, Ausdauer und Bedürfnislosigkeit dazu, und diese fehlen, wie es tausend Beispiele beweisen, auch heute unseren Soldaten nicht.

Maddu.

Die Geschichte eines Heiligtums in den Urwäldern Ceylons.

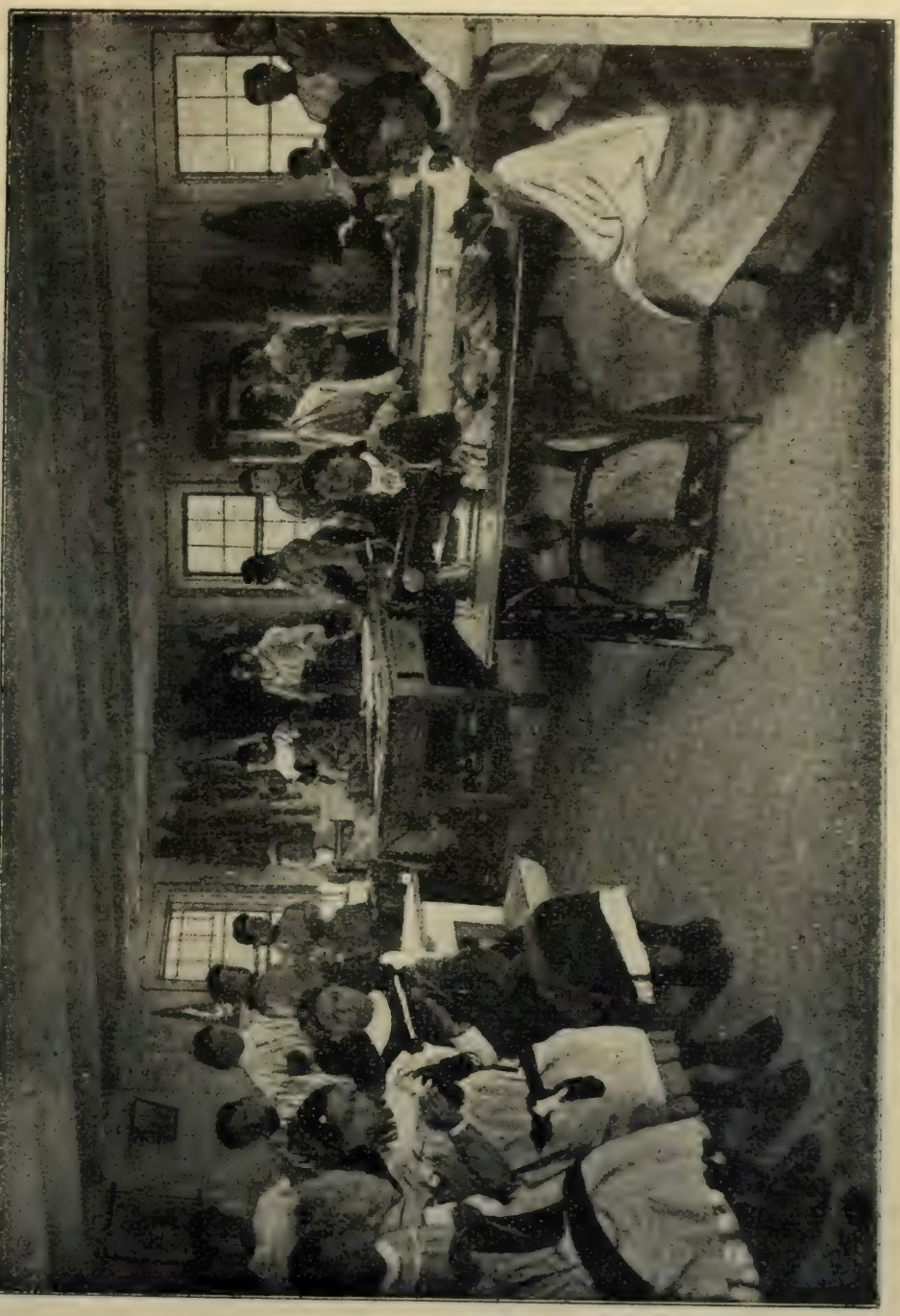
5. Neue Tage.

Als mit Beginn des 19. Jahrhunderts unter der englischen Regierung für die katholische Kirche in Ceylon das Morgenrot einer besseren Zeit anbrach, lag Maddu einsam und verlassen wie einst zur Portugiesenzeit, denn die Katholiken hatten sich vor den verfolgenden Holländern, wie wir gesehen, weiter nach Osten geflüchtet. Ein schlichtes Holzkreuz bezeichnete die Stelle, wo einst das Bild U. L. Frau von Mantai gethront hatte, wo Jahrzehnte lang die Katholiken im schützenden Waldesdunkel gebetet und geopfert hatten. Nun war die Zeit gekommen, wo zu neuer Herrlichkeit das Heiligtum im Urwalde erstehen sollte, denn die Katholiken hatten die hier empfangenen Wohltaten nicht vergessen und die Liebe zur wundertätigen Gottesmutter von Maddu war in ihren Herzen nicht erloschen.

Konnte man von der englisch-protestantischen Regierung auch eine tatkräftige Unterstützung der katholischen Kirche nicht erwarten, so gab ihr dieselbe doch ein Gut zurück, das die Katholiken zweihundert Jahre lang entbehren mußten: Die Freiheit. Die Engländer sahen ein, daß es auf diese Weise nicht weiter gehen konnte, wenn etwas Brauchbares und Tüchtiges aus den Eingeborenen geschaffen werden sollte. Die holländische Missionstätigkeit war spurlos an denselben vorübergegangen. „Ein schmerzliches Gefühl bemächtigt sich unser," so schreibt Tennent,[1]) „wenn wir jetzt sehen, wie alles, was früher von den Hol-

[1]) l. c. S. 40.

ländern für die Bekehrung der Eingeborenen geschehen war, sich als unhaltbar erwies." Im Jahre 1802 waren unter den Tamilen von Jaffna 136000 angebliche Protestanten. Im Jahre 1806 erklärte der englisch-protestantische Mis-



Indianerschule St. Michael: Bandarbelt der Mädchen.

sionar Buchanan, der damals Ceylon besuchte, die protestantische Religion für erloschen, die schönen alten Kirchen lagen in Ruinen, die Geistlichkeit, die meist in denselben ihr Amt verwaltete, war vergessen und nur ein Hindu-Katechet in der Provinz in Tätigkeit. [2])

[2]) Tennent l. c. S. 44.

Am 27. Mai 1806 wurde den Katholiken die so heiß ersehnte Religionsfreiheit wieder zurückgegeben. Der bemerkenswerte Wortlaut dieser Verordnung ist folgender:[1])

„Da es Sr. allergnädigsten Majestät Wille ist, daß alle diejenigen, welche in den britischen Besitzungen dieser Insel wohnen, volle Gewissensfreiheit und freie Ausübung ihrer Religion haben sollen, vorausgesetzt, sie können sich begnügen mit einem ruhigen und friedlichen Genusse derselben, ohne der Regierung Aergernis zu geben; und da es scheint, daß die Römisch-Katholischen, die einen zahlreichen und ruhigen Teil der Untertanen seiner Majestät bilden, durch die strengen, unter dem ehemaligen holländischen Gouvernement erlassenen Gesetzen von manchen wichtigen Privilegien und Würden ausgeschlossen sind, und daß, obgleich die Gesetze nicht in allen Fällen von der Regierung Sr. Majestät in Anwendung gebracht werden, sie doch noch nicht aufgehoben und für die, welche den katholischen Glauben bekennen, eine Ursache der Besorgnis sind, so verordnet der Gouverneur im Conseil wie folgt:

1. Den Römischkatholischen soll unbehindert das Bekenntnis und die Ausübung ihrer Religion in allen Teilen der britischen Besitzungen auf der Insel Ceylon gestattet sein.

2. Sie sollen Zutritt haben zu allen bürgerlichen Privilegien und Würden.

3. Alle Ehen Römischkatholischer, die in den besagten Besitzungen seit dem 26. August 1792 nach dem Ritus der römisch-katholischen Kirche geschlossen wurden, sollen als gesetzlich gültig anerkannt sein, wenn auch die von dem ehemaligen holländischen Gouvernement festgesetzten Formen nicht beobachtet wurden.

4. Diese Verordnung soll am nächsten 4. Juni, als dem Geburtstage Sr. Majestät, in Kraft treten.

5. Jeder Teil eines Gesetzes, einer Proklamation oder Verordnung, welche dieser Verordnung widerspricht, ist hiermit aufgehoben.

So war der Sturm vorübergezogen, und die Katholiken Ceylons atmeten auf. Neue Tage waren es, die jetzt anbrachen. Eine neue Missionstätigkeit begann, und mit welchem Erfolge hat das verflossene Jahrhundert gezeigt. Ceylon ist die blühendste Mission in Vorderindien geworden. Treu bewährt in der Prüfung, geschmückt mit dem Purpur des Bekennertums, steht die Kirche Ceylons im verjüngten Glanze vor uns, und wir müssen dankbar zu Gott aufblicken, dessen Vorsehung über die Seinen wachte, der uns in den Christen Ceylons ein leuchtendes Vorbild gegeben.

Auf allen Punkten der Perleninsel sammelten sich die Katholiken und gingen mit Eifer an die Wiederherstellungen ihrer Kirchen und ihrer Altäre. Viele, die durch Not gezwungen äußerlich dem Glauben entsagt hatten, aber im Herzen ihm treu geblieben waren, kehrten jetzt öffentlich zu ihm zurück. Es war wie Frühlingswehen nach hartem, langem Winter, das durch die Wälder Ceylons ging. In Liebe und Dankbarkeit gedachte man da auch jener Stätten, die während der rauhen Sturmeszeit den Heimatlosen und Verfolgten Obdach geboten hatten. Hier hatten sich die Katholiken im Geheimen versammelt; hier hatten sie dem Opfer der hl. Messe beigewohnt und die hl. Sakramente empfangen. Sieben Missionare hatten in dem Heiligtum ihre letzte Ruhestätte gefunden, und die Katholiken nahmen in hl. Verehrung für diese Bekenner, diese samanasu suvami, engelhaften Priester, wie man sie nannte, im Vertrauen auf die hl. Jungfrau, der Schutzpatronin des Heiligtums, von der Erde Maddu's und wandten sie als Heilmittel gegen Krankheiten, besonders gegen giftige Schlangenbisse an. Dies Vertrauen blieb nicht unbelohnt. Manche wunderbare Heilung beweist diese Tatsache, und der Ruf Maddu's verbreitete sich unter den Eingeborenen.

[1]) Tennent l. c. S. 36.

Mit jedem Jahr wuchs die Zahl der Pilger. Und nicht nur Katholiken kamen, auch Heiden stellten sich ein, und auch sie gingen nicht leer aus. Ihre Opfergaben bewiesen ihre Erhörung und ihren Dank.

Im Jahre 1830 faßte ein frommer Katholik aus Manaar, Mr. Mayer, den Plan, das zerfallene Heiligtum von Maddu, das gerade den Katholiken von Manaar so lieb und teuer war, wieder aufzubauen. Zuerst entstand eine einfache Hütte aus Lehm, mit Baumzweigen bedeckt. Auf einem einfachen Holzaltar thronte das Bild U. L. Frau von Maddu, die treue Beschützerin der Katholiken von Manaar und Mantotte. Einzelne fromme Pilger zogen die stillen, einsamen Waldpfade, um vor dem Bilde ihre Anliegen durch Vermittlung der Gottes-

Indianer-Schule von St. Michael am Entenlee.

mutter Gott darzubringen. Manches Gebetsanliegen wurde erhört, und der Ruf des verborgenen Heiligtums verbreitete sich allmählich über die ganze Insel. Aber erst als die katholische Kirche Ceylon's erstarkt, als die kirchliche Hierarchie errichtet und eine Schaar gottbegeisterter Missionare wieder an der Arbeit war, den zerstörten Weinberg des Herrn von neuem zu bebauen, verwandelte sich die Lehmhütte von Maddu in eine herrliche Kirche, die kahlen Wände bekleideten sich mit würdiger Pracht und das einsame Schweigen löste sich aus mit den Jubel- und Dankesliedern der herbeiströmenden Pilger.

Bis zum Jahre 1834 gehörte Ceylon in kirchlicher Beziehung zu dem Bistum Cochin, das unter der Metropole von Goa stand. Um aber der neu aufblühenden Kirche größere Sorgfalt und eine tatkräftige Unterstützung angedeihen zu lassen, trennte Papst Gregor XVI. sie von Indien los und erhob sie im Jahre 1834 in dem Breve Ex munere pastorali zu einem selbständigen Vikariate. Um diese Veränderung leichter und annehmbarer zu machen, wählte der Papst den ersten apostolischen Vikar unter dem Klerus von Goa und gab ihm zu Koadjutoren europäische Prälaten. Der erste apostolische Vikar von Ceylon war Francis Xavier, doch er starb, noch bevor er die bischöfliche Weihe erhalten hatte. Sein Nachfolger war im Jahre 1838 Vincenti de Rosario, der

zum Bischof von Tamacene geweiht und zum Apostolischen Vikar von Ceylon ernannt wurde.

Als nach dem Tode de Rosarios 1842 abermals ein Goanese Caetano Antonio zum apostol. Vikar ernannt wurde, weigerten sich anfangs einige Katholiken, diesem sich zu unterwerfen. Im Jahre 1845 wurde Ceylon in zwei Vikariate geteilt, Kolombo und Jaffna. Der italienische Priester Bettachini, der bereits seit 1842 als Missionar auf Ceylon tätig gewesen war, wurde 1845 zum Koadjutor des Bischofs Antonio und 1849 zum apost. Vikar von Jaffna ernannt.

In derselben Zeit, im Jahre 1849, begannen die Oblaten ihr Missionswerk auf Ceylon. Bis zum Jahre 1842 hatte die Leitung der Christengemeinden von Ceylon in den Händen der goanesischen Priester des Oratoriums des hl. Philipp von Neri gelegen. So lange ihr Mutterhaus zu Goa bestand, erbaute der fromme Lebenswandel dieser seeleneifrigen Priester das Volk. Aber die Oratorianer fielen mit unter das Gesetz des Ministers Pombal, kraft dessen die religiösen Orden aufgehoben wurden. Als Ersatz folgten später die Sylvestriner, doch als auch diese die Arbeit nicht überwältigen konnten, wandte sich Bischof Bettachini an Msgr. von Mazenod, den Stifter der Kongregation der Oblaten, mit der Bitte, ihm Missionare zu schicken. Seine Bitte wurde erfüllt und ein halb Jahrhundert lang sind nun Oblatenmissionare in Ceylon tätig.

Als Bischof Battachini 1856 starb, wurde P. Semeria O. M. I. sein Nachfolger in Jaffna. Der Name des Bischofs Semeria ist auf das Innigste mit der neueren Missionsgeschichte von Ceylon verbunden. Obgleich die Zeit seines Wirkens in Jaffna eine kurze gewesen, er starb 1868, wurde sie doch eine Quelle großen Segens für den nördlichen Teil der Insel. Durch zahlreiche Missionen wurde der Glaubensgeist unter der Bevölkerung erneuert und durch Errichtung von Schulen für die Jugend gesorgt. Nach dem Tode des Bischofs Semeria fand das angefangene Werk einen tatkräftigen Vollender in Bischof Bonjean O. M. I., nachmaligen Erzbischof von Kolombo. Und damit haben wir die Zeit erreicht, in welcher Maddu zu seiner jetzigen Höhe erstehen sollte.

Schon Msgr. Bettachini, der erste apost. Vikar von Jaffna, hatte ein besonderes Augenmerk auf das Heiligtum im Urwalde gerichtet, aber er sowohl als seine Nachfolger hatten mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Das unselige Schisma von Manaar schlug seine Wellen bis nach Maddu. Die schismatischen Priester von Goa wiegelten das Volk gegen die rechtmäßigen Missionare auf und suchten ihnen vor allem das Heiligtum von Maddu streitig zu machen. Ein stolze, mächtige Kaste unternahm es, die katholischen Missionare vor Gericht zu fordern. Als dann die Entscheidung des Richters zu ihren Ungunsten ausgefallen war, stellten sie sich mit bewaffneter Hand in Maddu ein, um den Katholiken die Besitznahme des Heiligtums zu wehren. Dasselbe den Katholiken Ceylons gerettet zu haben, ist das bleibende Verdienst des Bischofs Bonjean O. M. I.

Als er auf seiner bischöflichen Visitationsreise zum ersten Male Maddu erblickte, ward sein Herz von tiefer Trauer ergriffen. Von den zeitweilig errichteten Kapellen waren nur noch einzelne Trümmer übrig. Was augenblicklich als Kirche diente, waren drei Mauern von nicht mehr als 8 Fuß Höhe. Ein kleines hölzernes Gestell stellte den Altar vor. Wind und Wetter hatten durch die Türöffnung freien Zutritt. Ein kleiner Raum hinter dem Altar, ohne Licht und Luft, bildete die Missionswohnung. Für die Pilger war so gut wie gar nicht gesorgt. Sie mußten ihr Lager unter den Bäumen im Freien nehmen und waren so der Gefahr ausgesetzt, von den wilden Tieren, deren es in den dichten Wäldern zahlreiche gab, überfallen, oder von den ungesunden Fieberdünsten, die während der Nacht aus dem feuchten Waldboden stiegen, angesteckt zu werden.

„Wie traurig wurde mein Herz", so schrieb Bischof Bonjean, „als ich letztes Jahr (1871) zum ersten Male das ehrwürdige und doch so armselige

Heiligtum erblickte! Da sagte ich zu mir selbst: Ein Bischof, der den Namen Oblate von der unbefleckten Jungfrau Maria trägt, darf das Heiligtum seiner unbefleckten Mutter nicht in diesem Zustande lassen, und ich faßte den Entschluß, in dieser Wildnis ein schönes Gotteshaus zu Ehren Mariens zu errichten, wo die katholischen Pilger in ihrer Frömmigkeit sich erneuern und den übrigen, die hinkamen, den Muhamedanern, Hindus und Buddhisten ein Beispiel sein konnten. Die großen Schwierigkeiten, denen ich zu begegnen hatte, waren nur, dies Vertrauen hatte ich, die Vorbedingung des Gelingens. Maddu, so hoffe ich, wird in dieser dunklen Wildnis einst der Lichtstrahl sein, von wo aus der Einfluß der mütterlichen Liebe Mariens viele zu Christus führen wird von allen Punkten Ceylons."

Diese Hoffnungen haben sich erfüllt. Schon im folgenden Jahre 1872 legte der Bischof den Grundstein zur Kirche, die heute sich in Maddu erhebt. Doch auch die Schwierigkeiten, welche er vorausgesehen und die wir bereits erwähnten, blieben nicht aus. Es würde uns zu weit führen, all die Kämpfe zu erzählen, die der eifrige Bischof wegen Maddu mit den Gegnern zu führen hatte. Im Jahre 1879 konnte er mit freudigem Herzen schreiben: „Unser Heiligtum U. L. Frau von Maddu ist dem Wolfe, der es verschlingen wollte, glücklich entrissen und hat einen tröstlichen Aufschwung genommen. Mehrere Monate hindurch strömten dort die Pilger zusammen. Zahlreiche Beichten werden dort gehört, große Sünder dort bekehrt. Dieser in den dunklen Wäldern weltverlorene Ort ist eine Heilquelle für die Kranken zur Gesundung an Leib und Seele geworden: Floruerunt speciosa deserti."

Die Armut, das Entblößtsein von allen Mitteln, gestattete es dem eifrigen Bischof nicht, das begonnene Werk rasch seiner Vollendung entgegenzuführen. Da er inzwischen den erzbischöflichen Stuhl von Kolombo bestieg, setzte sein Nachfolger in Jaffna, Msgr. Melizan, die Arbeit in Maddu ganz in seinem Sinne fort. Aber nur langsam erhoben sich die Mauern der Kirche. Zweimal mußte die Arbeit unterbrochen werden. Die Cholera, durch die indischen Kulis eingeschleppt, verheerte den nördlichen Distrikt, und man mußte an das Zunächstliegende denken. Aber darob wurde Maddu nicht vergessen. Die Vollendung der Muttergottes-Kirche und die Verherrlichung U. L. Frau gehörte sozusagen mit zu den Traditionen der Bischöfe von Jaffna. Was Bonjean begonnen, was Melizan fortgesetzt, das vollendete Msgr. Joulain, jetziger Bischof von Jaffna. Ihm blieb es vorbehalten, das herrliche Werk zu krönen.

Nun schmückt eine prachtvolle Kirche den Ort, ein großartiges Denkmal christlicher Opferfreudigkeit. „Wahrhaftig", rief ein englischer Ingenieur aus, „um das fertig zu bringen, dazu gehören glaubensstarke Ueberzeugungen."

Jetzt, lieber Leser, kennst Du Maddu. Jetzt weißt Du, was seine Mauern Dir erzählen, was im Echo die Waldriesen aus der Vergangenheit Dir zurauschen, und deshalb jetzt auf nach Maddu, um zu schauen, was die Gegenwart an Hohem und Erbauendem Dir zeigt. (Fortsetzung folgt.)

Kleinere Nachrichten.

Totenliste des Marianischen Missions-Vereins. Mahe, J.. Bef.; Papesch, K., Bef.; Arnold, M.; Assenmacher, A.; Austenfeld, F.; Baum, M.; Behlinger, B.; Bindel, B.; Binrot, T.; Bosolt, K.; Brohl, Fr.; Bröhl, A.; Büschleb, E.; Claus, M.; Closset, J.; Degenhart, L.; Dehler, P.; Dette, K.; Dohmann, K.; Dölle, E.; Dörig, M.; Dossler, E.; Eisner, Fr.; Ermert, C.; Farber, R.; Firling, M., Förster, M.; Freckmann, J.; Fromm, K.; Fuchs, A.; Fuchs, K.; Geduldig, O.; Goldhagen, M.; Górecka, A.; Grobenstieg, F.; Hager, A.; Hamel, T.; Hammel, J.; Hartung, J.; Heck, D.; Heil, N.; Heß, T.; Hesse E.; Hey, D.; Himpfen,

B.; Hosten; Jackscho, K.; Jansen-Vigitoris, Fr.; Kaltenberg, M.; Kampe, C.; Kamper, J.; Kaufhold, M.; Kestler, M.; Ketbaszewicz, E.; Kollmann, R.; Konlin, K.; Krumschmid, J.; Kullmann, S.; Kursawe, A., Kurth, J.; Ledig, C.; Liebegut, M.; Loenartz, B.; Luka, A; Mähler, D.; Marx, J.; Mayer, H.; Meier, J.; Minni, J.; Münemann, A.; Münzer, M.; Natre, N.; Nicolaus, A.; Nipps, S.; Oberle, M.; Oberscheidt A.; Opfermann, C.; Osterhus, B.; Pferner, M.; Plitzke A.; Radermacher, H.; Rehbein, R.; Rink, E.; Riß, K.; Röklein M.; Roskop, M.; Rothärmel, B.; Saiger, J.; Scheidecker, B.; Schlosser, A.; Schoenen, T.; Schohten, G.; Scholich, A.; Scholl, A.; Schuck, E.; Schwarz, C.; Schwiegerhausen, K.; Senge, E.; Sieben, J.; Simon, A.; Spath, B.; Sperlich, M.; Spiller, F.; Steffens, K.; Steinheuser, R.; Stiefelhagen, A.; Sütz, M.; Thiel, S.; Thrien, M.; Trax, A.; Turowska, M.; Wagener, M.; Weger, A.; Wetzel, M.; Wilpert, A.; Wnescewska, M.; Zäpfel, Fr.; Zeißner, B.; Ziegler, K.

Rom. Scholastikat der PP. Oblaten. Am 3. Juni 1908 starb plötzlich und unerwartet der ehrw. Fr. Theodor Winkelmann. Mitten in der Blüte der Jugend — er zählte noch nicht 22 Jahre — vom Fuße des Altars hinweg, denn nur wenige Monate trennten ihn vom Priestertume, hat ihn der Tod gerissen. Drei kurze Tage haben genügt, das junge, vielversprechende Leben zu knicken.

Indes so plötzlich und unerwartet der Schlag ihn traf, so schön und trostvoll war die Entscheidungsstunde, wahrhaft kostbar in den Augen des Herrn und unvergeßlich für alle Zeugen seines friedlichen Hinscheidens.

Die Nachricht von seinem unmittelbar bevorstehenden Tode nahm er mit einer Ruhe und Fassung auf, die nur eine Wirkung der Gnade sein konnte.

„Ich hätte nicht gedacht, daß es so schnell mit mir ginge, doch sterbe ich gern," war seine Antwort auf die Mitteilung, die man ihm nach der tötlichen Operation machte, und er blieb sich treu während der zwei Stunden, die ihm noch beschieden waren. Während dieser ganzen Zeit bewahrte er dieselbe Ruhe, dieselbe Inbrunst, ja er besaß sie soweit daß er seinen Obern zu beruhigen und zu trösten versuchte; es war kein Todeskampf, es war ein friedlicher Abschied von dieser Erde, ein ernstes, aber hoffnungsfreudiges Hinübergehen ins bessere Jenseits.

Sein Testament an seinen Bruder war: „Tröste die Eltern; sag' ihnen, sie sollen sich nicht grämen". Seine letzte Liebesgabe war das Opfer seines jungen Lebens für seine liebe Kongregation; er rief mit rührender Inbrunst: „Herr, in deine Hände empfehle ich meinen Geist" und verschied still und ruhig.

„Ein solcher Tod," sagte ein Professor der Gregor. Universität, dessen Schüler der Verstorbene gewesen, „ein solcher Tod kann nur die Frucht eines reinen Gewissens und guter, fester Grundsätze sein, sonst bleibt er unerklärlich." Was Wunder auch, hatte er doch sein Leben seit dem zwölften Jahre im Schatten des Heiligtumes zugebracht, zunächst im Karolinum, dann in St. Gerlach, bis ihn der Gehorsam nach Rom rief vor vier Jahren, wo seinem Leben ein so unerwartetes Ziel gesetzt wurde. R. I. P.

Aus der Statistik der offiziellen Palmares der Gregorianischen Universität in Rom. „Abgesehen von den zahlreichen Preisen, welche den Oblaten jedes Jahr in den verschiedenen Disziplinen zuerkannt wurden, bis sie 1906 von den Konkursen sich zurückzogen, um anderen Kollegien Spielraum zu geben im Kampfe um die Palme der Wissenschaft, schrieb der „Osservatore Romano" am 6. Dezember 1906, seien nur die Erfolge in den Promotionen erwähnt. Wir hatten in den letzten fünf Jahren:

1. in der theologischen Fakultät 23 Doktoren (unter ihnen 6 Deutsche), 35 Licentiate (6 Deutsche), 51 Baccalaurei (13 Deutsche).

2. in der Fakultät des kanonischen Rechtes, in welcher wir jedoch nur ausnahmsweise belegen: 4 Doktoren (2 Deutsche), 5 Licentiate (3 Deutsche) 20 Baccalaurei (4 Deutsche).

3. in der philosophischen Fakultät: 28 Doktoren (10 Deutsche), 33 Licentiate (10 Deutsche), 32 Baccalaurei (11 Deutsche).

Im ganzen 55 Doktoren, 83 Licentiate, 103 Baccalaurei. Daß diese Promotionen gerade nicht mit minderwertigen Noten geschehen sind, beweisen die Register der Universität. Unsere Scholastiker haben also viel, recht viel gearbeitet.

Priesterweihe u. Generalkapitel. Die jährlich zu Charsamstag wiederkehrenden hl. Weihen gaben der Kongregation im ganzen 46 Priester. An wichtigen Tagesereignissen weist der „Codex historicus" des Hauses die beiden Generalkapitel von 1906 und 1908 auf, die berufen waren, unserer in den letzten Jahren zweimal verwaisten Genossenschaft ein Oberhaupt zu geben. Beide Male hatten die Scholastiker die Freude, die hervorragendsten Mitglieder unserer Familie auf dem Landhause in Roviano begrüßen zu dürfen."

St. Michael (Basutoland). Der hochw. P. Hoffmeier erzählt: „Manch' erbaulichen Zug und manch' wunderbare Bekehrung könnte ich wieder niederschreiben, deren Zeuge und Werkzeug ich nach Gottes unerforschlichem Ratschlusse gewesen. Am Neujahrstage wurde ich zu einem schwerkranken, in der Blüte der Jahre stehenden Heiden gerufen, der bis dahin wenig an Gott und an sein Seelenheil gedacht hatte, obgleich seine Frau katholisch war. Mit erstaunlicher Eindringlichkeit bat er mich jetzt, ihn zu unterrichten und zu taufen. Rührend bat er dann seine Frau und seine Anverwandten um Verzeihung für alle Aergernisse und groben Behandlungen, deren er sich schuldig gemacht hatte. Gegen abend wurde er getauft und einige Tage später starb er eines erbaulichen Todes.

Einige Wochen später verlangte man mich an das Bett eines fieberkranken und schon im Todesröcheln liegenden heidnischen Jünglings. Bewußtlos lag er da und jeden Augenblick konnte er sterben. Ich taufte ihn, und kaum hatte ich die Mission erreicht, als ein Bote die Nachricht brachte, der Kranke sei verschieden. Noch zwei andere Jünglinge bekehrten sich während ihrer Krankheit auf ebenso erbauliche Weise wie der erste und starben kurz nach der Taufe in ihrer Taufunschuld. Vorigen Monat hatte ich das Glück, eine alte Zauberin zu taufen. In den letzten Tagen ihrer Krankheit führte sie erbauliche Gespräche und sang oft Marienlieder."

Station Lethbridge, Diözese St. Albert. An einem Samstag Nachmittag im letzten Herbst konnte man eine ganze Volksmenge zur Missionsstation pilgern sehen. Und doch war es keine kirchliche Angelegenheit, welche die Leute herbeilockte. Ihre Aufmerksamkeit galt vielmehr dem wunderbaren Apfelbaum im Garten der Mission, von dem die Lokalblätter viel Schönes zu berichten wußten und besonders das eine, daß er seinesgleichen nicht habe 1. in Lethbridge, 2. in der ganzen Provinz Alberta und 3. sogar in ganz Westkanada, soweit das Große Felsengebirge in Betracht kommt. P. van Tighem O. M. I. hatte diesen Apfelbaum mit zärtlichster Sorgfalt gepflegt, um seinen Mitbürgern durch die Tat zu beweisen, daß Aepfel ganz gut auch in dieser Gegend gedeihen würden. Als nun Freitag der Regen dem Schnee Platz machte, glaubte der Pater, es sei Zeit, die schwer beladenen Zweige, die sich tief zur Erde neigten, von ihrer goldenen Last zu befreien. Vier weitbauchige Körbe wurden mit Aepfeln gefüllt, und als P. van Tighem das Zählen der Aepel vollendet hatte, war er angenehm überrascht, daß es nicht 200 waren, wie er geraten hatte, sondern 353, natürlich große und kleine. Dazu kamen noch 40 bis 50 Stück, die der Missionar vor der Lese schon verschenkt hatte, sodaß der kleine Baum tatsächlich 400 Aepfel getragen hatte. Von diesem ‚Wirte wundermild' kann man wohl mit Uhland sagen: „Gesegnet sei er allezeit von der Wurzel bis zum Gipfel".

Station St. Franz Xaver am Störsee (Apostol. Vikariat Athabaska). Wie es auf einer neu gegründeten Station geht, weiß Bruder Josef Nicolaus uns sehr anschaulich zu schildern in einem Briefe vom 9. September 1908 (Vergl. Jahrg. XV, S. 172 und 425).

„Vor allem unsern besten Dank den l. Lesern der Maria Immaculata, die unser gedenken und durch Ihre gütige Vermittlung uns eine kleine Aufmunterung gesandt haben. Ich hätte gern gleich geschrieben, aber die Gelegenheit fehlte

mir, denn Sie dürfen es nicht vergessen, diese Mission steckt noch in den ersten Anfängen. Kaum sind wir mit der Heuernte fertig. Wir haben dies Jahr 4 Kühe, 3 Ochsen und 2 Pferde, da müssen wir mehr Heu haben als voriges Jahr, besonders hier, wo der Winter 8 Monate anhält, und dazu ist der Grasplatz weit von der Mission entfernt. In einem kleinen Kahn fuhren Bruder Stoll und ich jeden Montag dahin und kehrten erst Samstags zurück. Im Anfange begleitete uns wohl ein Pater mit einer Tragkapelle, leider konnte er infolge der Stechfliegen unmöglich die hl. Messe lesen. Auch wegen anderweitiger Missionsarbeit mußte der Pater wieder auf die Station zurück. Wir haben nämlich hier auf der Mission jetzt einen Kranken liegen, es ist ein Protestant, der voriges Jahr hier herauf kam.

So waren Bruder Stoll und ich also ganz allein; da haben wir wieder auf deutsch gebetet, und ich kann ihnen sagen, es zieht doch besser, wenn's in der Muttersprache geht. „Hier ist wohl noch niemals deutsch gesprochen worden", meinte Bruder Stoll mehrmals, „und noch nie gemäht worden", fügte ich hinzu. Wenn man den ganzen Tag mähen soll und hat nichts für unter die Zähne, so ist das doch eine eigene Sache, besonders wenn man auf dem feuchten Boden unter freiem Himmel schlafen muß. Für Geld würde man das nicht aushalten, aber, um dem Missionswerk voranzuhelfen tut man noch mehr. Von dem schlechten Wasser des sumpfigen Flusses wurde ich krank; Bruder Stoll ging dann abends auf die Jagd und brachte mir eine Ente oder eine Wasserratte mit. Ich bin durch die Brühe der gekochten Wasserratte wieder auf die Beine gekommen. Glauben Sie auch nicht, daß ich mich so leicht ergeben hätte; ich habe meine gesunden Knochen noch sehr notwendig. Wir haben nämlich 32 Indianerkinder in unserer Missionsschule, und die sind immer hungrig. Wer soll da wohl für das tägliche Brot sorgen, wenn wir Laienbrüder es nicht tun? Und die Schule müssen wir um jeden Preis hochhalten, sonst gerät das eigentliche Bekehrungswerk der Missionare ins Schneckent mpo; die Patres können den Wilden, die fast immer auf der Jagd sind, doch nicht beständig nachlaufen. Wenn wir einmal eine christliche Jugend haben, kommt auch Seßhaftigkeit und Arbeitslust in das Völkchen.

Bald geht's an die Kartoffelernte. Ohne zu den dümmsten zu gehören, haben wir recht dicke Vertreter dieser Knollengewächse; viele derselben wiegen über ein Pfund. Durch unser fleißiges Hacken und Hauen haben wir ein schönes Feld dastehen und hoffen auf einen guten Vorrat für den Winter. Leider haben wir noch keinen Wagen und so müssen wir die dicken Kartoffeln alle auf unserm schmalen Rücken nach Hause tragen. Auch ein Stückchen Hafer habe ich gesät, aber, aber, die bösen Stare sind gekommen und haben da geerntet, wo ich gesät hatte. In unserm Garten haben wir schöne Kohlrabien; wenn die Wilden an denselben vorbeigehen, behaupten sie, der Anblick derselben mache sie krank (vor Begierde), man möge sie ihnen doch überlassen. Dazu sind wir jetzt damit beschäftigt einen Stall zu bauen. Ich habe schon oft gedacht, wenn diejenigen, die in Europa so gern über die Faulheit der Ordensleute schimpfen, doch einmal hierher kämen!

Dies Jahr hatten wir die große Freude, 4 unserer ersten Kinder zum ersten Male zur hl. Kommunion zu führen. Die Zahl wird nun gewiß jedes Jahr steigen. Unsere Wohltäter mögen sich freuen, denn sie können versichert sein, daß diese glücklichen Kinder ihrer nicht vergessen, und würden diese es auch tun, die Steine hier auf der Mission würden zum lieben Gott rufen. Für uns ist es allerdings traurig, noch so viele Knaben und Mädchen und leider auch viele Erwachsene hier herumlaufen zu sehen, die noch nichts von der katholischen Religion wissen. Mit dem Kirchenbau sind wir zwar noch weit zurück, die Wände sind noch nicht einmal beworfen, und von Schmuck keine Spur. Der Altar besteht einstweilen aus einem mit Leinen bedeckten Tische, aber wenn die Leser der Maria Immaculata aushelfen, kommen wir schon vorwärts. Ich schließe mit tausend Weihnachtswünschen für die Freunde und Wohltäter der Eismissionen.

Freie Stunden

Unterhaltungsbeilage der «Maria Immaculata»

XVI. Jahrgang. · Nr. 5 · Februar 1909.

Das Opfer.

Eine historische Erzählung aus dem Zululande.

5. Kapitel.

Wagnis und Rätsel.

Die Nacht war finster, und nur ein einsames Heimchen brach mit seinem fröhlichen Zirpen das tiefe Schweigen, als Nomali vorsichtig auf Händen und Knieen zu der Hütte Godongwayo's kroch. Seit gestern war Godongwayo zum königlichen Kraal zurückgekehrt, und Nomali hatte in den sorglosen Blicken seine Schuld- und Ahnungslosigkeit gelesen. Und doch stand das schwarze Verhängnis, wie ein Gewitter drohend, dicht über seinem Haupte. Jeden Augenblick konnte der vernichtende Wetterstrahl aus der Wolke auf ihn herniederzucken. Es war keine Zeit zu verlieren.

Nomali war zum Aeußersten entschlossen. Ihr Leben wollte sie einsetzen, um Godongwayo zu retten. Daß sein Tod beschlossene Sache bei dem Könige war, hatte sie ja in jener Nacht mit eigenen Ohren gehört, und klar und deutlich ging das auch aus dem hervor, was Gugane, die Seherin, in deutungsvoller Weise erzählt hatte. Der Mann mit dem kostbaren, milchgebenden Vogel konnte kein anderer sein als Jobe, der König der Tetwa, mit seinem Reichtum und seiner Herrlichkeit. Wie dort dem Besitze des Mannes von seiten der Kinder Gefahr bereitet wurde, so glaubte auch hier der König von seinen eigenen Söhnen sich in seinem Besitztum bedroht, und wie dort der Vater seine Kinder in den Tod schickte, so suchte auch hier der Vater seine eigenen Söhne aus dem Wege zu räumen. So weit waren dem Mädchen die Worte der Seherin sofort klar geworden.

Aber von neuem hatte Gugane zu ihr gesprochen. Gestern, in aller Frühe, war es gewesen, als Nomali wiederum der Seherin begegnet war. Mit ernsten, traurigen Blicken hatte das Auge der Alten auf dem Mädchen geruht, und dann hatte Gugane gesprochen: „Nomali, Kind meines Herzens, löse das Rätsel, das ich den Kindern von Tetwa erzähle: Nennet mir den Mann, der sich selbst zum Häuptling macht. Er weigert sich zu arbeiten, sitzt ruhig in seinem Kraal und schaut vor sich hin. Seine Leute müssen für ihn arbeiten, er aber

führt sie dorthin, wo es Nahrung gibt. Anfangs wollte das Volk seine Macht nicht anerkennen und sprach: ‚Wie kannst du König sein, wenn du so müßig dasitzest und garnichts tuest? Zeige uns einmal deine königliche Macht und Stärke!' Lächelnd entgegnete der König: ‚Ihr sagt, ich könne nicht euer König sein; gut, so will ich mich künftighin noch stiller verhalten als bisher! Ich werde nicht einmal mehr aufsehen, sondern beständig auf den Boden schauen. Ihr aber werdet dann in Löcher und Abgründe fallen und des Hungers sterben, denn ihr werdet keine Speise mehr finden, und das Land wird wüste liegen.' Da fürchtete sich das Volk vor ihm, schloß Friede mit ihm und anerkannte ihn wieder als König, denn sie sprachen: ‚Was nützt uns alle Macht, wenn wir sterben müssen? Nur solange wir leben, können wir herrschen.' Der alte König aber sitzt noch immer still in seinem Palaste; er wäscht sich nie, und wenn er krank wird, trauert das ganze Volk und fürchtet sich aus der Hütte zu gehen." —

So hatte Gugane, die alte Zauberfrau, gesprochen, und Nomali war nachdenklich geworden. Sie kannte das Rätsel, das lachend die Kinder von Tetwa am abendlichen Herdfeuer sich erzählten. Die Antwort, welche die Kinder gaben, lautete: Das Auge. Welche Antwort aber hatte sie auf das Rätsel zu geben? Das Auge?! Sinnend war Nomali an die Arbeit gegangen, sinnend hatte sie den Tag über die Sache erwogen. Am Abend erfuhr sie die Rückkehr Godongwayo's, und nun durchzuckte es sie wie ein Blitzstrahl: das Auge soll dein König sein, das Auge soll dich führen, dem Auge sollst du folgen, und sie entschloß sich zu dem nächtlichen Gange.

Die Zeit war günstig gewählt. Eine finstere Nacht hatte sich über Tetwa gelagert. Große, schwere Wolken jagten am Himmel südwärts und warfen dunkle Schatten auf die Erde nieder. In ihrem Schutze wagte Nomali den Gang auf Tod und Leben. O, es war ein beschwerlicher Weg gewesen, bis sie die Hütte erreicht hatte, in welcher Godongwayo mit seinen Begleitern schlief. Mit klopfendem Herzen hielt sie vor der Hütte inne; sie mußte erst Atem schöpfen, und das aufgeregte Blut ruhiger werden lassen. Langsam und vorsichtig rückte sie dann die Grasmatte, welche den Hütteneingang verdeckte, zur Seite, und mit angehaltenem Atem lauschte Nomali in das dunkle Innere der Hütte hinein. Die tiefen, regelmäßigen Atemzüge der Männer bewiesen, daß dieselben im festen Schlafe lagen. Mit der Geschwindigkeit einer Wildkatze schlüpfte Nomali durch die Oeffnung, und vorsichtig schlich sie bis zu dem Platze, wo Godongwayo zu schlafen pflegte. Sanft legte sie ihre Hand auf sein Gesicht, um ihn zu wecken. „Husch," flüsterte sie dann, „man darf mich hier nicht entdecken; ich bin's, Nomali, die gekommen ist, dir zu sagen: der König hat befohlen dich und deinen Bruder Tana zu ermorden. — Husch! Bleibe ruhig; ich will dir alles erzählen.

Neun Tage sind es jetzt her. Der Mond war noch nicht gestorben. Da sah ich den König und Umpatwa mit einander reden; ernst und lange redeten sie dort am Eingange des Viehkraales, gerade als der Tag sich neigte. Dann standen sie auf und kamen an mir vorüber, und ich hörte den König sagen: ‚Rufe mir Tula und Magidi.' Das fiel mir schwer auf die Seele, und mein Herz sagte mir, da droht Gefahr. Und so kroch ich in jener Nacht neben die Hütte des Königs, und Umpatwa kam mit Tula und Magidi, dem Marschall. Umpatwa berichtete mit einer Stimme, die ich kaum mehr vernehmen konnte. Er erzählte, daß du, Godongwayo, und Tana, hier neben dir, euch verabredet habt, den König zu morden. Er sagte, er habe eure Pläne belauscht, und schwor, jedes seiner Worte sei die Wahrheit, wie du und Tana das Reich mit einander teilen wolltet, welches dann euer wäre. Nun hat der König Befehl gegeben, morgen nachts soll diese Hütte umringt und du samt Tana getötet werden. Magidi hat die Männer zu bestimmen, die dich töten sollen. Du kannst nichts anderes tun als fliehen, und ich werde dir folgen. Ich weiß, der König läßt dich und deinen Bruder bewachen. Daher, wenn der Tag erstirbt und der Mond niedergeht, dann mußt du fliehen und dich verbergen im Gebüsch bei Gugane's Höhle. Dort will ich dich mit Nahrung versorgen, bis sich eine günstige Gelegenheit bietet, daß wir beide fliehen. Höre, Godongwayo, morgen, wenn die Sonne untergegangen ist, trete ich in diese Hütte und mache eine Höhlung an der Seite frei, wo du entkommen kannst. Niemand wird dich bemerken. Leb' wohl und sage deinem Bruder alles, was du jetzt gehört hast."

Geräuschlos, wie sie gekommen, schlich Nomali sich wieder davon.

Godongwayo lag jetzt wach auf seiner Stätte, in höchster Aufregung über den Mordplan, den ihm eben das treue Mädchen erzählt hatte. Er glaubte zu träumen und griff sich an die Stirne. Nein, er träumte nicht. Noch hörte er, wie die Grasmatte wieder leise vor die Türöffnung der Hütte gezogen wurde, wie ein Geräusch draußen sich leiser und leiser entfernte. Er wußte, wer es war und was es zu bedeuten hatte.

Umpatwa, o dieser Lügner und Betrüger! Hätte er ihn jetzt in seiner Nähe gehabt, er hätte ihn zerdrückt und zermalmt mit den vor Wut geballten Fäusten. Ha, jetzt beim Nachdenken wurde ihm vieles klar, über das er gleichgültig hinweggegangen war. Jetzt konnte er sich die Blicke deuten, mit denen Umpatwa ihm begegnet war. Haß und Verachtung hatten ihm aus diesen Blicken entgegengeleuchtet. Jetzt war er sich auch klar, weshalb ihm Umpatwa, wie zufällig, hier und dort begegnet war mit dem süßen Hohnlächeln auf den Lippen. Allerdings, wenn Godongwayo sich das überlegte, dann hätte er schon seit langem irgend einen Gewaltstreich von seinem Halbbruder erwarten müssen, aber daß dieser zu so gemeiner Verdächtigung sich versteigen werde, das hätte er sich nie im Traume einfallen lassen.

Ach, und jetzt wußte Godongwayo auch, wer ihm das Herz seines Vaters und seines Königs gestohlen hatte. O, wie schwer hatte er in letzter Zeit daran getragen, daß das Auge seines Vaters sich von ihm abgewandt hatte. Früher, wenn er, Godongwayo, zum königlichen Kraal kam, da hatte das Auge des Königs immer in freudigem Stolz aufgeleuchtet. Jetzt war diese Flamme erloschen. Eine düstere Glut lohte ihm entgegen, von der er nicht wußte ob sie in Haß oder Liebe brannte. Ach, nun wußte es Godongwayo, es war der Haß gegen den vermeintlichen Mörder und Verräter. Früher, wenn er sich dem Könige nahte, hatte dieser ihm vertraulich die Hand entgegengestreckt, und die Hand hatte ihn freundlich an die Seite des Vaters gezogen, der ihm erzählte von den großen Königen der Tetwa aus alter Zeit, von den Feinden des Volkes, und ihn unterrichtete für kommende Tage. Jetzt war diese Hand ihm, dem Sohne, geschlossen, und sie bedeckte die Augen, die ihn nicht mehr schauen wollten. O, jetzt erkannte Godongwayo, was er verloren hatte, die Hände preßte er auf das Herz, das in die tiefe Nacht hinausrufen wollte: „Umpatwa, gib mir das Herz meines Vaters und Königs wieder."

Es war zu spät. Das erkannte beim Nachdenken Godongwayo mehr und mehr. Zu gut und zu viel hatte der Feind in der Stille gearbeitet. Er stand ihm machtlos gegenüber. Zu gut kannte Godongwayo auch den Charakter seines Vaters und dessen Furcht vor dem Tode. Der Augenschein zeugte überwältigend gegen ihn, da seinem Rivalen Meineid und Hinterlist nicht zu schlecht waren, um den argwöhnischen König zu überzeugen und zu hintergehen. Soviel war ihm auch ferner klar, daß jeder Versuch, seine Unschuld zu beweisen, hoffnungslos scheitern und daß ein solcher Versuch im Gegenteil die Lage der Dinge nur noch verschlimmern und Nomali mit ins Verderben ziehen würde. So blieb nur ein einziger Ausweg: Die Flucht.

Flucht?! — Das war ein hartes Wort für Godongwayo. Hart für ihn als einen Tetwa. Als solcher liebt er seine Heimat mit jeder Faser seines Herzens. Hier in diesem Lande war er groß geworden, für diese Erde hatte er gekämpft bis aufs Blut in mehr als hundert Kämpfen. Hier auf den Feldern dieser Erde wuchs seine Ernte, auf ihrer Heide hatte er als Kind geträumt und gespielt, in ihren Wäldern hatte er gejagt und geruht. Hart war jenes Wort für ihn, den berechtigten Thronfolger Jobe's. Seine Ahnen waren die Könige dieses Volkes gewesen, von Jobe die lange, große Reihe der Könige hinauf bis zum Umtetwa, dem göttlichen Urahn. Dieses Volk war sein Volk, dieses Reich sein Reich. O, sollte dies nun alles für ihn verloren sein? „O, Umpatwa, du Lügner und Dieb," so schrie es in Godongwayo's Seele auf, „gib mir mein Volk, gib mir mein Reich, gib mir meinen Vater wieder."

Aber keine Antwort kam auf diesen Schrei der zuckenden Seele. Vor seinen Augen stieg auf das Bild des grinsenden Feindes. Da stand es vor ihm: Hohnlachen um den lügnerischen Mund, Haß in den neidischen Augen, triumphierendes Gefühl in den verschränkten Armen. Ja, das war Umpatwa! — Es war ihm gelungen, den Sohn des Königs und den rechtmäßigen Erben des Reiches in den Staub zu treten. Godongwayo wand sich vor Grimm und Verzweiflung auf seinem Lager.

Draußen aber wandelte die dunkle Nacht still und stumm an seinem Schmerz vorüber.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Morgen dämmerte, ein feuchter, kalter, unfreundlicher Morgen.

Fröstelnd und stumm hockten die Tetwa vor den Hütten, um die Herdfeuer, die mit blutroter Flamme durch die Nebel leuchteten. Und der Wind schlug unwirsch in das knisternde Holz und trieb den qualmenden Rauch in das Gesicht der Leute. In dicken Tropfen hing der feuchte Nebel an dem Flechtwerk der Hütten, an den Bäumen, an den Gräsern, überall große, dicke, glanzlose Tropfen — eine niedergegangene Tränenflut.

Nur allmählich wurde es Tag, und die Menschen schleppten sich zur Arbeit. Das waren die Ahnungslosen, jene, die nichts wußten von dem schweren Verhängnis, das über Tetwa schwebte. Andere brüteten stumm vor sich hin, und schauten auf das Feuer und schauten in den Nebel, der mit dem Lichte kämpfte. Das waren die still Eingeweihten, die auf die kommende Nacht warteten.

Abseits, an die feuchte Wand der Hütte gelehnt und dicht in den schützenden Fellmantel gehüllt, saß Godongwayo. In stummem Sinnen waren seine Augen in den Wolkennebel gerichtet, der in langen Schwaden am Hügel auf- und niederschwebte, auf und nieder wie die Gedanken, die in Godongwayo's Seele brauten. Für sie brachte der aufsteigende Tag keine Klärung, in ihr blieb es trotz der Sonne, die draußen am Himmel einen siegreichen Kampf führte, dunkel und verworren. Godongwayo wußte, daß er von geheimen Spionen beobachtet wurde. Er durfte sich nicht entfernen, ohne einen verhängnisvollen Verdacht zu erregen. So hatte er sich an die Wand der Hütte niedergesetzt und ließ die vergangene Nacht nochmals an seinen Augen vorüberziehen und erwog das Schicksal der kommenden.

Wie sehr sich sein ganzes Inneres gegen die Flucht sträubte, es blieb kein anderes Mittel übrig. Die Verübung von Königsmorden durch aufrührerische und ungeduldige Thronerben hatte sich in der Geschichte Tetwa's so oft ereignet, daß Godongwayo überzeugt war, sein Rivale hätte kein besseres Mittel wählen können, um den König zu gewinnen und ihn zu bestimmen, unverzüglich entscheidende Maßregeln zu treffen. Hier war kein offener, ehrlicher Kampf mit dem Feinde

möglich. Ja, hätte er diesen vor die Spitze seiner Assegai zwingen können, dann, ja dann . . . aber so . . ,

Da berührte den Träumenden plötzlich etwas wie eine kalte harte Hand und eine Stimme flüsterte; „Chadalaga". Uberrrascht und erschrocken fuhr Godongwayo auf und blickte umher. Er sah niemanden, nur kalter, grauer Nebel schlug ihm ins Gesicht.

„Chadalago", wiederholte Godongwayo, „was war das?"

Er sprang auf und suchte umher. Vergebens. Er kehrte an seinen Platz zurück. Da erblickte er an dem Flechtwerk der Hütte, dort wo er gesessen hatte, ein kleines graues Fellstück. Verwundert nahm er es in seine Hände und er sah, daß es der Schwanz eines Hasens war. Jetzt war ihm die Bedeutung des Wortes, das jene Stimme gesprochen, klar. Chadalaga bedeutete „Schlaukopf" und diesen Namen legten die Tetwa dem Hasen bei und zwar aus folgendem Grunde.

„Der Hase, der Löwe, der Elefant, das Rhinozeros und alle anderen großen und kleinen Tiere", so erzählten sich die Tetwa in einer Fabel, „hielten einst bei einer anhaltenden Trockenheit Rat, wie sie ihren Durst stillen könnten. Da beschlossen sie, eine Quelle zu graben, nur der Hase erwiderte schnippig: „Da tue ich nicht mit, ich werde auch nicht von eurem Wasser trinken. Ich trinke überhaupt kein Wasser, sondern habe einen viel besseren Trank, sonst wäre mein Balg nicht so schön weich und glatt."

Die anderen Tiere gruben indessen einen tiefen Brunnen und als erster Postensteher meldete sich der Löwe, sich brüstend: „Ich werde ihn mit meinen Zähnen zerreißen."

Es dauerte nicht lange, so kam auch das Häschen schon des Weges, vergnügt seine Flöte spielend: „Baa—la, la—la—la—, la—la—la!" — Der Löwe machte sich zum Sprunge bereit. Die Haare seiner Mähne standen aufrecht und seine Augen funkelten zornig. Der Hase rief ihm jedoch dreist entgegen: „Nur nicht übereilen, großer Herr! Das ist mein Weg, den ich von jeher gehe, und sonst will ich hier weiter nichts."

Mit diesen Worten holte er ein mit Honig gefülltes Hörnchen hervor, goß etwas auf sein linkes Pfötchen und begann davon zu lecken. Der Geruch des Honigs drang zum Löwen hinüber, und es gelüstete ihn gar sehr nach der Süßigkeit. Sein Grimm legte sich schnell und mit freundlicher Miene bat er den Hasen, ihm doch auch ein wenig von seinem köstlichen Trank mitzuteilen. (Fortsetzung folgt).

Mit bischöflicher Genehmigung.

Nachdruck sämtlicher Beiträge und Erzählungen untersagt. Der Nachdruck aus den kleineren Nachrichten nur bei genauer Quellenangabe gestattet.

Alle Angelegenheiten betreffend Redaktion und Expedition sind zu adressieren an
Redaktion der ‚Maria Immaculata'; Hünfeld bei Fulda.

Druck der Fuldaer Actiendruckerei, Fulda.

Maria Immaculata

Illustrierte Marien- und Missions-Zeitschrift

Organ des Marianischen Missions-Vereins

Herausgegeben von der deutschen Ordensprovinz der PP. Oblaten M. I. | XVI. Jahrgang Heft 6 · März 1909. | Verlag des Missionshauses St. Bonifatius Hünfeld b. Fulda.

Die Zeitschrift „Maria Immaculata" erscheint monatlich mit der Unterhaltungsbeilage „Freie Stunden" und der literarischen Beilage „Vom Büchertische". Preis pro Jahr Mk. 2.90 für Deutschland und Oesterreich; Mk. 2.50 fürs Ausland. Zu beziehen von dem Missionshause oder durch den Buchhandel.

Anzeigenpreise: Die einspaltige, 55 mm breite Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg. Die ganze Seite von 128 Zeilen Raum Mk 20.— Die halbe Seite Mk. 12.—

Elternpflichten.

Zeitgemäße Plauderei.

II.

Der Engel, welcher durch das Land zieht und in die Wiege der Neugeborenen als Gottes Patengeschenk die Berufe legt, geht oft, wenn er diejenigen zum Ordens- und Missionsstande überbringt, an stolzen Palästen vorbei. Desto häufiger aber kehrt er in die Hütten der Armen und die Häuser bürgerlicher Familien ein, wo zwar gerade keine Not herrscht, aber Arbeit, stete Arbeit zur täglichen Losung gehört. Ist der neue Welt- und Himmelsbürger einmal den ersten Kinderschuhen entwachsen, ist der Keim des Berufes wirklich aufgegangen und erkenntlich geworden für die Umgebung, dann betrachten die Eltern mit Staunen die hohe Ehre, die ihrem Sprößling und durch diesen auch ihnen selbst zuteil geworden ist. „Was wohl noch aus diesem Kinde werden wird?", fragen sie sich in freudiger Ahnung. Für einen Augenblick erhebt der Vater die Augen aus dem eintönigen Gang des alltäglichen Handwerkslebens, aus dem Rauch und Qualm des Fabrikbetriebes, oder aus der Ackerfurche, wo sein Schweiß das bald sterbende Samenkorn befruchtet, hinauf in ein anderes Reich, zu den Stufen des Altares, an dem sein Sohn einst stehen wird. Weiter und weiter dehnt sich sein Blick, übers Meer hinaus schaut er in einen andern Erdteil, wo sein Kind einst andre Kinder taufen und retten wird. Etwas Unbekanntes zieht durch seine Brust; was das eigentlich ist, und wie das fein in Worten ausgedrückt werden soll, ist ihm nicht möglich zu sagen. Er weiß nur, daß es eine An-

regung von oben ist, ein Schimmer himmlischen Lichtes, das ihn erleuchtet und sein irdisches Dasein mit unvergänglichem Glanze für einen Augenblick verklärt.

Für einen Augenblick! Denn gar bald drängen sich wieder irdische Gedanken heran, wie kalte Nebelstreifen verhüllen sie das Bild und legen sich vor die Sonne. „Aber, dann muß unser Nikolaus ja fort, er muß studieren, das Studieren kostet Geld, viel Geld. Woher soll ich es nehmen? Und später bringt er mir nichts ein, gar nichts. Ist er einmal im Kloster, dann ist er so gut als tot für uns. Wenn er Pastor werden sollte, dann ließe ich es mir schon eher gefallen. Und wovon sollen ich und meine Frau später leben? Und was sagen die andern Kinder dazu?" So geht es fort mit Zweifeln und Fragen, bis zuletzt das bekannte Mühlrad im Kopfe herumgeht. Der Versucher, welcher die Missionare als seine Todfeinde haßt, bläst dazu mit vollen Backen in die Glut der Verwirrung, stellt die zu bringenden Opfer als unerschwinglich hin und übergießt das schöne Bild von soeben mit der Lauge seines Hohnes. „Narr, bleib doch bei Deinem Leisten," raunt er ihm zu. „Laß Deinen Sohn werden was Du bist; ha, ha, warum soll der mehr werden und sein als Du? Es ist doch keiner in Deiner Verwandtschaft, der je diesen Weg gegangen ist. Und warum sollst Du gerade Dich abrackern für Deinen Herrn Sohn und sein Kloster, Dich schinden und plagen bis die schwielige Hand zittert, Dein Haar bleicht und die Gicht Dich quält? Du Narr! Und wenn Dein Sohn nicht aushält? Wenn er nachher als verlotterter Student heimkehrt, nicht graben und nicht betteln kann? Du Narr!"

Leider findet der Versucher manchmal auch noch Helfershelfer in der Familie des zum Missionarsstande berufenen Knaben. „Du, hast Du es schon gehört?" tuschelt eine Base der andern zu, „Unser Neffe Nikolaus will ins Kloster. Was dem wohl einfällt? Kann der nicht arbeiten, wie wir andern?" Dann wird Familienrat gehalten, anderer Leute Köpfe werden zerbrochen, und schließlich einigt man sich dahin, daß die mundfertigste den Eltern einmal gründlich die Wahrheit sagen soll.

Gelegenheit dazu findet sich schon, wenn besagte Advokatin zur Mutter unseres zukünftigen Missionars kommt, um einen Eimer oder eine Kohlenschaufel zu leihen. Langsam, erst etwas unsicher, eingeleitet durch einige verfängliche Fragen, öffnen sich dann die Schleusen naturwüchsiger weiblicher Beredsamkeit, es ist aber doch immer dasselbe Lied, das herausklingt: „Uns geht es ja eigentlich nichts an, wir wollen nur euer Bestes, wenn es aber schief geht, dann braucht ihr euch aber auch später nicht zu beklagen und besonders uns nicht zur Last zu fallen."

Die arme Mutter ist zu bemitleiden, die den ganzen Wasserfall über sich ergehen lassen muß. Sie ist ja gern bereit, nachdem sie einmal die Pflicht der Erkenntnis, die erste hinsichtlich des

Der See von Maddu.

Berufes ihres Sohnes erfüllt hat, auch die zweite zu erfüllen, mitzuarbeiten nämlich an der Erreichung desselben. Sie weiß ganz gut und macht auch ihren Mann darauf aufmerksam, daß die Kinder nicht da sind, damit dieselben für die Eltern arbeiten und Schätze sammeln, sondern umgekehrt, daß die Eltern für die Kinder sorgen und besonders für deren berufsmäßige Erziehung arbeiten und opfern müssen. Auf seine Hauptschwierigkeit: ‚Jetzt all die Kosten, nachher haben wir nichts von ihm', antwortet sie: „Weißt Du denn so sicher, was Du von Deinen Kindern haben würdest, wenn sie groß geworden und in der Welt geblieben sind? Falls sie ein Handwerk lernen muß doch Lehrgeld bezahlt werden, ehe sie viel verdienen, kommen sie schon zum Militär, da heißt es immer: ‚Liebe Eltern, schickt mir was!' Und nachher dauerts nicht lange, da heiraten sie. Und wenn sie krank würden, oder ihnen ein Unglück passierte? Kann der liebe Gott sie uns nicht wegnehmen? Gesetzt auch, sie arbeiten für uns und verdienen viel Geld, was sollen die paar lumpigen Mark, wenn unser Kind nicht glücklich wird, wenn sein Anblick ein steter Vorwurf für uns ist. Dann hätte ich noch lieber eine Erdscholle auf dem Herzen als eine solche Schuld. Kann es denn etwas Schöneres geben, als wenn wir unserm Herrgott unser eigen Fleisch und Blut darbringen? Und die Geschwister arbeiten gern mit, es ist doch eine Ehre für die ganze Familie, eine Quelle des Segens für uns alle, wenn ein Missionar aus unserer Mitte hervorgeht. —"

„Aber," wird man sagen, „es gibt doch Eltern, welche tatsächlich zu arm sind, um die Kosten für die Studien ihres Sohnes zu tragen; was soll denn da geschehen?"

Nun, hier muß und wird die katholische Nächstenliebe einspringen. Der geborene Berater und Helfer für einen solchen Fall ist der Seelsorger. Er kennt schon die Mittel, um seinem Schützling den Weg zum Ziel zu ebnen; es gibt der mildtätigen Herzen noch genug, die sich freuen, beisteuern zu können zur Ausrüstung eines Gottesstreiters, die Apostellohn sich sichern möchten durch Unterstützung derer, die zum Apostolate berufen sind. Gott, der den Beruf gegeben, wird auch die materiellen Mittel finden lassen, eher würde er Steine in Gold verwandeln, als er es an seiner Hilfe fehlen ließe. Nur gebetet um seinen Beistand und nicht gleich verzagt, wenn man auf verschlossene Türen stößt, es ist keineswegs notwendig, daß der Student mit Hurrastimmung in sein Missionshaus einzieht, ein durch viele Schwierigkeiten erprobter ungestählter Beruf ist auch etwas wert im späteren Leben.

Man wende sich also vertrauensvoll an den Seelsorger und durch ihn an die betreffende Genossenschaft, in die man gerne aufgenommen sein möchte. Ich glaube nicht, daß diese einen Knaben zurückweisen wird, bloß weil er den vollen Pensionspreis nicht entrichten kann. Daß die Missionsanstalten die Kinder nicht gratis pro Deo aufnehmen

können, leuchtet wohl jedem ein. Es ist ja noch keineswegs sicher, daß der Kandidat aushält. Wenn die Eltern materielle Opfer bringen, um ihre Kinder anderen Berufen zuzuführen, warum sollte denn der Ordens- und Missionarsstand eine Ausnahme machen? Wovon sollen denn die Missionsanstalten überhaupt leben? Diese Frage mögen gewisse Rechenmeister einmal lösen. Die Missionsgenossenschaften sind keine Handelsgesellschaften, die auf irdischen Gewinn ausgehen, gutstehende Aktien haben, hohe Dividenden zahlen und überall ‚Vertreter' suchen. Nein, das

Die schwarzen Klippen in Deutsch-Südwestafrika.

Missionswerk ist ein geistiges, übernatürliches, göttliches Liebeswerk, das auf dem freien Willen der von Gott dazu Berufenen gegründet ist, aber seine Vollendung erst erreicht durch die Mithilfe aller Katholiken, weil diese als Katholiken zu dieser Mitarbeit verpflichtet sind.

Gegen die klösterlichen Missionsanstalten werden hie und da von anderer Seite Vorwürfe erhoben. „Viele von diesen Missionshäusern liegen im ‚Auslande'", heißt es da. Wenn diese superklugen Leute doch nur dahin arbeiten wollten, daß viele Missionshäuser nicht im Auslande zu liegen *brauchten*, dann würde man sie schon gern reden lassen. Im Ausland! Also alles Gute muß im Inland liegen? Im Ausland! Mein Gott, die braven Holländisch Limburger sind doch

keine Menschenfresser. Der Trennungsschmerz ist doch darum nicht erheblich stärker, weil die Anstalt einige Stunden hinter den Grenzpfählen liegt. Briefe und Pakete, sogar Weihnachtspakete, befördert die Post auch ins Ausland; das mögen die Ueberängstlichen sich zum Troste gesagt sein lassen.

„Aber das Studienprogramm ist nicht dasselbe wie auf den deutschen Gymnasien." — Das ist ein Einwurf, auf den ich hier nicht eingehen kann, weil die meisten meiner Leser in dieser Sache nicht folgen können. Ich sage nur dies: Wenn die Missionsanstalten im allgemeinen nicht die gleiche Zahl der Jahre auf die humanistische Bildung verwenden, wie die Gymnasien, so will dies keineswegs bedeuten, daß ihr Studienprogramm und dessen Ausführung darum nachstehen müßen. In einer Anstalt, wo die Zeit so gut ausgenützt wird, wie in einem Missionshause, wo mit solchem Ernst studiert wird, da kann in weniger Jahren das geleistet werden, was sonst mehr Zeit beansprucht. Nicht auf die Lehrpläne allein kommt es an, sondern hauptsächlich auf deren Ausführung. Daß die Schüler der Missionsanstalten den Vergleich nicht zu scheuen brauchen, hat die Erfahrung reichlich bewiesen. Fast alle Missionare der Neuzeit sind aus solchen Missionshäusern hervorgegangen, unter ihnen gibt es aber eine solche Zahl wirklicher Gelehrter, besonders in Völkerkunde und Sprachenforschung, daß man den Hut abnehmen muß vor ihrer Schulbildung, denn nur auf einem guten Fundamente läßt sich ein solides Haus bauen. Wenn diese Anstalten, die ein besonderes Bildungsziel im Auge haben, auch nach diesem speziellen Ziele ihre Lehrpläne entwerfen und sich frei in der Wahl der Fächer und deren Ausdehnung fühlen, so ist das ein Vorzug, um den sie manche andere Anstalten beneiden dürften.

Von Windhuk nach Epukiro.

Von hochw. P. Schönwasser O. M. I. (Epukiro).

Man schrieb den 6. Oktober, und es war bereits Nachmittag, als ich mit dem von Okahandja um 7 Uhr abfahrenden Güterzug in Windhuk anlangte. Die hochw. PP. Watterott und Borsutzki hatten die Freundlichkeit mich abzuholen. Unter den üblichen Fragen und Antworten begrüßten wir uns herzlich und marschierten den auf einem Hügel liegenden Klostergebäuden zu. Es war die Zeit der Erholung, und so traf ich die einzelnen Mitglieder des Hauses in den kühlen Erholungsräumen. Nochmals freundliche Begrüßung und Austausch der Gedanken über die letzten Ereignisse und Begebenheiten. Der hochw. P. Watterott eröffnete mir dann, daß die

Reise ins Innere womöglich noch am Nachmittag angetreten werden müsse, einerseits, weil man auf Epukiro wohl am Notwendigsten Mangel leide, andererseits weil die Ochsen des Gespannes — ich konnte mich ob der Neuheit des Gedankens des Lächelns nicht erwehren — schon über einen Tag ohne Futter in Windhuk hätten zubringen müssen. So wurde also die Abreise auf den späten Nachmittag festgesetzt.

Aber in Afrika kommt es recht oft anders als man's sich erdachte, und so geschah es auch diesmal. Der Zuwachs von ungefähr 20 Färsen und Kühe und 20 Schafen, welche für die Farm bestimmt waren, mußten noch der Polizei präsentiert werden, auf daß sie als krankheitsfrei erkannt und ungehindert den Weg ins Innere antreten konnten. Um 5 Uhr war aber die Sprechstunde dafür abgelaufen; also zu spät, und die Abreise mußte auf den folgenden Tag verlegt werden.

Durch die Reise von Swakopmund noch ziemlich ermüdet, begab ich mich frühzeitig zur Ruhe, um am anderen Morgen etwas vor 5 Uhr aufzuwachen. Nachdem ich das hl. Meßopfer dargebracht und gefrühstückt hatte, zog ich mein neues Reisekostüm an. Es bestand aus einer festen Korthose und einer leichten Kakijacke, der breitkrämpige Hut krönte die ganze Ausrüstung. Noch hatte ich letzteren nicht auf dem Kopfe, als schon jemand am Zimmer klopfte. Es war P. Watterott. „Sind Sie fertig? Alles steht zur Abfahrt bereit; die Ochsen sind schon im Joche und bewegen sich unruhig hin und her." Noch einmal drückte ich den harrenden Mitbrüdern die Hand und schwang mich — auf den Ochsenwagen: 20 Schleppfüßer von verschiedener Größe, Alter und Farbe waren davor gespannt. An der Spitze marschierten zwei prächtige Tiere, die Leiter der Karawane; in der Mitte befanden sich die jüngeren und weniger ansehlichen; an der Deichsel des Wagens war Simmental und Blumfeld angespannt. Das sind die ruhiggehenden, starken Hinterochsen. Der Wagen hat eine Länge von 4—5 Meter und ruht auf 4 starken Rädern; diesmal betrug die Last ca. 85 Zentner. Die Bemannung des Wagens bestand aus einem Treiber und zwei Viehwächtern, welch letztere während der Fahrt teils dem ersteren treulich zur Seite stehen, teils für Küche, Räderschmieren ꝛc. zu sorgen haben.

Meinen Platz auf dem Ochsenwagen hatte ich noch nicht erreicht, als ein scharfer Pfiff ertönte. Es sauste die lange Peitsche durch die Luft und brach sich in einem hellen Knalle, dann folgte ein zweiter und dann lautes Schreien und Rufen: Simmental, Blumfeld, Hartmann, Kohlfeld, Soldat, Jamdos, Nellbeck, wohl an 20 Namen wurden wie aus drei Sprachröhren heruntergedonnert. Die Linie der Zwanzig bewegte sich nach rechts, und es entstand ein Seufzen, ein Stöhnen und ein Knarren am Wagen. Jetzt bewegten sich die Ochsen nach links, und der Wagen setzte sich ruhig in Bewegung. Fortwährendes Schreien und Rufen trieb die 20 Gehörnten voran. Aber kaum waren 15 bis

20 Meter zurückgelegt, da hielt der Zug. Der erste Anzug war geschehen, und die Tiere wußten, was sie während 10—12 Tagen zu ziehen hatten. Nach 1—2 Minuten Pause ging es weiter.

Nach kurzer Fahrt waren wir außerhalb Groß-Windhuk; es ging Klein-Windhuk zu. Auf dem Wege holte uns das Vieh, welches der Polizei vorgeführt worden war, ein. Auf dem Fuße folgte auch P. Watterott auf seinem Braunen. Er kam zur rechten Zeit, denn eben standen wir im Begriffe, vor Klein-Windhuk eine gefährliche Stelle zu passieren. Schon wollte der Wagen seitwärts den Hügel hinunter ins Thal rollen, als P. Watterott auf seinem Braunen heransprengte. Vom Pferde springen, die Bremse stark andrehen, die Ochsen in entgegengesetzter Richtung treiben, war das Werk eines Augenblicks. Die Tiere zogen fest durch und wir waren aus der Verlegenheit. In Klein-Windhuk begrüßte ich, während der Wagen weiterfuhr, den neuangekommenen P. Pothmann und die beiden ehrwürdigen Schwestern, die im Halbwaisenheim ihrer wohl wenig dankbaren Arbeit obliegen. P. Pothmann begleitete mich eine Strecke, und dann begann die Wildnis. Bald hatte ich den vorantrekenden Wagen erreicht; ich kletterte auf die Säcke und überschaute von da aus das mir neue und unbekannte Gelände. Ueberall steiniger Boden mit halbstarken Bäumen besät. Bis dicht vor Windhuk sind schöne Weideplätze. 2—3 Tage lang wechselten Tal und Berg ab. Wie mußten die Ochsen sich bei letzteren ins Joch legen, und dennoch sollten wir mit den 85 Zentnern den ersten Tag Pad nicht bekommen.

Um der eintönigen Sitzung auf dem Wagen eine Abwechselung folgen zu lassen und eine Reitübung vorzunehmen, überließ mir hochw. P. Watterott sein Pferdchen. Hatte ich auch schon früher und zuletzt in Swakopmund das eine oder andere mal auf einem Pferde gesessen, so war mir doch das Reiten im großen und ganzen etwas Neues. Aber ich schwang mich in den Sattel und trabte der bezeichneten Raststelle zu. Etwa 3—5 Kilometer war ich geritten, als ich am Fuße eines starken Aufstieges den bezeichneten hohen Baum erblickte, bei welchem das Mittagessen eingenommen werden sollte. Doch es kam anders. An der bezeichneten Stelle angelangt, hatte ich mich unter den halbschattigen Baum hingelegt; ich harrte auf den Wagen. Doch es verging eine halbe Stunde, es verging eine Stunde, der Wagen kam nicht; endlich sah ich in der Ferne, an der Spitze eines Hügels, P. Watterott. Er lenkte seine Schritte auf meinen Ruheplatz. „Da stimmt etwas nicht", dachte ich, schwang mich aufs Pferd und ritt ihm entgegen. Als ich zu ihm kam, sagte er mir: „Wir liegen nicht weit von hier an einer kleinen Anhöhe; die Ochsen wollen nicht mehr voran; wir müssen dort zu Mittag essen."

Also 1½ Kilometer zurück. Unser Mahl bestand aus Reis, Büchsenfleisch und etwas Brot. Nachdem die Sonnenstrahlen weniger

heiß geworden, bekamen dann die Ochsen das Joch wieder aufgebunden. Trotz aller Bemühungen konnten dieselben nicht mehr vorangebracht werden; wir saßen fest. Den ganzen Nachmittag hindurch wurde gehoben, die Winde untergesetzt, die Radspur freigemacht; es half nichts, wir mußten uns entschließen den Wagen abzuladen und etwa 25 Zentner wieder nach Klein-Windhuk zu befördern, denn später, sagte P. Watterott,

Zwei gute Freunde aus Deutsch-Südwestafrika.

würden die ermüdeten Ochsen diese Fracht sicher nicht durch einige zu passierenden Sandstellen hindurchbringen. Gesagt, getan. Die ganze Fracht wurde abgeladen, 25 Zentner wieder aufgeladen, dann die 20 Gehörnten, die sich im Grase gütlich getan hatten, vorgespannt und begleitet von 2 Jungen, dem Ochsentreiber und einem Ochsenwächter, gings in die Nacht hinein Klein-Windhuk zu. Auf dem Wagen liegend versuchte ich einzuschlafen; ich mußte wirklich ermüdet sein, daß ich auf einem solchen Wagen während der Fahrt schlafen konnte, was ich späterhin auf der Pad nicht mehr vermochte. Vor Mitternacht erreichten

wir Klein-Windhuk. Ich klopfte an; nach eindringlichem Pochen erwachte P. Pothmann aus tiefem Schlummer. Es folgten die üblichen Fragen: „Wer ist da?" Antwort: „P. Schönwasser." „Nein, den können Sie hier nicht finden." Nach einer kräftigen Behauptung meinerseits, daß derselbe doch hier sei, erwachte P. Pothmann zum vollen Leben. In einer Minute war die Tür auf, ich erzählte in kurzen Worten unser Mißgeschick und bat um Herberge. Wir unterhielten uns noch ein paar Minuten, dann nahm ich meine vier Decken und legte mich ins Fremdenzimmer auf den Boden: eine Decke als Strohsack, eine als Kopfkissen und in zweien rollte ich mich ein. Es war kalt, aber auf so einem ruhigen Lager schlief ich bald ein. Um die gewohnte Zeit, etwas vor 5 Uhr erwachte ich. Um 7 Uhr nahm ich einen warmen Kaffee zu mir und gegen 7½ Uhr rollte der abgeladene Wagen dem gestrigen Ausgangspunkte zu. Nach 2½ Stunden langten wir bei den Zurückgebliebenen an. Wegen der starken Hitze wurde das Aufladen bis auf den Nachmittag verschoben. Wie gings nachher? Tadellos. Ohne besonderen unfreiwilligen Aufenthalt und Schäden verlief die Fahrt. Einige Erinnerungen will ich aus derselben herausgreifen.

Nicht weit vor der Militärstation Otjihaenena sahen wir zum erstenmal während dieser Fahrt einen regelrechten schön angelegten Kirchhof. Trauer beschlich den Vorüberfahrenden bei dem Gedanken, daß etwa 20 Menschenleben mehr denn 100 km weit von jedem größeren Menschenverbande, tausende Kilometer von der Heimat und den teuren Angehörigen begraben werden mußten. In der Blüte der Jahre fielen diese in dem Kampfe für ihre Mitmenschen und Landsleute. Wohltuend ist es zugleich, wenn man hier in der Wildnis eine wohlgepflegte Begräbnisstätte findet. Die überlebenden Kameraden werden wohl dieses Werk christlichen Sinnes vollbracht haben. Einzelne Gräber sah ich etwas vor Okahandja; desgleichen zwei bei der bekannten schwarzen Klippe, die wir vor einigen Tagen passiert hatten: es sind Grabstätten von den Gefallenen aus dem letzten Kriege. Auf denselben erheben sich, schön von der sandgelben Erde und den grauen Gesteinen der Umgebung abstechend, blendend weiße Kreuze oder Gedenktafeln; auf denselben sind in kurzen Lettern die inhaltreichen und allbekannten „geb. am zu . . . gest. am . . . ." eingegraben oder eingemalt. Ein freundlicher Stern leuchtete bei ihrer Geburt, möge das mildstrahlende Kreuz sie beim Erlöschen des Auges beglückt haben. Ueber Otjihaenena fuhren wir nach Okakua, woselbst wir am späten Abend ankamen. Das Nachtlager wurde wie gewöhnlich unter freiem Himmel bereitet. Nach einer guten Nacht begaben sich P. Watterott und meine Wenigkeit frühmorgens auf die Jagd, kamen aber nach zwei Stunden, ohne ein Wild gesehen zu haben, zum Wagen zurück, denn jetzt mußte das Vieh getränkt werden; ein Teil desselben war schon von den Betschuanen getränkt worden. Auf meine Frage, ob auch schon Wasser für uns in die Tins

geschöpft worden, antwortete Joseph: „Nein, H. Pater, das kommt jetzt", und schon marschierten die drei Jungen mit großen Gefäßen den Wasserstellen zu. Doch wie erstaunte ich, als dieselben zu eben jenen Wasserstellen gingen, wo vorhin das Vieh getränkt worden war. „Wie?" rief ich denselben zu, „Ihr wollt aus eben diesen Löchern, wo vorher das Vieh getränkt, auch für uns Wasser schöpfen?" „Ja, Herr Pater," lautete die Antwort, „es gibt hier kein anderes." „Aber da sind vorher schon einige Ochsen hineingelaufen und des Farmers Kleinvieh wurde vorher hier getränkt." Der pfiffige Eingeborene, den Grund meines verlegenen Einwandes ausnützend, erwiderte mit einer schelmischen Miene: „Ja, eben haben auch die Schweine hier gesoffen und haben sich im Wasser gewälzt." So war es in der Tat gewesen; ich mußte mich ins Unvermeidliche schicken, aber die weiteren 1½ Tage bis zur nächsten Wasserstelle konnte ich mit dem besten Willen kein Wasser trinken. Von Durst gequält, versuchte ich einmal von diesem Wasser zu kosten; es stellte sich sofort Erbrechen ein. Später nahm ich eine Kleinigkeit in Form von Kaffee oder Tee, was halb und halb glückte. Mittags um 3 Uhr wurde angespannt und dann gings in Treken von 2 bis 3 Stunden in recht langsamen Schritt die ganze Nacht hindurch. Nach jedem Trek mußte ½ —1 Stunde gerastet werden. Die Ochsen wurden ausgespannt und grasten in der Nähe des Wagens. Wir tranken eine Tasse Tee oder Kaffee und nahmen, wenn nötig, einen Imbiß. Die Nacht war kühl. Am anderen Morgen zeigte sich Helios recht früh und auf ungewöhnlich warme Weise den müden Frachtfahrern. Es wurde 8 Uhr, noch kein Wasser; um 10 Uhr war es ebenso, der Mittag brachte nichts besseres; die Ochsen waren so erschlafft, daß sie das hier üppig stehende Gras verschmähten und beim Wagen sich hinlegten. Wir lagen nach vollbrachtem Trek ermüdet und stillschweigend unter dem Wagen. Nachmittags wurde früh angespannt; gegen 5 Uhr erreichten wir Wasser, aber es war wiederum salzig. Der freundliche Ansiedler von Otjiserindi spendete mir zwei große Gläser Milch. Das war eine Labung nach 1½ Tagen.

Wir hatten den letzten Tag der Reise begonnen. Nur noch zwei oder 3 Farmen trennen uns von Epukiro. Fast immer mußten wir von den von Windhuk mitgebrachten Mundvorräten zehren; sollten wir denn gar kein Wild zu Gesicht bekommen? P. Watterott hatte sich schon recht früh mit der Flinte auf dem Rücken aufgemacht. Plötzlich hörte ich aus der Ferne einen dumpfen Knall herüberdringen; es folgte kein zweiter Schuß. Dann hat er wohl gut getroffen, dachte ich, was sich auch bestätigte, denn nach einer viertelstündigen Fahrt fanden wir am Wege einen erschossenen Deuker. Den hatten wir noch kaum mit Zeichen herzlichen Willkommens auf den Wagen gehoben, als schon etwa 1 Kilometer vom Wagen ein zweiter und ein dritter Schuß fiel. Der Wagen wurde still gehalten und nach einigen Minuten erschien P.

Watterott und der ihn begleitende Betschuane mit neuer Beute; es war ein Steinbock; jetzt hatten wir sogar Vorrat. Bei der nächsten Haltestelle mußten beide ihr Fell hergeben und wurden ausgeweidet. Der kleinere Steinbock lieferte uns Fleisch für den letzten Tag der Reise; der Deuker hingegen sollte als kleines Geschenk für Bruder Heinrich und Rau von der Reise mitgebracht werden. In der Nacht von Samstag auf Sonntag fuhren wir auf der Missionsstation Epukiro ein. Einige Eingeborene, welche den herankommenden Wagen bemerkt hatten, kamen uns zur Begrüßung entgegen. Nach ein paar Minuten erschienen auch Br. Heinrich und Rau. Wiederum herzliche Begrüßung, dann rollte man sich in die Decken: Das Ziel der Reise war erreicht.

In den Wäldern von Mannar.

Skizzen und Bilder von P. A. Favril O. M. I. (Ceylon).

2. Auf gefahrvollen Wegen.

Ein wahres Fegfeuer, dieses Mullikulam mit seiner erdrückenden Hitze, seinen unzähligen Mücken, seinen bissigen Ameisen, die einen plagen — man weiß nicht warum. — Schlangen und riesige Eidechsen schlängeln sich mit unheimlichem Geräusch über die Dächer hin, und: platsch! fallen sie wie ein dicker Wassertropfen herunter auf Kisten und Kasten. Und das Trinkwasser erst! Es stammt aus dem großen Sumpfe, worin Büffel und andere Tiere jeglicher Art ihr Wesen treiben, und die Menschen sich baden. Doch beklagen wir uns nicht: Lieber solches Wasser trinken, als Chinin verschlucken.

Zwei Wochen war ich in Mullikulam, da kommt die Nachricht, daß am folgenden Tage der Aufseher der Regierung in Kokupodian Schulprüfung abhalten werde. Ich muß also noch am selben Abend aufbrechen und die ganze Nacht durchreisen, um am nächsten Morgen in Kokupodian zu sein. Aber ein Marsch von 26 Meilen im Sande, in 2 Nächten, wäre zuviel verlangt für meine Ochsen; es müssen Büffel an ihre Stelle treten. — Der Büffel hierzulande ist eine Art wilder Stier, ein überaus träges nnd dummes Tier. Tagsüber haust er im Sumpfwasser, das er bei einbrechender Nacht verläßt, um in den Wäldern zu weiden. In diesen Momenten zeigt er sich etwas gelehriger, läßt sich einfangen und anspannen. Im Gespann selbst bleibt sein Gang aber stets derselbe, mag die Ladung des Wagens schwer oder leicht sein. — Zwei junge Burschen von Mullikulam, Joachim und Pedro, fangen zwei solcher Exemplare ein und bringen sie nicht ohne große Mühe an die Wagendeichsel.

Die schwarze Jugend von Ulakos. (Deutsch-Südwestafrika).

Das Gespann ist fertig, voran! Noch einige wuchtige Stockschläge, und schon ziehen wir hinein in den großen, schweigsamen Wald. Joachim geht an der Spitze, und mit dem Gewehr in der Hand hält er Ausschau nach allen Seiten. Pedro beginnt ein fürchterliches Schreien, stößt Laute aus, bei denen man sich schütteln möchte vor Lachen; das scheint die Sprache zu sein, die ein Büffel versteht. Ich gehe barfuß im Sande hinter dem Wagen her und bete den Rosenkranz.

Drei Meilen sind zurückgelegt, und wir gelangen an einen Sumpf. Das ist verlockend für einen Büffel während der Reise. Unsere beiden Tiere wollten sich natürlich mitsamt dem Wagen hineinstürzen. Doch das darf nicht sein und bald sind sie wieder auf dem rechten Weg. Indessen sträubt sich einer der Büffel und rührt sich nicht mehr von der Stelle. Sich aufhalten mitten im schönsten Marsch ist nicht interessant. Es ist 6½ Uhr; was beginnen? Joachim läßt sich durch eine solche Kleinigkeit nicht verwirren. Er bemerkt einen Büffel, der eben den Sumpf verläßt. Ihm entgegen springen, ihn bei den Hörnern fassen und an den Wagen herbeiziehen ist das Werk weniger Augenblicke. Unser störrisches Vieh hat seinen Vertreter gefunden. Anstatt zwei haben wir nun drei Büffel, einen zum Ablösen.

Drei Meilen bleiben uns noch bis zum Kalaru. Die Nacht bricht herein und mit ihr die günstigste Zeit für unsere Tiere. Die Strecke bis zum Flusse wird dann auch schnell und leicht zurückgelegt; um 8 Uhr abends sind wir am Platze.

Pedro und Joachim spannen die Büffel aus und geben ihnen Reisstroh. Dann wird ein Feuer angezündet. Wir lagern uns im Sande des trockenen Flußbettes und bereiten unser Abendessen. Sanft und klar fällt das bleiche Licht des Mondes herüber vom fernen Himmel, und schwebt hingehaucht wie ein zarter Schleier über dem düsteren Schweigen des Waldes. Ganz still und unbestimmt flüstert und rauscht es im Dickicht, und aus der Ferne dringt der klägliche Schrei des Kuckucks und einiger Nachtvögel zu uns herüber.

Pedro, Joachim und mein Boy sind in der gemütlichsten Laune. Unter fröhlichem Plaudern und Lachen wird der Sand des Flusses aufgewühlt, um Wasser für uns und unsere Büffel zu finden. Das Feuer prasselt lustig; an Brennholz mangelt es keineswegs, die Elefanten haben redlich dafür gesorgt.

Nach dem Essen wird eine Zigarre geraucht, dann knieten wir nieder zum Abendgebet. Nichts stimmt mehr zur Andacht als der tiefe einsame Wald in seiner majestätischen Ruhe. Hierauf werden die Matten ausgebreitet, und nun — schlafe wer kann.

Mit größter Seelenruhe, ohne Furcht vor Gefahr, versenken sich meine Begleiter hinein in die Tiefen des Schlafes. Ich kann kein Auge schließen, das Blut rinnt und stürmt zu aufgeregt in meinen Adern. Die Uebermüdung hält mich wach bis zur Mitternachtsstunde, in der

ich aufzubrechen beschlossen hatte. Meine Wachrufe verhallen ungehört für die Schläfer. Erst durch einige gut applizierte Stöße gelingt es mir, sie Morpheus' Armen zu entreißen. Die Büffel sind gelehrig genug, sich ohne Schwierigkeit anspannen zu lassen, und ich besteige den Wagen. Pedro lenkt das Fuhrwerk mit dem Knüppel in der Hand. Voll und prächtig scheint der Mond auf uns herab, und wir ziehen dahin wie im Tageslichte.

Zwei Uhr morgens war es, als Pedro, der mit seinen Späherblicken alles sondiert, plötzlich die Büffel anhält. Was hat er gesehen? 100 Meter vom Wagen steht am Rande des Weges ein Elefant, in der unzweideutigen Absicht, uns einen schlimmen Streich zu spielen. Pedro steigt ab, nimmt das Gewehr, schleicht sich lautlos durch die Büsche, um dem Tiere näher zu kommen. Der Schuß kracht, und zu gleicher Zeit erheben wir ein fürchterliches Geschrei. Der Elefant stutzt, trottet über den Weg ins Dickicht hinein, und während er davon rennt, zerbricht und zerschlägt er alles, was ihm in den Weg kommt. Die Bahn ist frei, vorausgesetzt, daß er nicht wieder zurückkehrt! Wir ziehen unseres Weges weiter. Das Gewehr wird wieder geladen und das wüste Schreien fortgesetzt; doch wir kamen mit der bloßen Furcht davon.

Um 6 Uhr morgens erreichten wir endlich Kokupodian, eine kleine Christengemeinde von 50 Seelen. Bald erschien auch der Inspektor der Regierung, ein den Katholiken wenig gewogener Mann, um die erwähnte Prüfung meiner kleinen Schule vorzunehmen. Ich begrüßte ihn in herkömmlicher Weise, und erzählte ihm unter anderm auch meine Erlebnisse von diesem Morgen. Der arme Mann! Er fing an zu zittern an allen Gliedern. Denn da er selbst den Wald zu durchkreuzen hatte, um meine Schule von Mullikulam zu besuchen, so fürchtete er für die Haut seiner Ochsen und für seine eigene. Jetzt war es ihm klar, warum keiner von den Schullehrern ihn begleiten wollte: der Grund lag in meiner Geschichte.

Und siehe da! Sofort zeigte er sich recht gesprächig und überaus liebenswürdig, ließ seine Vorurteile beiseite und prüfte meine Schule in geziemender Form. Es war nur ein Manöver, das den Zugang zu meinem Herzen offen halten sollte. Denn am Schlusse kam es ganz kleinlaut über seine Lippen: „Ach, Herr Pater, Sie sind doch wohl so gefällig und nehmen mich mit in Ihren Wagen?"

Die Mission von Fish Creek seit ihrer Gründung.

Geschildert von P. August Forner O. M. I.

Es war am 13. Mai 1900, als der hochw. P. Wilhelm Brück O. M. I. zum erstenmale in die Niederlassung Fish Creek kam. Wie die Patriarchen lebte er meist in Zelten. Zu seinen Diensten stand nur eine alte Kutsche und ein noch älteres Pferd. Der Anfang war also sehr bescheiden. Seit mehreren Jahren schon hatte der Strom der Einwanderung Hunderte von galizischen Familien in die fruchtbaren Landstriche östlich von Rosthern und dann südlich vom Saskatchewan-Flusse geführt. Leider war es eine Herde ohne Hirten, denn keine Priester waren mit ihnen gekommen. Die Patres der zunächst gelegenen Stationen Batoche und Duck Lacke konnten die Seelsorge nicht übernehmen, als Franzosen stand ihnen die slavische Sprache und Nationalität doch zu fern. Msgr. Pascal warf daher sein Auge auf den einzigen deutschen Priester, den er damals in seinem Vikariate besaß, den hochw. P. Brück. Ihm vertraute er die Mission unter den Galiziern an, und P. Brück machte sich auch sofort ans Werk. Zwar besaß auch er nicht die Sprache der Einwanderer, aber er konnte doch, bewaffnet mit einem Beichtspiegel, sich an die Aussprache der polnischen und ruthenischen Laute wagen, die ihm dann auch gelang. Als Wandermissionar mußte er bei der ungeheuren Ausdehnung seines Bezirkes auch Wagen und Gaul haben. Er schaffte sich also beides an, aber, der Wagen war alt, das Geschirr noch älter, der Gaul sehr alt, und eines Tages verlor er die Hälfte seiner Kutsche. So ausgerüstet, trat er die Rundreise zu seinen Schutzbefohlenen an, denen er wie ein Retter in der Not erschien. Die Gutgesinnten lernten gleich seinen Eifer schätzen, und wenn sie in Galizien auch nur bartlose Priester gehabt hatten, so hinderte sie der Bart des P. Brück keineswegs, dem Missionar ihr volles Vertrauen zu schenken.

Im Herbste kam auch der hochw. P. Theodor Max Krist O. M. I. nach Saskatchewan und wurde nun für über ein Jahr der treue Mitarbeiter des P. Brück in Fish Creek und Umgegend.

Was sie in dieser ersten Zeit zu arbeiten und leiden hatten, um den Galiziern Gutes tun zu können, das weiß nur der liebe Gott. Was man von den schwierigsten Missionen im hohen Norden sagen kann, gilt auch für Fish Creek: Jedes Brett ihrer Behausung, jede Schindel auf dem Dache und jede Latte am Zaun weist auf die unermüdlichen Hände der ersten Missionare hin. Heute, wo die Kolonie sich in wohlgeordnetem Zustande befindet, ist es schwer, sich von den damaligen Verhältnissen einen richtigen Begriff zu machen. Im Mai 1901 erhielten PP. Brück und Krist im altehrwürdigen Bruder Guillet O. M. I. eine gute Hilfe. Nach langen Jahren heroischer Arbeit am

Karibousee, im Norden des Vikariates, war er darauf vorbereitet, an der Gründung der Mission mitzuhelfen.

Am 3. Oktober desselben Jahres kam dann nach Fish Creek der Schreiber dieser Zeilen. In Europa hatte er sich die Anfangsgründe der polnischen Sprache angeeignet, und nun hieß es alles aufbieten, um

Katholische Kirche von Fish Creek.

diese vollständig und noch dazu die ruthenische (= klein-russische) zu erlernen. Die Galizier waren hocherfreut, daß sie sich nun ohne Dolmetscher verständigen konnten. Dies ermutigte den Missionar, dem kategorischen Imperativ des hochw. P. Brück Folge zu leisten, als dieser nach zwei Wochen polnische Predigt ansagte. Uebung macht den Meister, und mit der Zeit ging es besser. Doch muß ich gleich bemerken, daß am Anfange, wo der Missionar weniger gut die polnische

Sprache beherrschte, die Frucht seiner Tätigkeit reichlicher und die Aussichten besser waren als später, wo er schon ganz geläufig sprach. Der böse Geist hatte nämlich unterdes sein Werk getan.

Der böse Geist? Welcher Art und woher war dieser Geist?

Es war der Geist des Mißtrauens, der den Missionaren viel Bitterkeit und erfolglose Arbeit verursachte. Anfangs begegneten die polnischen Galizier, welche zum lateinischen Ritus gehören, dem Missionar stets zuvorkommend und gelehrig, bis sie von den Ruthenen (griechischer Ritus!) angesteckt wurden. Die in Pensylvanien erscheinende ruthenische Zeitung ‚Swoboda' (Freiheit), war es, welche unaufhörlich das Feuer schürte, indem sie die Polen aufforderte, sich den Bischöfen des lateinischen Ritus nicht zu unterwerfen. Da diese Bischöfe einfachhin französische genannt wurden, so fingen unsere Polen an, mehr mit Nationalität sich zu befassen, als mit der katholischen Religion. Leider halfen auch die Polen in den Vereinigten Staaten wacker an der Hetze mit, sie, die unaufhörlich nach polnischen Bischöfen für sich allein riefen.

So gab es für die Missionare eigentlich mehr zu dulden als zu arbeiten. Jedoch der Arbeit war soviel, daß sie die Kräfte oft genug überstieg. In den ersten Jahren gab es auf ca. 60 Quadratkilometer keine Kirche, keine Kapelle, nicht einmal ein selbständiges Haus. Die Einwanderer aus Galizien waren zumeist sehr arm und lebten daher meist so karg als möglich. Als man dann mit dem Bau von Kirchen begann, entfesselten die ketzerischen Zeitungen ein wahres Unwetter über die Niederlassung von Fish Creek; ähnlich erging es auch in den Provinzen Manitoba und Alberta. Wohin blinde Voreingenommenheit führen kann, haben wir dabei erleben müssen; selbst das Leben des Missionars wäre nicht verschont geblieben, hätte er nicht rechtzeitige Vorsicht walten lassen.

Bereits im Sommer des Jahres 1901, wo P. Brück für die Galizier eine große Kirche bauen wollte, sah er, daß alle seine Mühen, Opfer, Nachtwachen und alle seine Bemühungen von den Galiziern mit schnödem Undank vergolten wurden. Seine Kirche wollte man nur dann annehmen, wenn sie unabhängig vom Bischof gewesen wäre. So sah er sich gezwungen, das schon angekaufte und auf der nächsten Bahnstation befindliche Bauholz für eine andere Kirche zu verwenden, die nicht auf dem Gebiete der Galizier lag und denselben daher auch nur wenig dienen konnte. Inmitten dieser Schmerzen berief Msgr. Pascal P. Brück nach Prince Albert ab und vertraute ihm die Leitung des dortigen Waisenhauses an.

Die PP. Krist und Forner setzten das von ihm begonnene Werk der Missionierung eifrig fort und ruhten nicht, bis 14 Kirchen oder Kapellen fertiggestellt waren. Es ergreift mich immer ein wehmütiges Gefühl, wenn ich an all die herben Stunden, die das kostete, zurückdenke. Nach den Kirchen kam das Bauen der Schulen an die Reihe,

hier jedoch griff die Regierung selbst ein, sodaß manchem Gepränkel vorgebeugt wurde. Als die Uneinigkeit unter den gut- und schlechtgesinnten Galiziern am stärksten war, benutzte ein aus Rußland verbannter schismatischer Pope die Gelegenheit, um sich hier auf billige Weise einen Namen und viel Geld zu verschaffen. Seinen wahren Namen Stefan Uswolski hatte er mit dem besser klingenden ‚Seraphim' vertauscht. Dazu legte er sich folgenden Titel bei: ‚Metropolit und Oberhaupt der unabhängigen griechischen Kirche in Amerika'. Als solcher spielte er sich in New-York im Jahre 1902 auf und machte den dortigen

P. Gehlen und Schuljugend.

russischen Bischöfen viel zu schaffen. Da es ihm jedoch nicht gelang, sich einen Anhang zu verschaffen, so beschloß er, nach Kanada zu ziehen, und wirklich riefen ihn auch Verräter an der katholischen Sache nach Winnipeg, wo viele sich taufen ließen und ihn als wirklichen griechischen Bischof anerkannten.

Den betörten Ruthenen wollte er so viele Priester ihres Ritus weihen, als sie nur begehrten, nur mußten sie — und das war bei ihm die Hauptsache — eine Gebühr von 2—300 Mark entrichten und zwar vor der betreffenden Weihe. So ließen sich in Manitoba etwa 30, in Alberta ca. 20, hier in Saskatchewan 4 Farmer oder Handwerker zu unabhängigen griechisch-ruthenischen Popen anstellen. Die Wirkung dieser

oft auf Straßen oder in elenden Verließen vorgenommenen Handlungen war eine ärgerniserregende. Wie wir, so mußten auch die PP. Kulawy und Grötschel, die in Manitoba und Alberta mit der Seelsorge betraut waren, zu ihrem Leidwesen erfahren, daß sich ein großer Teil ihrer Gläubigen von den Verführern betören ließ. Seit zwei Jahren jedoch ist der Einfluß dieser durch Protestanten, besonders Presbyterianer und Methodisten, unterstützten Popen fast ganz vernichtet. Gerade der Umstand, daß obige Sekten dieselben besoldeten und auf alle mögliche Weise die Galizier protestantisieren wollten, zeigt, daß die Geweihten Wölfe im Schafskleide waren, Betrogene und Betrüger, die sich bemühten, das verlorene Geld wieder zu gewinnen und sich zur Geltung zu bringen. Viele sind jedoch seitdem reuig in sich gegangen und tun aufrichtige Buße für ihren traurigen Abfall.

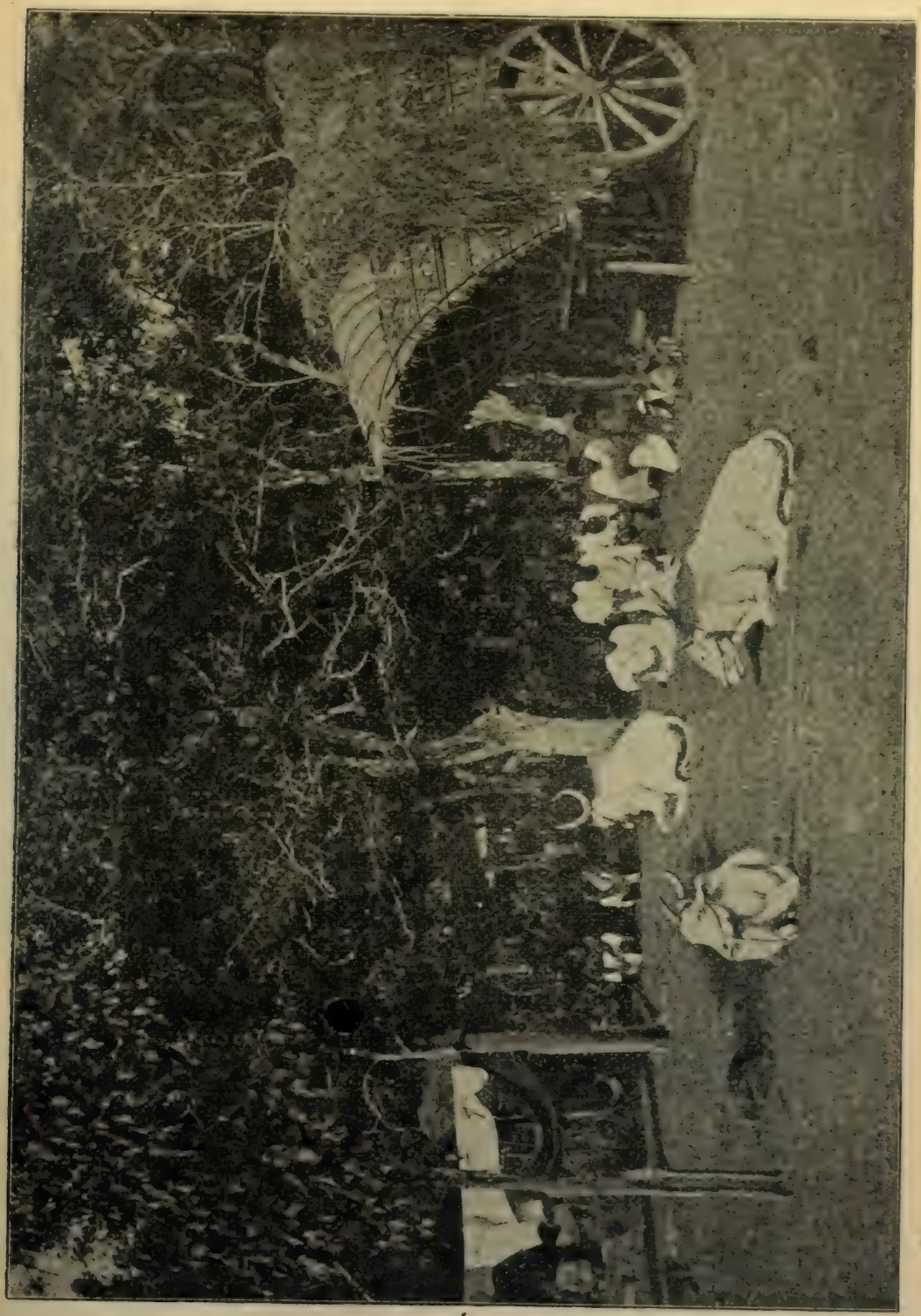
Das ist in allgemeinen Zügen das Bild der Galiziermission in Fish Creek und überhaupt in der ganzen Diözese Prince Albert in den letzten sieben Jahren; bei den neuen Einwanderern wiederholten sich immer dieselben Vorgänge, wie wir sie von Anfang an beobachtet haben.

Ein Wort noch über die wenigen Mestizenfamilien, die rings um die Mission von Fish Creek wohnen, oder gewohnt haben, denn länger als 3—4 Jahre halten sie es gewöhnlich nicht aus. Wenn es heißt: „Das Wandern ist des Müllers Lust", so kann man auch ebenso richtig und wahrscheinlich mit mehr Berechtigung sagen: „Das Wandern ist des Indianers und des Mestizen Lust." Herzensgute Leute sind die letzteren, nur sehr unbeständig, sodaß sie das Mitleid herausfordern. Allmählich gewöhnen sie sich an den Ackerbau, verlieren jedoch sehr viel Zeit mit Herumtrödeln und kommen so auf keinen grünen Zweig.

Alle meine liebgewonnenen Pfarrkinder, Galizier und Mestizen, mußte ich, auf Wunsch meiner Obern hin, am 28. Oktober 1908 verlassen und fortan werde ich meine Tätigkeit den Deutschen in der St. Josefskolonie zuwenden. — „Westlich vom Tramping Lake, an der Grenze von Saskatchewan und Alberta, sollen Sie eine neue Pfarrei gründen." — Diese Bestimmung kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel, und noch jetzt erscheint mir alles wie ein Traum. Doch zögerte ich keinen Augenblick: Samstag erhielt ich den Brief mit der inhaltschweren Botschaft, Sonntag schrieb ich, daß ich Mittwoch reisen würde, und so geschah es auch. PP. Krist, Schweers und Schwebius, die in der St. Josefskolonie tätig sind, waren sehr erstaunt, mich zu sehen und glaubten anfangs, ich käme bloß zu Besuch.

Am 15. November, an einem Sonntagnachmittag, fuhren wir zusammen nach Westen, um meinen eigenen neuen Wirkungskreis, der von dem Gebiete des hochw. P. Schweers abgetrennt werden sollte, zu besichtigen. So fuhren wir acht Tage lang, legten einen Weg von ca. 330 Kilometer zurück und besuchten 7 verschiedene Stationen, von denen in Zukunft mir 4 unterstellt sein sollen. An jeder dieser vier

Stationen wohnen 25—60 Familien, im Frühjahr wird sich diese Zahl aber wahrscheinlich noch verdoppeln. Zwei von den besagten Stationen



Der Rest der Pilger nach Maddu im Urwalde.

liegen in der Provinz Alberta, die zwei anderen in Saskatchewan; die Entfernung zwischen denselben beträgt immerhin 17—36 Kilometer. Da gibt es Arbeit genug für mein Pferd, und der Winter mit seinen bösen

Schneestürmen wird sich mir auf der kahlen Prairie ganz anders fühlbar machen, als in der bewaldeten Gegend von Fish Creek und Rosthern. Doch wie Gott will! Ich beginne nun einen neuen Abschnitt in meinem Missionsleben, möge das Gebet der Leser der Maria Immaculata, die ich auch in meinem neuen Wirkungskreise gerne lesen werde, mich stets begleiten auf meinen langwierigen apostolischen Wanderungen.

Maddu.

Die Geschichte eines Heiligtums in den Urwäldern Ceylons.

6. Auf der Pilgerreise.

Jahrhunderte sind vor unseren Augen vorübergezogen, Zeiten der Freude und Trauer, der Kämpfe und glorreichen Siege, von denen uns das einsame Heiligtum von Maddu erzählt. Ja, einsam ist es hier, wenn du zur stillen Zeit nach Maddu kommst, ich meine von November bis März. In dieser Zeit wirst du wohl kaum etwas anderes finden als die schweigende Majestät des Urwaldes. Nur die Stimme des Leoparden und des Bären ertönt aus dem Dickicht des Dschungelgebüsches, und nur der Büffel und der Elefant suchen in später Abendstunde ein Obdach im Uferholze des stillen Waldsees von Maddu, und nur vereinzelt besucht ein frommer Wallfahrer in dringender Not das Heiligtum.

Aber naht der Monat April, dann ertönt der Pilgerruf: „Auf nach Maddu!“ Und er tönt fort durch alle Monate bis zum November, und es wird lebendig in allen Dörfern, Städten und Inseln, nah und fern. Aus allen Rassen und Ständen machen sich die Pilger auf, ohne Unterschied der Kaste und ohne Unterschied des Glaubens. Alle drängt es, U. L. Frau von Maddu den Tribut der Dankbarkeit und Verehrung entgegen zu bringen. Der arme Teepflanzer verläßt die Plantage und schließt sich dem Zuge an, in welchem der stolze Brahmane schreitet, der an seinem Gewande die Perlen und Edelsteine Indiens zur Schau trägt. Dann kennt der Muselmann die Regeln seines Korans nicht, und der Hindu vergißt, daß er ein Diener Siwas ist. Alle vereinigen sich wie zu einem Triumphzuge, als gälte es, einer geliebten, gemeinsamen Mutter Liebe und Ehre zu bezeugen.

Einstens berief Jehova sein Volk nach Jerusalem, und mit welcher Freude folgte das getreue Israel diesem Rufe: „Wie erfreut war ich, als mir gesagt wurde: Wir steigen hinauf zum Haus des Herrn!“ Und um hinaufzuziehen auf den Berg des Herrn bildete man Pilgerzüge und die Wegkundigen als Führer zählten die Halt- und Lagerplätze, die Umwege und Wegschwierigkeiten, die Auf- und Abstiege. Die Stunde der Abreise wurde bestimmt, die Reiseordnung verkündigt, und es wurde aufgebrochen unter dem Reiselied der Pilger: „Der Herr ist mein Schützer gegen jeden Feind, der Herr meine Hilfe in allen Nöten!“

So geschah die Pilgerfahrt der Israeliten vor Jahrtausenden, und so unternehmen auch heute noch die Tamulen ihre Wallfahrt nach Maddu. Zuerst heißt es: eine Karawane bilden. Das ist nun keine allzuschwere Sache. Alle Mitglieder eines „Valavu“ tun sich zusammen und wählen einen Führer. Valavu bedeutet Garten oder Umzäumung, und man versteht darunter eine Gemeinschaft von verwandten Familien, die zusammen in einer Einfriedigung wohnen. Es ist die Sippe. Denn hier leben Vater und Mutter mit ihren verheirateten

Kindern und mit ihren Enkelkindern. Zuweilen finden sich da auch noch die alten Onkels und Tanten, deren Stammbaum schwer zu verfolgen ist. Alle führen ein gemeinsames Leben und das Gemeinsame ist manchmal so groß, daß es schwer ist zu sagen und herauszufinden, welche Hütte oder selbst welches Zimmer dem Petrus oder Jakobus gehört.

Dem Führer schließen sich die Pilger an; nur einige wenige müssen zur Ueberwachung des Hauswesens daheim bleiben. Hierauf geht es zur Vorbereitung der Reise. Die Männer prüfen die Ochsen und bringen die Wagen in Ordnung. Der Reisewagen ist eine mit Zelttuch überspannte Karre. Auf dem leinenen Dache werden lange Strohbündel befestigt, an der Deichsel blecherne Büchsen aufgehängt, d. h. ehemalige Petroleumkästen, die ihren Beruf verloren haben. Nur noch einige weitbauchige Körbe, einige Pakete verschiedenen In-

Auf der Pilgerfahrt nach Maddu. (Reisewagen des Missionars.)

haltes, ein Sack „punnaku" (Kokosnußkuchen), und die äußere Ausrüstung des Gefährtes ist fertig. Im Innern hat der Karren zwei Stockwerke. Im unteren bergen die Frauen ihre Kleinodien, den Reis, den „karuvadu" (getrockneten Fisch), Gemüse, Früchte, einige Hühner und die Küchengeräte. Das obere Stockwerk ist für die Müden und Kranken bestimmt, denn auch diese müssen mit zu U. L. Frau von Maddu. Wie in Lourdes so empfangen die Kranken auch hier Tröstung in ihren Leiden, Linderung ihrer Schmerzen und oft auch vollständige Genesung, und dafür nehmen sie gern die Beschwerlichkeiten der Reise, das Rütteln und Schütteln des Wagens mit in den Kauf. Das Vertrauen auf Maria stärkt sie in diesen Leiden.

Das Zeichen zur Abfahrt ertönt. Die Ochsen schütteln die breite Stirne, stemmen den starken Nacken, die Joche knarren, und die Wagen rollen voran.

Die Karawane teilt sich in zwei Gruppen: Die Männer allein und die Frauen allein. Erstere ziehen vorauf. Die Kinder werden beiden Gruppen zugeteilt. Diese Abtrennung und Ordnung wird getreu auf der ganzen Pilgerfahrt

beibehalten; nur hin und wieder verursachen die Kinder einige Störung: Dieses ist müde, und man muß auf den Wagen warten; jenes will zur Mutter, und man muß nach vorn eilen, um sie zu finden. Doch das sind nur Nebensächlichkeiten.

Zunächst bewegt sich der Pilgerzug durch die bewohnten Gegenden. Man entbietet freundlichen Gruß den am Wege liegenden Dörfern und Flecken, welche oft die Erinnerung an eine herrliche Vergangenheit wachrufen; heute bilden sie nur noch die letzten Ueberreste jener alten Herrlichkeit. Doch bald sind auch die letzten menschlichen Wohnstätten vorüber: Die Pilgerfahrt lenkt in das Dschungelgebiet ein. Nur langsam stampfen die Ochsen voran, und ihr wuchtiger Tritt wirbelt eine Wolke rötlichen Staubes auf, der die Pilger fast zu ersticken droht. Mit Feuerglut brennt die Sonne vom Himmel nieder, und der Passatwind, der so gewaltig an der Küste die Wogen des Meeres peitscht, und wohl auch noch die Kronen der Baumriesen schüttelt, streift kaum das Blattwerk des Unterholzes und der Schlinggewächse, die den Weg umranken. Drückende Schwüle lastet über dem Lande weit und breit. Aber nicht stockt darum die Pilgerfahrt, und die Reise geht ohne Ermüdung durch den Dschungel vorwärts. Mancherlei Abwechselung bietet sich den Pilgern.

Von Zeit zu Zeit werden die Wallfahrtslieder angestimmt. In eigenartig wehmütiger Weise singen die Tamilen ihre Lieder. Und dazwischen ertönt der Ruf der Fuhrleute, das Knallen der Peitschen und das laute Treiben der Kinder. Auch das Dschungelgebüsch bietet eine solche Fülle von Abwechselung, daß das Auge mit Wohlgefallen auf der bunten Farbenpracht ruht, die sich seinen Blicken darbietet. Welch feine Abtönung am farbigen Blätterkleide des Waldes! Und welch sonderbare Formen und Gebilde der Gewächse! Wie eine undurchdringliche Masse steht der mächtige Kaktus da, wohl zehn Meter hoch, ein Unterschlupf für allerlei gefährliche Reptilien. Darüber erheben die schlanken Palmen ihre fein gefiederten oder fächerartigen Laubkronen, und auf ihren Zweigen turnt eine Schar munterer Affen umher oder ein schwarzer Bär verzehrt mit philosophischer Ruhe in dem Geäst des „palai", Eisenbaumes sein Frühstück.

Plötzlich machen die Ochsen Halt. Ihr Instinkt sagt ihnen: es ist genug. Zehn bis zwölf Meilen sind überwältigt, und in nächster Nähe befindet sich ein Ausspannplatz. Zwei oder drei mächtige Tamarinden erheben sich dort, ein Brunnen liegt in ihrem Schatten, vielleicht auch ein Teich, dessen steinerne Einfassung mit der Zeit in Trümmer gefallen ist. Mehr braucht man zum Ausruhen nicht.

Die Fuhrleute schirren die Ochsen ab, andere eilen zum Brunnen, um Wasser zu schöpfen, die große Menge geht an den Teich, der sich aus grauer Vorzeit noch erhalten hat, um die Füße vom brennenden Staub zu reinigen, und nachdem man einige Augenblicke über die Reiseerlebnisse geplaudert hat, beginnt die Bereitung des Mittagmahls. Das ist das Geschäft der Frauen.

Die Männer gehen indessen auf dem Damme des Teiches spazieren und erzählen sich von der großen Vergangenheit, welche diese künstlichen Wasserbehälter geschaffen hat. Weit geht es in die verflossenen Jahrhunderte hinauf, und längst sind die Erbauer dieser Wasserwerke verschwunden. Aber die Denkmäler und Belegstücke ihrer Tätigkeit sind noch vorhanden Setze den Spaten an und grabe am Damme fünf bis sechs Meter in das Erdreich hinein. Einige ausgehauene Felsen kommen zum Vorschein. Auf ihnen sind die Namen des Königs und seiner Würdenträger eingemeißelt, welche diesen Teich erbauen ließen. Früher fanden sich diese Teiche in ziemlicher Anzahl vor. Ein jeder konnte 15—20 Meilen Land bewässern und das Volk der umliegenden Dörfer konnte zweimal im Jahre Reisernte halten. Doch heute ist das alles nicht mehr. Ringsum wuchert wilder Wald und hier und da ragen, bedeckt mit Moos und

Lianen, die Ruinen eines heidnischen Tempels, oder die Trümmer eines buddhistischen „vihare“ (Klosters) oder die Mauern einer zerstörten katholischen Kirche. So schafft und ändert die Zeit.

Doch inzwischen ist das Mittagessen bereit. Die Proviantsäcke stehen geöffnet, die Brotkörbe sind herabgenommen, der „suru“, gekochter Reis, ist fertig. Alles läßt sich im Schatten der Bäume nieder und wartet, bis ihm von der Hand der geschäftigen Frauen eine Portion Reis mit „Kari-Sauce“ gereicht wird. Aber wie, ohne Teller? Ja, so ist es Sitte hier zu Lande. Das Essen wird in kleinen Körben dargeboten, welche aus Palmblättern verfertigt sind, oder, was noch vornehmer ist, auf einem kleinen Streifen vom Blatte des Bananenbaumes präsentiert. Deshalb werden diese Blätter eigens in Menge mitgeführt. Man gedenkt des noch zurückzulegenden Weges und erfüllt im kühlen Schatten der Bäume gewissenhaft seine Pflicht. Hierauf zündet sich ein jeder, Männer wie Frauen, eine echte Jaffna-Zigarre an und überläßt sich der Ruhe. Gegen 5 Uhr nachmittags wird von neuem aufgebrochen. Die Säcke werden geschnürt, der Proviant wird verladen, die Karren werden in Ordnung gebracht, und weiter geht es, bis der späte Abend sie im Laube des Waldes zur Ruhe bittet. So geht es rastlos 2, 4, 8, 14 Tage voran, immer weiter nach Maddu zu. Und je weiter die Pilger kommen, desto mehr vergrößert sich ihre Zahl. Von allen Richtungen langen die Pilgerzüge an in langen Reihen. Hier hat der Vater oder die Mutter oder eins der älteren Geschwister das Kleine, das nicht mehr mit konnte, auf den Rücken genommen, dort haben sich die Reisenden zum letzten Gebrauch in das Reisegepäck geteilt: Der eine trägt den Reis, der andere die Kochtöpfe, jener trägt einen Hahn oder eine Henne ꝛc. So verschiedenartig aber die Gestalten, die da einherschreiten, sein mögen, alle beseelt nur ein Gefühl, alle haben nur ein Ziel: Maddu. Und endlich, nach langen Tagen, nach vielen Mühen und Beschwerden winken die weißen Mauern der Kirche von Maddu: Das ersehnte Ziel ist erreicht.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinere Nachrichten.

„Seit März 1901“, so schreibt uns P. Böning O. M. I., ein geborener Eichsfelder, „ist mir die Leitung der **Missionsstation St. Josef am Williams-Lake in Britisch-Kolumbien** übertragen. Neben der gewöhnlichen Seelsorge für Weiße und Indianer nehmen zwei andere, sehr wichtige Werke unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, die Schule und die Farm. Erstere ist eine Handwerksschule für Indianerkinder, d. h. unsere Schüler müssen einen halben Tag lernen und einen halben Tag arbeiten, das letztere selbstverständlich immer unter Leitung eines Aufsehers. Gewöhnlich füllt diesen Posten ein Tischlermeister aus, seit langem schon, leider bisher aber immer vergebens, suchen wir einen Lehrer der Landwirtschaft. Dieser würde nämlich dann zugleich die Kinder bei der Arbeit beaufsichtigen. Da wir nun keinen besitzen, muß ich einspringen und beständig die Aufsicht führen, die wenigen Stunden ausgenommen, wo die Schwestern im Lesen, Schreiben, Rechnen ꝛc. unterrichten. Ein Laienbruder wäre uns somit außerordentlich notwendig; bezahlte Laien sind meist hier sehr nachlässig und unsere Knaben, ja sogar die Mädchen laufen denselben dann gern weg. Weil die Eltern nichts zu fürchten haben, behalten sie die kleinen Ausreißer schön zu Hause, anstatt ihnen mit der Gerte den Rückweg zur Schule zu zeigen; der Indianer liebt nämlich seine Kinder, wie ein Tier seine Jungen liebt. Nach siebenjähriger Erfahrung bin ich überzeugt, daß unsere Schule erst dann voll und ganz ihre Wirkung ausüben wird, wenn ein frommer und eifriger Laienbruder die Aufsicht über-

nommen hat. Ja, wer uns einen solchen Laienbruder schenken würde, der hätte unsrer Anstalt einen außerordentlich großen Dienst geleistet.

Nicht allein die Schule, auch der Farmbetrieb verlangt dringend nach Laienbrüdern, weil wir sonst nur auf die Arbeit eingewanderter heidnischer Chinesen angewiesen sind, denen wir natürlich noch dazu einen hohen Lohn zahlen müssen. Hinzufügen muß ich noch, daß wir Laienbrüder haben müßten, die folgende Handwerke verstehen: Schreinerei, Schusterei, Sattlerei, Schlosserei usw. Im Herbste dieses Jahres (1908) werden wir auch ein vollständiges Sägewerk aufstellen. Möchten doch alle jungen Leute, die den Beruf zum Missionsleben als Bruder in sich fühlen, meinen Hülferuf beherzigen, und die Leser der Maria Immaculata mit uns beten, damit dies Anliegen der St. Josefsmission baldige Erhörung finde."

Mattumegala (Diözese Jaffna). Ein denkwürdiger Tag für die Katholiken von Mattumegala und für die kath. Kirche in Ceylon überhaupt war der 27. Sept. 1908. Man feierte an diesem Tage in der neuerbauten Kirche von Mattumegala das erste Fest: Die feierliche Weihe an das göttliche Herz Jesu. Zur würdigen Vorbereitung auf diese schöne Feier begann am 18. September eine Novene, an der sich mit größtem Eifer drei Ortschaften: Nagode, Kandane und Nagama beteiligten. Am Samstag nachmittag wurden die Novenen mit Absingen der feierlichen Vesper geschlossen, und am Sonntag morgen ertönten zum ersten Male die Feierklänge der neuen Kirchenglocken, um den Beginn des Festes anzukündigen. Wie Stimmen himmlischen Friedens, wie ein neues Lebenserwachen schwebten die Klänge vom hohen Turme hin über eine Gegend, die bis jetzt wie im Todesschlafe geruht im Wahn des Götzendienstes und in der Sklaverei des Heidentums. In der mit Blumen und Lichtern festlich geschmückten Kirche hatten sich über 3000 Katholiken eingefunden; außerdem sah man daselbst noch eine stattliche Anzahl Heiden und Vertreter der verschiedensten Religionsgesellschaften. Um 7 Uhr war Frühmesse. Um 9 Uhr sang der Rektor der Mission P. Boulic O. M. I. ein feierliches Hochamt unter Assistenz der hochw. PP. Melga und Joseph O. M. I. Nach dem Evangelium hielt der hochw. P. Joseph in singhalesischer Sprache die Festpredigt. Wie die Stimme des göttlichen guten Hirten selbst, der heute zum erstenmal an dieser Stätte durch seinen Diener sprach, klangen die Worte des Vorspruches vom Altare her: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken." Wollte doch der göttliche Seelenhirt bald selbst unter der Gestalt des Brotes zu seinen Schäflein kommen, um sie künftighin nicht mehr zu verlassen, um von diesem Orte aus das Licht seiner Gnade dauernd in die umgebende Finsternis des Heidentums zu werfen. Nach Schluß der Feier strömte man zahlreich mit Kundgebungen der Freude und des Dankes zu dem beliebten P. Rektor, der seinerseits alle ermahnte, das Herz Jesu eifrig zu verehren, und nach Kräften beizutragen, daß der innere Ausbau dieser schönen Herz-Jesu-Kirche recht bald vollendet werde. — Es war gewiß kein leichtes Unternehmen, an diesem Orte, der stets als ein Mittelpunkt buddhistischen Lebens galt, eine kathol. Kirche zu errichten. Hoffen wir, daß dieser neue Weinberg des Herrn unter dem Segen Gottes und dem Eifer der Missionare recht glücklich weiter blühe u. gedeihe.

Erzdiözese Manitoba, Indianerschule Fort Alexander. Den vielen Freunden des hochw. P. Gehlen O. M. I. in Granterath, Rheinland, werden die folgenden Zeilen, so hoffen wir, recht willkommen sein.

„Pater, wie lange ist's noch bis Weihnachten?" „Kommt Weihnachten bald?" Mit diesen und ähnlichen Fragen werde ich schon 2 Monate vor dem Feste bestürmt von unsern Kindern. Weihnachten ist eben für unsere Indianer und Mestizen, auch die Erwachsenen, das Fest der Feste, ‚Nipa anamihang' = ‚das Gebet während der Nacht'. Da müßte einer schon sehr krank sein, um auf diese Feier zu verzichten. Lange, lange im voraus beschäftigt ‚Nipa anamihang' den Geist derselben, und wer in der Ferne arbeitet, kehrt sicher für Weihnachten zurück. Wenn sie auch Ostern vorbeigehen lassen, am Christfeste gehen sie zum Tische des Herrn.

Am meisten Freude haben natürlich unsere Kleinen. ‚Nipa anamihang'! Da dürfen sie ja gegen Mitternacht aufstehen, in die glänzend beleuchtete Kirche kommen, die Krippe sehen und nachher die lieben Weihnachtslieder anstimmen. Und dann gibts einen Extra-Imbiß und dann, hurra, kommen die Ferien. Kehren sie wieder in die Schule zurück, so strahlt ihnen der Christbaum entgegen und unter dem Christbaum die Geschenke.

Dieses Jahr begannen die Ferien einige Tage früher als sonst, weil eine unserer Lehrschwestern krank geworden war. Die Freude war groß deshalb bei dem jungen Völkchen, nnd auch mir kam der Umstand zu gute. Der Beichtstuhl vom Vorabend des Festes bringt nämlich viel Arbeit. Dann kommen die Indianer und Mestizen von allen Stationen, die keine eigentliche Kirche besitzen, wo der Missionar nur einigemal im Jahre einen kurzen Besuch machen kann. Wir haben in der Mitternachtsmesse ca. 120 Kommunionen ausgeteilt; unter denen, die das göttliche Kind in ihr Herz aufnahmen, war manch einer, der ihm den Zugang während 8, 12, oder gar 20 Jahren verwehrt hatte.

Natürlich ist unsere Krippe aus den bescheidensten Kunstmitteln hergestellt; Holzgenelle, Papier und Farbe spielen die Hauptrolle, aber die kleinen Rothäute können den Augenblick kaum erwarten, wo das Mitternachtsglöcklein das Echo am Winnipeg-See wachruft und sie eintreten dürfen in den Lichteralanz der Kirche. Haben sie sich ihr Plätzchen in dem vollbesetzten Gotteshause erobert und die Krippe erblickt, so legen sie feierlich die Hand an den Mund, und nur ein leises ‚Wa'h, Wa'h' drückt ihre Bewunderung aus.

Fürs gewöhnliche sind auf unserer Station nur 2 Patres. Da uns dies Jahr ein dritter mit seinem Besuche beglückte, so konnten wir feierliches Levitenamt halten. Darum meinten die Kinder nachher: „Dies Jahr war Weihnachten wie es im alten Lande gefeiert wird, von wo der Beter zu uns gekommen ist" In ihrem Religionsbuch haben sie nämlich bei der Beschreibung der europäischen Weihnachtsfeier die Abbildung eines levitierten Amtes. Während des letztern wird Choral gesungen, nachher kommen aber die Lieder in den Indianersprachen an die Reihe und die sollten Sie hören! Auf den Stationen, die zu arm sind, um sich ein Harmonium anzuschaffen, muß die Violine die Begleitung übernehmen. Gesungen wird aber immer aus voller Brust. Nur eines bedauern unsere Kinder, es dauert ihnen nie lange genug.

Schon manche Weihnachtsfeier hat unser Kirchlein mitgemacht, manche Herzen haben in seinen Mauern vor Glück lauter geschlagen, aber jetzt ist es altersschwach geworden, obschon es nur erst 40 Jahre zählt. Seine Mauern sind auch nicht aus Quadern, oder wenigstens aus trotzigen Steinen, nein, aus Holz. wie die meisten Gebäude in hiesiger Gegend. Wenn der Sturmwind bei uns bläst, und das ist oft der Fall, dann höre ich meist ein Krachen, das mich mit düsteren Ahnungen erfüllt. Wir müssen unserm Kirchlein unbedingt zu Hilfe kommen, das ganze Aeußere muß restauriert und der Boden aus wurmstichigen Balken durch einen Steinbelag ersetzt werden. Aber hier heißt es auch zuerst: „Tue Geld in deinen Beutel, viel Geld!" Genug, meine lieben Granterather Freunde werden den Missionar schon verstanden haben und ihn nicht im Stiche lassen. Für jeden Reichsgroschen, der hierher gelangen wird durch freundliche Uebermittlung der ‚Maria Immaculata' werde ich meinen Dank abstatten am Altare der restaurierten Kirche, und der göttliche Heiland wird unser gemeinsamer Schuldner sein.

Abreise in die Missionen. Mitte Januar schiffte sich Bruder Johann Raiber aus der Diözese Rottenburg, bisher im Kloster Maria Engelport tätig, mit P. G. Nordmann O M. I. ein, um sich in die Eismissionen zu begeben. (Apost. Vikariat Athabaska). P. G. Nordmann, der Direktor des Seminars von St. Albert, war als Delegierter für das Generalkapitel der Oblaten nach Rom gekommen. Bruder Raiber wird der 7. deutsche Laienbruder des Vikariats Athabaska sein. Glück auf all diesen wackern Missionsgehilfen!

Einem freundlichst zur Verfügung gestellten Briefe des hochw. P. E. Klaeyle, Rektor von **Usakos, Deutsch-Südwestafrika,**

entnehmen wir folgendes: „So bin ich denn gesund und wohlbehalten in meinem alten Usakos wieder eingetroffen. Die Reise hat mir sehr gut getan, ich gehe neugekräftigt an meine frühere Arbeit. An der Arbeit fehlt es nicht: Schule halten, Religionsunterricht, Pfarrei für die Weißen ꝛc. Zwei Schwestern leisten unschätzbare Dienste; die beiden Brüder besorgen das Materielle. Das ist eine der Hauptsorgen. Der Unterhalt des Missionspersonals samt den Kindern, die auf der Mission erzogen werden, kostet pro Monat ca. 500 Mark, denen nur ca. 300 Mark Einnahmen gegenüberstehen. Von der Präfekturleitung bekomme ich Bescheid, daß es ihr sozusagen unmöglich ist, die einzelnen Stationen zu unterstützen. Was nun tun? Ich habe mich sogleich hingesetzt und Briefe und Karten geschrieben im Vertrauen auf die Hilfe von Deutschland. Gott wird und muß sorgen."

☞ Vom Büchertische. ☜

Für die hl. Fastenzeit empfehlen wir unseren Lesern in besonderer Weise: **Das Leiden unseres göttlichen Heilandes,** erzählt von E. Springer S. J. Preis brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 2.60. Verlag Bonifacius-Druckerei Paderborn. **Kreuzweg** für Priester, Ordensleute und für Christen, die nach Vollkommenheit streben. Von P. Abt S. J. Preis brosch. Mk. 0,30. Obiger Verlag. **Predigten für die Feste des Herrn** von D. Ph. Hammer. 2 Abt. Preis brosch. Mk. 4.50. Obiger Verlag. **Jesus Christus, der Mann der Schmerzen.** Fastenpredigten von P. P. Winkler C. Ss. R. Preis brosch. Mk. 1.–, geb. Mk. 1.80. Verlag von Fel. Rauchs Buchhandlung, Innsbruck. **Das Evangelium dem Volke erklärt.** Von Josef Frasinetti. Ins Deutsche übertragen von P. Leo Schlegel. 2 Bd. Preis pro Bd. geb. Mk. 1.70. Verlag von E. A. Seyfried & Co., München. **Passionsbilder.** Betrachtungen über das Leiden Jesu Christi. Von W. Hagen S. J. Preis brosch. Mk. 1.80, gebunden Mk. 2.50. Herderscher Verlag, Freiburg, **Fastenbilder** (Bd. III. von „An Gottes Hand") von Konrad Kümmel. Preis Mk. 1.80, geb. Mk. 2.20. Obiger Verlag.

Der Weltuntergang. Von Dr. Joh. Rademacher, Professor am kathol. Lehrerseminar, Wien-Mähring. (19. und 20. Heft der Sammlung „Glaube und Wissen".) 160 S. 8°. München 1909. Münchener Volksschriftenverlag. Preis 1 Mk. (= 1 K 20 h = 1 Fr. = 30 Rp.).

Wie die sog. Naturwissenschaft durch die verschiedensten Hypothesen und Behauptungen gerne einen Widerspruch oder eine Unmöglichkeit in der Erzählung der hl. Schrift von dem Entstehen der Welt finden möchte, so macht sie auch alle möglichen Einwände gegen die Worte des Herrn über den Weltuntergang. Dieses gediegene Bändchen der Müchener Sammlung bezweckt nun, diese Einwände zu lösen. Als sicheres Resultat aus den einschlägigen Bibeltexten ergibt sich folgendes: Die Erde nnd die sie umgebende Luftschicht wird durch Feuer zugrunde gehen, d. h. umgewandelt werden. Man braucht nicht notwendigerweise anzunehmen, daß die ganze Erde und das ganze Menschengeschlecht untergehen werden; ein übernatürliches Eingreifen Gottes ist möglich, aber zu dieser Endkatastrophe nicht notwendig; wie und wann diese eintreten wird, bleibt eine offene Frage. — Die Schrift ist sehr interessant, für das Volk wohl zu gelehrt, da manche astronomische und physikalische Gesetze als bekannt vorausgesetzt werden; sie dient sehr gut zur Widerlegung des läufigen Vorwurfes, der Glaube widerspreche der Naturwissenschaft. St.

Materie und Leben. Von Dr. Joh. Ude, k. k. Universitätsdozent in Graz. (21. Heft der Sammlung „Glaube und Wissen". 96 S. 8°. München 1909. Münchener Volksschriftenverlag. Preis 50 Pfg. (=60 h = 65 Rp.).

Der bereits durch andere Schriften ähnlichen Inhaltes bekannte Vf. geht in dem vorliegenden Bändchen von dem wesentlichen Unterschiede der toten und starren Materie und des sich selbst bewegenden Lebewesens aus, um auf diesem

Wege die notwendige Forderung der Naturwissenschaft zu beweisen: ohne das Dasein und das Eingreifen Gottes ist das Leben auf unserer Welt unmöglich. Wesentlich Neues wird wohl nicht geboten, doch ist das Schriftchen von großem apologetischen Nutzen gegen die stets alten Angriffe der Monisten; streng logisches Vorgehen und überzeugende Gründe kennzeichnen den Vf. als Philosophen. St.

Laumann'sche Jugendbibliothek. Herausgegeben von Freunden christlicher Jugend. 28. Lieferung. Preis geb. 1 Mk. Verlag der A. Laumann'schen Buchhandlung in Dülmen i. W.

Keine größere Freude — und wir fügen hinzu keinen besserrn Dienst — können wir der Jugend erweisen, als wenn wir ihr diese kleinen fesselnden Bücher in die Hand geben.

Verzeichnis Nr. 47 einer Auswahl der besten, einwandfreien Jugend-Volksschriften. Von P. J. Saeré. Verlag von Jg. Schweitzer, Aachen.

Das Kleinod der christlichen Mädchen. Verlag von Karl A. Seyfried & Co. in München. Format 16°., 88 Seiten. Broschiert 20 Pfg. 100 Exemplare 16 Mk. Bei größeren Bezügen weitere Preisermäßigung. Zur Massenverbreitung vorzüglich geeignet.

Ein wahrhaft goldenes Schriftchen, verfaßt in der Absicht, den Seelen aller Christen, insbesondere aber der weiblichen Jugend, Liebe zur engelgleichen Tugend der hl. Jungfräulichkeit einzuflößen, welche im mystischen Garten der Kirche ebensoviele reine Lilien hervorbringen sollte, damit wie Frassinetti im Vorwort sagt, „ihr himmlischer Wohlgeruch immer weiter verbreitet, der üble Geruch der stets zunehmenden Verderbtheit der Welt aber wirksam verdrängt würde." Das „Kleinod" wurde mit Begeisterung aufgenommen und erlebte von 1841 bis 1904 in Italien 26 Auflagen.

Die Neujahrskarte hat ihre interessante, weit in vergangene Jahrhunderte zurückreichende Geschichte und hat im Laufe der Zeiten mannigfache Wandlungen erfahren, von denen Blanka von Gündel im 7. Hefte von **„Alte und Neue Welt"** in anmutigem Plaudertone erzählt. Das Heft ist überhaupt sehr reich an trefflichen, unterhaltenden und belehrenden Beiträgen. Auf die Frage: „Wie lebt man in indischen Hotels?" gibt Dr. K. Boeck in einem prächtig illustrierten Aufsatze kurzweiligen Bescheid.

Hochland. Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Herausgegeben von Karl Muth. Verlag der Joseph Köselschen Buchhandlung in Kempten und München. Die gegenwärtige Krise der Weltpolitik, die nun schon seit Monaten die Gemüter in Spannung hält und die Spalten der Presse füllt, behandelt im eben erschienenen Januarheft des „Hochland" Univ.-Professor Dr. Martin Spahn in großzügiger Weise unter einheitlichen Gesichtspunkten. Außer der Eingliederung der einzelnen politischen Ereignisse in einen ursächlichen Zusammenhang wird der Artikel aber noch besonders interessant durch die Einstellung der Betrachtungsweise auf die innere Politik Deutschlands und insbesondere Kaiser Wilhelms II. Man wird allgemein die Empfindung haben, daß das Charakterbild des deutschen Kaisers, das Spahn hier mit psychologischer Meisterschaft entwirft, der Wirklichkeit entspricht. — Ueber das heute brennend gewordene Jugendlichenproblem berichtet Dr. J. Jaeger in „Die Jugendlichen, Gedanken und Berichte zur Strafprozeß- und Strafvollzugsreform". — Eine Art Ergänzung zu früheren Aufsätzen Dr. Fr. W. Foersters über Charakterbildung bietet von der praktisch-medizinischen Seite her der Aufsatz „Hygiene des Geistes, ein Beitrag zu persönlicher und sozialer Kultur" von Nervenarzt Dr. Max Kesselring-Zürich. — Die Würdigung des „Naturalismus Jeremias Gotthelfs" durch Joh. Peter Mauel enthält zugleich eine Rechtfertigung der realistischen Kunst Nanny Lambrechts in ihrer „Armsünderin"; auch die Charakterisierung „Emil Zolas in seinen Briefen" von Thomas Seltz beleuchtet die gleiche Frage unter anderen Gesichtspunkten. Das Hochland-Echo kommentiert die „Trennung von Kirche und Staat" und „Die Frau in der Oeffentlichkeit". Von den kleinen Artikeln seien nur noch genannt „Studentische Arbeiter-

Unterrichtskurse". Das Aufblühen der Tierpsychologie", „Der Mensch der Urzeit", „Debussys Pelleas und Melisande" und „Fra Bartolommeo" u. s. w. Von letzterem Hochrenaissancekünstler sowie von Burne Jones enthält das Heft Kunstbeilagen.

Methodisches Lehrbuch der internationalen Hilfssprache „Esperanto". Vollständige Formen- und Satzlehre auf Grund der deutschen Sprachlehre, mit doppeltem Wörterverzeichnis, Uebersetzungsübungen und Literaturangaben. Von Johann Schröder. 12 Bogen. Oktav. Gebunden 2 K 20 h = 2 Mk. (Bibliothek der Sprachenkunde. 88. Teil.) A. Hartlebens Verlag in Wien u. Leipzig.

In der heutigen Zeit, in der es infolge der ungeahnten Fortschritte der Verkehrsverhältnisse, der Eisenbahnen, der Schiffsverbindungen und demnächst des Luftballons, keine Entfernungen mehr gibt, tritt nicht nur an den Geschäftsmann, sondern auch an die Angehörigen der übrigen Stände häufiger als früher der Wunsch und die Notwendigkeit heran, mit dem Auslande in Verbindung zu treten. Da hier aber die Verschiedenheit der Sprache ein großes Hindernis bietet, so hat man schon häufig versucht, eine Verständigungsmöglichkeit durch eine möglichst einfache, für alle Nationen leicht erlernbare Sprache zu schaffen. Neuerdings gewinnt das sogenannte Esperanto — internationale Hilfssprache — sehr viele Anhänger. Wer sich mit derselben zu befassen gedenkt, dem kann das hier angegebene Werkchen von Johann Schröder recht empfohlen werden. Es ist sehr übersichtlich, knapp und doch reichlich zusammengestellt. Ein Wörterverzeichnis von über 3000 Wortwurzeln macht jedes andere Lexikon in dieser Sprache für den gewöhnlichen Verkehr überflüssig. Das Werk entspricht somit allen Anforderungen, die an ein Lehrbuch gestellt werden können, in vollem Maße.

Die Finanzen des Deutschen Reiches befinden sich bekanntlich in einem kläglichen Zustande. Um diesem Uebel abzuhelfen, hat man außer anderen Steuerplänen auch eine Elektrizitätssteuer ausgeklügelt, die jedoch mit Recht auf allgemeinen und heftigen Widerstand stößt, denn sie wäre gleichbedeutend mit dem wirtschaftlichen Ruin vieler mittlerer und kleinerer Existenzen. Namentlich würde auch die Landwirtschaft von einer solchen Besteuerung schwer getroffen werden. Dies weist ungemein anschaulich ein Artikel des 8. Heftes des **Deutschen Hausschatzes** nach, worin ein technischer Fachmann in der Rubrik „Technisch-wirtschaftliche Mitteilungen" erstens darstellt, von welch enormer Wichtigkeit die Elektrizität im allgemeinen für die heutige Landwirtschaft ist und zweitens zeigt, in welcher Weise eine Elektrizitätssteuer die landwirtschaftlichen Betriebe empfindlich schädigen würde. Der Artikel verdient das Interesse nicht bloß der Landwirte, sondern auch der Nationalökonomen und Sozialpolitiker im weitesten Maße.

„Die christliche Frau", Zeitschrift für höhere weibliche Bildung und christliche Frauentätigkeit in Familie und Gesellschaft. Zugleich Organ für die katholische Frauenbewegung. Herausgegeben vom Charitasverband für das kathol. Deutschland (E. V.) zu Freiburg i. Br. Red.: Hedwig Dransfeld in Werl (Westf.). Jährlich 12 Hefte zum Preise von 5 M. (bei direkter Zusendung mit Berechnung des Portos). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, alle Postanstalten und den Charitas-Verlag zu Freiburg i. Br., Belfortstr. 20.

Im einleitenden Artikel des vierten Heftes behandelt Hans Rippert das sehr zeitgemäße Thema „Die Persönlichkeit als Ziel der Erziehung". In der biographischen Skizze „Bettina von Arnim" von M. Hiemenz lernen wir die geniale und temperamentvolle Schriftstellerin näher kennen und verstehen. Sehr eingehend spricht Elsa Hasse in einem größeren Aufsatz über „Soziale Hilfsarbeit und Arbeiterschaft".

Freie Stunden

Unterhaltungsbeilage der «Maria Immaculata»

XVI. Jahrgang. · Nr. 6 · März 1909.

Das Opfer.

Eine historische Erzählung aus dem Zululande.

„Nein, nein," erwiderte das Häschen spöttisch, „trink du nur dein Wasser! Du wolltest mich ja dessentwillen umbringen."

Der Löwe wurde noch zudringlicher mit Bitten und sprach zuletzt zum Hasen: „So binde mich denn fest an diesen Baum, damit du des Lebens sicher seiest, und gib mir alsdann Honig." Darauf ließ sich das Häschen ein. Mit Vergnügen band es den Löwen an einen Baum, und zwar schnürte es jede seiner vier Tatzen eigens fest. Nun war der König der Tiere so fest gebunden, daß er sich nicht mehr regen konnte. Der graue, kleine Schlauberger gab ihm indessen keinen Honig, sondern trank laut triumphierend nach Herzenslust von dem Wasser und schöpfte sich Vorrat für mehrere Tage. Ja, sein Mutwillen ging soweit, daß er in den Brunnen stieg, sich wusch und sein Näschen darin putzte! —

Als die übrigen Tiere wieder am Brunnen erschienen, staunten sie nicht wenig, ihren Herrn an dem Baume gebunden zu treffen. Sie banden ihn los und fragten dann vorwurfsvoll; „Warum hast du uns das Wasser verunreinigen lassen?" — „Der Hase ist ein Schlaukopf", erwiderte der Tierkönig sich eiligst entfernend, denn die Schande brannte ihm ordentlich aufs Fell.

Der Tiger, der Elefant, der Wolf, der Bär und all die andern schrecklichen Wüstenbewohner übernahmen ebenfalls die Brunnenwache; doch jeder Held ließ sich auf gleiche Weise wie der Löwe von dem Hasen überlisten. Zu allerletzt schickte man die Motte, damit auch sie das Wasser bewache. Der Hase kam und versuchte bei ihr ebenfalls seine List mit dem Honig. Diese achtete aber nicht darauf, sondern setzte sich auf den Hasen, ja drang ihm sogar ins Fleisch, vervielfachte sich zu einem Heer und hielt ihn so fest, bis die anderen Tiere kamen.

„Brüder," sagte jetzt der Hase in seiner größten Not, „wenn ihr denn wirklich meinen Tod beschlossen habt, so versucht es nicht, mich mit einem Messer zu töten, denn das würde vergeblich sein; nehmt mich vielmehr beim Schwanze und schlagt mich tüchtig auf den Boden, so werdet ihr meiner gleich los sein."

Sie taten es. Doch siehe! Beim Hinschlagen riß der Schwanz aus und der Hase suchte sein Heil in der Flucht. Seitdem trägt er den Beinamen ‚Chadalago' — ‚Schlaukopf'.

So lautete die Fabel der Tetwa, und Godongwayo erkannte, daß jene Stimme ihn zur Flucht aufforderte. Also fliehen mußte er und sich dem Schicksal anvertrauen.

6. Kapitel.

Der nächtliche Ueberfall.

Drüben im Westen verglühte der Tag, — der Tag, dessen Ende in Tetwa herbeigesehnt ward. Die Nacht dunkelte bereits über den Bergen. Aus den Tälern stiegen die Abendnebel, duftig und fein, wie wirbelnder Rauch von den goldenen Körner, die man zum Opfer auf die glühende Kohle gelegt. Und wallende Schleier wob der Abend aus den Nebeln über die Felder, die zur Ernte reif standen, und die Wälder, die im Wetter und Sturm als getreu sich bewährt hatten, und über die Heide droben auf den Hügeln und über die Kraale drunten in der Niederung.

Und die Abendruhe lagerte über Tetwa, alles friedlich und still wie der Himmel, an dem die hellblinkenden Sterne zur Wacht über den Königskraal heraufzogen.

Friedlich und still?! Allerdings nur wenige von den Menschen, die jetzt im Hoflager Jobe's, des Königs von Tetwa, zur Ruhe gingen, ahnten, daß eine schreckliche Bluttat bevorstand.

Aber dort auf den Bergen, wo die Nacht dunkelte, saß der Tod, der Knochenmann mit der blinkenden Sense, mit dem rinnenden Stundenglas in der Hand. Der hohle Blick war abwärts gerichtet auf das Leben drunten im Tale. Wie ein König saß er da, der Tod, wie ein Feldherr, der im Begriffe stand, einen beutereichen Raubzug zu unternehmen. Und im Hochgefühle seiner Macht überschaute er die Menschenbeute, die ihm für diese Nacht zugesichert war und im Vorgefühl seines Sieges blicke er auf dem rinnenden Sand im Glase. Sandkorn um Sandkorn rollte. Ein jedes von diesen winzigen Körnchen brachte ihn, den kalten Knochenmann, näher heran an das pochende, warme Menschenleben, das dort unten im Königskraale schlief, sorglos und unbekümmert, und das dennoch die letzten Atemzüge atmete. Diese Nacht, die jetzt über Tetwa heraufzog, war die Nacht des Todes. Ja, sie war seine Nacht. Keiner würde sie ihm streitig machen. O wie wollte er schwelgen in dem frischen, warmen Blute dieser Menschen! Ha, diese Menschen wußten noch nichts von dem durch das Kreuz Christi überwundenen und gemilderten Tod, nichts von dem durch Christi Tod versöhnten und verwandelten Tod, noch nichts von dem durch Christi Blut erlösenden und befreienden Tod. Hier war er noch der alte, heidnische, erbarmungslos tötende Tod.

Und ihm dienten als Kriegsknechte heidnischer Wahn, Aberglaube und Zauber. Sie sorgten unter den betörten Menschen für reichliche Opfer. Im heidnischen, wilden Greuel lag seine Macht, ach, und keine höhere, menschenfreundliche Kraft war nahe, um der seinen Einhalt zu gebieten. Diese Nacht war die seine. Auf denn, zum blutigen Beutezug! —

Der Mond berührte eben die zackige Linie, als eine Schar von zwanzig bewaffneten Kriegern im Schatten der Hütten sich geräuschlos vorwärts bewegte. Und so oft sie einen vom Mondlicht beleuchteten Platz überschritten, glitzerten die blanken Speerspitzen wie große Feuerschwärmer und verschwanden dann wieder im Dunkel des Schattens.

Die weißen Straußenfedern waren zu einem phantastischen Kopfputz aufgebunden. Wild flatterten zu beiden Seiten des Kopfes die bunten Lappen von Affenfellen, und das farbige Band von Kuhschwänzen, die rings um den Hals aufgehängt, schlug beim Laufen auf Rücken und Brust. Fest hielt die Linke den kleinen runden Schild aus Ochsenleder und fest preßte die Rechte die Assegai und die Wurfkeule. Lautlos und schnell bewegten sich die Krieger auf den nächtlichen Pfaden voran. Es geschah auf Befehl des Königs.

Näher und näher rückten sie heran an die verhängnisvolle Hütte, in welcher die Söhne des Königs schliefen. Dort angekommen bildeten sie einen Kreis um diese Hütte und um die Jünglinge, die darin schliefen. Schweigsam standen sie eine Weile, schweigsam wie die Nacht. Dann erhob einer der Krieger den Speer. Es war das verabredete Zeichen.

Jetzt, Tod, hat deine Nacht und deine Arbeit begonnen.

Eben tauchte der Mond, an dem eine Wolke vorübergegangen war, mit hellem, klaren Lichte am Himmel wieder auf und sandte seine kalten Strahlen in das ruhige Lager. Da stieß die Mörderbande, die zum blutigen Handwerk bereit stand, einen so furchtbaren Schrei aus, daß die Schläfer jäh erwachten und das Herz der Menschen von Tetwa erbebte.

„Auf! Auf! Ihr Söhne von Schlangen, die ihr euren König ermorden wolltet. Auf! Auf! und heraus, eurem Schicksal entgegen!“

„Wer ist's, der seines Vaters Blut vergießen wollte?“

„Wer ist's, der Weinen und Wehklagen über das Land bringen wollte?“

„Wer ist's, den es gelüstet nach dem geraubten Throne?“

„Wer ist's, der eines alten Mannes Blut trinken will?“

„Godongwayo ist's, mit dem Herzen der Spinne.“

„Tanna ist's, den der Hauch der Eidechse erzeugte.“

„Darum heraus! Im Flammenschein der eigenen verlassenen Hütte sollt ihr verbluten.“

So sangen und heulten die Krieger, die Henker des Königs von Tetwa, und umtanzten in wilden Sprüngen und Gebärden die Hütte.

Und wiederum sangen sie:

„Auf! Auf! Ihr Söhne von Schlangen, die ihr euren König ermorden wolltet. Auf! Auf! und heraus, eurem Schicksal entgegen!“

„Wer ist's, der seines Vaters Herz verschlingen wollte?"
„Wer ist's, der die Felder uns und die Hütten einäschern wollte?"
„Wer ist's, den es verlangte nach dem geraubten Ahnenstabe?"
„Wer ist's der eines Königs Seele verwandeln wollte?"
„Godongwayo ist's, mit dem Herzen der Spinne."
„Tana ist's, den der Hauch der Eidechse erzeugte."
„Darum heraus! Im Flammenschein der eigenen verlassenen Hütte sollt ihr verbluten."

Noch waren die letzten Worte nicht verstummt, da stieg an der anderen Seite der Hütte, dem Eingange gegenüber, eine Flamme auf, blutigrot und hoch, wie der drohende Finger einer Geisterhand. Und prasselnd fuhr die Flamme in das dürre Flechtwerk der Hütte, von unten fuhr sie in feuriger Linie nach oben und von rechts nach links zog sie den brennenden Kreis.

In einem Augenblicke war Tetwa wie am Tage hell erleuchtet und wie am Tage stark belebt. Alles stand in Verwirrung.

Aus dem niederen Eingange der brennenden Hütte krochen die Jünglinge, die Söhne des Königs, wie eine Brut aufgestörter Enten und suchten zu entkommen. Aber vergebens. Einer nach dem andern fiel auf dem Platze, wo er stand, den kalten, blitzenden Stahl tief in der Brust.

Der herzlose Knochenmann feierte seine Nacht.

Die Krieger hatten strengen Befehl erhalten, jeden zu töten, der in der Hütte schlief, denn die dort schliefen waren Brüder und Söhne des Königs. Aber der König selbst hatte es so befohlen, gehorsamst hatten die Krieger diesen Befehl ausgeführt. Fünf blutige Körper lagen bereits auf einem Haufen neben dem Eingang mit der klaffenden Wunde in der Brust, mit gebrochenen Augen, die auf die Mörder gerichtet waren. Und rotes, dampfendes Blut lag auf der Erde, und Tropfen sickerte zu Tropfen und sie bildeten ein Bächlein, das durch das taufeuchte Gras den Hügel hinunterfloß. Es floß das Blut der Söhne Jobe's, des Königs der Tetwa, und der Vater selbst war es gewesen, der diesem Blutstrom die Quelle in den Herzen seiner Kinder geöffnet hatte. Das Blut der Königssöhne floß, und mit ihm entströmte die Kraft und der Stolz von Tetwa. Der König hatte im blinden Aberwahn und Argwohn sich in das eigene Fleisch geschnitten. Grimmig und drohend blickten die mächtigen Häupter der Bergriesen von Tetwa durch die mondhelle Nacht herüber auf den feuerdurchloderten Königskraal. Jetzt, ihr Ahnen von Tetwa, schützet euer Volk und euer Reich!

Aus einer schmalen Höhlung an der Schattenseite der Hütte glitt eine hohe Gestalt, schlank und geschmeidig; der hohen Ringmauer strebte sie zu, die den Kraal umgab. Niemand hatte an eine Flucht gedacht. Aber die plötzliche Starre, die über die Krieger gekommen war, dauerte nur einen Augenblick. Im Nu wurde ein Dutzend rot blinkender Assegais in der Richtung gezielt, in der die Gestalt entfloh. Im hellen

Scheine der niederbrennenden Hütte sah man sie jetzt über die Ringmauer im gewaltigen Sprunge setzen. Ein prasselnder Speerhagel sauste ihr nach und ein Schrei — ach! ein Speer hatte sein Ziel erreicht und traf mitten in den Rücken.

Ein Triumphgeheul der Krieger erscholl und einige derselben machten sich auf den Weg, ihr Werk jenseits der Ringmauer zu vollenden.

„Zurück", erscholl das Kommando. „Zurück, an eure Arbeit. Laßt die Heuschrecke fahren; sie hat ihren Teil."

Die Krieger kehrten zu ihrer Arbeit bei der Hütte zurück.

Da erschien aus der nämlichen Höhlung an der Seite der Hütte eine zweite Gestalt; es war Tana. Aber noch keine zehn Schritte weit war er gekommen, als eine schwirrende Assegai, gut gezielt und geschleudert, tief in seinen Rücken schlug. Tana, des Königs ältester Sohn, fiel tot zu Boden.

Die Krieger warteten einige Augenblicke, um den einen oder den anderen noch zu töten, der etwa in der brennenden Hütte am Leben sein möchte. Sie warteten lauernd, wie der Marder auf die Beute, bis mit dumpfem Krach das hölzene Fachwerk nachgab. Eine dichte Rauchwolke, vermengt mit Asche, stieg auf, als die verhängnisvolle Hütte zusammenbrach.

Da lag die Zukunft und der Stolz der Tetwa — ein glimmender Aschenhaufen. Und der Tod schwang siegreich die blutige Sense, triumphierend hielt er das rinnende Glas. Diese Nacht war sein gewesen. Reiche Ernte hatte er gehalten, und reiche Ernte gedachte er demnächst zu halten. Denn dieses Volk, das er von den rauchenden Trümmern der Hütte und von den kalten Körpern der Ermordeten herab überblickte, saß noch in Finsternissen und in Todesschatten. Noch manche Garbe gedachte er da zu schneiden. Wann? Der Knochenmann schaute auf den sickernden Sand im Glase. —

Schrecken und Verwirrung war in Tetwa eingezogen. Alles stand in wilder Panik. In den Viehkraalen brüllte das Vieh und scharrte den Boden. Das klang dumpf durch die Nacht wie das Scharren der Totengräber. In den Hütten weinten und schrien die Kinder. Die Weiber flohen mit den Säuglingen auf dem Rücken nach allen Richtungen und ihr gellender Ruf war: „Feuer und Tod!" Und das Echo aus den Bergen klang dumpf und klagend: „Feuer und Tod!"

Die Männer schlugen mit den Waffen auf die ledernen Schilder und rotteten sich zusammen. Langsam kamen sie heran, um den Grund der schrecklichen Verwirrung zu erfahren.

Eine Abteilung der königlichen Wache tauchte auf und erzählte den wartenden Männern den Sachverhalt und ihre neue Meldung lautete: „Heute Nacht soll kein Blut mehr fließen."

Der Blutbefehl des König war ja erfüllt; die Speere hatten das Blut seiner Feinde getrunken; der vermeintliche Frevel war gerächt.

So zerstreute sich wieder das Volk. Die Sterne wandelten ihre Bahnen, bis der Morgen anbrach über Tetwa und seiner Not. —

Langsam rötete sich im Osten der Himmel, und die Sonne ging auf über den Bergen und Hügeln von Tetwa. Wie oft schon war sie diese Wege gewandelt, wie oft schon hatte sie dieser Erde und diesem Volke ihr goldenes Licht und Wärme und Leben gespendet. Und sie hatte dies Volk geschaut in seiner Fröhlichkeit und Munterkeit an jungen Tage. Und sie sandte ihre blitzenden Strahlen von hoher Bergzinne hinab. Da leuchteteten sie auf, blutigrot, nicht im lichten Taugefunkel der Gräser und Blüten, sondern in den Bluttropfen getöteter Menschen.

Die Sonne stand über Tetwa und über seinem blutigen Schauspiel. Im Kreise lagen sieben Leichen, sieben Brüder — und harrten der Erscheinung des Königs.

Der König kam. Langsam kam er, in gemessenen Schritten. Er war seiner Sache sicher. Im Bewußtsein seiner Macht und Würde kam er, mit rollendem Blick. Er hatte seinen Thron behauptet. Da lagen seine Söhne — nein, seine Feinde. Mit verschränkten Armen stand er vor ihnen und zählte: „Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs — sieben — — —. Zum Henker", schrie er mit donnernder Stimme, „sollten es nicht acht sein? Ich zähle nur sieben."

„Ja, mein Gebieter und König", antwortete zitternd Magidi, der Marschall, „Umzombe welizwe — du Weltenbeschützer, der du rasselst mir deinen Speeren, und lässest sie schwirren, und es fallen ganze Reihen deiner Feinde, ja, umadendebula — der jedem Hindernisse gewachsen ist und jeder Gefahr entrinnt — aber einer ist entkommen."

„Entkommen?!" schrie der König wütend. „Du Eidechsensohn, sagte ich dir nicht, zu zusehen, daß keiner entkomme? Wer ist es, den du hast entschlüpfen lassen aus deinen Weiberhänden?"

„Godongwayo, 'Ngwenya, edhba abaweli — du Krokodil, das verschlingt jene, die den Fluß überschreiten", entgegnete Magidi, das Haupt vor Scham gebeugt. „Aber Verrat war im Spiel".

(Fortsetzung folgt.)

Mit bischöflicher Genehmigung.

Nachdruck sämtlicher Beiträge und Erzählungen untersagt. Der Nachdruck aus den kleineren Nachrichten nur bei genauer Quellenangabe gestattet.

Alle Angelegenheiten betreffend Redaktion und Expedition sind zu adressieren an
Redaktion der ‚Maria Immaculata'; Hünfeld bei Fulda.

Druck der Fuldaer Actiendruckerei, Fulda.

Maria Immaculata

Illustrierte Marien- und Missions-Zeitschrift

Organ des Marianischen Missions-Vereins

Herausgegeben von der deutschen Ordensprovinz der PP. Oblaten M. I.

XVI. Jahrgang
Heft 7 · April 1909.

Verlag des Missionshauses St. Bonifatius Hünfeld b. Fulda.

Die Zeitschrift „Maria Immaculata" erscheint monatlich mit der Unterhaltungsbeilage „Freie Stunden" und der literarischen Beilage „Vom Büchertische". Preis pro Jahr Mk. 2.00 für Deutschland und Oesterreich; Mk. 2.50 fürs Ausland. Zu beziehen von dem Missionshause oder durch den Buchhandel.

Anzeigenpreise: Die einspaltige, 55 mm breite Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg. Die ganze Seite von 128 Zeilen Raum Mk. 20.— Die halbe Seite Mk. 12.—

Elternpflichten.

Zeitgemäße Plauderei.

III.

Heute wollen wir das Kapitel von den Elternpflichten schließen. Zuvor möchte ich jedoch ein ernstes Wörtlein noch reden mit den Müttern der zukünftigen Missionare. Ins Herz möchte ich ihnen schreiben, was ich zu sagen habe und zwar mit unauslöschlichen Buchstaben, so daß es ihnen in der Seele brennt und sie das Gefühl nicht los werden: ‚Der Zeitgemäße hat recht, das werde ich nie vergessen.'

Und was ich zu sagen habe ist dies: Mutter, du hast den Beruf deines Kindes erkannt, du arbeitest und opferst, damit derselbe sich ganz und ungestört seinem erhabenen Ziele widmen kann; eines bleibt dir jetzt noch übrig: Du mußt den Beruf deines Sohnes auch *pflegen und schützen*. Glaube also nicht, daß du genug getan hast, wenn du deinem Sohne die auf dem Prospekt der Missionsanstalt vorgeschriebene Anzahl von Strümpfen gestrickt, die Hemden fein gebügelt, die Anzüge und Schnupftücher, weiße und rote, fein eingepackt in die große Kiste, die ins Ausland soll, auch die Servietten nicht vergessen, obschon du von der erhabenen zivilisatorischen Wirkung derselben dir keinen rechten Begriff machst. Nein, dies alles genügt nicht, mit der Uebergabe deines Kindes an die Missionsanstalt darf dein Einfluß auf den Beruf desselben nicht endigen, du bist und bleibst Mutter, auch wenn dein Kind im Kloster weilt. Das wirst du wohl nicht bestreiten, aber große Augen wirst du wahrscheinlich auftun, wenn ich sage: *Dein Sohn wird später als Ordensmann und Missionar das sein, wozu du ihn gemacht hast.* Welcher Art ein Haus wird, das hängt ab vom Fundament und den Grundlinien. Du bist es aber grade, welche den Grundstein zu legen hat für die Erziehung deines Kindes, du gräbst die Haupt- und Richtlinien in sein Denken, Fühlen,

Urteilen und Handeln. Daß dein Kind ein Missionar werden soll, das ändert nichts an dieser Wahrheit, im Gegenteil, die Seele solcher Kinder ist empfänglicher, ihr Charakter biegsamer, darum ist dem Wirken der pflegenden und schützenden Mutterhand hier noch mehr Spielraum gegeben als sonst.

Ich will natürlich den Einfluß des Vaters keineswegs ausschließen oder auch nur gering schätzen, aber im allgemeinen ist der Vater in der Erziehung mehr die Berufungs-, während die Mutter die erste und ordentliche Instanz bildet. Mit Recht sagt ein neuerer Schriftsteller: „An dem Mutterherzen keimt der Geist der Völker, seine Sitten, Vorurteile und Tugenden, mit anderen Worten die Gesittung des menschlichen Geschlechtes." „Es ist eine allgemeine Regel," schreibt ein andrer, „von der ich fast gar keine Ausnahme gefunden habe: Die bedeutenden Männer sind die Söhne ihrer Mütter, sie tragen das Gepräge des moralischen Seins ihrer Mütter an sich." „Die größte Wohltat, die Gott einem Menschen in der Natur zuwenden kann, ist ohne Zweifel das Geschenk einer wahrhaft christlichen Mutter," pflegte der berühmte Bischof von Mainz, Wilhelm E. von Ketteler zu sagen, und St. Augustinus bekannte: „Alles was ich bin, verdanke ich meiner Mutter; sie hat mich nicht nur für diese Welt geboren, sondern mir auch das Leben der Seele erlangt." Solcher Aussprüche ließe sich ein ganzes Buch voll zusammen tragen, und wenn auch die Ansichten über Ziel und Mittel der Erziehung himmelweit auseinander gehen, darin sind Männer aller Richtungen, Parteien und Religionsbekenntnisse einig, daß es die Mutter ist, welche den Ausschlag gibt. Darum sagte auch einst Pius IX.: „Gebt mir wahrhaft christliche Mütter, und ich will die sinkende Welt retten." Man kann ebensogut behaupten: Gebt uns wahrhaft christliche Mütter, und wir werden viele und große Missionare erhalten. Daß der Beruf zum Missionarsstande nur in solchen Familien keimt, die sich des Kleinodes einer wahrhaft christlichen Mutter erfreuen, das habe ich von Anfang an stillschweigend vorausgesetzt, aber auch der schon aufgegangene Beruf, und dieser erst recht, verlangt noch der Pflege einer solchen Mutter.

Eine wahrhaft christliche Mutter! Also keine solche, die etwas angehaucht ist von Frömmigkeit, beim Beten gern den Kopf auf die Seite neigt, mit den Vaterunsern nach Tisch und beim Abendgebet nicht fertig wird, daneben aber an mancherlei Sucht leidet als da ist: Putzsucht, Vergnügungssucht, Klatschsucht. Eine wahrhaft christliche Mutter ist eine Frau, die es ganz selbstverständlich findet, daß in ihrem Hause Regierung geführt wird nach der Antwort auf die erste Frage des Katechismus: Wir sind auf Erden, um Gott zu erkennen, ihm zu dienen und dadurch in den Himmel zu kommen. Eine solche Frau holt sich ihre beste Erziehungsweisheit auch nur von dem Bilde des Gekreuzigten, das in ihrer Stube am Ehrenplatze hängt; ihr höchstes

Die Kreuztragung Christi. Nach dem Gemälde von Raphael.

Vorbild ist die holdseligste und reinste aller Frauen; jeder, auch der geringste Anflug von Unlauterkeit weicht vor einer solchen Frau zurück. Das ist eine wahrhaft christliche Mutter.

Sie wird den Beruf ihres Sohnes schützen und pflegen zuerst durch ihr Beispiel. Was der angehende Ordensmann und zukünftige Missionar am meisten braucht, ist Opfergeist und Selbstverleugnung. In den ersten Wochen und Monaten sind ja diese Opfer nicht allzugroß. Alles ist ihm neu in dem großen Hause, wo es mehr Treppen, Zimmer und Säle gibt als zu Hause Fensterscheiben. Das Studium zeigt anfangs auch bloß die schöne Seite. Gut verpflegt wird es sicher, unser Studentlein, es braucht nicht einmal zu sagen ‚Tischlein deck dich.' Für Erholung und Spaziergang ist reichlich gesorgt, und wenn er glücklich das tägliche Programm mit seinen vielen, aber leichten Nummern abgewickelt hat, dann nimmt ihn der Strohsack mit offenen Armen auf. Was er zu Hause nicht geträumt hätte, im Kloster gibt es sogar Blas- und Streichmusik und gar Theater. Allmählich fühlt er doch wie die strenge Hausordnung, das Stillschweigen, das unausgesetzte Studium ins Fleisch schneiden. Nicht jeder Tag bringt hellen Sonnenschein, das gilt schon vom Wetter und den vier Jahreszeiten. Wenn er auch gerade keine Maus findet in der Suppe, so findet er vielleicht ein Haar anderswo. Dieser oder jener Mitschüler sagt ihm nicht zu, und vergessen wir nicht das Heimweh. Kein Zweifel, Opfergeist und Selbstverleugnung sind keine überflüssigen Ausstattungsartikel für den Zögling in der Missionsanstalt. Und je mehr er voranschreitet, desto mehr braucht er von diesem Artikel. Als Novize und Scholastiker muß er sich später noch zu höhern Opfer erschwingen, wenn er die Gelübde ablegen soll. Zu diesem Aufschwingen bedarf er eines Stützpunktes, eines Sprungbrettes möchte ich fast sagen. Immer und immer wieder wird da der Sohn hinschauen auf seine Eltern, Geschwister und Mitbrüder, ganz besonders aber auf das Bild seiner Mutter, das er mitgenommen ins Kloster, — ich meine nicht ihre Photographie — und sein Leben lang heilig hält und verehrt. Sage nicht, daß Kinder zu unverständig sind, um das Erhabene, das Heilige und Erbauende aus ihrer Mutter herauszufinden. Es handelt sich hier nicht um gelehrte Betrachtungen, sozusagen um Sezieren ihres Herzens. Wie die Luft uns unbewußt durch die Poren des Körpers eindringt, so muß das gute Beispiel der Mutter in allen Tugenden den Missionszögling wie eine geistige Atmosphäre einhüllen und durchdringen.

Den Beruf des Sohnes muß die Mutter zweitens schützen und pflegen durch ihr Gebet. Beim Eintritte in die Missionsanstalt wird keineswegs verlangt, daß dein Kind den Heiligenschein fix und fertig mitbringe. Aber verlangt wird, daß dein Kind den Jesusknaben nachahme, der zunahm, wie an Alter so auch an Gnade und Weisheit vor Gott und den Menschen. Dieser Fortschritt hängt nun zwar ab von

unserm freien Willen, er ist aber in erster Linie ein Geschenk des Himmels. Mutter, tu also dem Himmel Gewalt an für dein Kind, du kannst das, denn du bist Mutter, und der Menschensohn hat einst gesagt: Wenn ihr den Vater um Brot bitten werdet, dann wird er euch keine Steine geben.

Der reinste Ton, der durch das Weltall klingt,
Der reinste Strahl, der zu dem Himmel dringt,
— — — — — — — — — — —
Ihr findet sie allein, wo fromm gesinnt,
Still eine Mutter betet für ihr Kind.
— — — — — — — — — — —
Ich lasse mir die Botschaft rauben nicht
Die Himmelsbotschaft, welche zu uns spricht:
Daß Engel Gottes stets versammelt sind,
Wenn eine Mutter betet für ihr Kind. (F. Stolle.)

Ein ausgezeichnetes Mittel, auf den Sohn bildend einzuwirken sind auch die Briefe der Mutter. Die Tage, an dem ein Schreiben von ihrer Hand anlangt, sind rot angestrichen im Kalender des Missionszöglings. Da ist der Himmel noch einmal so blau, die Vögel singen schöner und alles wird leichter. Sicherlich fallen ihre Worte auf gutes Erdreich und bringen hundertfältige Frucht. Nur mußt du auch aus dem Herzen heraus schreiben, das Briefschreiben nicht als lästige Pflicht empfinden, sondern liebend eingehen auf deines Kindes tägliches Leben und besonders ihm immer wieder vor Augen stellen die Schönheit seines Berufes. Natürlich dürfen es keine Predigten sein, sonst werden deine Briefe nur einmal gelesen, und das ist zu wenig. Mußt auch schon mal vom Zeugnis sprechen und den Finger heben, wenn die Noten von der goldenen Mittelstraße nach unten abweichen, oder dasselbe noch mit besonderen Bemerkungen versehen ist.

Was dem geschriebenen Wort an unmittelbarer Kraft abgeht, das wird ersetzt durch das gesprochene, wenn der Studiosus in die ersehnten Ferien kommt. Ja, in den Ferien, da kannst du ihm sagen, was sich nicht gut schreiben läßt, du kannst dann auch mit ihm beten. Das alles kannst du, aber eines mußt du: Wachen mußt du über seinen Beruf. Wache darüber, daß er oft und regelmäßig zu den hl. Sakramenten geht, wache über seine Lektüre, wache aber besonders über seinen Umgang. Gar oft sind Freunde und Verwandte bei der Hand mit dem Satze: „Er muß die Welt kennen lernen." Dabei schauen sie den Missionszögling so mitleidig an, als wollten sie sagen: O Gott, ich danke dir, daß ich nicht so grün bin, wie dieser da. Er soll die Welt kennen lernen! Darum schleppen sie ihn dann in Wirtshäuser, Restaurants, Hotels ersten und zweiten Ranges, an Vergnügungsorte, in Museen, Galerien, Ausstellungen, Kastans Panoptikums, Zirkusse, auf Regatten, Pferderennen und was weiß ich, überall, wo es etwas zu sehen, zu hören und zu genießen gibt. Er soll die Welt

kennen lernen! Einverstanden damit, wenn es sich erstens um die Kenntnis *seiner selbst* handelt. Besonders soll er erkennen lernen, wie er selbst außerhalb des Klosters ist und handelt, das ist nämlich ein getreuer Spiegel. Er soll auch weiter die menschliche Natur im *allgemeinen* kennen lernen, darum seine Augen recht offen halten, um des Menschen Tun und Lassen im richtigen Augenblicke zu ‚knipsen,' aber ohne Kamera. In der großen Kunstgalerie Gottes, d. h. der freien Natur, soll er ein fleißiger Besucher sein. Und wenn er mit hinauszieht ins Feld, so ist das ausgezeichnet, denn für einen Missionar genügt es meistens nicht, wenn er bloß weiß, daß man das Heu nicht mäht, und die Kartoffeln nicht auf den Bäumen wachsen. Ist der Vater Handwerker, so darf der Filius sich auch schon in seine Handwerksstube hineingetrauen und z. B. Hobel und Meißel hantieren helfen. Missionarshände brauchen nicht gar so fein und zart zu sein, und der beste Orden ist immer noch, wie mein Freund Weber sagt, eine Hand voll Schwielen. Diese Arbeiten werden den Hauptzweck der Ferien großartig fördern, sie bieten Erholung, stärken die Muskeln, spannen die Nerven ab und dehnen die Lunge aus.

Was unsere Studenten aber *nicht* kennen lernen sollen in der Welt das ist das *Böse* der Welt, ich meine durch eigenes Erleben des Bösen an und in sich selber. Der Arzt studiert Krankheiten, ohne sich das Gift einzuimpfen, und der Apotheker probiert nicht selber alles was er in seinen Schränken hat. Es gibt studierte Leute, die meinen, man könne über die Menschen nicht mitreden, wenn man nicht dem Bösen direkt ins Auge geschaut, die sittlichen Gefahren gescheut und das Laster nicht in seinem Schlupfwinkel aufgesucht habe. Die Welt kennen lernen heißt nach ihnen sich einmal *ausleben*. Einen für die Erziehung verderblicheren Irrtum kenne ich nicht. Um die Tiefe eines Abgrundes zu ermessen, brauche ich mich doch nicht in denselben hinabzustürzen. Daß das Feuer brennt und verbrennt weiß ich doch auch, ohne daß ich mich auf einen Ofen setze. Den Drang nach notwendiger und nützlicher Wissenschaft muß man gut unterscheiden von gefährlicher Neugierde. Laß dich nicht betören, Mutter, durch klingende aber hohle Phrasen, wache, wache scharf über die Unschuld deines Kindes, das Gott zum Schönsten berufen hat, was es auf Erden gibt. Wache besonders in der Uebergangszeit vom Kindes- zum Jünglingsalter. Du mußt deinem Sohne bis auf den Grund der Seele schauen können, und auf dem Grunde mußt du jede Regung beobachten können, wie man im klaren Bache jedes Steinchen erblicken kann. Vor allem bewahre dir das volle Vertrauen deines Kindes, dann ist seine Unschuld gesichert. Wenn aber eure beiden Augen sich begegnen und sich nicht ineinander senken können, dann stimmt etwas nicht, dann magst du sagen: ‚Es fiel ein Reif in Frühlingsnacht'.

Es kommt vor, daß der Mutter Sohn, der frisch ins Kloster gegangen, heimkehrt nach Hause wie eine welke Blume. ‚Wie ist das nur gekommen?', fragt sie sich und hält die Hände vors Gesicht. ‚Wie ist es möglich, daß er an einem solchen Orte verdorben wurde?' Aber

Paardekraal-Denkmal bei Krügersdorf
(Transvaal — Südafrika).

Mutter, hast du auch genug gewacht, oder ist es dir nicht vielleicht entgangen, daß dein Sohn schon in den Ferien den Keim der Verderbnis sich holte? In die Missionsanstalt zurückgekehrt, ist das Gift erst recht zum Ausbruch gelangt, vielleicht hat dein Sohn noch andere angesteckt und dann mußte er gehen. Und ein Beruf mehr ist ver-

loren, ein Stern mehr am Himmel ist ausgelöscht, vergeblich strecken irgendwo erlösungsbedürftige Heiden sehnend die Arme aus — und heimlich weint ein Engel.

Eine Rose liegt am Weg zertreten,
Und ein ganzer Himmel, ach, in ihr.

Wer und was war Dingaan?

Zur 80. Wiederkehr des Digaantages von P. J. Schang O. M. I. (Krügersdorf-Transvaal).

Soeben verstummte das kreischende Harmonium, auf dem ein improvisierter Organist seine Kunst versucht hatte, und der Festredner, mit lautem Händeklatschen von der Volksmenge empfangen, erschien auf der Rednerbühne. Diese war in der Nähe des Paardekraal-Denkmals errichtet worden. Was den Zuhörern von der Rede, die nun anhub, am meisten zu Herzen ging, war der Schluß.

„Ja, Freunde", das waren die Worte des Redners, „Ihr seid das auserlesene Volk des Allmächtigen. Mit Wundern hat er seine Vorliebe für Euch bewiesen. Mit seiner Hilfe haben Eure Vorväter den von Gott und von unserem Geschlechte verfluchten Dingaan gezüchtigt. Getreu dem Versprechen der Vortreker habt Ihr Euch hier versammelt, um Gott Dank zu sagen. Nicht länger wart Ihr der Ochs, der nur zum Opfer gewählt wurde, nicht länger der Treck-Ochs, der mühsam den Karren schleppen und eine neue Heimat aufsuchen mußte; Eure Vorväter haben den Weg für Euch gebahnt, und Ihr, das neue Burengeschlecht, wandelt auf diesen ebenen Wegen, wie heute der Treck-Ochs auf den schönen Straßen Krügersdorfs. Seid würdig Eurer Vorahnen und würdig Transvaals, das sie mit ihrem Blut erbaut haben."

So schloß der Redner, und die Versammlung zerstreute sich. Jede Familie begab sich zu ihrem Zeltwagen, der hinreichend Obdach bot dem Ond Pa und der Ond Ma — Großvater und Großmutter —, dem Vater und der Mutter, den Söhnen und den Töchtern. Sie alle waren aus weiter Ferne herbeigetreckt zum Dingaan-Tag, und nur der Hendrick oder der Jan oder der Picconin waren beim Vieh zu Hause geblieben. Und da saßen sie nun die alten Taakhaars (die alten Buren) um das Feuer, rauchten ihren Tabak und tranken ihren Kaffee. Und da saßen auch der Oom (Onkel, Ausdruck für jeden verheirateten Bur) und der Neef (jeder ledige Bur) und der Ond Pa erzählte seine Erlebnisse im Schatten des Paardekraal-Denkmals, das an seinen vier Marmorfassaden die Geschichte des auserwählten Burenvolkes trägt.

Krügersdorf wird am 15. Dezember jedes Jahr das Ziel einer Art nationaler Pilgerfahrt zur Feier der Siege, die von den Buren

im Jahre 1836 über die Zulu und 1880 über die Engländer errungen wurden. England hatte am 12. April 1877 Transvaal annektiert, aber nur mit Widerwillen trug der Bur das verhaßte Joch. Mißgriffe englischer Beamten brachten den Stein ins Rollen. Für den 8. Dezember 1880 wurde eine Volksversammlung nach Paardekraal entboten. Trotz aller verbietenden Erlasse seitens der englischen Regierung, trotz aller nochmals angedrohten harten Strafen gegen die ‚Rebellen', zogen am bestimmten Tage 8—10000 Buren zu Wagen und zu Pferde, aus allen Teilen des Landes dorthin. Samstag, den 12. Dezember 1880,

Die katholische Mission der PP. Oblaten in Krügersdorf (Transvaal — Südafrika).

vereinigte ein Feldgottesdienst unter blauem Himmel die Tausenden von Männern in stiller Andacht zum Gebet. In einer feurigen Ansprache gelang es dem einzigen Prediger, der dem Rufe des Volkes Folge geleistet hatte, die Gemüter zur Begeisterung für die große Sache zu entflammen. Schon am nächsten Tage wurde durch Volksbeschluß die Regierung des Landes in die Hände eines Triumvirats (Krüger, Joubert und Pretorius) gelegt, und was die Buren hier beschlossen, das behaupteten und erkämpften sie sich auch mit dem Gewehre. Ein jeder der Buren, welche dort in Paardekraal, auf dem Berge, der Krügersdorf überragt, zugegen war, und für den Freiheitskrieg stimmte, warf einen Stein auf den Boden. Ueber diesem Steinhaufen wurde dann später das Paardekraal-Denkmal errichtet.

Wer aber war Dingaan? Dieser Name führt uns weit in die Geschichte der Buren zurück. Im Jahre 1838 hatte unter unzähligen Mühen und Beschwerden ein großer Burenzug, an dessen Spitze Piet Retief stand, das wild zerklüftete, unwegsame Drakensgebirge überstiegen und war in die Gegend des heutigen Natal gelangt. Dies Land hatten aber bereits die Zulu unter Dingaan in Besitz genommen. Dingaan hatte nach Ermordung seines Bruders Tschaka die Herrschaft des Zulureiches an sich gerissen und seinen Königskraal 1829 unter dem Namen Umgungundhlovu zwischen dem weißen und schwarzen Umvolosi-Flusse errichtet. Außerdem hatte er noch vier andere Kraale, die ihm zur Residenz dienten. Wenn man sich auf die Berichte der Buren verlassen kann, zählte der Reichtum des Zulukönigs 60—70000 Ochsen. Das Dach des Königskraals wurde von 24 Säulen getragen, die mit Perlen bedeckt waren und so das Aussehen einer bunten Malerei hatten. Der Boden war mit einer Schicht von Lehm und Fett überzogen und nahm sich wie ein polierter Estrich aus. Er wurde jeden zweiten Tag erneuert. Nie verbrachte Dingaan eine ganze Nacht in ein und demselben Kraale zu, um dadurch gegen Verrat und Mord gesichert zu sein. Zu seinem Schutze hatte er um seine Person eine auserwählte Schar von treuen Kriegern, welche zur Auszeichnung mit Tigerfellen behangen und mit verschiedenen Farben bemalt waren. Die gesamte Streitmacht war in zwei Armeen eingeteilt: Die weißen und die schwarzen Schilder. Zu ersteren gehörten die Männer, zu letzteren die Jünglinge. Man unterschied an 120 Regimenter, ein jedes von ungefähr 1000 Mann.

Piet Retief, der Burenführer, erachtete es für ratsam, durch einen Vertrag mit Dingaan das neue Land sich zu sichern. Er begab sich deshalb persönlich nach Umgungunhlova und wurde dort mit allen Ehren und Freundschaftsbezeugungen empfangen. Ein vorläufiger Vertrag kam zustande. Der König versprach die Ueberlassung eines umfangreichen Territoriums, wenn eine Bedingung erfüllt würde: Sikonleya, der Häuptling der Mantatis, hatte von einer vorgeschobenen Abteilung Zulukrieger etwa 700 Ochsen weggenommen; letztere sollten die Buren zurückholen.

Glücklicherweise stand Sinkonleya mit den Buren auf freundschaftlichem Fuße. Dadurch hauptsächlich gelang es Piet Retief, ohne Kampf und Blutvergießen, eine freiwillige Herausgabe des geraubten Viehes zu bewirken. Ja noch mehr! Sikonleya fügte aus Achtung vor dem Oberführer noch 60 Pferde für die Weißen hinzu.

In dem Lager der Buren an den Ufern des Blaukranz- und Buschmannflusses herrschte gehobene Stimmung: man gab den weitgehendsten Hoffnungen Raum und sah die Zukunft im rosigsten Lichte. Indessen schien man doch nicht ganz dem Frieden zu trauen. Warnende Stimmen wurden laut, die auf die Treulosigkeit Dingaans hinwiesen und sein Gebahren bei Stellung der nun erfüllten Bedingung als hinter-

listig bezeichneten. Trotz aller Vorstellungen von Seiten seiner Freunde wollte Piet Retief zu Dingaan sich begeben. Er forderte diejenigen, die ihn begleiten wollten, auf, sich bis zu einer festgesetzten Zeit zu melden. Aus der großen Zahl dieser Freiwilligen wählte er die angesehensten und tapfersten aus. Ende Januar 1838 machte er sich mit 65 Buren und 30 Hottentotten auf den Weg, erreichte am 2. Februar Dingaans Kraal und lieferte hier das von Sikonleya erhaltene Vieh ab. Dingaan schien befriedigt und hocherfreut. Der Empfang, den er den Gästen bereitete, war großartig. Paraden, Kriegsspiele und wilde

Das Innere der kathol. Kirche in Krügersdorf
(Transvaal — Südafrika).

Tänze wurden aufgeführt, große Festgelage gehalten, Geschenke ausgetauscht — kurz, der Zulukönig schien sich in Freundschaftsbeweisen zu überstürzen.

Der Vertrag kam am 4. Februar zustande. Er lautete: „Umgungunhlove 4. Februar 1838. Durch Gegenwärtiges sei allen bekannt, da Piet Retief, der Befehlshaber der holländischen Auswanderer Südafrikas das Vieh, welches Sinkoleya gestohlen hatte, erobert und mir zurückerstattet hat, daß ich, Dingaan, König der Zulu, es für gut erachtet habe, dem genannten Piet Retief und seinen Anhängern die folgende Belohnung zu geben: nämlich den Ort, genannt Port Natal mit dem Land der ganzen Umgegend, d. h. von Togela (Tugela) bis zum Omdeoebo-Fluß im Westen, vom Meer bis zum Norden, so weit das Land nützlich zu ihrem Zwecke sein kann. Alles dieses trete ich ihnen ab zum ewigen Besitz. Koning Dingaan." Beide Teile unterzeichneten,

Piet Retief nahm das Schriftstück in Empfang und traf seine Anstalten, um am nächsten Tage den Heimweg anzutreten.

Kurz vor dem Abmarsch ließ der Zulufürst den Führer noch einmal zu sich entbieten und lud durch ihn alle Buren zu einem Abschiedstrunk ein. Die ganze Reisegesellschaft begab sich nach dem Königskraale, mußte aber, dem angeblichen Gebrauche gemäß, draußen ihre Waffen niederlegen.

Dingaan war liebenswürdig und aufgeräumt. Außer ihm befanden sich nur drei seiner Leibdiener in dem großen Raum. Die Buren wurden zum Sitzen genötigt; Kaffernbier, das Lieblingsgetränk des Königs, wurde gebracht, und man tat sich gegenseitig kräftig Bescheid.

Da mitten in der fröhlichen Unterhaltung rief Dingaan plötzlich: „Bulalani abatakati — Schlagt die Zauberer tot!" — und in einem Augenblick waren die arglosen Weißen von einer Menge bewaffneter Zulu umringt und nach verzweifelter Gegenwehr grausam erschlagen. Die fürchterlich zugerichteten Körper schleppten dann die wilden Mörder unter gellendem Triumphgeschrei aus dem Kraal und warfen sie dort auf einem Haufen zusammen.

Dingaan ließ dann sofort zehn seiner Regimenter ausrücken, um die übrigen Buren zu überfallen. Nach elftägigem Gewaltmarsch standen die Zulu vor den ersten Lagern der Buren. An ein Entweichen war für letztere nicht mehr zu denken. Männer, Frauen und Kinder wurden abgeschlachtet, die Wagen mit ihrem Inhalt zerstört, das Vieh teilweise getötet, teilweise fortgeführt. Blutigrot stieg an jenem Morgen die Sonne empor und beleuchtete ein schreckliches Leichen- und Trümmerfeld.

Aus dem fürchterlichen Blutbade entkam nur ein einziger. Gerade zur Zeit, als der Ueberfall geschah, hielt er sich bei den abseits befindlichen Viehherden auf. Es gelang ihm, ein ungesatteltes Pferd zu ergreifen und im rasenden Galopp den weiter entfernt lagernden Buren die warnende Trauerbotschaft zu überbringen. Diese hatten kaum Zeit, ihre Wagen zu formieren, als auch schon Dingaans blutgierige Horden erschienen. Zwar stürmten sie mit wildem Geheul wiederholt gegen die befestigten Lager an, wurden aber jedesmal zurückgetrieben. Bei Anbruch der Nacht zogen die Zulu ab, eine beträchtliche Menge Vieh als Beute mit sich führend. Dem blutigen Tage folgte eine schlaflose unruhige Nacht; in Furcht und bangem Erwarten sah ein jeder dem Morgen entgegen. Mit Sonnenaufgang rückte eine Abteilung Buren den Zulu nach, um, wenn möglich, noch einigen Genossen Hilfe zu bringen, oder aber sich wenigstens über die Sachlage zu orientieren. Ersteres war nicht mehr nötig. Man fand nur Tote. Im Zeitraum von einer Woche hatten mehr als 600 Weiße ihr Leben verloren.

Die Erregung unter den übrigen Buren war groß; nach manchem Hin- und Herreden beschloß man, die Toten zu rächen. Dingaan erwartete mit seinem Hauptheere die Buren. Er ließ sie, immer von

allen Seiten umspäht, bis auf wenige Meilen von seiner Residenz herankommen. Dort, wo der Eingang zum Kraal durch ein Tal zwischen zwei Hügelreihen hindurchführt, machte er einen Scheinangriff, wandte sich zur Flucht und lockte dadurch die ganze Burenmacht in die sich zu einem Hohlwege verengende Senkung.

Da ertönte wildes Kriegsgeheul im Rücken der Weißen und von den Hügeln her. Im Nu waren die Buren umzingelt, und so schnell und heftig war der Angriff, daß sie nicht mehr Zeit hatten, die abgeschossenen Gewehre zu laden. Ein wütendes Handgemenge entspann sich. Mit Kolben und Messern wurde gearbeitet. So eingekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge suchten die Buren einen Ausweg. Mit einem Gewaltstoß durchbrachen sie die Zulumassen, die ihnen den Rückzug abgeschnitten hatten, bahnten sich einen blutigen Weg hindurch und entkamen. Unter den Gefallenen befand sich auch Pieter Uys, der Burenführer. Er hatte eine tödliche Wunde empfangen. Vom Pferde sinkend, rief er seinen Begleitern zu, sich so schnell als möglich ohne ihn zu retten. Sie befolgten diesen seinen letzten Befehl mit Ausnahme seines 15jährigen Sohnes Dirk Cornelis, der darauf neben seinem sterbenden Vater unter den Speeren der eindringenden Feinde sein junges Leben aushauchte.

Verwirrung und Mutlosigkeit griffen nach diesen Mißerfolgen bei den Buren Platz, und da war es Andries Pretorius, der als Retter in der Not erschien. Im November langte er in Natal an, und sein Plan war, so schnell wie möglich mit allen zu Gebot stehenden Mitteln einen Entscheidungsschlag gegen den übermütigen Feind zu führen und diesen in seinem eigenen Lager anzugreifen. Schon Anfang Dezember war alles so weit, daß der Abmarsch stattfinden konnte. Aufs äußerste gefaßt, fest entschlossen zu siegen oder nie mehr zurück zu kehren, zogen die todesmutigen Männer aus. Mehrere Male wurden gefangene Zulu eingebracht, und jedesmal sandte Pretorius dieselben an Dingaan zurück mit dem Bescheid, daß er, Pretorius, bereit sei, Frieden mit ihm zu machen, wenn den Buren alles geraubte Gut zurückerstattet würde. Dingaans Antwort kam bald und zwar in Gestalt eines zahlreichen Heeres.

Am Sonntag, den 16. Dezember 1838, bei Tagesgrauen rückten die Zulu, angeblich 10—12000 Mann, gegen die Wagenburg der Buren. Der erste Angriff war furchtbar. Mit bestialischer Wut suchten Dingaans Scharen die Wagen zu erklettern; tigerartig sprangen die wildesten von oben herab mitten in den Haufen der Verteidiger hinein. Doch ohne Erfolg; kaltblütig und mit nie fehlender Kugel wiesen die Buren jeden neuen Ansturm zurück. Drei volle Stunden dauerte so der Kampf, und schon begann hier und da die Munition auszugehen. Da bemerkte Pretorius, daß der Feind stets nur von einer Seite her seine Hauptmassen zum Durchbruch heranführte. Er gab daher an 200 seiner berittenen Buren den Befehl, einen Ausfall zu machen und zwar dorthin,

wo die Angreifer in geringerer Anzahl vorhanden waren. Diese Maßregel führte zum Ziel. In beiden Flanken wurden die Zulu von den plötzlich hervorbrechenden Reitern gefaßt. Letztere galoppierten in breiter Front bis auf eine gewisse Entfernung heran, gaben Feuer und machten Kehrt, ehe sie ein Speer erreichen konnte.

Das gleiche Manöver immer wiederholend, trugen sie Tod und Verderben in die Reihen der Gegner, die dem vernichtenden Kugelhagel nicht Stand zu halten vermochten und zuletzt zurückwichen. Hierbei rissen sie das Zentrum mit sich, und bald löste sich das Ganze in eine allgemeine Flucht auf. Nach den Berichten bedeckten mehr als 3000 Zululeichen das Schlachtfeld, wo ein durchfließender Bach vom Blute buchstäblich gefärbt war. Er erhielt den Namen ‚Blutfluß' (bloodriver).

Der Tag aber blieb den Buren ein heiliger Gedenktag, und jährlich kam das Volk am Dingaanstag zusammen, um die Großtaten seiner Väter zu feiern.

In den Wäldern von Mannar.

Skizzen und Bilder von P. A. Favril O. M. I. (Ceylon).

3. In Todesangst.

„Ich bin so allein," fuhr der Schulinspektor fort, „niemand hilft mir. Sie haben zwei tüchtige, junge Leute — er meinte Pedro und Joachim — „in Ihrer Gesellschaft reise ich sicher und ohne Furcht. Ich werde gar kein Gepäck mitnehmen, um Ihnen nicht zur Last zu fallen." — Die christliche Liebe gebot mir Entgegenkommen, und die Gefahr machte uns zu Freunden.

Die beiden Burschen hatten die Angst des armen Inspektors wohl bemerkt. Kaltblütig und wegwerfend, in einem lustigen, aber wohl berechneten Tone setzten sie mit der Erzählung selbsterlebter, gräßlicher Abenteuer ein. Pedro zeigte ganz nebenbei einige Narben, die ein Bär ihm beigebracht, und Joachim bemühte sich redlich, den Pedro noch zu überbieten. Dem guten Regierungs-Aufseher standen die Haare zu Berge. —

Wir sind unterwegs. Joachim mit dem Schullehrer von Kokupodian bildet die Vorhut, Pedro führt das Gespann mit den drei Büffeln. Missionar und Inspektor sitzen im Wagen, und plaudern gemütlich in den stillen Abend hinein. „Aber, Herr Pater, Sie scheinen gar nicht so ängstlich zu sein. Und Sie haben es gewagt, schon einmal durch diese verrufenen Schlupfwinkel hindurchzuziehen, und ohne Gewehr? Sie verstehen doch selbst, daß das nicht klug ist." „Gottes Vorsehung hat über uns gewacht. Von Furcht ist keine Rede, und sterben während man Seelen für den Himmel zu gewinnen sucht,

ist beneidenswert. Doch ohne Feuerwaffe werde ich mich nicht wieder in diesen Wald hinein wagen, wo uns fortwährend Todesgefahr umgibt. Man soll eben Gott nicht versuchen."

Die Unterhaltung geriet ins Stocken. Auch das Gefährt kam nur langsam und beschwerlich voran. Ich stieg deshalb ab, zog Schuhe und Strümpfe aus, und ging barfuß vor dem Wagen einher. Tambapillai, unser Schulinspektor, folgt mechanisch meinem Beispiel. Schon lagert sich fahle Blässe, das Zeichen der inneren Unruhe und

Der hochw. Migr. Grollard O. M. I. auf einem Missionsritt.
(Apost. Vikariat Athabaska — Kanada).

Angst, auf seinem Gesichte. Er spricht nichts mehr. Wie ein gescheuchtes Wild späht er mit unsichern Blicken fortwährend nach rechts und links im Walde umher. Jetzt zeigt er mit zitternder Hand auf einige Telegraphenstangen in der Ferne, die er natürlich für Elefanten ansieht.

Eben war es 6½ Uhr, da folgte unser Held dem unwiderstehlichen Drange, die blühende Vegetation des Tropenwaldes etwas mehr aus der Nähe zu betrachten. Ich war zuvorkommend genug, meine Schritte zu mäßigen, um seine Rückkehr abzuwarten.

Kaum hatte Tambapillai mich wieder eingeholt, da gaben meine witzigen Begleiter uns plötzlich ein Zeichen mit der Hand, als ob sie

irgend ein Ungeheuer entdeckt hätten. Der Streich war gelungen. Tambapillai fuhr zusammen, die Beine drohten ihm zu versagen, und mit zitternder Stimme bemerkte er: „Pater, wollen wir nicht lieber den Wagen besteigen? Es wird Nacht, und ... es ist klug ... aber, was haben denn die dort gesehen?" — „Elefantenspuren, ohne Zweifel; aber es gibt deren ja so viele hier ... Steigen Sie auf den Wagen; Sie haben ihre 50 bereits überschritten; ich mit meinen 25 ziehe vor, zu Fuß zu gehen." Der gute Herr ließ sich das nicht zweimal sagen und war schnell auf seinem Sitze. Ich holte unterdessen meine beiden Schelme ein, die in der übermütigsten Weise den Spaß belachten.

Mehr und mehr verdichten sich die Schatten der Bäume und ganz still und heimlich wird es im Walde. Unser fröhliches Plaudern und Lachen klingt fast wie ein Mißton in der weihevoll gestimmten Ruhe der Abenddämmerung. Ahnungslos biegen wir um eine Ecke; da erschallt plötzlich ein Schrei des Entsetzens, unser Fuhrmann Pedro ruft aus allen Kräften: „Yanai, Yanai!" Wir blicken erschreckt zurück, dann vor uns; da! kaum 30 Schritte vor uns kommt auf dem Pfade ein plumpes Ungeheuer von einem Elefanten uns entgegengerannt, geradeswegs auf meine weiße Sutane los. Doch Joachim behält kaltes Blut. Im Nu hat er sich dem Tiere einige Schritte genähert, und flugs das Gewehr an die Backe: Krach! der Schuß erdröhnt, und mit ohrenbetäubendem Geschrei setzen wir ein. Der Koloß stürmt nach rechts, stürzt sich in blinder Wut ins Dickicht hinein, und während man das Gewehr wieder lädt und wir alle atemlos lauschen, vernehmen wir nur, wie ungezählte Aeste und Zweige knacken und brechen, und Bäume niederfallen im rasenden Laufe des Tieres.

Nun ist die Aufregung an Pedro. Ganz leise nimmt er Joachim beiseite: „Bist du doch ein Kind, dich so zerstreuen zu lassen! Man vertraut den Pater deiner Obhut an; er konnte sich mit seiner weißen Sutane den Blicken des Tieres nicht entziehen, und du lässest den Elefanten bis auf 30 Schritte an ihn herankommen! Geh' und bitte den Pater um Verzeihung wegen deiner Unaufmerksamkeit und gib in Zukunft mehr acht!" Der arme Joachim wirft sich mir zu Füßen und bittet mit großer Zerknirschung um Verzeihung. Sie wurde herzlich gern gewährt; hatten wir unsere Rettung doch nach Pedro nur der Unerschrockenheit Joachims zu verdanken. Ich söhnte die beiden leicht wieder aus, gab ihnen meinen Segen, und dankte dem lieben Gott für seinen Schutz. —

Noch zitternd an allen Gliedern und ziemlich halbtot nahm Tambapillai, der Ritter ohne Furcht, als stummer Zeuge an dieser Szene teil. Er hatte während der vorigen kritischen Augenblicke mit Ohnmachten gekämpft und sich jetzt wieder so weit erholt, daß er dem Drängen Pedros nachgab und mit mir den Wagen bestieg ...

„Wahrhaftig", sagte mir der Schulinspektor während wir weiterfuhren, „Sie müssen glücklich sein, solche junge Leute um sich zu haben. Die würden ihr Leben für Sie lassen!" Und ob wir glücklich sind, sie zu besitzen!

Altes und Neues aus der St. Petersmission am Karibusee.

Von P. Egenolf O. M. I.

Da wir hier seit 2 Jahren keinen Laienbruder besitzen, so müssen wir Patres (P. Turquetil und ich) neben unsern Obliegenheiten als Priester und Missionare auch noch die Arbeiten der Brüder übernehmen. Die Missionsgebäulichkeiten, besonders Wohnhaus und Schuppen, fangen an, aus Altersschwäche, gefährlich zu werden und zwingen uns, Axt und Hobel zu führen. Aber die Gegend hier am Karibusee, im nördlichen Teile Saskatchewans, ist sehr holzarm, wir haben darum vollauf zu tun, wenn wir den dringendsten Bedürfnissen abhelfen wollen. Unser bescheidenes Kirchlein ist noch am besten bestellt. Obschon nichts weniger als ein Reliquienschrein, ist es doch wenigstens solid. Vor 5 Jahren hat der hochw. P. Gasté O. M. I., der eigentliche Gründer der St. Petersmission, sein vor etwa 40 Jahren erbautes 30 Fuß langes und 18 Fuß breites Missionskapellchen, durch einen Anbau erweitern und verschönern lassen. Letzten Sommer hat man das Aeußere des alten und neuen Baues zu einem Ganzen vereinigt, so daß es nun wenigstens äußerlich einer kleinen Missionskirche ähnlich sieht. Im Innern ist noch alles kahl und leer. Nur ein höchst einfacher Kreuzweg und einige Heiligenbilder sind die einzigen Schönheiten des alten Teiles der Kirche. Den neuen Teil schmücken eine geschenkte Muttergottes- und eine St. Josefstatue, die beide nur mit knapper Not auf dem einzigen Nebenaltärchen Platz finden. Der Hauptaltar, das Werk des P. Blanchet O. M. I., ist ein Meisterwerk in seiner Art und auch sicherlich ein Beweis der großen Geduld und der zähen Ausdauer seines Schöpfers. Eine Laubsäge, ein Taschenmesser und einige primitive Instrumente waren die einzigen Werkzeuge, welche bei der Arbeit gedient haben. Augenzeugen haben mich dessen versichert und ich glaube, nicht mit Uebertreibung. Außer den aufgezählten Dingen findet man nur noch Stücke Tuch verschiedener Farben, welche die kahlen Wände herabhängend, erstens deren Armut verbergen, zweitens im Winter etwas vor der Kälte schützen und drittens endlich dem Innern des Gebäudes das Aussehen eines gottgeweihten Raumes geben sollen.

Ueberhaupt ist die St. Peters-Station von allen Montagnesen-missionen, deren wir drei in unserer Diözese haben, die armseligste; daran ist vor allem unsere nördliche Lage schuld, wir gehören nämlich zu den vorgeschobenen Posten. Im Süden Saskatchewan's steht die Zivilisation dem Missionswerk helfend und fördernd zur Seite, so besonders durch die modernen Verkehrsmittel; während er von Eisenbahnen kreuz und quer durchschnitten wird, leben und reisen wir hier noch genau in derselben Weise wie vor 50 Jahren, zur Zeit der Gründung unsrer Mission. Wir sind immer noch angewiesen auf die Barken und Kanoes der Pelzhändler im Sommer, im Winter müssen wir die Schneeschuhe anschnallen. Obschon die letztern im allgemeinen keine 6 Pfund wiegen, so hängen sie dem Missionar doch oft mit Zentnerschwere an den Füßen, besonders des Abends, wenn man den ganzen lieben langen Tag durch 3—4 Fuß hohen Schnee gewatet ist.

Die Fahrt auf den Flüssen im Sommer bedeutet auch keine ungemischte Freude, lebensgefährliche Stromschnellen, toll aufgeregte Wogen gehören zu den täglichen Vorkommnissen.

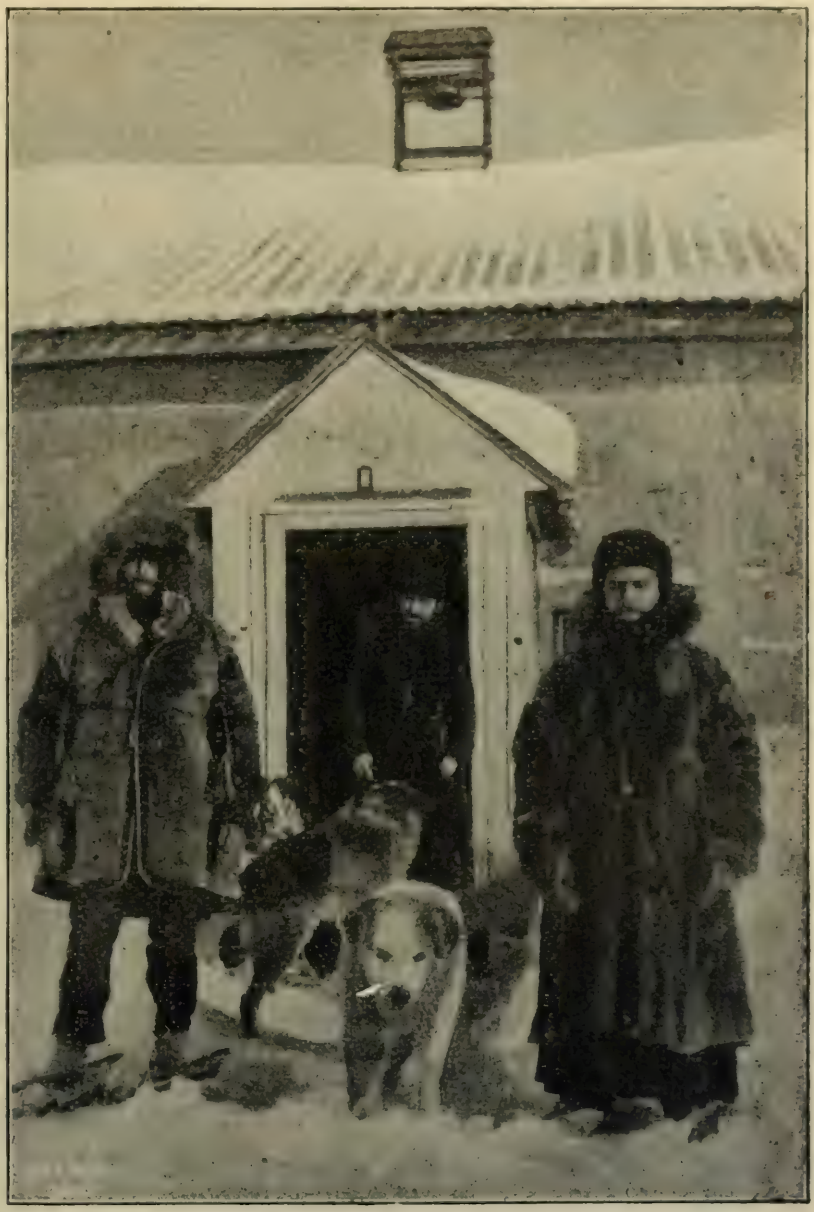
Mehr als einmal habe ich die über dem Missionar ruhende Vorsehung Gottes anbetend bewundert, wie sie im Sommer über ihn wacht auf hoher See und im Winter, wenn das Schneegestöber ihn überrascht. Wenn ich hier in meiner Zelle an die Gefahren denke, so erschaudere ich, bin ich aber mitten drin, fühle ich nicht die geringste Besorgnis. Man sagt oft: ‚Wer beten lernen will, der gehe zur See.' Ein anderes, nicht minder wirksameres Mittel wäre hier oben im kanadischen Nordwesen über einen zugefrorenen See und zwar unter Schneegestöber zu reisen. Ein solcher Sturm spottet aller Beschreibung.

Wie in stockfinsterer Nacht kann man keine zwei Schritte vor sich her sehen. Wohin man sich wendet, überall jagt einem der Wind den Schnee in die Augen und zwingt einen, dieselben möglichst fest zu schließen. Dieser eisige Schneewind durchdringt alles, auch die wärmsten Kleider verhindern nicht, daß man sich oft vor Frost schüttelt. Kann man sich nicht anders helfen, so verbarrikadiert man sich, so gut es geht, hinter seinen Hundeschlitten und seine sonstigen Siebensachen und wartet ab, bis die Wut des Sturmes sich gelegt.

Bei solchen Gelegenheiten kann man Gottvertrauen üben. Wer überhaupt nicht Opfer zu bringen und Entsagung zu üben weiß, der bleibe lieber von diesen Nordmissionen weg. Wer sich aber ganz in seinen Beruf hineinwirft, erlebt hier oben auch viele und reine Freuden.

Kaum ist der Missionar nach langer Fahrt im Indianerlager angelangt, so sieht er sich von seinen roten Kindern umringt. Von allen Seiten streckt man ihm die Hände zum Gruße entgegen und von vielen Lippen hört er das Wort: „Marçi tscho, nusta iaze — Besten Dank, unser Vater!"

Reiche Entschädigung für alle Ermüdung bietet auch der Eifer, den diese armen, aber herzensguten Wilden beim Unterricht und beim Empfange der heiligen Sakramente zeigen.



Missionäre in den Eismissionen.

Leider handelt es sich auch nur mehr um die Reste eines dem Untergange geweihten Volkes. Wie andere Völkerreste des Nordwestens lichtet sich auch der Stamm der Montagnesen in erschreckender Weise. Dies ist ein zweiter Grund, warum sich die St. Petersmission nicht

mehr weiter entwickelt. Erst seit drei Jahren weile ich hier, und schon ist etwa die Hälfte von jenen, die mir bei meiner Ankunft noch die Hand zum Gruß gereicht, in kühler Erde gebettet. Im ganzen habe ich vor kurzem nur noch 60 Montagnesenfamilien gezählt. Im letzten Herbste mußte ich binnen drei Wochen zehn Todesfälle in die Register eintragen. Die vor fünf Jahren zu kleine Kirche bietet heute reichlich Raum, nicht nur für die Montagnesen, sondern auch für die fünf hier ansässigen Mischlingsfamilien.

Ein Grund dieser raschen Abnahme ist, wie ich glaube, das bischen von ihnen angenommene, aber nicht verstandene äußerer Zivilisation. Der Wilde tauscht z. B. gegen seine Pelze ein Hemd und Decke ein. Beide Stücke, einmal dem Körper umgehangen, verlassen ihn nur mehr, wenn sie alle und jede Aehnlichkeit mit einem menschlichen Kleidungsstücke verloren haben. Die Sauberkeit ist nicht im geringsten das, worauf der Sinn eines Montagnesen gerichtet ist. Wenn auch dieser Mangel an Reinlichkeit den Keim zu den so häufig unter ihnen ausbrechenden Epidemien nicht gerade legen sollte, so werden dieselben doch stark dadurch begünstigt. Ob es uns daher gelingen wird, die am Karibusee und weiter nördlich bis zum Grenzgebiet der Eskimo wohnenden Montagnesen vor dem Aussterben zu bewahren, ist sehr zweifelhaft.

Eine zweite Ursache für das Verschwinden unsrer Rothäute ist ihre Lebensweise. Sie sind nämlich Stocknomaden. Mindestens ein Dutzend mal wechselt unser Indianer im Winter seinen Wohnsitz. Fischfang und Jagd an einem und demselben Platze sind eben nicht ergiebig genug, um ihn und seine Familie ernähren zu können. Das Karibu, das kanadische Renntier, welches ihm alles, Nahrung und Kleidung liefert, weidet nicht den langen Winter hindurch an einem und demselben Orte. Es durchquert vielmehr in großen Herden die unermeßlichen Gebiete Kanadas, von den Steppen der Eskimo im Norden, die ihm im Sommer zum Aufenthaltsort dienen, bis zu den Wohnsitzen der Kri im Süden, wo es im Winter in den bewaldeten Gegenden, wenn auch spärliche so doch genügende Aesung und Schutz vor der Kälte findet.

Nun zieht der Montagnese mit Kind und Kegel hinter dem wandernden Karibu her, bis zu den Grenzen seines eigenen Gebietes. Da der Wilde die Gewohnheiten der Renntiere oft besser kennt als das Vaterunser, so wird es ihm verhältnismäßig leicht, seinen Unterhalt zu gewinnen, vorausgesetzt, daß das Wild sich regelmäßig einstellt, was nicht immer der Fall ist. Der Indianer weiß z. B. sehr gut, daß das Renntier auf seinen Wanderungen die großen Seen als Heerstraßen benützt. Auf Umwegen ziehen daher oft in Eilmärschen die Jäger mit ihren Hundeschlitten dem Renntiere voraus, um ihm an geeigneter Stelle am See einen Hinterhalt zu legen. Ist der Wind

günstig, so kommt die Rentierherde nichts ahnend fröhlich herangetrabt. Die Tiere, die in den Hinterhalt geraten, erwartet ein sicherer Tod, denn der Montagnese ist ein trefflicher Schütze. Auf solchen Jagdzügen aber zieht sich leider der junge Rentierjäger durch Ueberanstrengung und Unvorsichtigkeit sehr oft den Keim irgend einer tödlichen Krankheit zu.

Auf der Wallfahrt nach Maddu: Die Pilger bereiten im Urwalde ihr Mittagessen.

Noch aufreibender wirken im Sommer die durchschnittlich einen Monat dauernden Fahrten in den Booten der Pelzhandelsgesellschaften. Im Herbste 1907 wurden auf einer solchen Fahrt sämtliche Bootsleute von einer ansteckenden Seuche befallen. Drei starben auf der Reise selbst, während die übrigen mit knapper Not dem Tode entrinnend, kraftlos und abgemagert hier ankamen.

Maddu.

Die Geschichte eines Heiligtums in den Urwäldern Ceylons.

7. In Maddu.

„Malave! Malave! — Mutter! o Mutter!" So schallt es plötzlich aus dem Munde der vordersten Pilger, und es pflanzt sich fort durch die lange Reihe und gibt den Ermüdeten neue Kraft und den Kranken neue Hoffnung. Jeder beschleunigt seine Schritte, und erwartungsvoll richten sich die Augen eines jeden vorwärts. Noch hindert der dichte Wald die Aussicht. Bald aber schimmert ein graues Gestein durch das dunkelgrüne Laub der Bäume. Es ist die Kirche von Maddu. Und jetzt eine letzte Krümmung des Weges, und das Heiligtum ist sichtbar.

Da liegt es vor uns, das ersehnte Ziel, die gnadenvolle Stätte, das altehrwürdige Heiligtum! Traut winkt uns das graue Gemäuer mit dem dunklen Torbogen entgegen und ladet uns nach langer, beschwerlicher Reise zur süßen Ruhe ein. Und mit einem tief empfundenen Gefühl voll Ehrfurcht, Staunen und Liebe betreten wir den weiten, sonnenhellen Kirchplatz, um voll und ganz den Eindruck dieses einsamen Heiligtums mit seiner großen, wechselvollen Vergangenheit, mit seinem mächtigen Reichtum von Erinnerungen aus leid- und kampfvoller Zeit, mit seiner tiefen Bedeutung für das religiöse Leben von Ceylon in unsere Seele aufzunehmen. Freudigen Herzens entbieten wir dieser gnadenreichen Stätte unseren Gruß und derjenigen, welche diesen Ort sich erkoren, um hier ihres hohen Vermittlerin-Amtes zu walten, um auch den Kindern dieses Landes die Ausspenderin der Gnaden und Erbarmungen Gottes zu sein. Wie leiser, geheimnisvoller Friedenshauch weht es uns entgegen aus dem dunkelnden Innern dieser Kirche, an welche das Getriebe und Gewoge der großen Welt nicht heranreicht, über die aber in unvergleichlicher Pracht der wolkenlose, sonnige Himmel von Ceylon blaut.

Die müden Wallfahrer verteilen sich nach kurzer Begrüßung des Heiligtums nach links und rechts in die langen, schattigen Palmenalleen. Hier sucht ein jeder den alten Standort, den ihm ein langjähriges Gewohnheitsrecht zugewiesen hat. Für die Tage, die er in Maddu zubringt, schlägt er hier sein Heim auf und sucht sich so viel wie möglich häuslich einzurichten. Wir verlassen die Pilger und schreiten über den weiten, freien Platz, um der Kirche einen Besuch abzustatten.

Durch das große Hauptportal treten wir ein. Staunen ergreift uns, da wir die gigantischen Säulen sehen, welche das Gebälk des Gotteshauses stützen. Zwanzig Meter hoch ragen sie empor, alle aus einem Stück, vom Holze des riesenhohen Palai-Baumes. Es bedurfte gewaltiger Anstrengungen, um diese Waldriesen aus dem Dschungel zu bringen, aber noch größer waren die Schwierigkeiten, sie aufzurichten, da die Arbeiter keinerlei Maschinen zur Hand hatten. Dennoch lösten die wackeren Tamulen ihre Aufgabe.

Eine Maddus würdige Kirche war der innigste Herzenswunsch des großen Bischofs von Ceylon, Msgr. Bonjean O. M. I., gewesen:[1]) „O daß doch alle Katholiken", so schrieb der ehrw. Prälat im Jahre 1872 an den hochw. Pouzin, „nur ein Herz und eine Seele wären und sich zusammen täten, um in der großen Einöde von Maddu eine herrliche Kirche zu Ehren U. L. Frau vom Rosenkranze zu errichten! Diese Kirche würde ein Denkmal unseres Glaubens und ein Wachtturm gegen die Anfechtungen unserer Feinde sein."

Welche Freude würde heute sein gottbegeistertes Herz empfinden beim Anblick dieser Kirche und dieser zahllosen Pilgerscharen, welche in den Hallen derselben sich vereinigen, um hier ihren hl. Glauben zu bekunden und ihn von

[1]) Vgl. S. 170.

neuem zu bestärken! Die Rosenkranzkirche von Maddu ist die Verwirklichung seiner Wünsche geworden.

Aus dem dunklen Hintergrunde leuchtet uns der Hochaltar entgegen. Er ist einfach, aber stilgerecht gehalten. Er wurde in Europa angefertigt und verursachte deshalb nicht geringe Kosten. Der Altartisch, die Säulchen und der Oberbau sind aus Satinholz, der Tabernakel jedoch aus Ebenholz. So hat auch das christliche Abendland sein Scherflein dazu beigetragen, um hier im fernen Ceylon, inmitten der Wildnis, einen Altar zu errichten, auf welchem das unblutige Opfer Christi erneuert und das Brot des Lebens den Menschenkindern dargereicht wird.

Endlich ganz im Hintergrunde der Kirche erhebt sich der Altar Mariens, der Königin und Herrin dieses Heiligtums. Aufrecht steht sie da, mit einem weißen Seidenmantel umkleidet. Ihr Haupt schmückt eine goldene Krone, ein wahres Meisterwerk einheimischer Goldschmiedekunst; um Hals und Brust schlingt sich ein goldener Rosenkranz, den kein Eingeborener von Jaffna ohne Rührung betrachten kann, ruft er ihnen doch das Andenken an einen Mann zurück, welcher gleichsam der rechte Arm der hochw. Bischöfe Bonjean und Melizan bei der Ausführung des schwierigen Werkes gewesen, und der es im vollen Sinne des Wortes verdient, der Apostel von Maddu genannt zu werden. Wir meinen den hochw. P. Mauroit O. M. I. Seine besten Kräfte und Jahre waren Maddu gewidmet gewesen. Den Tamulen war sein Opferleben nicht unbekannt geblieben. Zum Danke eröffneten sie eine Subskription, um der Mutter des Apostels einen kostbaren Rosenkranz als Zeichen ihrer dankbaren Gesinnung zu überreichen. Die fromme, brave Frau aber, die alle ihre Kinder dem hohen Missionsberufe gewidmet hatte, nahm dies Geschenk an, aber nur, um es U. L. Frau von Maddu wiederzugeben. Der Altar selbst ist aus Satinholz gearbeitet. Die Arbeit und alle Schnitzereien stammen aus dem Waisenhaus von Mullaitivu. Auf dem Boden von Mullaitivu war das Holz gewachsen und in seinen Werkstätten war es auch verarbeitet worden.

Rechter Hand in der Kirche liegt, wenn ich so sagen darf, die Piszine von Maddu. Eine dicht gedrängte Menge umgibt sie. Etwa um Wasser zu schöpfen? O nein, sondern um geweihte Erde von Maddu zu nehmen. Ein jeder nimmt von dieser gesegneten Erde und zeichnet sich damit das Zeichen des hl. Kreuzes auf die Stirne. Mit dieser geweihten Erde von Maddu hat es eine eigentümliche Bewandnis. Schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts erzählen Valentyn und Baldäus von dem großen Vertrauen, das die Ceyloneſen zu dieser Erde haben. Sie ist für alle, für Christen und Hindu, Buddhisten und Muselmänner das große Heilmittel gegen den Biß der giftingen Schlangen, die hier im Lande so häufig sind. Frage den Pilger: „Warum bist Du nach Maddu gekommen?“

„Vater“, lautet dann die gewöhnliche Antwort, „eine gefährliche Schlange hat mich gebissen, ich habe vom Staube von Maddu gegessen, die „Mutter“ angerufen und sieh', nun lebe ich.“

Wie sonderbar das auch klingen mag, Tatsache ist, daß seitdem unsere Patres der Wallfahrt von Maddu vorstehen, noch niemand daselbst von einer giftigen Schlange gebissen worden ist.

Wir verlassen jetzt wieder die Kirche, und vom Portal aus bietet sich uns ein ergreifender Anblick. Dort um das große Kreuz haben sich die Kranken und Bresthaften geschart. Indischer Sitte gemäß dürfen gewisse Bresthafte und Kranke die Kirche nicht betreten. Deshalb haben sie sich hier im Freien unter dem Zeichen der Erlösung zusammengetan und bitten nun in lautem, gemeinsamen Gebete um Befreiung von ihren Leiden. Das Herz des Zuschauers wird mit innigem Mitleid erfüllt beim Anblick so vielen Elends. Denn es hat den Anschein, als ob sich das menschliche Elend von allen Seiten der Insel seinen

Weg nach Maddu genommen und hier zu einem ergreifenden Bilde sich vereinigt, sich sozusagen in dieser Menge personifiziert hätte. Ohne Scheu und ohne jegliche Menschenfurcht erhebt ein jeder von den Kranken seine Hände zu dem Kreuze empor und trägt mit lauter Stimme dem ‚Mann der Schmerzen' die eigenen Schmerzen vor.

Noch eine andere Gruppe von Menschen zieht unsere Aufmerksamkeit auf sich. Es sind die Bettler. In unmittelbarer Nähe von den Kranken haben sie ihren Standort aufgeschlagen und ohne ein Wort zu sagen heften sie ihre Augen auf die vorübergehenden Pilger. Es ist wahr, Arme werden wir immer haben und unser Wohltätigkeitssinn wird niemals in Verlegenheit kommen, wenn es sich darum handelt, Bedürftige ausfindig zu machen, dennoch wird streng darauf geachtet, daß sich hier kein Mißbrauch, keine Spekulation auf die Mildtätigkeit anderer einschleichen kann.

Wir lenken jetzt unsere Schritte zum Lagerplatz der Pilger. Er bedeckt eine Fläche von 15—20 Hektar, welche durch Ausrodung mit der Hacke in der Hand dem Urwald abgerungen wurden. Zur Zeit der großen Feste hat es den Anschein, als ob über Nacht eine ganze Stadt aus dem Boden gewachsen wäre. Und diese Stadt hat ihre Straßen, breit und gerade wie nach der Schnur gezogen, ihre Boulevards und ihre Wandelgänge. Die Kaufleute füllen mit ihren Bazars eine ganze Straße an und bieten dem Pilger alles, dessen er bedarf, genau wie in Jaffna und Kolombo. In den Zeltbuden liegen die Sachen zur Ansicht ausgebreitet und mitten in seinem Reichtum sitzt der Kaufmann auf den untergeschlagenen Beinen, in aller Gemütsruhe den Käufer erwartend. Erscheint ein solcher in der Zeltöffnung, dann enströmt dem Mund des indischen Kaufmanns ein Strom von Grüßen und Beglückwünschungen für den Ankömmling und ein wahres Heldengedicht zum Lobpreis seiner Waren. Doch bei alledem bleibt der Kaufmann ruhig auf den Beinen hocken, und nur die Hände geben die notwendige Weisung und Nachdrücklichkeit zu den Worten.

In dem Lager wogt eine tausendköpfige Menschenmasse auf und ab, denn zur Zeit der großen Feste beherbergt es eine Menge von 30—35000 Menschen. Die braunen Gestalten, welche in bunte Tücher gehüllt, in den Straßen hin und her und durcheinander wogen, bieten ein farbenprächtiges Bild. Und die verschiedensten Sprachen schwirren durch die Luft. Hier haben sich alte Bekannte getroffen, und das Leid- und Freudvolle eines Jahres wird sich erzählt. Dort werden von den Leuten aus dem Norden Erkundigungen über den oder den, oder über das oder jenes bei den Leuten aus dem Süden eingezogen und neue Bekanntschaften geschlossen. Alle beseelt das freudige Gefühl der Zusammengehörigkeit, und Maddu mit seinem Heiligtum ist der Einigungspunkt.

Wir wagen uns nach diesem Ueberblick in die belebte Menschenflut und gehen durch die Hauptstraße. Zu beiden Seiten haben die Pilger ihre Walawu (Heim) aufgeschlagen; die eine Seite derselben ist von Ochsenwagen gebildet, die andere wird aus Bäumen, Aesten und Lianen hergestellt. So hat jede Sippe ihr kleines Reich umgrenzt und findet in ihm Schutz sowohl gegen die feurigen Strahlen der Sonne, wie gegen die neugierigen Blicke der Vorübergehenden. Und was für ein buntes Durcheinander! Hier hat die reiche Bourgeoisie von Jaffna, dort der arme Fischer von der Meeresküste das Lager aufgeschlagen. Dazwischen wohnt der Taglöhner von Mantotte und weiterhin der Singhalese aus dem Süden.

Wir gehen weiter und nähern uns der Straße der Kaufleute. Wir sehen da Kerzen, Medaillen, Statuen, Kleider, Reis, Bananen, Ananas ꝛc. zum Kaufe ausgestellt. Selbst eine Bäckerei ist vertreten. Aber eines fehlt unter diesen Zeltbuden der Kaufleute: Die Schenkbude. Es ist striktes Verbot, alkoholische Getränke zu verabreichen. So hat es der Bischof, der die Oberaufsicht über den Wallfahrtsort führt, bestimmt, und die Pilger halten sich daran zu ihrem eigenen Vorteil. Vieles Unglück wird dadurch beseitigt. Ueberhaupt erregt die gute

Ordnung und der willige Gehorsam, mit welchem die Pilger den Anordnungen des Bischofs und der Patres nachkommen, die gerechte Bewunderung aller Besucher, welche zur Zeit der Pilgerfahrten nach Maddu kommen.

Auf der Wallfahrt nach Maddu: Die Pilger beim Mittagessen im Urwalde.

Die Tagesordnung der Pilger ist eine geregelte. Am frühen Morgen mit dem ersten Hahnenruf wird aufgestanden und der Weg zur Kirche eingeschlagen, um dort der hl. Messe beizuwohnen. Hierauf geht es zum Lager zurück. Die

Frauen nehmen die Chatti, den großen irdenen Topf, auf den Kopf und wandern zu den Wasserbrunnen. Aufgabe der Männer ist es, das Wasser aus den tiefen Brunnen zu schöpfen. An dem großen See wird die Morgentoilette gemacht, und es ist ein heiteres, fröhliches Bild, wenn groß und klein in den kahlen Fluten plätschert. Unterdessen brodeln auch schon die Kochtöpfe. Die Proviantleute haben ihre Vorratssäcke geöffnet, und die Frauen walten ihres Amtes. So vergeht ein Tag nach dem andern im schnellen Wechsel in der Einöde von Maddu.

Doch wir müssen weiter auf unserer Wanderung durch das Pilgerlager. Eben trägt man eine Krankenbahre an uns vorüber, und wir folgen ihr. Sie bringt uns in das Lazarett. Es ist ein großes Schutzdach, aus Kokosnußblättern hergestellt. Wir müssen hier erwähnen, daß auch die englische Regierung an der Pflege der zahlreichen Kranken, die sich in Maddu einfinden, warmen Anteil nimmt. Jährlich entsendet sie einen Arzt, der mit der Pflege der Kranken beauftragt ist.

Doch wem gehören dort jene weißen Zelte mit den künstlich gewobenen Vorhängen? Dort hat der englische Präfekt der Nordprovinz und der Unterpräfekt von Manaar seine Wohnung aufgeschlagen. Obgleich Protestanten, lieben sie es, nach Maddu zu kommen. Erbaulich ist es anzusehen, wie sie mit Andacht und Ehrfurcht den Feierlichkeiten der Kirche beiwohnen.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinere Nachrichten.

Unsere Toten. — Am 2. März überbrachte uns der Telegraph die traurige Nachricht von dem Tode eines jungen, hoffnungsvollen Missionars in Deutsch-Südwestafrika, des hochw. P. Franz Krist. Er starb am 22. Februar. Da nähere Nachrichten noch ausstehen, müssen wir uns mit dieser vorläufigen Todesanzeige begnügen. — Aus dem südafrikanischen Arbeitsfelde wurden in die Ewigkeit gerufen: Der hochw. P. W. Follis, gestorben zu Escourt (Natal) am 6. Oktober 1908: der hochw. P. A. Tresch, gestorben zu Jagersfortein (Oranjeflußkolonie, Vikariat Kimberley) am 9. Dezember 1908; der hochw. P. A. Van Laar, gestorben zu Klerksdorp (Transvaal) am 9. Januar 1909. — Aus dem amerikanischen Arbeitsfelde: Der hochw. P. J. Lavoie, gestorben zu Lachine (Kanada) am 26. Oktober 1908; der ehrw. Br. J. Flynn, gestorben zu New Westminster (Britisch-Kolumbien) am 20. Dezember 1908; der hochw. P. J. Beaudin, gestorben zu Kenora (Kanada) am 27. Februar 1909. — In Europa starben: der hochw. P. A. Tondu, auf Jersey, am 19. Dezember 1908; der ehrw. Br. Th. Duignam zu Sicklinghall (England) am 30. Januar 1909; der hochw. P. J. Bonnet zu Diano Marina (Italien) am 3. Februar 1909; der hochw. P. G. Pichon, ebendaselbst am 8. Februar 1909. R. I. P.

Totenliste des Marianischen Missionsvereins. Kulawy, J., Beförderer; Loster, A., Beförderer; Algermissen, J.; Aschenbach, F.; Auth, A.; Basting, K.; Becker, K.; Bender A.; Bienert, T.; Bläsing, J.; Boreleth, F.; Brauning, K.; Brücken, E.; Brunner, G.; Cassineter, F.; Degen, M.; Deiner, M.; Depta, E.; Dinkelmann, W.; Donder, L.; Eckart, L.; Engelen, A.; Esch, E.; Esch, Fr.; Eyler, F.; Feldmann, K.; Försch, J.; Förster, E.; Frense, M.; Frings, M.; Genf, F.; Gerke, A.; Geuer, P.; Göb, A.; Gollbach, L.; Günter, A.; Haase, L.; Hanke, R.; Heller, K.; Herbert, C.; Higes, T.; Hiltenkamp, M.; Hinnenbrück, B.; Hohmann, B.; Horia, A.; Hunek, C.; Imiela, J.; Juli, H.; Klimek, T.; Kling, B.; Kolb, B.; Kowal, E.; Kurridim, F.; Lange, M.; Lange, P.; Leisch, B.; Mehr, J.; Michel, N.; Möller, A.; Nassog, H.; Ney, J.; Nordmann, J.; Nunendorf, Fr.; Olbrich, J.; Pellmann, K.; Pohl, M.; Pott, K.; Rautenstrauch, K.; Reinhardt, M.; Reith, G.; Ressel, J.; Richtarsky, F.; Richtarsky, Fr.; Sapper, M.; Sauer, K.; Scheuer, Fr.; Schmitz, A.;

Schneider, A.; Schwindenhammer, A.; Seuffert, A.; Simmon, M.; Stötzel, T.; Tieferthaller, S.; Vogt, F.; Voltz, T.; Wand, R.; Weber, T.; Weber, K.; Wenzlik, A.; Wiebeler, T.; Zadel, Fr.; Zgrzebniok, A.; Zimmer, P.; Zobek, B.

Abreise in die Missionen. Am 16. Februar fuhr der Laienbruder Josef Frentzki aus der Diözese Breslau von Hünfeld nach Bremen, um sich nach Texas (Vereinigte Staaten) einzuschiffen; vorläufig ist San Antonio sein Bestimmungsort.

Entwickelung der Genossenschaft während des Jahres 1907—1908. 1. Die ewige Profeß legten ab 45 Scholastiker (Theologiestudierende) und 7 Brüder. 2. Für die europäischen Provinzen erhielten ihre Obedienz 33 Patres. 3. Von der Generalleitung wurden entsandt:

In die kanadische Provinz

aus Europa	aus anderen Weltteilen
PP. —	6
Brüder —	—

In die Nordprovinz der Vereinigt. Staaten

aus Europa	aus anderen Weltteilen
PP. 1 (deutscher)	1
Brüder —	1

In die Südprovinz der Vereinigt. Staaten

aus Europa	aus anderen Weltteilen
PP. 3 (1 deutscher)	1
Scholast. —	2 (1 deutscher)
Brüder —	

In die Provinz Manitoba

aus Europa	aus anderen Weltteilen
PP. 2 (2 deutsche)	3
Brüder 1 (1 deutscher)	—

In die Diözesen St. Albert und Prinz Albert

aus Europa	aus anderen Weltteilen
PP. 5 (3 deutsche)	3
Brüder 1	—

In das Apost. Vikariat Athabaska

aus Europa	aus anderen Weltteilen
PP. 2	—
Brüder —	—

In das Apostol. Vikariat Mackenzie

aus Europa	aus anderen Weltteilen
PP. 1	—
Brüder 1	1

In die Diözese New Westminster (jetzt Erzbistum Vancouver)

aus Europa	aus anderen Weltteilen
PP. 2	—
Brüder 1 (deutscher)	—

In die Diözesen Colombo und Jaffna auf der Insel Ceylon

aus Europa	aus anderen Weltteilen
PP. 8	10
Brüder 2 (1 deutscher)	—

In die Apostol. Präfektur von N. Cimbebasien (Deutsch Südw.-Afrika)

aus Europa	aus anderen Weltteilen
PP. 2 (deutsche)	—
Brüder —	—

In die Diözese Perth (West-Australien)

aus Europa	aus anderen Weltteilen
PP. —	1
Brüder —	—

4. Durch den Tod wurden der Kongregation entrissen 14 Patres, 2 Scholastiker und 8 Brüder.

Britisch Kolumbien. Durch Breve vom 19. Sept. 1908 hat der hl. Vater folgende wichtige Aenderungen vorgenommen: 1. Der Metropolitansitz wird von Victoria nach Vancouver verlegt. 2. Der Name der Kirchenprovinz wird in Zukunft auch Vancouver sein. 3. Die Diözese Victoria wird mit der Yukon-Präfektur der Erzdiözese Vancouver unterstellt sein. (Nicht zu verwechseln die auf dem Festlande Britisch Kolumbiens gelegene Stadt Vancouver mit der gleichnamigen Insel: beide wurden nach dem britischen Seemann, der 1793 den Puget Sund erforschte, benannt.)

Obwohl Victoria die Hauptstadt der kanadischen Provinz Britisch Kolumbien ist, so wird es doch an Bedeutung durch Vancouver weit übertroffen. Letztere, sehr schön an der Südküste der Burrard

Bucht, einem Arme der Georgia Meerenge gelegen, an 3 Seiten vom Wasser umgeben, verdankt ihr äußeres rasches Aufblühen dem Umstande, daß sie 1855 zum Endpunkte der Kanadischen Pacificbahn ersehen wurde. Es hatten sich früher einige wenige Ansiedler hier niedergelassen, aber schon 1886 zählte der Ort 600 Einwohner. Im selben Jahre wurde Vancouver fast ganz durch eine Feuersbrunst zerstört. 1887 stieg die Einwohnerzahl aber schon auf 2000, 1888 auf 6000. Im Jahre 1891 betrug sie 13685, 1901 26133 und 1905 45000.

Victoria dagegen, auf dem Südostende der Insel Vancouver, begann sein Dasein als Fort der Hudsonsbaigesellschaft im Jahre 1842. Zum Ansehen einer Stadt erschwang es sich jedoch erst, als 1858 das Goldfieber eine Menge Einwanderer brachte. 1866 wurde die 40 Quadratmeilen große Insel mit Britisch Kolumbien vereinigt, und Victoria zur Hauptstadt des ganzen Landes erhoben. Die Einwohnerzahl betrug 1871 3270, 1881 5925, 1891 16841, 1901 20816 und jetzt mag sie 25000 betragen.

New Westminster, am rechten Ufer des Fraser, 24 Kilometer vor seiner Mündung gelegen, existiert seit 1853 und war eine Zeitlang, vor der Vereinigung der Insel Vancouver mit dem übrigen Teil des heutigen Britisch Kolumbien, die Hauptstadt der Provinz. 1901 zählte die Stadt 6499 Einwohner.

Kirchlicherseits wurde New Westminster am 14. Dezember 1863 zum Sitz des Apostol. Vikars, Msgr. D'Herbomez O. M. I. erhoben. Der neue, von nun an offiziell den Oblaten anvertraute Sprengel war von der Diözese Vancouver, die damals nicht nur die Insel, sondern das ganze Gebiet bis zum Felsengebirge umfaßte, abgetrennt worden. Seit 1871 gehörte New Westminster der Kirchenprovinz St. Bonifatius an; 1890 zur Diözese erhoben, wurde es 1903 dem im selben Jahre errichteten Erzbistum Viktoria zugleich mit dem Apost. Vikariate Mackenzie-Yukon unterstellt. Wie verlautet war der jetzige Generaloberе der PP. Oblaten, Msgr. Augustinus Dontenwill, von der Propaganda schon zum Erzbischof des neuen Metropolitansitzes ernannt, als ihn die Wahl des Generalkapitels traf. Durch päpstliche Bulle nun wurde er am 29. Januar zum Titular-Erzbischof von Ptolemais in Syrien ernannt. Den Stand der beiden Diözesen Britisch Kolumbiens am 1. Januar 1908 haben wir im Dezemberheft des laufenden Jahrganges S. 89 gebracht.

Mission St. Michael (Basutoland-Südafrika). „Schon über zwei Monate", so schreibt der hochw. P. H. Hoffmeier, „bin ich wieder allein in der Pastoration von St. Michael, Bethlehem und Matholoama das heißt in einem Gebiete so groß wie das halbe Eichsfeld. Die Arbeit ist mehr als meine schwächliche Gesundheit leisten kann. In beiden Missionen muß ich Katechese halten, Beichte hören und Kranke und Sterbende besuchen. Da bleibt wenig Zeit zum Schreiben, doch die Sorge und die Not drückt mir wieder die Feder in die Hand. Ich beginne mit einer traurigen Nachricht: Schon mehrere Monate herrscht Teurung und Hungersnot im Lande. Die letzte Ernte wurde größtenteils durch Trockenheit, Hagel und Frost vernichtet. Die kommende Getreide- und Sorghoernte ist schon im Keime verwüstet worden durch das zahlreiche Ungeziefer. Traurige Lage, noch traurigere Aussichten. Ueberhaupt ist die Lage in Südafrika eine recht betrübende: kein Fortschritt, kein Wohlstand, kein Geld, kein Verdienst, keine Industrie und keine Hoffnung auf Besserung. Weshalb? Gold und Geld ist in den Händen der Juden und Kapitalisten, Gold und Diamanten werden exportiert, und das Land selbst verarmt. Seine Arbeiter und Farmer leiden Not, bittere Not.

Doch wie geht es in St. Michel und seinen Filialen? Meine Lage in St. Michael hat sich ja etwas gebessert, aber es drücken mich die 2000 Mark Bauschulden; sie mußten gemacht werden, sollte das Missionswerk nicht zu Grunde gehen, und ich hoffe auf Gott. Die beiden Lehmkirchen in Bethlehem und Makholoana mit ihren Strohdächern sind wegen den täglich zunehmenden Bekehrungen zu klein geworden und drohen überdies einzustürzen. Es tut mir in der Seele weh, so viele Erwachsene und so viele Kinder verloren gehen zu sehen, weil wir

keine Kirchen und Schulen bauen können. Mit 2—3000 Mark wäre mir geholfen. Besonders Bethlehem dürfte aus wichtigen Gründen nicht länger vernachlässigt werden. Es ist im Herzen des Landes gelegen und am Fuße des geschichtlich berühmten Berges im Basutolande. Hier stand die Wiege der Basutonation, hier wohnte und verteidigte sich mit Heldenmut gegen Engländer und Buren der erste König und Gründer der Station, Moschuesch, und noch heute dient dieser Berg, Thaba-bosiu (Berg der Nacht) als Nekropole für die Könige und Großen des Landes. Am Fuße dieses Berges wurde der bis jetzt einzige katholisch getaufte und gestorbene Häuptling Masupha geboren. Nachdem alle seine Frauen, seine Kinder und seine Untertanen sich bekehrt, und jetzt Tausende der katholischen Religion sich geneigt zeigen, ist es eine unabweisbare Notwendigkeit, die Mission Bethlehem zu vergrößern. Sollte sich nach diesen Erwägungen kein mitleidiges Herz finden, das Gott zu Liebe und um der Seelen willen, in Aussicht auf Apostelverdienst und Apostellohn angetrieben fühle, dem armen Missionar, der nun schon 8 Jahre in dieser wichtigen und so reichlich Ernte versprechenden Mission Bethlehem unverdrossen arbeitet, eine reichliche Stiftung zuzuwenden, sich sozusagen zum Gründer dieser neuen Mission machen wollte?

Gern möchte ich in meiner dritten Mission, Malholoana, die dem unbefleckten Herzen Mariä geweiht ist, Sonntags den sakramentalen Segen geben, allein ich besitze kaum das Notwendigste zur Darbringung der hl. Geheimnisse auf dem schlichten Lehmaltar, vor dem ich zwei geschenkte Wolldecken als Teppich ausbreite. Es fehlen mir ein der Feier würdiger Kelch, ein Ziborium, Leuchter und Missale. An Meßgewändern und an anderer Kirchenwäsche bin ich noch ärmer dran. Doch mit dem Wenigen würde ich mich schon zufrieden geben, hätte ich nur eine Monstranz und ein Velum, um den hl. Segen geben zu können. Ein freudiges Tedeum würde ich bei Ankunft einer Kiste mit den obigen Sachen singen und dem lieben Wohltäter würde ich vor ausgesetztem hochwst. Gute danken.

Pietermaritzburg (Natal). Von einem Mißgeschick weiß der hochw. P. Jenn zu erzählen. Er schreibt: „Was mich anbelangt, so geht es mir augenblicklich nicht vom besten. Vor 4 Wochen warf mich mein scheues Pferd auf offener Straße ab. Da hat es denn doch sein Gutes, daß man mit einem guten, harten, elsässischen Schädel versehen ist. Jeder andere wäre bei dieser Gelegenheit in Stücke gegangen. Aber so bin ich mit einem zerschlagenen Gesicht und mit einigen, aus dem Gelenk gerissenen Fingern der linken Hand davon gekommen. Das Gesicht ist nun soweit wieder in Ordnung, nur die Finger sind noch steif. Das arme Tier ist seitdem an einer Gehirnentzündung zu Grunde gegangen. Das bedeutet für mich einen Verlust von 400 Mark.

Unter den Kaffernkindern herrscht augenblicklich eine große Sterblichkeit. Doch diese hat wenigstens den Vorteil, daß die Eltern sie vorher zur Taufe bringen, und so wird der Verlust für die Erde ein Gewinn für den Himmel. In großer Aufregung und Spannung wird Natal gehalten durch die Gefangennahme des Zulukönigs Denizulu und mehrerer anderer Häuptlinge. Einer davon ist zu siebenjähriger Zwangsarbeit, ein anderer zum Strang verurteilt worden. Letzteren besuche ich regelmäßig; vielleicht daß er noch begnadigt wird; immerhin hoffe ich ihn wenigstens noch zu bekehren. Der Prozeß gegen Denizulu hat seinen Anfang genommen. Noch eine andere Frage steht auf der Tagesordnung hier, nämlich die Vereinigung und der Zusammenschluß der vier südafrikanischen Staaten. Transvaal, Orangefluß, Kapland und Natal."

Apostol. Vikariat Athabaska. Neue Missionsstation. Wir bringen unsern Lesern heute das Bild von Msgr. E. Grouard, eines wahrhaft apostolischen Mannes, Apostol. Vikars von Athabaska, der rastlos für die Bedürfnisse seines Sprengels tätig ist. Von der Erhebung St. Franziskus Xaverius am Störsee zu einer Hauptstation haben wir schon berichtet. (Siehe Maria Immaculata XV. Jahrg., S. 172.) Ein anderer, neu gegründeter Posten ist St. Vin-

cenz in dem jetzt auch den Einwanderern erschlossenen Gebiete, das zwischen dem Smoky River im Süden und dem Peace River im Norden liegt und die ‚Große Prairie' genannt wird. Ehedem streiften in dieser Wildnis nur einige Indianer aus dem Stamm der Kastor. Irokesen und Mestizen kamen dann, um hier zu jagen. Sie fanden die Jagdgründe gut und blieben hier; andere Mestizen, die sich vor dem von Süden heranrückenden Einwandererstrom zurückzogen, siedelten sich in großer Zahl hier an. Die Kastor-Indianer nehmen leider immer mehr ab und werden wohl in absehbarer Zeit ganz verschwunden sein. Die Große Prairie ist an manchen Stellen sehr fruchtbar; Weizen, Roggen, Hafer, Kartoffeln ꝛc. gedeihen da sehr gut, an anderen Orten eignet sich das Land wieder mehr für Viehzucht. Auch Wälder sind vorhanden und alles in allem genommen, kann man die Gegend eine ausgezeichnete nennen und ihr eine große Zukunft voraussagen. An Einwanderern wird es gewiß nicht fehlen, wenn einmal die Verbindungen mit dem südlichen Teil Albertas besser geworden sind.

Auf jeden Fall wird die Gegend seit einigen Jahren wirklich überflutet im Sommer durch Landmesser, Ingenieure und Architekten, die teils von der kanadischen Regierung, teils von der Eisenbahngesellschaft ‚Grand Trone' entsandt werden. Die Regierung muß das Land erst genau vermessen lassen, ehe sie es nach der einmal angenommenen Kolonisationsmethode in Quadrate zerlegt und je nach geraden oder ungeraden Nummern unter die Ansiedler verteilt. (Siehe Maria Immaculata XV. Jahrg., S. 241). Die obige Eisenbahn-Gesellschaft dagegen, welche den Bau der großen transkontinentalen Eisenbahn unternommen, die ganz Kanada von Osten nach Westen durchquert, sucht hier das günstigste Terrain, um die Strecke durch das große Felsengebirge zu legen.

Man versteht somit ganz gut, daß hierher, wo sich schon eine ziemlich starke und arg gemischte Bevölkerung niedergelassen hatte, auch eine Missionsstation gehörte. Zum Gründer war P. Letreste O. M. I. ersehen. Da zwei Pelzhandelsgesellschaften ihre Lager am Ufer des Sees Saskatoon aufgeschlagen hatten, so wählte P. Letreste auch seinerseits diesen See und baute am südöstlichen Ende desselben ein bescheidenes Häuschen, das als Wohnung und Kapelle diente, d. h. unten ist die Kapelle, darüber, und zwar direkt unter dem Dache befindet sich Wohnzimmer, Küche, Speise- und Schlafzimmer für den Pater, aber alles nur ein Raum. Ein kleiner Hund war das einzige Lebewesen, das ihm während des langen Winters Gesellschaft leistete. Als Msgr. Grollard einige Wochen nach Ostern 1907 bei ihm eintraf, um für einige Zeit seine Einsamkeit zu teilen, war natürlich die Freude des armen Missionars übergroß.

Leider wurden diese schönen Tage getrübt durch einige dunkle Punkte, die am Horizont der Mission auftauchten. Erstens war das Haus zu klein und eine eigentliche Kapelle mußte absolut gebaut werden, aber wichtiger war noch die zweite Frage, wo bauen? Die Mestizen wollten nämlich an einen anderen, 12 Kilometer weit entfernten Ort ziehen, auch das Lagerhaus der Hudsonsbaigesellschaft sollte verlegt werden. So kam also eine Abordnung von Katholiken nach der anderen zum Bischof, um ihr Anliegen betreffs des Verlegens der Station vorzutragen. Das Letztere wurde schließlich auch beschlossen und im Juni sollten die einzelnen Teile des Hauses transportiert werden. Trotz der hohen Kosten ließ sich Msgr. Grollard auch noch dahin bewegen, daß er die Erlaubnis zum Bau der Kapelle gab.

Freie Stunden

Unterhaltungsbeilage der «Maria Immaculata»

XVI. Jahrgang. · Nr. 7 · April 1909.

Das Opfer.

Eine historische Erzählung aus dem Zululande.

Godongwayo? — Verrat? — Von wem?"

„O Juzima emnyama, egwaz' amadoda — O du gefürchteter Blutdürstiger, der du den Männern den Tod bereitest — jemand hatte an der Seite der Hütte eine Höhlung geöffnet, und während wir alle den Eingang bewachten, entfloh Godongwayo. Als er über die Ringmauer sprang, traf ich ihn mit meinem Speer. Er fiel auf die andere Seite und blieb tot auf dem Platze, wie ich dachte. Dann suchte Tana aus derselben Oeffnung zu entfliehen, aber ich war zur Hand und mit dem Speer durchbohrte ich ihn. Wir suchten heute morgen nach deinem anderen Sohne, aber er ist fort, wir wissen nicht wohin."

Ein Zittern durchflog bei dieser Kunde den Körper des Königs. Aber die Aufregung gewaltsam niederkämpfend, schrie er:

„Du Weib! Wie willst Du ein Heer in die Schlacht führen, wenn du mit einer Schaar der auserlesensten Männer nicht einmal eine Gruppe schlafender Rebellen abschlachten kannst? Zartfingeriger Held, ich habe gute Lust, auch dich hinrichten zu lassen. Denn gerade Godongwayo war es, die listige Schlange, die ich aus dem Wege räumen wollte. Jetzt ist er frei. Wo ist er hin? Gehe nun und durchsuche Forst und Feld und Felsen, und 100 Stück von deiner Herde dem, der den Flüchtling entdeckt. Wer sagte dir von Verrat? Wußte eine Seele von unseren Plänen?"

„O Ungwaingwai osibiya ngamade amahlahlo — du wackerer Scharfsichtiger, der du deinen Viehkraal aus langen Aesten errichtest — ich weiß es nicht, aber irgend jemand mußte das Geheimnis kennen."

„Verrat?!" kreischte der König wieder. „Dann sende nach der alten Hexe Gugane. Laß ihr sagen, sie soll ihren Zauberkram in Ordnung bringen und ihre Geister versammeln, die zu ihr die Worte reden, die niemand als sie nur allein verstehen kann. Denn ich muß den Schuldigen kennen. Dann, wenn der Mond voll ist, biete jedermann auf bis an die Grenzen des Reiches. Keine Seele darf mir fehlen. Gehe nun! So ist es der Wille des Königs."

7. Kapitel.

Der Flüchtling.

Im Schatten einer Steineiche, den Rücken gegen die schwarze, rissige Felswand gelehnt, saß Gugane, die Zauberin von Tetwa. Wie ein Gebild aus Stein saß sie da. Keine Fiber bewegte sich an ihr, keine Wimper zuckte. Das Auge war in starrem Sinnen zur Erde gesenkt, die Stirne in tiefen Falten zusammengezogen. Weltvergessen und weltverloren saß sie da, in sich zusammengesunken, inmitten des hohen Felsgeklüft. Was bewegte ihr Inneres? War es die Mordtat im Königskraal, dessen Hütten sie auf dem jenseitigen Hügel erblickte? War es Jobe der König, der Verrat witternd nach ihr gesandt hatte? War es Godongwayo, der seit jener Nacht spurlos verschwunden, oder Nomali, die vergebens dem Flüchtling nachspürte? Hörte sie in dem Rauschen der Blätter geheimnisvolle Kunde der Geister, zu denen sie sprechen sollte? — — — —

Auf dem schmalen Felspfade knirschte der Sand. Leise Schritte nahten. Es war Nomalie. Das Mädchen blieb in der Nähe der Zauberin stehen.

Ohne aufzublicken sagte Gugane:

„Du bist lange geblieben. Trete herzu meine Tochter. Schon längst habe ich auf dich gewartet. Kennst du deine Freunde erst in der Not?"

Weinend sank Nomali zu den Füßen der Zauberin und schluchzte:

„O zürne mir nicht, du Weise der Frauen Tetwas, sei mir nicht böse, du Mutter der Kinder Tetwas. Meine Augen sind wund, und feucht meine Wangen, wie die Blumen im Nachttau. Meine Füße schmerzen mich, und meine Arme sind müde, wie nach schwerer Arbeit. Und alles um den einen, den du, Mutter, kennst. O, jetzt ist die Sonne meiner Wonne untergegangen, o, jetzt steht der Mond über der Nacht meiner Schmerzen."

Und wieder rannen die Tränen.

„Du weinst — Tränen zahlt der Mensch an das Leben — sei ruhig Nomali, du Kind meines Herzens und höre und verstehe den Sinn von dem, was ich den Kindern von Tetwa erzähle:

„Als einst Cakijane (Wiesel) spazieren ging, traf er eine Geiß, welche Jungen hatte, und sagte zu ihr: „Mutter laß mich deine Kinder hüten!" Die Geiß willigte ein. Am nächsten Tage ging die Geiß auf das Feld. Cakijane blieb mit den Kleinen zu Hause. Da nahm er eins von den Kleinen und kochte es. Als es gar gekocht war, aß er davon und setzte das Uebrige der Alten vor, indem er sagte: „Mutter, da ist feiner Braten von einem Wilde! Im Walde lag das Wild verborgen. Ich hörte von Leuten draußen großen Lärm, worauf ich hinauslief und es erlegte."

Die Geiß aß, und als sie damit fertig war, sagte sie: „Laß mich meine Kinder sehen." Cakijane ging, sie zu holen, brachte aber eines zweimal, damit die Mutter nicht merkte, daß eines fehle. So machte es Cakijane jeden Tag, indem er eines nach dem anderen schlachtete und dafür eines der Jungen so oft brachte, daß die Alte nichts merkte.

Als nun das letzte noch übrig war, hatte er auch mit diesem kein Erbarmen, sondern schlachtete es und setzte es der Alten vor. Sie aß und fragte nach den Kindern. Cakijane sagte: „Ich werde sie holen," ging hinaus und rief, als er draußen war: „Oho, ho, du hast deine eigenen Kinder gegessen, statt Wildbret, du Vielfraß!" Da sprang die Geiß auf und eilte ihm nach. Cakijane lief ans Flußufer und fand den Fluß voll Wasser. Auch die Geiß lief dorthin, sah aber von Cakijane nichts mehr, da sich derselbe in einen Stein verwandelt hatte. Sie nahm den Stein und rief, indem sie ihn über den Fluß hinüberwarf: „O höchster Geist, du hast Cakijane gesehen, triff ihn mit diesem Stein!" Drüben angekommen, verwandelte sich der Stein wieder, und Cakijane rief: „He — le — le, du hast mich ja prächtig über den Fluß gesetzt! Mich, den Cakijane bo Cololo, welchen du kennst."

Cakijane ging nun weiter, bis er an eine Hütte anlangte. Er ging hinein und traf daselbst ein altes Weib an. Dieses redete er an mit den Worten: „Mütterchen komm, wir wollen einander kochen!" Die Alte gab ihre Zustimmung. Hierauf sagte er, sobald man Hitze verspüre, möge man rufen: „Ich bin gar gekocht!" Bei ihm solle begonnen werden. Die Alte war damit einverstanden, und Cakijane wurde in den Kessel gesetzt und gekocht.

Nach einer Weile rief er: „So, genug jetzt: ich bin gekocht!" Die Alte hob den Deckel weg, und Cakijane kam heraus. Dann stieg die Alte hinein. Nach einer Weile rief sie: „So, nun genug: ich bin gekocht!" Aber Cakijane entgegnete: „Wie kannst Du, altes Weib, sagen, daß du schon gekocht seist, da ich doch viel länger im Kessel war als du! Ich bin noch jung, indes du alt bist. Dein Fleisch braucht noch etwas länger zu kochen." Sodann legte er neues Holz unter den Kessel.

Die Alte jammerte und rief immerfort: „Ich bin gesotten, ich bin gekocht!" Aber die Antwort war immer: „Noch nicht genug, nur Geduld!"

Cakija machte nun amabele (Kaffernhirse) auf dem Steine, kochte davon einen Brei, nahm denselben, als er fertig gekocht war, heraus und stellte ihn als Gericht für die Söhne des alten Weibes hin, welche noch kommen sollten. Er selbst aß hierauf, nahm den ledernen Rock von der Alten, in den er sich einhüllte und stellte sich, als er die Söhne kommen hörte, schlafend.

Die Söhne, welche jetzt eintraten, hatten ein junges, schlankes Reh bei sich, das sie auf der Jagd gefangen hatten. Cakijane tat, als ob er aufwache, und sagte: „Bravo, bravo, meine lieben Kindeskinder! Sehet, dort habe ich euch ein Essen gerichtet. Laßt es euch schmecken,

denn ihr scheint müde und hungrig zu sein!" Sie aßen alsdann. Während des Essens sagte der jüngere von den Söhnen: „Schau doch einmal dorthin; das scheint die Hand unserer Großmutter zu sein!" Darauf entgegnete der ältere: „Schweige, siehst du denn nicht, daß die Alte am Sterben liegt?"

Cakijane aber erwiderte mit verstellter Stimme: „Hört diesen undankbaren Menschen!" Als sie das vernommen, schwiegen beide, aßen und tranken, bis sie satt waren. Da sagte Cakijane: „O Kinder meines Kindes, lasset mir doch das Reh nicht entkommen, welches ihr mitgebracht habt!" Während sie aufsprangen, um das Reh festzuhalten, ging Cakijane hinaus, warf, als er eine Strecke entfernt war, den Rock auf die Erde und rief: „Hurra, Hurra, ihr habt ja eure Großmutter gegessen!"

Da sprangen die Söhne auf und eilten ihm nach, aber auch Cakijane rannte, so gut er konnte, davon und verwandelte sich schließlich am Ufer des nächsten Flusses in einen Holzklotz. Die Söhne kamen dorthin und warfen den Klotz über den großen Fluß, indem sie sagten: „O großer Geist, du kennst Cakijane, und weißt, wo er sich aufhält! Erschlage ihn dort, wo du ihn siehst, mit diesem Klotze." Drüben verwandelte sich Cakijane wieder und rief lachend den Söhnen zu: „Ei, ihr Herren, ihr habt mich ja prächtig über den Fluß gesetzt!" Sprachs und ging seines Weges weiter; — jene aber blieben ärgerlich auf der andern Seite des Flusses zurück.

Cakijane traf im Weitergehen einen Greis, welcher Brot aß. Er nahm es ihm ab und lief davon. Der Alte lief ihm nach und rief: „Lege mein Brot nieder, Cakijane! Lege mein Brot nieder!"

Der aber hörte nicht, sondern lief weiter, bis er an einen hohlen Baum kam, in welchen er schnell hineinkroch. Gleich darauf kam der Alte auch an und steckte seine Hand in das Loch, den verborgenen herauszuziehen! Als er ihn gefaßt hatte, rief Cakijane: „O Tor, du hast die Wurzel des Baumes gefaßt!"

Da ließ der Alte ihn los und faßte die Wurzel des Baumes. Cakijane aber rief: „Maye! ba! bo! Laß mich los; du bringst mich ums Leben!"

Der Alte, hoch erfreut, bemühte sich jetzt, den vermeintlichen Cakijane herauszuziehen. Dieser jedoch aß währenddessen das Brot, sprang sodann heraus und lief gerettet davon." . . .

„. . . Und nun, meine Tochter", so schloß Gugane ihre Erzählung und indem ihre Hand die Richtung des aufwärts führenden Pfades zeigte, sagte sie: „Höre auf zu weinen, nimm diesen Korb und gehe voran — dort wirst du Cakijane finden."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

In steiler Zickzackwindung führte der Weg aufwärts, immer tiefer in ein unentwirrbares Felsgeklüft hinein. Auf beiden Seiten des Pfades

türmten sich schroffe Felswände, und es schien zuweilen, als ob sie jeglichem Fuß das Weitervorankommen versperren wollten, aber immer wieder blieb eine schmale Kante, ein kleiner Vorsprung übrig, über den hinweg der Weg weiter führte. Allmählich wurden die Felslücken auch wieder breiter und bequemer. Hie und da hatte einiges Buschwerk Wurzel gefaßt, und in die Felseinschnitte, wo es an Erde und Feuchtigkeit nicht mangelte, ragten selbst einige vereinsamte Nadelhölzer. Je weiter man vorankam, desto mehr nahm die Vegetation zu, bis schließlich das öde Felsgestein in dichtes Waldgebiet überging.

Hier standen sie, die mehr als hundertjährigen Baumriesen, ein rauhkerniges Geschlecht auf einsamer Höhe und schauten hinab in die ferne Ebene, wo Aussaat und Ernte in kurzer Zeitspanne stetig wechselten, und wo die Menschen, ein Geschlecht nach dem anderen, vorüberzogen, gleich den veränderlichen Wolkenschatten, die droben am Himmelszelte vorübereilten. Hier standen sie, die schier unveränderlichen, als stumme Zeugen von dem, was dort unten die Menschen bewegte an Leid- und und Freudevollem. Was in den Zeitwechseln dort in den Hütten der Tetwa in Freude gejubelt oder in Schmerz geweint worden war, das hatte seinen Weg hier herauf in die Höhe gefunden, und tönte als Echo in der Blätter Rauschen dem gegenwärtigen und zukünftigen Menschen von Tetwa. Denn hier war das Bereich der alten Seherin und Zauberin Gugane, welche die geheimnisvolle Kunde in ihrem Wissen erfaßte und hinuntertrug zu den Menschen der Niederung.

Unter einem großen vorspringenden Felsen, in dem kühlenden Schatten des Waldes, auf weichem Moos hingestreckt lag ein junger, kräftiger Mann. Mit dem leisen Wehen des Windes, der durch die Blätter strich, vermischte sich das schmerzvolle Stöhnen des Mannes. Er hatte eine große klaffende Wunde im Rücken, und der Blutverlust hatte ihn geschwächt. Die Augen waren geschlossen. Ein Zittern flog durch den Körper, der mit Fellen und Grasmatten überdeckt war, weniger zum Schutze, als vielmehr den Mann etwaigen unberufenen Augen zu entziehen. Und es geschah, daß, wenn die Blätter stärker rauschten, oder ein Wild aus dem Buschwerk streifte, der Kranke jäh auffuhr und mit angstvollen Blicken das Dunkel des Waldes durchsuchte. Aber nur Blätterrauschen — und von neuem schlossen sich die Augen des Kranken zu kurzem, unruhigem Schlummer.

Es war Godongwayo. Schmerzvolle, bange Stunden hatte er seit jener schrecklichen Nacht erlebt. Jene Nacht, wie stand sie grell und deutlich vor seiner Seele! Immer und immer wieder hatte er sie durchlebt und mußte er sie durchleben. Wie der Krieger wilder Gesang sie, seine Brüder und ihn, aus tiefem friedlichen Schlafe emporgeschreckt, wie das Geschrei, der Todesschrei seiner Brüder ertönt, wie er durch die Höhlung an der Seite der Hütte sich gewunden und über den Platz in großen Sprüngen gesetzt, wie ein Speerhagel hinter ihm

her gepraſſelt, wie ihn mitten im Sprunge einer der Speere in den Rücken getroffen und ihm — o er ſtöhnte vor Schmerzen — ihm dieſe klaffende Wunde geriſſen. Unter der Wucht des Wurfgeſchoſſes war er zuſammengebrochen und ohnmächtig geworden. Als er dann wieder ſeiner Sinne mächtig geworden — von Oſten aus dem dämmernden Morgen wehte ein kühler friſcher Wind — hatte er eine Hand an ſeiner Schulter gefühlt: Gugane, die alte Zauberin, ſtand an ſeiner Seite.

Gugane hatte ſich dann mitleidig über ihn gebeugt, hatte den Speer aus ſeiner Wunde gezogen, das Blut geſtillt und ihn dann an der Hand geführt. Er war ihr gefolgt, wie ein Kind blind ſeiner Mutter folgt, und ſie hatte ihn geführt, wohin, das wußte er nicht mehr, doch hatte ihm der Weg lang, ſehr lang und beſchwerlich gedeucht, bis er an der Felswand, wo er noch lag, vor Schmerz zuſammengebrochen war.

Dann hatte er ſich erholt und neues Leben erhalten. Gugane war ſtändig an ſeiner Seite geblieben. Sie hatte ihn hier in dieſes Verſteck ſorgfältig gebettet, mit ihrem eigenen Munde hatte ſie das vergiftete Blut aus der Wunde geſogen, mit kühlendem Waſſer dieſelbe gewaſchen und mit wohltuenden Salben und heilkräftigen Kräutern verbunden.

So lag Godongwayo, der Sohn des Königs von Tetwa, arm und verlaſſen, ein irrender Flüchtling, verfolgt und in harter Bedrängnis auf kühler Erde. Alles, alles war verloren: Haus und Hof, Reich und Volk, Szepter nnd Krone, Vater und Brüder. Die tiefe Wunde brannte. Er ſtöhnte und krümmte ſich vor Schmerz.

— Eine weiche Hand berührte ihn ſanft, ein dunkles Augenpaar beugte ſich mitleidig über ihn: Nomali. Sie war der Weiſung der Zauberin gefolgt, und der Weg hatte ſie zu dem Verwundeten geführt. Wie zitterte ihr Herz vor Freude und Weh, als ſie Godongwayo erblickte. So war er denn gerettet. Sie ließ ſich an ſeiner Seite in das weiche Gras nieder und ordnete das Moos, dem Kranken zur Erleichterung. Dann öffnete ſie den Korb, den ihr Gugane mitgegeben hatte, und während Godongwayo ſeinen Hunger ſtillte, erzählte ſie ihm unterdeſſen von den weiteren ſchrecklichen Ergebniſſen in Tetwa. Sie ſagte ihm, wie Tana und alle die übrigen ums Leben gekommen waren, daß der König einen Preis auf ſeinen Kopf geſetzt hätte und daß jetzt Gugane entboten worden ſei, durch ihren Zauber die Perſon herauszufinden, die das Geheimnis verraten. (Fortſetzung folgt.)

Mit biſchöflicher Genehmigung.

Nachdruck ſämtlicher Beiträge und Erzählungen unterſagt. Der Nachdruck aus den kleineren Nachrichten nur bei genauer Quellenangabe geſtattet.

Alle Angelegenheiten betreffend Redaktion und Expedition ſind zu adreſſieren an **Redaktion der ‚Maria Immaculata‘; Hünfeld bei Fulda.**

Druck der Fuldaer Actiendruckerei, Fulda.

Maria Immaculata

Illustrierte Marien- und Missions-Zeitschrift

Organ des Marianischen Missions-Vereins

Herausgegeben von der deutschen Ordensprovinz der PP. Oblaten M. I. | XVI. Jahrgang Heft 8 · Mai 1909. | Verlag des Missionshauses St. Bonifatius Fünfeld b. Fulda.

Die Zeitschrift „Maria Immaculata" erscheint monatlich mit der Unterhaltungsbeilage „Freie Stunden" und der literarischen Beilage „Vom Büchertische". Preis pro Jahr Mk. 2.00 für Deutschland und Oesterreich; Mk. 2.50 fürs Ausland. Zu beziehen von dem Missionshause oder durch den Buchhandel.

Anzeigenpreise: Die einspaltige, 55 mm breite Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg. Die ganze Seite von 128 Zeilen Raum Mk. 20.— Die halbe Seite Mk. 12.—

Vom Reisekoffer, der gern in die Missionen gewandert wäre.

Dichtung und Wahrheit.

I.

Er stammte aus der Via dei Carbonari, einer jener engen, dunklen Gassen, die das mittelalterliche Rom der Hauptstadt des modernen Italiens hinterlassen hat. Hier wohnte in einem Hause, das einen kleinen, direkt auf die Straße mündenden Laden besaß, Mastro Pepone mit seiner Frau Giulia und zwei Töchtern. Frau Giulia führte das ganze Jahr den Haushalt; im Herbst und Winter röstete sie auch Kastanien und fand gute Abnehmer dafür. Im Sommer, wenn vor lauter Hitze auf dem Forum Trajanum sogar die Steine schwitzten, quetschte sie den erquickenden Saft der Zitrone in eiskaltes Wasser, und mancher Centesimo wanderte dafür in ihre Tasche. Wenn es nicht Sommer oder Winter oder Herbst war, half sie Mastro Pepone bei seiner Arbeit, und die Arbeit des einstigen päpstlichen Zuaven bestand darin, daß er für das Fortkommen der Menschheit sorgte. Als er noch bei seinem Regiment war, hatte er gelernt Sattel zu flicken und Stiefel zu reparieren; seitdem schnitt, nähte, leimte und verkaufte er Reisekoffer und schlug sich redlich mit Hilfe der Hausindustrie seiner Frau und Töchter durch. Er hatte keine besonders anspruchsvollen Kunden, vielfach waren es die Oekonome geistl. Anstalten, die bei Mastro Pepone ihren Bedarf deckten, wenn ihre Zöglinge im Juli und Juni die ewige Stadt verließen.

Zu diesem Kundenkreise gehörte auch Padre Harmonico, der Prokurator eines Missionshauses in der Nähe von St. Pietro in Vincoli. Regelmäßig kehrte er jedes Jahr vor Peter und Paul bei Mastro

Pepone ein, um die Alumnen des letzten Kursus reisefertig zu machen. Padre Harmonico hatte ein Herz wie eine Zuckerbirne, aber als Prokurator glaubte er sich stets verpflichtet, etwas zu handeln und an den gegebenen Preisen zu drücken. Mastro Pepone kannte seine Kunden inwendig und auswendig. „Hier Padre Harmonico, weil Sie heuer gleich vier Stück auf einmal kaufen, gebe ich Ihnen die Schlösser gratis und als Extra-Zugabe, wissen Sie — aber nur weil Sie es sind — gebe ich Ihnen hier einen Patentkoffer, der Schienen trägt wie ein Gladiator, oder ein mittelalterlicher Ritter. Damit können Sie bis ans Ende der Welt reisen und wenn Sie ihn mir dann wieder zurückbringen, nehme ich ihn als neu an." P. Harmonico schmunzelte befriedigt und ließ die Schätze in seinem Zimmer oberhalb seines Kleiderschrankes unterbringen.

Es dauerte nicht lange, da erschien P. Franz, einer der Reisekandidaten, bei ihm und bat ergebenst um einen Koffer.

„Oho, schon so weit, wie stehts denn mit dem Examen?"

„Schon bestanden und zwar gestern, Padre Harmonico."

„Und zwar glänzend wie immer, he? Nun ich gratuliere."

„Ich danke, aber wenn ich bitten darf, einen recht starken Koffer möchte ich haben, ich werde wohl weit reisen müssen."

„Oho, doch nicht gar bis an den Nordpol?"

„Nun, nicht sehr weit davon, am liebsten möchte ich gleich in die Eismissionen."

„Hm", machte der P. Oekonom gedehnt, „so gelehrte Leute...."

„Ach was", wehrte P. Franz ab, „damit lockt man keinen Hund hinter dem Ofen heraus."

„Nun, auf jeden Fall will ich Dir mal das erste Erfordernis für die Reise geben." Damit stand er auf und rückte seinen Stuhl zurück. Dieser stieß an den Kleiderschrank und sicherlich wäre einer von den vier Koffern dem Oekonom auf seinen grauen Kopf gefallen, hätte nicht P. Franz behende den Springer aufgefangen und davon getragen. P. Harmonico, anfangs etwas stutzig, wollte ihm noch nacheilen, um ihm zu sagen, daß er den besten von den vier erhalten habe, aber P. Franz war schon mit seinem Reisegefährten, dem beschlagenen und extra starken, in seiner Zelle.

Jeder Uneingeweihte würde in dem eben erzählten Herunterfallen reinen Zufall finden, aber zur Steuer der Wahrheit muß gesagt werden, daß es ein innerer Drang war, welcher unsern Koffer zu diesem Schritte verleitet hatte. Er war nämlich ein ganz merkwürdiges Individuum seiner Gattung. Vom ersten Tage seines Kofferdaseins an hatte er das unausrottbare Bewußtsein, daß er zu Großem berufen sei. Ein dunkler Drang weit, weit zu reisen, so weit ihn nur diese Erde trüge, hatte sich dann seiner bemächtigt und wie Erleuchtung war es schließlich über ihn gekommen, als er täglich viele geistl. Studenten an sich vorüber-

Mater amabilis. Nach dem Gemälde von Gabriel Max.

ziehen sah zur Gregorianischen Universität. Das waren noch keine Missionare, wollten aber solche werden und sprachen viel davon. Unser Koffer hörte sie und auch den P. Harmonico erzählen von den großen Nordlandsreisen, und von da an stand es bei unserm Helden bombenfest, nur mit einem Missionar zu reisen. Er hatte auch etwas Logik aufgeschnappt, wenn die geistl. Herren bei ihm vorübergingen und das Kunststück fertig brachten, bei strömendem Regen über die spitzfindigsten Sachen zu disputieren, während sie schon übergenug zu tun hatten, den Mantel hoch zu heben, die dicken Bücher unter dem Arm zu halten und den Regenschirm vor der anbrausenden Elektrischen zu schirmen. „Ich bin ein Reisekoffer. Nun erfüllt aber ein Reisekoffer desto besser seinen Beruf, je weiter er reist. Folglich ....“ Und dabei blickte er mitleidig auf einige Taschen und Koffer seiner Umgebung, die sich jetzt schon vor der Seereise zu fürchten schienen. Als nun P. Franz, sein Liebling, den er sich gut gemerkt, bei Padre Harmonico eingetreten war, hatte er sich etwas vorgebeugt, um nur ja kein Wort der Unterhaltung zu verlieren. „Jetzt gilt's“, hatte er dann im entscheidenden Augenblicke gesagt und war seinem künftigen Besitzer direkt in die Arme gesprungen.

P. Franz blickte ihn treuherzig an und meinte: „Nun, jetzt wollen wir einmal sehen, was in dich hineingeht.“ Er legte ihn auf den Tisch, der neben das Bett gerückt war, auf dem eine ganze Menge meist neuer Sachen lag, außer Kleidungsstücken und neuen Schuhen auch Bücher, Hefte, Rosenkränze, Bilder, illustrierte Postkarten, Albums ꝛc Jetzt ging das Packen los. Man glaubt nicht, was in einen Koffer geht, wenn man alles langsam und praktisch verstaut. Franz brauchte keineswegs die Riemen anzuziehen, als er zum Schlusse den Blick in seiner jetzt fast leeren Zelle herumschweifen ließ, noch weniger brauchte er sich auf den Koffer zu setzen, damit er sich schlösse, das tat dieser bereitwilligst selber. Weil alles so leicht und schnell gegangen war, nahm er nochmals bald das eine, bald das andere Stück heraus und betrachtete es sinnend. Auch die zwei großen, in rotes Leder gebundenen Hefte, an deren Enden rote Schnüre mit Siegelkapseln baumelten. Das waren seine Doktordiplome. P. Franz konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, als er die dicken Pergamentblätter zwischen den Fingern drehte und sich auf denselben als ‚hochgelehrten Mann‘ geschildert fand, ‚der ein schweres und feierliches Examen richtig bestanden und jetzt das Recht habe zu dozieren, zu interpretieren und zu glossieren‘. „Als ob ich den Franz nicht besser kännte! Die Obedienz für die Missionen wäre mir lieber als dies fade Zeug! Wenn ich nur nicht aufs Katheder muß!“

Dann klappte er alles zu, nahm Hut und Mantel und zog zum letzten mal in die ewige Stadt, um von seinen Lieblingsstätten Abschied zu nehmen. Zuerst ging er nach St. Peter. Am Grabe des armen Fischermannes, an dem Tag und Nacht 89 Lampen brennen, kniete er

lange und legte seinen heißen Kopf auf die kalte Marmorbrüstung. Auch vom Muttergottesaltare mit dem uralten Bilde, unter dem die Gebeine des hl. Chrysostomus ruhen, konnte er sich kaum losreißen. Noch einmal legte er alles, Vergangenheit und Zukunft, Zeit und Ewigkeit in die Hände der himmlischen Mutter und ging. Auf der

Hans Tow-Pi-Sum, Zögling von Qu 'Appelle.

Schwelle des Riesentempels drehte er sich um und schaute in die dämmernden Hallen des Domes hinein. Aus einer Seitenkapelle drang wie aus einer überirdischen Ferne der gedämpfte Chorgesang, und all die Papstdenkmäler gemahnten ihn an das, was die Kirche Großes und Erhabenes für die Völker getan hat. Sehnsüchtig schaute er hinauf zum Vatikan, zum Vater der Christenheit. Dann schritt er ruhig am großen Obelisk vorbei, der schon zur Zeit der Pharaonenherrscher das Menschengeschlecht beobachten konnte. „Was sind wir Menschen mit unsern 30 — 40 — 60 — 70 Jährchen für armselige Blätter am

Weltenbaume? Und doch leisten wir in dieser kurzen Spanne unendlich mehr als dieser Koloß, der es wohl am Ende gar bis zum jüngsten Gericht aushält." Und über den P. Franz kam die Ewigkeitsstimmung, es stieg in ihm der heiße Wunsch empor, jeden Augenblick seines zukünftigen Lebens zum Besten seiner Mitmenschen so gut als möglich auszunutzen.

Dann ging es zur Villa Coelimontana, deren schattiger Laubgang von Steineichen so oft ihm die ersehnte Kühle verschafft hatte in den heißen Tagen der Examina und Preisarbeiten. Noch einmal wandelte er bedächtig, ja andächtig durch die verschlungenen Alleen von Lorbeer und Oleandersträuchern, in denen er so oft das Brevier gebetet, betrachtete noch einmal die Springbrunnen und die Marmorstatuen, deren Glieder längst auseinandergefallen wären, hätten nicht kräftige Eisenverbände sie zusammengehalten. Noch einmal setzte er sich auf die Bank in der Laube, wo der hl. Philipp Neri so gern mit den Seinen von Gott und göttlichen Dingen plauderte. Noch einmal schaute er hinunter auf die Appische Straße bis hin zu den Katakomben des hl. Kallistus und dem Denkmal der Caecilia Metella. Wie hatten sich doch die Zeiten geändert, seit auf den Steinfließen dieser Weltstraße Christen und Heiden aneinander vorbeihuschten wie Bewohner zweier Welten, die nichts gemein haben und sich gegenseitig bekämpfen. „Wenn Christus das römische Reich bezwungen, dann wird er auch die heidnische Macht Afrikas und Amerikas und die der Chinesen und Japanesen bezwingen. Wenn ich nur mitkämpfen darf unter seiner Fahne, aber als aktiver Offizier!"

Es dunkelte, und er eilte nach Hause, in seine Zelle, die er so lieb gewonnen in den zwei letzten Jahren. Diese eine Nacht noch sollte sie ihn beherbergen, denn morgen früh zog er nach Hause, zur Primiz.

Der Schlaf, der sich sonst immer so prompt eingestellt hatte, wollte heute abend nicht kommen, kein Wunder, wer kann schlafen, wenn der Wendepunkt seines Lebens angekommen ist? Noch lange dachte er nach über das wunderbare Geschick, das ihn bisher geführt und in die Bilder der Vergangenheit mischten sich die Träume der Zukunft.

Als er am anderen Tage im Expreßzuge saß, der ihn forttrug von der ewigen Stadt, da war es ihm, als bliebe ein Teil seines Herzens zurück. Er weinte, und seine Begleiter weinten, nur einer freute sich, der Reisekoffer im Netze über ihm, der Reisekoffer, der gern in die Missionen gewandert wäre.

II.

Auf dem Funkenhof bei Elmenhorst in der Eifel war große Aufregung. Außer den Knechten und Mägden des Hofes war das halbe Dorf mit Schmücken der Häuser und Straßen, der Kirche und Schule beschäftigt. Doch hatte der Funkenhof die schönste Zier davongetragen. Er prangte in einem Feierkleide, wie er noch nie eins gesehen, selbst

damals nicht, als vor 18 Jahren der jetzige allgemein geachtete und beliebte Herr Funk seine Braut, die Gertrud, heimgeführt hatte. Frau Funk leitete heute in Person das Reinigen und Anrichten des Innern ihres Hauses; hundertmal war sie schon aus der Küche in die gute Stube und aus dieser in ‚fein' Zimmer getrippelt. Ueberall gab es noch etwas abzustauben, eine Decke zurecht zu zupfen und etwas umzudrehen, was schon zehnmal umgedreht worden war. Am peinlichsten inspizierte sie ‚fein' Zimmer; das war aber auch herausgeputzt worden wie ein Vorzimmerchen des Himmels. Ueber der Türe hing ein grün umrahmtes Schild mit einem schönen Willkommenspruche. Die Fenster standen

Das Qu'Appelle-Tal mit der Missionsstation und der Handwerksschule.

weit geöffnet und ließen den würzigen Geruch des Gartens hereinströmen; in den Bäumen desselben musizierte eine Schar Künstler von Gottes Gnaden in buntscheckigem Gewande, die nichts verlangten für ihr Singen und Musizieren als hier im Garten wohnen zu dürfen. Auf dem Betschemel lag ein neues Brevier, und auf dem Tische hatte Frau Gertrud Albe, Meßgewand, Stola und Kelch in zierlicher Anordnung aufgestellt. Dazwischen Blumensträuße und das Bild eines etwa zehnjährigen Jungen, der dem P. Franz aufs Haar glich. Jetzt zog sie zum so- und sovielten Male ihre Uhr und schaute zum Fenster hinaus, ob ihr Gatte noch nicht mit der Kutsche vorgefahren sei. Da rasselte es auf dem Pflaster, jetzt war es höchste Zeit einzusteigen, denn der Weg bis zum nächsten Bahnhof betrug 1½ Stunden. Heute fuhr Herr Funk selber, der Wagen war fein geputzt und die gut gefütterten Rosse trugen Tannen- und Birkenreiser am Kummet. Die allgemeine

Freudenstimmung schien auch sie erfaßt zu haben, munter schüttelten sie die Köpfe, so daß ihre Schellen ein wirkliches Festtagsgeläute anstimmten. Wie der Wind flogen sie nun zwischen den Buchenhecken durch den schmalen Hofweg hinüber auf die weite Haide, die heute, vom Sonnenglanz verklärt, in ihrer ganzen träumerischen Schönheit vor den beiden Fahrern lag.

Er hatte sich vom Bock zurückgezogen ins Innere des Wagens; hier auf der Haide konnte man die Pferde doch nicht laufen lassen; dann wollte er aber auch neben seiner geliebten Gertrud sitzen, um mit ihr das Glück dieses Tages zu verkosten und so es zu verdoppeln.

„Steck Dir eine Zigarre an, Max", sagte sie, „ich halte so lang die Zügel".

„Natürlich, die Zügel führen, das hat Dir schon immer gepaßt."

„Ich glaube, Du bist aber auch gut mit mir gefahren, Max", und dabei blickte sie ihn innig und schelmisch zugleich an. Er nickte, legte sich zurück und sah eine Weile den Rauchwölkchen nach. „Noch alles wie damals", murmelte er dann, „genau so wie damals". — „Ja, ich kann mir noch alles so lebhaft vorstellen", erwiderte sie, „wie Du mir ihn zum ersten Male brachtest, ich hätte nicht gedacht, daß ich ihn so lieb gewinnen könnte. Ich habe ihn wirklich so lieb, wie wenn er unser eigenes Kind wäre."

War denn P. Franz — um ihn handelte es sich hier, und er wird heute abgeholt — nicht das Kind der Eheleute Funk? Nein, Franz war ein Waisenkind, das .... Doch ich muß die Geschichte ganz erzählen. Die ersten Jahre der Ehe Funk blieben, wenn auch sonst vom reinsten Glücke getragen, mit einem großen, schweren Kreuze bezeichnet: Max und Gertrud hatten kein Kind. Ihn schmerzte das tief, doch suchte er es ihr zu verbergen, aber sie las den Schmerz in seinen Augen und jetzt fühlte sie erst recht, was ihnen beiden fehlte. Eines Tages, als sein Bruder zum dritten Male meldete, während sie zusammensaßen, daß wiederum sein Stamm einen neuen Ast angesetzt habe, da war es aus mit der Fassung. Sie weinte und schluchzte und wollte sich nicht trösten lassen, auch ihn ergriff es bis in die Tiefen seines Gemütes. Es hielt ihn nicht mehr länger in seinem Hause und planlos irrte er auf der Haide umher. Nach langer Wanderung kam er endlich bei dem Kreuze auf dem sogenannten ‚Halbweg' an, weil es Mitte Weg war zwischen Elmenhorst und Rockerthal. Hier stand, umgeben von mächtigen Tannen, ein großes Kreuz mit einer Kniebank davor. Max Funk hatte anfangs gar nicht bemerkt, daß jemand vor dem Kreuze laut betete; plötzlich stand er dicht vor dem Kreuze. Aber auch der Beter war schon verstummt, und die eben noch weit ausgebreiteten Arme waren heruntergesunken, als er Schritte hinter sich vernahm.

Scheu wandte er sich um, und Max blickte in ein abgehärmtes Knabengesicht, aus dessen Augen ihm eine solch unschuldige, rührende Kinderseele entgegenblickte, daß er sich sogleich zu dem unbekannten Kinde hingezogen fühlte.

„Nun Kleiner, was führt dich denn hierher?"

„O Herr, ich habe vor einigen Tagen meine Mutter verloren, ich habe keine nahen Verwandten, und die anderen wohnen weit von hier. Was soll noch aus mir werden, ich kann noch nichts verdienen, ich muß noch in die Schule."

„Nun, wie heißt du denn?"

„Franz Born, im Februar bin ich 7 Jahre alt geworden, ich habe noch zwei Schwestern gehabt, aber die sind schon gestorben, noch vor der Mutter."

Max Funk schoß ein Gedanke durch den Kopf: Wie wenn das ein Wink von oben wäre! Wenn Gott uns doch ein Kind schenken wollte! „Willst du mit mir gehen, Franz, nach Elsenhorst, auf den Funkenhof, ich will sehen, was ich für dich tun kann." Er faßte den Knaben bei der Hand, und während sie durch das Haidekraut trabten, gewann Franz Born das Herz seines Begleiters durch sein geweckes treuherziges Wesen in solchem Grade, daß es bei diesem ausgemachte Sache wurde, den Knaben zu behalten und an Kindesstatt zu erziehen. Aber was wird die Gertrud dazu sagen?

Gertrud saß mit verweinten Augen im Sessel, in der Hand den Rosenkranz. Als ihr Mann eintrat, schoß eine jähe Röte in ihre Wangen. Er näherte sich ihr, schlang seinen Arm um sie, und stoßweise kam er heraus: „Gertrud, freu dich, ich habe ein Kind gefunden, ein famoses Kerlchen, ja, ja, ich habe es gleich mitgebracht. Es ist hier, ein Waisenkind." „Wo ist es?" fragte sie erregt. Ein Augenblick, und die Tür öffnete sich, und herein trat der barfüßige, mit schäbiger Jacke gekleidete, ungewaschene und ungekämmte Franz Born, sein rundes Hütlein verlegen in der Hand drehend. Max Funk schob seinen Schützling dicht vor Gertrud hin, und jetzt begegneten sich beider Blicke. Einen Augenblick war es ganz still, man hörte nur das Ticken der Uhr und das Summen der Fliegen und den fliegenden Atem der Frau. Dann streckte sie plötzlich beide Arme nach dem armen verlassenen Kinde aus, zog es an ihre Seite und flüsterte so deutlich, daß Max es hören konnte: „Willst Du mein, willst du unser Kind, unser herzlieber Junge sein?" Franz wußte nicht wie ihm geschah, er blickte fragend zum Manne auf, und als dieser ihm zunickte, da ließ er sein Hütlein fallen, kletterte vor Freude bald an Frau Gertrud und bald an Max herauf, umschlang sie mit seinen Armen, so stürmisch als hätte er es auf eine Kraftprobe abgesehen und rief in einem fort: „Lohn's Euch Gott, Mutter! Lohn's Euch Gott, Vater!"

Am Abend jenes Tages saßen drei glückliche Menschen im Garten zusammen; jeder hatte seine eigenen Gedanken und jeder hatte leidvolle Vergangenheit hinter sich und jeder malte sich in seiner Weise die Zukunft aus, und doch waren sie eins, ganz eins und sie nannten sich Vater, Mutter und Sohn. (Fortsetzung folgt.)

Wirksamkeit und Erfolge der Indianer-Handwerksschule zu Qu'Appelle.

Zu ihrem silbernen Jubiläum: 1884—1909.

Am Osterfeste 1908, so schreibt der Direktor der obigen Schule, P. Hugonard O. M. I., an die Redaktion, sind Ihre beiden Heidenkinder getauft worden. Wir haben den Glücklichen den von den Wohltätern gewünschten Namen ‚Antonius' und ‚Maria' gegeben, aber noch einige andere Namen hinzugefügt. Wir rufen nämlich unsere Kinder mit ihrem Taufnamen; Sie werden diese Praxis sicher billigen, wenn Sie sich einmal an der Aussprache der folgenden hier vorkommenden Familiennamen der Indianer versucht haben: Kijik Kape wabatak, — Kakikcassini, — Assinipiyes, — Tskwatapin, — Pawasti-ko wiyiniw. Da nun schon mehrere ‚Antonius' und ‚Maria' hier diese schönen Namen tragen, müssen wir zur Unterscheidung der Geister noch einige Taufnamen zugeben.

Dann muß ich Ihnen auch mitteilen, daß unsere Schule dieses Jahr das silberne Jubiläum ihres Bestehens feiern kann. Schon 1883 traten Msgr. Grandin O. M. I., der Suffraganbischof Msgr. Taché s und P. Lacombe O. M. I. an den Erzbischof von St. Bonifatius mit dem Gedanken heran, die kanadische Regierung zu veranlassen, auf ihre Kosten Indianer-Schulen zu bauen. Diese Schulen sollten aus Staatsmitteln unterhalten und unter der Aufsicht der Regierung stehen. Msgr. Taché gefiel der Plan ausgezeichnet. Da er großen und verdienten Einfluß bei der Regierung besaß, gelang es ihm, die kanadischen Staatsmänner für die Idee zu gewinnen, und noch zu Anfang des Jahres 1883 wurden die Gelder für 3 Indianer-Handwerksschulen bewilligt, zu Qu'Appelle, Battleford und Calgary.

Schon war der Oberhirte eifrig mit den Vorarbeiten des Baues beschäftigt, als die Wahlkampagne von 1883 dazwischen trat. Der Gouverneur der Nordwest-Territorien, zu denen Qu'Appelle damals noch gehörte, wünschte daß die Patres der Missionsstation von Qu'Appelle, die schon seit 1866 bestand, warm eintreten sollten für seinen Kandidaten. Da diese aber als katholische Missionare sich um den Wahltrubel nicht kümmern wollten, und der betreffende Kandidat durchfiel,

gedachte der Gouverneur, sich an den Missionaren dafür zu rächen. Er suchte es jetzt dahin zu bringen, daß die geplante und bewilligte Hand-

Musikkapelle der Schule von Qu 'Appelle.

werksschule nicht nach Qu 'Appelle, sondern nach Regina oder Indian Head käme. Gott sei Dank, sein Vorhaben wurde nicht ausgeführt, aber die Gründung der Schule von Qu'Appelle konnte erst im folgenden Jahre erfolgen.

Mfgr. Taché hatte durch liebenswürdiges Vorgehen den Gouverneur umzustimmen versucht. Er besuchte ihn in Regina, schenkte ihm zwei Rehe, aber alles umsonst. Der Erzbischof bekam immer nur das eine zu hören: die Schule kann in Regina oder Indian Head ebensogut bestehen. Dem Erzbischof jedoch, welcher den ganzen Norden auf seinen Missionsreisen durchstreift hatte, gefiel kein Plätzchen so gut wie das schöne Tal von Qu 'Appelle mit seinen fischreichen Seen. Als dann der Gouverneur den Vorwand geltend machte, in diesem Tale sei kein Terrain für die Schule zu finden, kaufte der Erzbischof selber ein großes Stück Land, schenkte es der Regierung, und schließlich mußte der Gouverneur der Nordwestterritorien dem Willen des ersten Ministers von Kanada, Sir John A. Mc. Donald weichen, als dieser entschied, die Handwerksschule solle zu Qu 'Appelle gebaut werden.

Als Mfgr. Taché im September 1884 den ihm von der Kanadischen Pacificbahn zur Verfügung gestellten Salonwagen benutzend, in die Gegend von Qu 'Appelle kam und die Mission besuchte, sah er zu seiner größten Freude in kleiner Entfernung von der Station die im Laufe des Sommers gebaute Handwerksschule stehen. In einigen Tagen konnte man die ersten 50 Indianerkinder aufnehmen. Am 21. Oktober kamen auch die erwarteten 3 Schwestern von Montréal. P. Lebret O. M. I., Obere der Missionsstation, nach dem der Nachbarort von Qu 'Appelle benannt ist, war in der ersten Zeit zugleich Direktor der Schule, bis meine Wenigkeit späterhin mit der Leitung betraut wurde.

Der Holzbau der ersten Jahre wurde nach und nach vergrößert, so daß von 1892 an die Schule jährlich 225 Kinder beherbergen konnte. Da brach am 4. Oktober 1904 Feuer in der Anstalt aus, dessen Entstehung heute noch der Aufklärung bedarf. Menschenleben hatten wir Gottlob keines zu beklagen, aber es war uns unmöglich, etwas anderes zu retten. Jetzt fing eine traurige Periode für unsere Schule an. Als provisorisches Heim für unsere Kinder mußte uns die Pfarrkirche von Qu 'Appelle dienen und zwar an Werktagen als Klassenzimmer, Schlaf- und Erholungssaal für die 125 Mädchen und die Schwestern, welch letztere mit bewunderungswürdiger Geduld die Unannehmlichkeiten dieser Lage ertrugen. Die Knaben fanden vorläufig in der öffentlichen Schule Unterkunft.

Als sich das schreckliche Unglück ereignete, war ich nicht zu Hause gewesen. Bei meiner Rückkehr wollte mir das Herz brechen, als ich nur mehr die Ruinen des Werkes fand, dem ich mein ganzes Leben gewidmet und dessen blühende Entwicklung ich rastlos gefördert hatte. Der Gedanke indes, daß mit Gottes Hilfe neues Leben aus den Ruinen erstehen solle, tröstete und spornte mich sofort zum Neubau an. In kurzer Zeit arbeitete ich einen neuen Plan aus, setzte einen Kostenanschlag auf und reiste damit im Frühjahr desselben Jahres nach Ottowa,

wo die kanadische Kammer tagte. Wenn ich gehofft hatte, man würde auf meine Pläne eingehen, so hatte ich mich gründlich getäuscht. Von einem Neubau in Ou 'Appelle wollte die Regierung nichts wissen, sie schlug nur vor, auf einer benachbarten Reservation gleich 2 Kostschulen für Indianerkinder zu erbauen, doch auf diesen geschickt angelegten Ableitungsversuch wollten weder der Erzbischof, Msgr. Langevin O. M. I., noch unser Provinzial eingehen. Zwei Monate blieb ich in Ottawa, schrieb Brief auf Brief an die Minister, auch eine Konferenz mit den Ministern wurde mir versagt. So verließ ich die kanadische Hauptstadt ohne Hoffnung auf Erfolg von irdischer Seite, aber voll Vertrauen auf die Gebete der Schwestern und unserer lieben Indianerkinder.

Wir mußten also daran denken, auf eigene Kosten den Neubau zu unternehmen; der hochw. P. Provinzial Magnan versprach uns für den Fall, daß die Regierung auf ihrem ablehnenden Standpunkte verharren sollte, die Baukosten für den neuen Flügel übernehmen zu wollen; anfangs 1905 fand der Umzug statt. Die ganze Angelegenheit wurde jedoch in bessere Bahnen gebracht, als unser Schulinspektor, ein edel denkender Protestant, sich für uns bei der Regierung verwandte. Er machte darauf aufmerksam, daß es für die Regierung eine Ehrenpflicht sei, die älteste und bedeutendste Indianer-Handwerksschule von Kanada wiederherzustellen, besonders, da die Zöglinge alle noch am Orte wohnten, und ein Teil der Nebengebäude von den Flammen verschont geblieben war. Endlich willigte die Regierung denn auch darin ein, die bereits gemachten Baukosten zu tragen, und im März 1905 wurde mit dem Bau des 3. Flügels nach den von uns ausgearbeiteten Plänen begonnen.

Die ganze Anstalt setzt sich heute aus drei verschiedenen Gebäulichkeiten zusammen. Das Hauptgebäude 120×50 Fuß groß, begreift Speisesaal, Küche mit Vorratskammern, Verwaltung, Sprechzimmer, Kapelle, mehrere kleine Zimmer, Schneiderei und Krankenzimmer. Von den beiden andren Flügeln beherbergt der eine die Knaben, der andere die Mädchen; sie sind beide 80×50 Fuß groß und enthalten Klassenzimmer, Schlafsäle und Erholungsräume. Das Ganze ist auch den hiesigen Verhältnissen entsprechend ausgeführt: ein steinerner Unterbau mit drei Stockwerken aus starkem Fachwerk, außen mit Backsteinen bekleidet. Im ganzen Hause ist Dampfheizung; zur Beleuchtung verwenden wir Azetylenlicht. In ihrer jetzigen Gestalt ist die Handwerksschule von Ou 'Appelle ein ganz einheitlicher und solider Bau. Heute danken wir Gott für die Prüfung des Brandes, denn ohne denselben würden wir uns wohl noch immer in den alten, mit der Zeit zu eng gewordenen Verhältnissen, bewegen. Im Laufe der Jahre hatte sich nämlich das alte Gebäude durch stete Anbauten und Vergrößerungen nach einem nicht voraus festgelegten einheitlichen Plane immer mehr

zu einem unpraktischen, zusammengestückelten Häuser- und Sälekomplex entwickelt.

Am 1. Januar 1909 hatten wir in unserer Schule 268 Zöglinge, davon waren 118 Knaben. Wir nehmen die Kinder auf im Alter von 6 Jahren, Waisenkinder aber auch schon früher; leider sind manche Eltern, besonders die Heiden, geneigt, ihre Sprößlinge bis zum Alter von 7, 8 und 10 Jahren bei sich zu behalten. Sie fürchten eben, daß sonst unter dem Einfluß der Schule ihr Kind seine Muttersprache und die Anhänglichkeit an sein angestammtes Heim verliere. Um Qu 'Appelle herum liegen in einer Entfernung bis zu 70 klm 17 Indianer-Reservationen, aus deren Jugend sich die Handwerksschule rekrutiert. Die Reservationen sind große Landstriche, welche die Regierung den Indianern als Wohnsitze überwies, als sie mit ihnen die Verträge schloß, kraft deren die Indianer auf ihre Rechte auf das Land verzichteten; bis dahin konnten sie frei umherschweifen auf den unermeßlichen Gebieten, darauf jagen und fischen nach Belieben.

Unsere Zöglinge verteilen sich auf 6 Klassen, die zwei untersten haben jeden Tag 6 Schulstunden, die übrigen Abteilungen widmen die eine Hälfte des Tages dem Lernen, die andere Hälfte der Arbeit. Der Schulplan begreift die gewöhnlichen Fächer der Volksschule, obligatorische Sprache ist Englisch, das unsere Kinder am Schlusse vollständig beherrschen. Die Schule besitzt im ganzen ca. 206 Hektar Land, davon ist aber ein großer Teil für Landwirtschaft keineswegs geeignet. Im Jahre 1908 waren 81 Hektar bebaut, 50,5 Hektar standen unter Weizen und 24 unter Hafer. Leider sind uns Hafer und Weizen gänzlich erfroren und konnten nur zum Füttern dienen. Beim eigentlichen Farmbetriebe sind 15 Knaben in besonderer Weise beschäftigt, aber alle müssen sich mit demselben genügend vertraut machen. Wir haben aber auch einen ziemlich ausgedehnten Viehbestand: 31 Stück Hornvieh, 26 Pferde, 60 Schweine und ca. 100 Stück Geflügel. Mit Ausnahme des letztern, dessen Pflege den Mädchen obliegt, sind auch diese den Knaben anvertraut. Dann kommen die einzelnen Handwerke. Erstens Schmiede und Schlosserei: 4 Zöglinge; zweitens Schusterei mit 8 Knaben; drittens Bäckerei und Schlächterei, hier arbeiten 4 Knaben; viertens Holzbearbeitung: 8 Zöglinge; fünftens Klempnerei mit 2 Knaben. In diesen verschiedenen Werkstätten wird nicht nur alles notwendige gemacht für die Anstalt selber, sondern auch viel von auswärts bestellte Arbeit geliefert, so haben unsere Knaben in einem Jahre nicht weniger als 500 Paar Schuhe gemacht.

An der Ausbildung der Mädchen arbeiten mit unermüdlichem Eifer die Grauen Schwestern von Montreal. Jede ihrer Schutzbefohlenen muß ihre Zeit abdienen in der Küche, Wäscherei und Schneiderei. Außerdem haben dieselben die Milchwirtschaft und das Geflügel zu besorgen.

Die Handwerksschule von Qu 'Appelle ist die älteste und am besten besuchte von ganz Kanada. Am nächsten folgt das Mohawk-

Hererokinder von Omaruru. (Deutsch-Südwestafrika.)

Institut zu Brantford (Ontario) mit 116 Zöglingen. Sie ist auch als die erfolgreichste und beste auf vielen Ausstellungen durch Preise ausgezeichnet worden. Unsere Blechmusik, die jetzt ca. 20 Mann stark ist,

trug 1895 einen glänzenden Sieg über 20 Wettbewerber davon. Für die Ausstellungen der hiesigen Gegend sind wir jetzt sogar außer Konkurs gesetzt, aber auf zwei großen Ausstellungen — die letzte war in Winnipeg 1908 — haben wir das Ehrendiplom erhalten, die beste Indianerschule Kanada's zu sein.

Nach dem Gesagten sind Sie vielleicht geneigt zu glauben, daß wir aus der Schule auch großen finanziellen Gewinn ziehen. Dem ist aber keineswegs so, wie die Bilanz des letzten Jahres zeigt. Bei 225 Kinder zahlt die Regierung uns für jedes 120 Dollar. Die Gesamtsumme des Regierungszuschusses machte im letzten Jahre aus 25716 Dollar; dazu kamen noch anderweitige Einnahmen in der Höhe von 8621 Dollar. Diesen Gesamteinnahmen von 34337 Doll. stehen aber Ausgaben entgegen von 41340 Doll. Das macht also gut 7000 Doll. Schulden. Im Jahre 1907 haben wir abgeschlossen mit einem Defizit von 4723 Doll. Das Bauen der letzten Jahre konnte nicht ohne erhebliche Mehrkosten ausgeführt werden; dazu kam dann noch die schlechte Getreideernte des letzten Jahres. Erwähnen muß ich auch, daß die Handwerksschule von Qu 'Appelle den kleinsten Staatszuschuß erhält von allen, mit Ausnahme der Schulen in der Provinz Ontario. So erhalten z. B. die Handwerksschulen von Battleford und Regina per Kopf je 145 Doll. Daß unsere Schule den protestantischen gegenüber keinen leichten Stand hat, läßt sich leicht denken. Trotzdem hoffen wir fest, an der Spitze zu bleiben; es kommt uns nicht darauf an, Schätze zu sammeln, sondern recht viel Gutes zu wirken für das zeitliche und ewige Wohlergehen der armen Indianer. Von den Früchten, die unsere Schule für die katholische Religion gezeitigt hat, will ich nächstens erzählen.

In den Wäldern von Mannar.

Skizzen und Bilder von P. A. Favril O. M. I. (Ceylon).

4. In dunkler Nacht.

Tief am Horizonte stand die Sonne und blickte neugierig mit ihren glutigen Strahlen durch die Palmenwipfel auf die stillen Hütten von Arippu. Ich war seit vierzehn Tagen wieder von Mullikulam zurückgekehrt, und trat eben aus der Türe meines kleinen Missionsgebäudes, um mein Tagewerk mit einem Spaziergang zu beschließen. Meine Blicke schweifen über das weite Tal: wie in rosiger Verklärung und stiller Andacht liegt es vor mir im Widerschein des Abendhimmels. Da kommt plötzlich mit verlegener und

bestürzter Miene mein Pedro von Mullikulam mir entgegen. „Nun, Pedro, was bringst du neues?" — Nichts, Vater." — „Nicht doch mein Junge, du gehst doch nicht 30 Kilometer zu Fuß, bloß um mir deine Aufwartung zu machen. Es ist etwas geschehen, sag' es nur schnell!" — „Ja, Vater, die Mutter des Serastion, Avastai, liegt am Sterben." — „Hast du keinen Wagen mitgebracht?" — „Nein, Vater." — „Warum denn nicht?" — „Ich war 10 Kilometer diesseits von Mullikulam am Fischen, als ein Mann kam, und mir die traurige Nachricht mitteilte, da bin ich sofort hierhergeeilt, um sie dir zu überbringen." —

Es war keine Zeit zu verlieren, und schnell wurde der Reiseplan entworfen: 6 Kilometer mit einem geliehenen Ochsenwagen bis Silavaturai; von dort bis Mullikulam zu Fuß längs der Meeresküste. — 2 bis drei Biskuits in einem kleinen Sacke, ein Schluck Wein in einer Flasche und die Gefäße mit den hl. Oelen: das ist unser ganzes Gepäck. Der Wagen wird angespannt, der kleine Boy übernimmt die Führung der Ochsen, und fort geht es in eintöniger Fahrt. Um 7 Uhr sind wir in Silavaturai. Wir verlassen den Wagen und begeben uns zur Meeresküste, um den Rest der Reise zu Fuß zurückzulegen: noch 26 Kilometer!

Blutigrot am fernen Horizonte sinkt die Sonnenscheibe. Ein Wind rast und heult uns entgegen, der Bäume entwurzeln könnte. — Am Strande angekommen, machen wir uns marschfähig: Pedro schnürt sich sein einziges leichtes Kleidungsstück fest um die Lenden und trägt das oben erwähnte Gepäck. Ich stecke Schuhe und Strümpfe in die kleine Reisetasche und schürze meine Sutane auf, um bequemer vorankzukommen. Pedro ist Fußgänger von Profession, meine langen Fußtouren aber datieren zurück in die Zeit meines Scholastikats. — Vom trüben Himmel senkt sich die Nacht herab, und kein Mondschein leuchtet uns, während wir still und einsam vorwärtsschreiten. Auf der einen Seite flutet das Meer mit seinen rasenden Wogen, die sich schäumend zu meinen Füßen brechen und sie benetzen, auf der andern Seite in einer Entfernung von 18 Schritten steht lang und undurchdringlich wie eine Riesenmauer der tiefe, düstere Wald, und ringsum lagert die Finsternis der Nacht mit ihren Schrecken. —

Der Weg scheint einem lang, wenn man ins Ungewisse hineingeht; überdies wußte ich recht wohl, was ein Gang im tiefen und lockeren Sande bedeutet. Schon nach drei kurzen Meilen fühlte ich denn auch, wie meine armen Schienbeine sich steiften und sträubten. Da, in der Ferne, auf der anderen Seite der Bucht, die wir eben umschreiten, bemerke ich ein Licht. „Bis dahin ist ungefähr die Hälfte des Weges erreicht", bemerkte Pedro. „Wenn wir dort sind, können wir einen Augenblick ruhen, uns ein Biskuit genehmigen und den Schluck Wein dazu", so dachte ich, und unter dem ermutigenden Ein-

fluß dieses Gedankens ging es schnell dem lockenden Lichtschein entgegen. Es zuckt und flammt immer näher; bald sind wir an Ort und Stelle, und bemerken ein munter prasselndes Feuer. Wir achten nicht weiter auf die Pracht des roten Feuerscheins, der wie ein magischer Hauch die Bäume und Sträucher überschleiert, wir sehen nur nach dem offenen Herd mit seinen züngelnden Flammen, die wie eine Erlösung uns entgegenlächeln. Da unterbricht Pedro die Stille der Nacht mit dem lauten Rufe: „Heda, auf, der Pater kommt!" Bald wird es in den kleinen Hütten auf dem Sande zwischen dem Meer und dem Wald lebendig; man kommt, mich zu begrüßen. Es sind meine Christen von Mullikulam, einige arme Fischer, die hierhergekommen, um am Strande ihre Netze zu werfen. — Sie breiten eine Matte für mich aus; ich werfe mich darauf, gänzlich erschöpft und außer Atem.

Einige Minuten Ruhe. Pedro erlabt sich an den Reisüberresten aus einem Topfe, den er irgendwo in der Nähe ergattert hat. Ich öffne mein Reisetäschchen und verschlinge die zwei Biskuits: der letzte und einzige Schluck Wein leistet den beiden Gesellschaft. Und nun geht es weiter. Einer der anwesenden Männer schließt sich uns an und trägt eine Fackel, um den Weg zu erhellen.

Droben am bewölkten Himmel blinken nur einige Sterne. Seitwärts entfliehen im grellen Fackelschein unsere Schatten und zaubern auf die hohen Uferfelsen fremde phantastische Gestalten. Mechanisch in stiller Resignation geht es voran. Hunderte von Büffeln kommen vom Meeresufer herauf, wo sie gebadet haben; unsäglich blöde stieren sie uns an und gehen vorüber. Da plötzlich machten meine Gefährten Halt: in einem Graben, 10 Schritte vor uns, wühlt und wälzt eine dunkle Masse. Schon haben meine beiden Begleiter mit ihren Luxaugen das Tier erkannt: es ist ein riesiger Bär. — Gott sei Dank, die Fackel läßt sich zu etwas gebrauchen: ihr Träger schwingt sie im Kreise und brüllt ein Hurrah nach dem andern. Die plumpe Bestie verschwindet und trottet still und schwerfällig in den nahen Wald. — „Nun Pedro, der Bär war gut gelaunt, was? Aber wenn es ihm eingefallen wäre, nach uns zu greifen, was dann?" — „Was dann?" — Wir hätten uns einfach ins Meer gestürzt. Der Bär hat das salzige Wasser nicht gern, und so hätten wir uns mit einem kühlen Bade seiner entledigt." Schon deshalb wählt man für die Reise zur Nacht lieber den Küstenweg, als die Landstraße durch die Wälder. —

Um 10 Uhr waren wir in Karadikuli (=„Bärenloch"). Noch bleiben uns drei Meilen übrig. Wir verlassen die Meeresküste, und auf den schmutzigen, sandigen Pfaden der Dschungeln geht es weiter über Dornen und Steingeröll. — Kein Windhauch weht mehr, um den Schweiß zu trocknen, der in dicken Tropfen von meiner Stirne

niederfällt. Mein Gaumen wird trocken, der Kopf beginnt mir zu schwindeln. Ich fühle meine Füße nicht mehr und fürchte jeden Augenblick zu fallen, um nicht wieder aufzustehen. Ich hauche ein stilles Gebet: „Mein Gott, halte mich aufrecht, gib, daß ich noch zur rechten Zeit anlange, und laß nicht zu —" „Vorsicht, Vater!" —

Weizenfelder von Epukiro. (Deutsch-Südwestafrika).

der Ruf unseres Fackelträgers schreckt mich auf, es gilt einige Dornen und Steine zu umgehen. Ich wage nicht zu fragen: ist es noch weit; immer weiter geht es, stumm und einsam in der dunklen Nacht. — Endlich tauchen inmitten der Dschungeln menschliche Wohnungen auf: wir sind am Ziel. Man zeigt mir die Hütte der Kranken. Ich trete ein. Vor mir, auf einer Matte ausgestreckt, liegt im Todesröcheln eine arme alte Frau, die schon seit 3 Jahren den Gebrauch der Ver-

nunft bis auf wenige lichte Augenblicke verloren hat. Zitternd an allen Gliedern knie ich neben ihr. Die gute Alte blickt mich unverwandt mit weit geöffneten Augen an. Ich spreche zu ihr von der Güte und Barmherzigkeit Gottes, der uns unsere Sünden verzeiht, wenn wir sie von Herzen bereuen. Sie versucht einige Worte zu lallen, doch die Stimme versagt ihr. Innig und mit Tränen in den Augen küßt sie mein Oblatenkreuz, das ich ihr darreiche. Ich gebe ihr die Absolution, die hl. Oelung und den Ablaß in der Todesstunde. —

Die hl. Handlung ist vorüber. Ich erhebe mich und sinke auf eine Matte, die man herbeigebracht. Ich fühle mich unfähig, noch einen Schritt zu tun: meine Füße sind von Blut überronnen . . . Doch in meinem Herzen klingt es still wie süßer Widerhall von Himmelstrost und Seelenfrieden: meine Pflicht war erfüllt, man hatte nicht umsonst nach mir gerufen . . . Ringsum liegen in andächtigem Schweigen die Wälder und beten, und droben im Himmel freuen sich die Engel, denn wiederum kehrt eine erlöste Seele zurück zu ihrem Gott, der mit liebendem Vaterherzen sie erwartet . . . .

Omaruru (Deutsch-Südwestafrika).

Von P. Aug. Bierfert O. M. I.

Den verehrten Lesern der „Maria Immaculata" möchte ich eine kurze Jahresbilanz der Missionsstation Omaruru unterbreiten. Das Jahr 1908 war für uns ein sorgen- und arbeitsreiches in mancher Beziehung. Jedoch muß ich gleich bemerken, daß dem „Soll" fast überall ein gleichwertiges „Haben" gegenübersteht, d. h. unsere Arbeiten sind mit gutem Erfolge gekrönt worden. Für diesen so günstigen Abschluß gebührt Gott, dem Geber alles Guten, der erste und vorzüglichste Dank. Herzlichen Dank aber auch den lieben Wohltätern in der alten, teueren Heimat, die das edle Missionswerk mit ihren frommen Gebeten und milden Gaben unterstützt haben. Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, daß ich als Priester jeden Morgen beim hl. Meßopfer dieser guten Wohltäter in besonderer Weise eingedenk bin, ich werde zudem am letzten Tage des Jahres die hl. Messe für sie und ihre Angehörigen lesen.

Die Mildtätigkeit unserer lieben deutschen Wohltäter und unsere äußerste Sparsamkeit ermöglichten in diesem Jahre den so notwendigen Bau einer massiven Schule. Hierbei sollten unsere Eingebornen ihr Examen in Religion ablegen. Wenn ich offen die Wahrheit sagen soll, so muß ich die Leistungen der Männer und Kinder mit dem

Prädikat 1 mit Stern bezeichnen. Vielleicht wird mancher Leser dieser Zeilen sich fragen, wie denn eine solche Arbeit als Maßstab für religiöse Kenntnisse gelten können. Allerdings wurden bei dieser Arbeit keine Katechismusfragen zur mündlichen oder schriftlichen Beantwortung vorgelegt, die Leute sollten bloß zeigen, ob sie das unangenehme Kapitel von der Notwendigkeit der Arbeit, vom christkatholischen Standpunkte aus betrachtet, verstanden hätten. Und das haben sie. Sie haben durch die Tat bewiesen, daß sie beides verstehen, das Beten sowohl als auch das Arbeiten. Beim ersten Morgengrauen wurden sie geweckt. Dann war gemeinschaftliches Morgengebet in der Kirche, währenddessen die hl. Messe gelesen wurde. Nach der hl. Messe ging gleich die Arbeit los. Im Januar und Februar wurden nur Backsteine gemacht. Während die Männer und Kinder mit Lust und Liebe ans Werk gingen, seufzten die Frauen im Vorgefühl der kommenden Last und Hitze des Tages. Indes wurde nicht allzu viel von ihnen verlangt. Sie brauchten nur Sand aus dem nahegelegenen Revier zur Lehmgrube zu tragen, was für diese kräftig gebauten Weibergestalten ein leichtes war. Ob sie sich aber dabei zu lebhaft der verschwundenen Herrlichkeit aus den Tagen ihrer Freiheit und Selbständigkeit erinnerten, wo sie nichts anderes zu tun hatten, als Kühe melken, Milch trinken, tanzen und schlafen? Kurzum, es bedurfte bei ihnen verschiedener äußerer Antriebe, sowohl von seiten ihrer eigenen Männer als auch ihres Vorgesetzten. Und so haben die Frauen ihr Examen leider nur mit Ach und Krach bestanden.

Den Männern und Kindern bei ihrer Arbeit zuzusehen, war ein Genuß. Mochten wir auch in den heißen Stunden zwischen 10 Uhr morgens und 4 Uhr nachmittags durchschnittlich 40 Grad R. haben, so flog die Schaufel dennoch ebenso flott wie in den kühlen Morgenstunden. Diejenigen Männer, welche den Lehm kappen und kneten mußten, hatten wahrhaftig nicht zu lachen, noch viel weniger jene, welche die Steine formten. Für die Leistung der andern, welche die geformten Backsteine — es waren stets 4 Stück in einer Form mit einem Gesamtgewicht von über 50 Pfund — auf die Fläche tragen mußten, finde ich keinen bezeichnenden Ausdruck. Von ihrem Gesicht und entblößten Oberkörper lief der Schweiß beständig in Bindfaden herab. Passierte diesem das Unglück, daß sie vor Müdigkeit die Form mit den 4 Steinen fallen ließen, dann bekamen sie eine ganz gehörige Strafpredigt von den Lehmtretern und Formern zu hören, die aber statt mit „Amen" mit einer Schaufel Sand ins Kreuz endigte. Das machte natürlich den kleinen Jungens Spaß. Hatten nun die Backsteine einen halben Tag an der afrikanischen Sonne gelegen, so wurden sie von den Kindern gekantet und nachher zusammengestellt. Anfang März waren bereits 25000 Stück fertig, und nun begann eine neue Arbeit, nämlich das Bauen. Um die für die Fundamente erforderlichen Bruchsteine herbeizuschaffen, stellte einer unserer

werten Nachbarn sein Eselgespann kostenlos zur Verfügung. Rüstig ging das Werk unter der bewährten Leitung des ehrw. Bruder Raub voran, so daß schon nach 5 Wochen die Schule und ein kleiner Vorbau unter Dach waren. Der einzige nennenswerte Unfall bestand darin, daß ein 12jähriger Hereroknabe beim Dachdecken herunterfiel und sich eine leichte Muskelquetschung am rechten Oberschenkel zuzog. Als die Arbeit unter dem sichtlichen Segen des Himmels glücklich vollendet war, wurden Kirche und Wohnhaus außen verputzt. Die helle Farbe gibt dem Gotteshaus einen freundlichen Anstrich, der durch die ewig grünen Pfefferbäume längs der Straße reizend hervorgehoben wird. Unsere Kirche wird von jedermann eine Zierde des Ortes genannt.

Was unsere Kinder in der ganzen Bauperiode geleistet haben, können nur diejenigen bemessen, die sie bei der Arbeit näher beobachtet haben. Eines Tages besuchte uns ein Herr aus Köln, der mehrere Jahre in Transvaal beschäftigt gewesen war. Die Schule war damals 2 m hoch. Dieser Herr stand längere Zeit sprachlos da und beobachtete mit Staunen die kleinen Schwarzen, die singend und scherzend so schwere Arbeit taten. Die kleinsten unter ihnen im Alter von 5—10 Jahren trugen die Backsteine auf dem Kopfe zum Bau. Dort wurden sie gleich abgenommen und flogen durch eine lange Reihe Jungen von Hand zu Hand die Leitern hinauf bis zu den Bauleuten. Hierbei war nicht nur die Geschwindigkeit, sondern auch die große Geschicklichkeit dieser Handlanger geradezu staunenswert. Dieselbe Gewandtheit bekundeten die Mörteltreter in einer nebenan befindlichen Grube. Zu bedauern waren die Mädchen, die den ganzen Tag Wasser tragen mußten. Je schneller sie mit den Eimern hin- und herliefen, um so mehr strengten sich die Jungen in der Mörtelgrube an, wobei letztere ihr schelmisches Lächeln nicht ganz unterdrücken konnten. Nachdem nun genannter Herr mit Kennerblick diesem regen Betriebe eine halbe Stunde zugesehen hatte, unterbrach er plötzlich sein Schweigen, drehte sich um und sagte: „Das verdient ins Tagebuch geschrieben zu werden; denn so was habe ich dort unten bei den Zulus noch nie gesehen." Als charakteristisch ist noch die eine Tatsache zu bezeichnen, daß unsere Leute in jenen arbeitsschweren Tagen abends beim Feuer eine außergewöhnliche Heiterkeit zeigten. Den verehrten Lesern dieser Zeilen überlasse ich es, darüber zu entscheiden, ob jene Herrenmenschen recht haben, die immer und immer wieder in die Welt hinausposaunen: Der Schwarze muß zuerst beim weißen Ansiedler arbeiten lernen; nachher können die Missionare kommen und ihm, wenns geht, einige religiöse Begriffe beibringen. So erzieht man meiner Ansicht nur Sozialdemokraten, die stets zur Arbeit gezwungen werden müssen, aber nicht schaffensfrohe Menschen, die auch ohne Aufseher mit Nilpferdpeitsche arbeiten. Unterricht und Arbeit müssen Hand in Hand gehen und sich gegenseitig

ergänzen, alsdann bildet sich auch im Kopfe des denkenden Schwarzen allmählich die Ueberzeugung von der Notwendigkeit und der Würde der Arbeit, und er gewöhnt sich an ein seßhaftes Leben.

Diese Methode der Erziehung zu guten Christen und soliden Arbeitern hat sich bis jetzt noch stets bewährt, und wir werden daher

„Artig sein!" Betschuanen von Epukiro (Deutsch-Südwestafrika).

auch in Zukunft daran festhalten. Jetzt, wo ich diese schweren Zeiten nochmals überdenke, erinnere ich mich eines Dichterwortes, das ich früher gelernt habe: „Eine schöne Menschenseele finden ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist, sie erhalten; und der schönste und schwerste, sie, die schon verloren war, zu retten." Die Erwachsenen sind mir alle treu geblieben. Die wiedergefundenen Kinder aber sind jetzt noch anhäng-

licher als vorher. Harte Proben hat die Mission in diesem Jahre zu bestehen gehabt, aber sie gereichten ihr zum Segen. Am ersten heiligen Weihnachtstage empfingen die Würdigsten der Getauften, fünf an der Zahl, die erste hl. Kommunion. Es waren nur Erwachsene. Kinder hatte ich deshalb jetzt nicht zugelassen, um das ewig schöne Fest der Erstkommunion zu Ostern nochmals veranstalten zu können. Alsdann werden auch nur Kinder den göttlichen Kinderfreund zum ersten Male in Brotsgestalt empfangen. Eine besondere Freude war es für mich, als ich am zweiten heiligen Weihnachtstage sechs Kinder taufen konnte. Nachdem der feierliche Akt zu Ende war, betrachtete ich einige Augenblicke die Gesichter der geistig Neugeborenen. Und da auch sie zu mir mit lachendem Antlitz emporschauten, mußte ich mich umdrehen, um die Tränen des Glückes und der Freude zu verbergen. Dann knieten die Kleinen vor dem Krippchen, vor dem sie gerade standen, nieder und beteten mit lauter Stimme ein Vaterunser nach dem andern, indem sie mit besonderem Nachdruck die Gebetsintentionen aussprachen: Für unsere Eltern, für die Heiden, für unsere Wohltäter usw. Dabei waren ihre von Glück strahlenden Augen auf das sie anschauende Jesuskind in der Krippe gerichtet. Ein Bild der Rührung und des Staunens!

Verehrte Leser der Maria Immaculata! Teuere Wohltäter der Missionare! Die Gaben, die Ihr uns schickt, sind gesicherte Kapitalien, die Ihr im Himmel angelegt habet und die Euch reiche Zinsen einbringen für Zeit und Ewigkeit. Für Euch wird gebetet, viel gebetet, jeden Tag! Das Gebet der Unschuldigen aber wird ganz gewiß erhört.

Maddu.

Die Geschichte eines Heiligtums in den Urwäldern Ceylons.

8. Am Vorabend des großen Tages.

Ueber Maddu und seinen Pilgern ist der Tag dahin gegangen. Ein stiller Abend lagert über dem dunklen Waldgebiet, ein feierlicher Frieden über dem Heiligtum. Es ist der Vorabend des großen Tages, des Schlußtages jener großen Feierwoche, die alljährlich vom 23. Juni bis zum 3. Juli mit der allergrößten Feierlichkeit begangen wird. Noch in allerletzter Stunde sind einige verspätete Pilgerzüge eingetroffen. Die Zahl der herbeigeströmten Pilger hat ihren Höhepunkt erreicht. 30000 — das war die Zahl 1908 — sind hier in Maddu versammelt, um Gott die Ehre zu geben und Lobpreis seiner gebenedeiten Mutter. 30000 harren des hellen Glockenklanges von dem Heiligtum her, um in gemeinsamer Prozession dorthin zu wallen und den letzten, den großen Tag zu beginnen. Von der Abendstille und dem feierlichen Frieden, der in der Natur herrscht, hat sich auch ihren Herzen etwas mitgeteilt. Und wie konnte es denn auch anders sein? Wohl war es ein gewaltiges Stück Arbeit für die Missionare gewesen, so vielen Menschen das hl. Sakrament der Buße zu spenden; vom frühen Morgen ging es bis spät in

die Nacht, und das Tag für Tag, — aber die Arbeit war nun getan. Der dunkle Erdenstaub, der sich durch menschliches Irren und Fehlen auf die Seele niedergelassen hatte, war durch des Priesters Hand hinweggenommen, hell und sonnig und leicht war es wieder in der Brust.

Und dieser Vorabend hatte auch den äußeren Menschen in die erforderliche Verfassung für den großen Tag gebracht. Die reinen, blendend weißen Leibtücher hatte man für diesen Tag hervorgesucht, die Lager hatte man aufgeräumt, die Straßen und Plätze in Ordnung gebracht. Da prangten auch schon die Girlanden in glitzerndem Gold- und Silberpapier, und im leichten Abendwinde nickten von den Aesten der Bäume die leichten, buntfarbigen Lampions.

Es ist 6½ Uhr geworden. Mit feierlichen Klängen setzte die Glocke ein, um den großen Tag einzuläuten, und ihre tiefen, weichen Töne zittern weit hin über die Kirche, über Menschen und Wald. Die Pilger tun sich zusammen, Familie zu Familie, Gruppe an Gruppe, und der Menschenstrom wächst, je näher er zur Kirche kommt, und in dicht gedrängten Massen strömt es jetzt in das Gotteshaus, und füllt es vom Altare bis in die entlegensten Winkel, bis hinaus in die äußersten Verandas. Und eine Stimme beginnt das Muttergotteslied, und Hunderte und Tausende von Stimmen fallen ein. Das Lied wird gleichsam ein Orkan zum Lobpreis der Gebenedeiten.

Chor: Kommt, schaut die Pracht von Maddus hehrem Schreine!

Solo: 1. Wie Domespfeiler ragen Riesenpalmen
Im Urwald auf in hehrer Majestät,
Durch Blätterwölbung tönen Pilgerpsalmen,
Der Wagen Knarren, frommes Bittgebet.
Hell schimmert durch das grüne Buschgeländer
Das Wagentuch, die Zier der bunten Bänder.

2. Und Lichtgestirne, Leuchtquelle, Himmelssonne,
Sind hier in weiter, dunkler Urwaldsnacht,
Das Silber, Gold, die Perlen, Indiens Wonne,
Als Opfer für das Heiligtum gebracht.
Und auf dem Kirchplatz flutet ein Gedränge,
Ein Menschen-Ozean: Der Pilger Menge.

3. Am Fuß des Kreuzes tönt aus tausend Munden
Zum hohen Himmel ein gewaltig Flehn:
Es fleh'n die Kranken, flehen die Gesunden,
Die hier, im Glauben eins, versammelt stehn.
Und den Altar umkniet mit lichten Kerzen
Der Pilger Schar, ein Danklied rauscht von Herzen.

4. Und durch des Heiligtumes weite Hallen
Quillt, steigt und strömt und flutet hoch empor
Zum Preis der einen, hochgelobt vor allen,
Der priesterlichen Hymnen Jubelchor.
Weit in die Waldesnacht hinüber steigen
Die Echo von den Zymbeln und den Geigen.

5. Die Echo weit von denen, die da beten
Den Rosenkranz zur Mutter unseres Herrn,
Von denen, welche in Betrübnis treten
Zu Maddus Herrin, ihrem lichten Stern.
Und zahllos, wie die Stern' am Himmel flimmern,
Die hellen Kerzen auf dem Altar schimmern. [1]

Nach diesem Gesang der Pilger erscheint S. Bischöfliche Gnaden, Msgr. Joulain, auf der Kanzel. Rasch verbreitet sich eine tiefe Stille über die Menschen-

[1] Nach der englischen Uebersetzung aus dem Tamul des hochw. P. Deslandes.

menge. Aufmerksam horchen die Pilger auf, denn sie lieben seine Rede. In einfachen, schlichten, aber dennoch eindringlichen Worten und in zu Herzen gehenden Wendungen, die der Redner den sprachgewandten Ceylonesen abgelauscht hat, verkündet er ihnen die Herrlichkeiten, die Macht und die Güte Mariens.

Auf die Predigt folgt der Segen mit dem Allerheiligsten, und hier ein weihevoller Augenblick, der das Herz der Missionare bis in das Innerste ergreift. Sobald das Allerheiligste zum Segen erhoben wird, schweigt die Musik, die Gesänge verstummen, und durch die ungeheure Menge geht der Ruf: „Jesuwê! Jesuwê! O Jesus! O Jesus!" Wie das dumpfe Rollen des fernen Donners, wie das Brausen der schäumenden Woge, die sich am Felsen zerschlägt, so rauscht es durch die betende Versammlung und tönt es wieder aus dem dämmernden, abendlichen Wald. Aus den Herzen der 30000, die da vor Gott auf den Knieen liegen, steigt ein heißes Flehen zum Himmel empor, und wenn wir da diese gläubige, betende Menge überblicken, kommt es uns unwillkürlich auf die Lippen: „Herr, erhöre ihr Gebet!"

Wieder wird eines der Lieder, welche so wehmütig in ihrer Melodie uns anmuten, von den Eingeborenen angestimmt. Es ist der Pilger Bittgebet zu Maria, der Unbefleckten.

Chor: O unbefleckte Mutter, uns erhöre,
Und deine Huld, Sproß Anna's, uns gewähre!

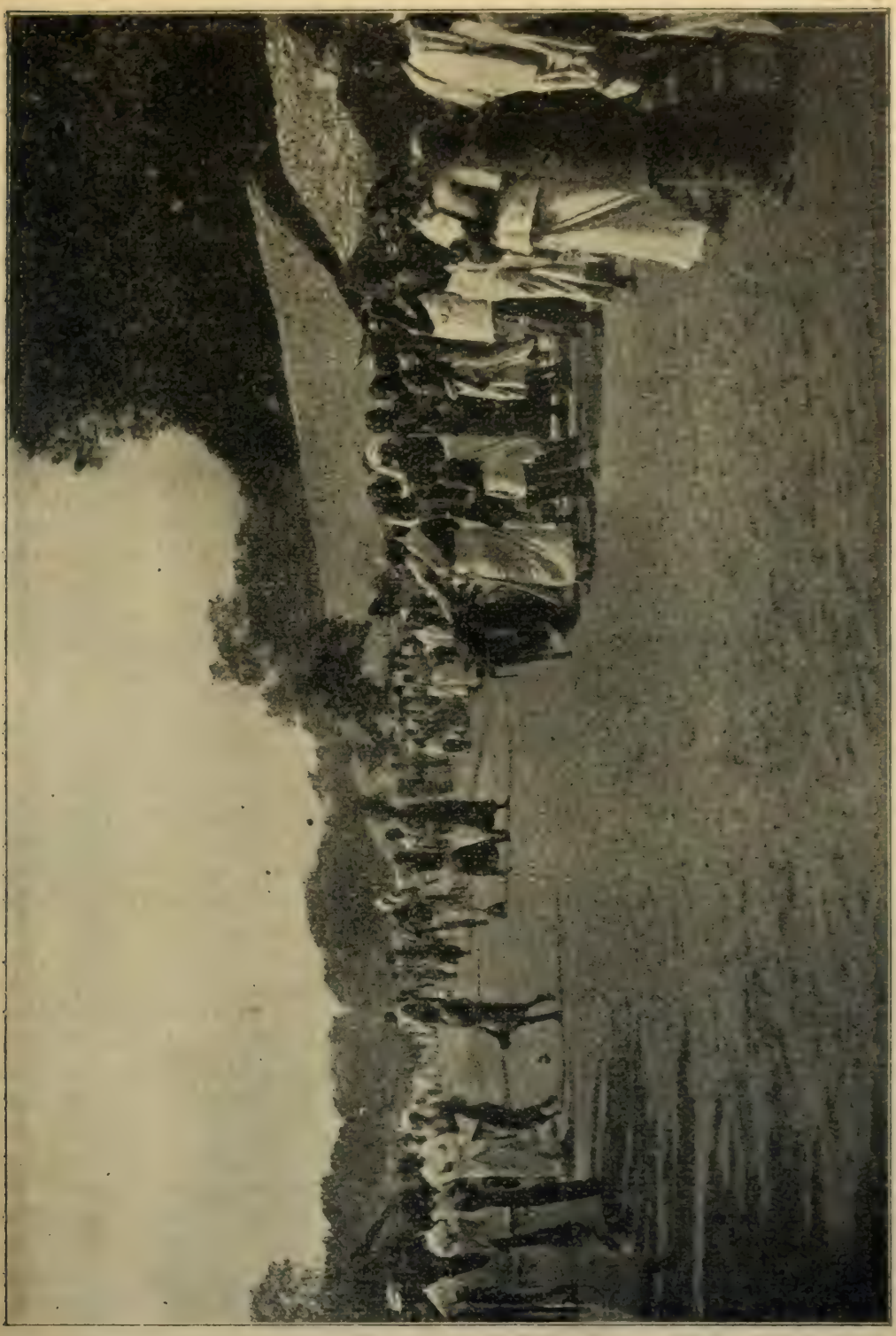
Solo; 1. O hehre Mutter! Frau vom Rosenkranze!
Zu deinen Füßen seh'n den Mond wir prangen.
Du Weisheit-Sitz! Zu deinem Ruhm und Glanze,
Bewahre uns vorm bösen Biß der Schlangen.
2. Du Feuerbusch, dem Moses einst erschienen,
Du Himmelsweg, den Jakob einst erschaute,
Vermittle du beim Sohne, dem wir dienen,
Vertilg den Schlangenfeind, vor dem uns graute.
3. Erhör uns Herrin! Unsre Kraft im Leben!
Du Weltall's Frau! Du Quelle voll Erbarmen!
Dein Haupt zwölf Sterne licht umweben,
Des Weltall's Herr, er ruht in deinen Armen!

Die Vorfeier des großen Tages ist zu Ende. Langsam verläuft sich die angestaute Volksmenge. Aus dem Lager herüber blinkt heller Feuerschein. Ernst gesammelte dunkle Gesichter hocken um das Herdfeuer, auf dem das karge Vigil-Abendbrot zubereitet wird. Die Nacht hat sich über Maddu und seine Pilger niedergesenkt. Tiefes Schweigen unter den Menschen, in der ganzen Natur. Vom Himmel herab glänzt die südländische Pracht der Sternenwelt in einer für uns ungewohnten Licht- und Glanzfülle. Ein ergreifender, überwältigender Anblick! Ueber uns, hoch oben, Gottes Herrlichkeit, ausgegossen in den flammenden unverwischbaren Zeichen der kreisenden Gestirne; vor uns das in der dämmernden Nacht, mit weißleuchtendem Gestein, mit einer mehr als hundertjährigen Geschichte, reichvoll wechselnden Erinnerungen, das Heiligtum von Maddu, wo Gott selbst sein Zelt aufgeschlagen, wo mitten in der Wildnis ein Paradiesgarten ersprossen zur Ehre und zum Lobpreis der Gebenedeiten unter den Weibern; rings um uns die schlafende Natur, der Urwald in dunklen, nebelhaften Umrissen, das Lager mit der Fülle der herbeigeströmten Menschen — das ist in jenen Tagen das Bild von Maddu.

„Es war an einem dieser Tage", so erzählt ein Missionar, „daß ich von einem kleinen Rundgang durch das Lager zurückkehrte. Da trat ein englischer Ingenieur zu mir und sagte:

„Herr Pater, sind wir hier in Ceylon?"

„Wie meinen Sie das?“ erwiderte ich.
„Nun“, so antwortete der Engländer, „erklären Sie diese Ruhe, diese tiefe



Handelsstraße der Pilger in Maddu zur Zeit der Wallfahrt.

Stille in der Nacht hier. Das ist und bleibt für mich ein Rätsel. Ich habe die buddhistischen Pilgerzüge in Anuradhapura gesehen und welch' ein Lärm! Welch' ein Toben und wildes Geschrei in der Nacht!“

In der Tat, diese Ruhe in Maddu ist auch für den Missionar ein Rätsel. Denn so ist der Ceyloneſe für das Gewöhnliche geartet: Des Tags über mag er gern schlafen, aber des Nachts will er schreien, singen und den Tam-Tam schlagen. Das ist so seine Lebensgewohnheit.

Woher also diese nächtliche Stille in Maddu? Sollte es nicht eine Erinnerung sein aus der Zeit der holländischen Verfolgung, wo sie nur zur Nachtzeit der hl. Messe beiwohnen konnten, und wo jede Vorsicht geboten war, die Nachforschungen der Schergen zu vereiteln? Wer weiß?

(Fortsetzung folgt.)

Kleinere Nachrichten.

Papstjubiläum in Ceylon. Am 21. November 1908 schrieb die singhalesische Zeitung Dinakaraprakasa: „Die ganze Welt schickt sich an, morgen das 50jährige Jubelgedächtnis der Priesterweihe Papst Pius' X. zu begehen Mit Liebe und Verehrung blicken die Völker des gesamten Erdenrundes nach Rom. Wir freuen uns, daß auch auf der „Kleinen Insel" (Ceylon) die Katholiken allenthalben in würdiger und begeisterter Weise mit einstimmen in den allgemeinen Festesjubel. Ehre wem Ehre gebührt. Unsere herzlichsten Wünsche, glückliches und langes Leben dem großen Kirchenfürsten, der vor der ganzen Welt dasteht als ein herrliches Beispiel der Demut, der Liebe zu den Armen, der Aufrichtigkeit, Bescheidenheit, Lebensreinheit."

Diese Worte waren dem katholischen Ceylon aus dem Herzen gesprochen; für das Auge des Beobachters bot die Perleninsel am 22. November einen großartigen, trostreichen Anblick. Ueberall Kundgebungen der Freude und der Begeisterung, der Liebe und Treue gegen Rom, überall das Bewußtsein: Wir sind lebendige Glieder eines großen Organismus, dessen Haupt Christus ist in seinem Stellvertreter, dem römischen Papste. Der 22. November war für die ganze Insel ein Freudenfest.

In allen Kirchen der Erzdiözese Colombo wurde ein feierliches Hochamt mit Festpredigt und Tedeum abgehalten. Abends fand feierlicher Segen statt. So in der St. Lucia-Kathedrale, in der St. Philipp Neri-Kirche, in der Kirche zu Negombo, Moratuwa 2c. Volksspiele und Feste schlossen sich der herrlichen Feier an. Tagsüber Prozessionen in den festlich geschmückten Straßen, Versammlungen mit Festreden, Musik und Gesang, abends herrliche Illumination der Kirche und Wohnhäuser. So in Wennappuwa, Moratuwa, Matale, Ratnapura. Kurunegala, Puttalam 2c. In Moratuwa und Ratnapura wurden außerdem große Sammlungen und Verteilungen von Almosen für die Armen veranstaltet. Ein imposantes Schauspiel bot die Kirche von Kurunegala, die sowohl des Morgens während der beiden hl. Messen, als auch abends während des feierlichen Segens mit katholischen Arbeitern überfüllt war.

Dem Beispiel der Erzdiözese folgten die übrigen kath. Diözesen der Insel in würdiger Weise. In Jaffna kündeten am Abend des 21. November die vier gewaltigen Glocken der Kathedrale — die nach den vier Oblaten-Bischöfen der Diözese benannt sind — den Beginn des Festes an. Am Morgen des 22. strömte alles zur Kirche, und in der Kathedrale allein zählte man über 700 hl. Kommunionen. Nach dem feierlichen Pontifikalamt erteilte Seine Bischöfl. Gnaden, Msgr. Joulain, den päpstlichen Segen. Tagsüber blieb das hochwürdigste Gut ausgesetzt. Abends 5 Uhr Andacht, bei welcher der Hochw. Herr durch eine ergreifende Ansprache den Gefühlen der Freude und Begeisterung Ausdruck verlieh, die aller Herzen beseelten. Mit sakramentalem Segen und Tedeum schloß die Feier. Hierauf folgte ein glänzender Fackelzug vom Bischöfl. Palais zum Kolleg des hl. Patrik, wo der Bischof als Vertreter Seiner Heiligkeit, des Papstes, eine Dankes- und Glückwunschadresse entgegennahm. Der Hochwürdigste Herr dankte herzlich und spendete der knieenden Versammlung den Segen. Des Abends er-

strahlte die mit Fahnen und Girlanden festlich geschmückte Stadt in farbenprächtiger Illumination. Mit den zahllosen Lichtern, elektrischen Lampen, Transparenten, leuchtenden Inschriften ꝛc. bot sie ein Schauspiel, das aller Beschreibung spottet. — Die kleinen und bescheidenen Missionen der Diözese wetteiferten mit der Bischofsstadt. So zählte man in dem kleinen Navanturai am Morgen des 22. November 150 hl. Kommunionen, in Illavalai 650. Die Kirchen von Kayts, Delft, Mullaitivu, Anuradhapura zeigten ein ähnliches Schauspiel, und auch in Kandy und Galle kam der Festgedanke des Tages in der gleichen Weise zum Ausdruck.

Arippu (Diözese Jaffna). Der hochw. P. Favril O. M. I. schreibt uns: „Ich habe Kaits, die schöne Insel, verlassen, wo ich so zufrieden und glücklich das Leben eines einfachen Vikars geführt hatte, ohne die Last einer großen Verantwortung auf mir zu fühlen. Und jetzt sehe ich mich verschlagen an die entlegenste Grenze der Diözese, mitten in die Berge und Wälder von Mannar. Ich sehe mich mit meinen 25 Jahren an die Spitze einer sehr schwierigen Mission gestellt, wo ich, um zu meinem nächsten Nachbarn, dem P. Perrussel, zu gelangen, zur Reise mit dem Ochsenwagen drei große Flüsse überschreiten muß, über die noch keine Brücke führt. Meine zweite Kirche liegt 18 Meilen von Arippu inmitten der Wälder. Mit dem Ochsenwagen gelangt man dahin, auf Wegen voll von Sand und Dornengestrüpp. Dazu sieht man sich von allen Seiten von schlimmen Waldbewohnern, von Tigern, Bären und Elefanten bedroht, umsomehr, wenn man, wie ich, kein Gewehr hat. Doch den guten Mut und die muntere Laune verliere ich deshalb noch nicht. Ich bin zufrieden mit meinem bescheidenen Heim, mit meinem kleinen Kirchlein, das sich dem Aeußeren nach wenig von den Wohnungen meiner Waldkinder unterscheidet. Doch etwas vermisse ich überaus schmerzlich. Ich liebe die Musik bis in die Seele hinein; und wenn ich so durch die Wälder ziehe und den frohen Melodien der zahlreichen gefiederten Sänger zuhorche, so regt sich der Wunsch in meinem Herzen: Ein kleines Harmonium, oh, ein ganz kleines, es würde mir das Knarren und Poltern des Ochsenwagens erträglicher machen, es würde Traurigkeit und Langeweile, die schlimmen Geister der Einsamkeit verscheuchen ... Doch weiter komme ich nicht mit meinen Gedanken. Verständnisinnig neigen die hohen Baumriesen ihr Haupt im Abendwinde, als flüsterten sie mir zu, ganz leise: „Hörst du, so ein Zauberding, wie du es wünschest, vermag selbst der ceylonesische Tropenwald mit allen seinen Wundern noch nicht zu liefern; aber — für Geld wäre es zu haben."

Mission Midellawita (Ceylon). Einem Briefe des hochw. P. Krieger O. M. I. entnehmen wir Folgendes: „In meiner Mission besitze ich „9 Kirchen", die alle der Reparatur bedürfen. Eine zehnte ist im Entstehen. Vor kurzem errichteten wir eine neue Kirche zu Ehren des hl. Antonius von Padua in einem Dorfe inmitten der Heiden. Die Kirche ist aber in einem eigenen Stile erbaut: 10 Baumstämme bilden die Wände — frische Luft schadet hier nicht —; Kokosblätter bilden das Dach, die Hinterwand und die Verzierungen. Der Altar ist ein gewöhnlicher Tisch, den uns ein Nachbar zu diesem Zwecke geliehen hat. Selbstredend kann eine solche Kathedrale nicht lange Stand halten. Sie verfällt schnell dem nagenden Zahn der Zeit, d. h. die weißen Ameisen haben sie bald aufgezehrt. Darum muß ein steinernes Kirchlein gebaut werden. Der gute Wille ist redlich vorhanden, doch — der genügt nicht. Der hl. Antonius von Padua ist schon lange auf der Suche nach jemand, der ihm ein Kirchlein für seine armen braunen Kinder bauen hilft. Wer wird wohl der Glückliche sein, der sich von dem liebenswürdigen Heiligen zu diesem schönen Werke finden lassen wird?"

Von der Station **St Josef** am **Großen Sklaven-See** (Apostol. Vikariat Mackenzie) schreibt **Bruder Kraut** O. M. I. am 22. Dezember 1908 an die Brüder des St. Bonifatiusklosters in launiger Weise:

..... „Also, mein l. Br. Sch..., da haben Sie mal wieder einen starken Schnupfen glücklich überstanden. Ich glaube der Fehler liegt nur an dem

leinen Näschen, denn die Brust ist ja stark genug, wie Sie mir oft genug versichert haben. Sollten Sie einmal zu uns herüberkommen, so möchte ich raten, sich nach einer anderen umzusehen, denn augenblicklich haben die lieben Nasen hier wieder einen harten Stand. Eine möglichst stumpfe, dicke, mittelgroße, so wie die meine, glaube ich, hält der Kälte am besten stand. Leider aber haperts nun bei mir anderswo. Seitdem ich hier bin, habe ich ein Reißen in der linken Hüfte und besonders im Rücken, das sich nicht beschreiben läßt. Vorigen Winter war es besonders schlimm. Ich konnte tatsächlich weder gehen noch stehen. Mit knapper Not habe ich im Sommer den Dienst an der Maschine auf dem Sägewerk versehen. Was es ist, weiß ich nicht; der Doktor, der zufällig hier war, sagte, es läge an den Nerven. Vier Monate lang nahm ich täglich zweimal dessen Medizin, verspürte aber fast keine Erleichterung, da bin ich zur Kaltwasserkur übergegangen. Das Wasser ist hier sicher kalt genug; zudem bin ich von jeher ein Freund Kneipps gewesen. Seit einiger Zeit nehme ich jedesmal vor dem Schlafengehen eine kalte Waschung des kranken Körperteiles vor. Das gibt dann eine so wohltuende Wärme und darauf zuckt's und prickelt's in den Muskeln überall herum, als wenn die Heinzelmännchen auf mir krabbelten. Es wird merkbar besser. Hätte ich nur ein richtiges Buch von Kneipp hier! Im übrigen bin ich recht wohl und habe stets einen guten Appetit.

Könnte uns doch der Müller-, Bäcker- und Konditormeister Br. A..... vom St. Bonifatiuskloster nur einige Säcke Mehl herüberspedieren, wir würden bald damit fertig werden. Denn unser Vorrat muß wohl knapp geworden sein, da die Brotstückchen so klein ausfallen; aber keine Angst, desto fester greifen wir bei Fisch und Fleisch zu. Ebenso könnte ich den Obergärtner um Kartoffeln anbetteln, denn Pellkartoffeln sind ein höchst seltenes Gericht in diesem Jahre. Sonst sind diese noch das Gemüse, was am besten hier gedeiht, aber diesen Sommer ist alles vertrocknet. Der l. Br. Wilhelm hat auch einen Garten hier angelegt, klein zwar, denn er hat vielleicht 4 Meter im Quadrat, aber es sind doch schon Kartoffeln darin gewachsen. Meiner Ansicht nach ist die Erde gut hier. Wie fast in ganz Kanada haben wir schwarze Sanderde hier, die leicht zu bebauen ist, wäre nur nicht die Dürre im Sommer. Und dann diese Nachtfröste! Letztere sind besonders schlimm hier am großen Sklaven-See. Wilde Beeren, z. B. Himbeeren, Johannisbeeren, rote und schwarze Stachelbeeren und Erdbeeren wachsen in Menge in der Wildnis; sie sind hier das einzige Obst. Dieselben würden auch ganz gut im Garten gedeihen, ebenso auch vielleicht eine Apfelsorte mit recht dickem Fell.

Von der sonstigen Flora weiß ich aber nicht viel zu berichten. Später etwas davon; denn solche Erkundigungen müssen mit Blut bezahlt werden, wegen der unzähligen Stechfliegen. Mit diesen Tierchen ist es nun doch was Schreckliches. Im Sommer hat man Tag und Nacht keine Ruhe. Für die Nachtstunden spannt man sich ein Netz übers Bett. Aber gerade in dem Augenblicke, wo man darunter schlüpft, geht auch eine Anzahl mit hinein. Zunächst werden dann von allen Seiten die Ritzen und Spalten schön zugestopft; dann geht man auf die Jagd und tötet die frechen Eindringlinge. Es ist ein wahres Glück, daß die Quälgeister immer so mürrisch brummen, das erleichtert den Fang. Dieser Summton wirkt ganz eigentümlich auf die Nerven, denn sobald auch nur eine Mücke durch irgend ein Loch durchgeschlüpft ist, und um den Kopf herumfliegt, erwacht man sogleich, während man bei anderen stärkeren Geräuschen ruhig weiterschläft. Beim Aufstehen fällt dann die ganze Bande wieder über einen her, und ich brauche wohl nicht zu schildern, wie flink man sich anzieht. Wie ich von anderen erzählen hörte, ist die Plage in den Wäldern oft so schlimm, daß es beinahe unmöglich ist, ein Feuer anzuzünden. Durch den Rauch werden die Stechfliegen einigermaßen vertrieben, aber dieses Beräuchern, daß einem die Augen tränen, ist auch keine angenehme Sache. Da seht Ihr, es ist hier ein recht schönes Land, um reich zu werden für den Himmel, denn jedes Stichlein, jeden kalten Schauer ertragen wir für den l. Gott.

Freie Stunden

Unterhaltungsbeilage der «Maria Immaculata»

XVI. Jahrgang. · Nr. 8 · Mai 1909.

Das Opfer.

Eine historische Erzählung aus dem Zululande.

Und ist ihr Wissen so tief, daß sie dich, Nomali, herausfinden wird?" fragte Godongwayo.

„Gugane weiß es", antwortete Nomali, „aber sie liebt mich und wird mich dem Tode nicht preisgeben — und doch muß sie jemanden nennen, um ihren Ruf zu wahren. Was kann ich aber tun, wenn irgend einer von ihr bezeichnet wird und dem Tode verfällt für Dinge, die nur ich und sonst niemand getan?"

„Aber wenn sie dich verrät?"

„Dann muß ich sterben. Der König wird kein Erbarmen haben."

„Welcher Tag ist angesetzt?"

„Acht Tage sind es noch, bis der Mond voll ist."

„Können wir nicht beide entfliehen, bevor diese Frist abgelaufen ist? Dann kann Gugane dem König uns verraten, wenn wir in der Ferne in Sicherheit sind."

„Wenn deine Wunde heil ist, will ich Guganes Rat hören. Doch es wird schon spät, ich muß zurück. Hier sind die Speisen. Geh' nicht weg von hier. Morgen werde ich wiederkommen. Leb wohl!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Morgen kam, und das treue Mädchen fand unbemerkt seinen Weg zu dem Verstecke Godongwayos. Begierig eilte sie zu der Stelle, hastig bog sie die Zweige auseinander: der Platz war leer, Godongwayo war nicht mehr da. Ueberall auf dem Boden herum waren Spuren, und die abgebrochenen Zweige und das zerstreut umherliegende Laub zeigten deutlich, daß eine Anzahl Männer hier gewesen sein mußte. „Die Spione des Königs", entfuhr es den bebenden Lippen des Mädchens. Ja, Nomali hatte richtig geraten. Die Leute, die ausgezogen waren, Godongwayo zu suchen, waren an die Stelle gekommen, doch da sie ohne den Gesuchten in den Königskraal zurückkehrten, so nahm Nomali an, daß Godongwayo das Kommen der Krieger gehört hatte und entflohen war.

„Wohin war er geflohen?"

Die Blätter in den Baumkronen rauschten geheimnisvolle Kunde.

8. Kapitel.

Die nächtliche Geisterjagd.

Eine Woche war seit jener schrecklichen Bluttat im Königskraale verstrichen. Der Tag, der große, schwere, verhängnisvolle Tag der Schuld und Sühne, war angebrochen, an welchem Gugane, die Zauberin von Tetwa, durch ihre Kunst den Menschen ausfindig machen sollte, welcher das Geheimnis des Königs verraten und Godongwayo zur Flucht verholfen hatte. Wer konnte das gewesen sein? Das war die brennende Frage, die man sich tagtäglich gestellt und die auch heute auf jedermans Lippen schwebte.

Um den königlichen Kraal drängte sich eine große, schwarze Menschenmasse. Selten hatte Tetwa solch ein Schauspiel gesehen. Da zogen die Scharen von den vier Gegenden des großen Tetwareiches einher. Von Norden kamen sie, von Osten, von Westen und von Süden. Von den Bergen stiegen sie hernieder, aus den Tälern kamen sie herauf. Mit der aufsteigenden Sonne hatte die Menschenwanderung begonnen, und sie setzte sich fort mit dem vorwärtsschreitenden Tage. Am heißen Mittag kamen die Menschen noch und in den späten Stunden des Nachmittag eilten sie noch herbei. Am Abend war ganz Umtetwa versammelt von nah und fern. Der König hatte gerufen, und nun waren sie da.

Durch den dämmernden Abend lohten an den Hügelabhängen die Lagerfeuer, rote, glühende Zeigefinger. Zu größeren und kleineren Gruppen hatten sich die Leute zusammengetan und bereiteten die karge Kost, die sie mitgebracht hatten. Was sich Freund war, saß eng zusammen und jene, die einander Feind gewesen, hatten sich zum Frieden die Hand gereicht. Denn über diesen hier versammelten Menschen stand eine große gemeinsame Not, und gemeinsame Not bringt die Menschen zusammen.

Und doch waren die Worte, die man miteinander wechselte, wohl bedacht, scharf abgewogen, und die Blicke, die man verstohlen einander sich zuwarf, waren von geheimem Argwohn geschärft und in geheimer Furcht wachsam. Das Lächeln war klug und vorsichtig.

Je näher die Nacht heranrückte, desto mehr steigerte sich die Aufregung unter den Leuten. Diese Nacht entschied Tod oder Leben über einen von ihnen. Und über wen? Keiner war sich der Schuld bewußt, und doch zitterten alle vor ihr.

Die Menschen, die sich ganz gut kannten, rückten näher aneinander, steckten die Köpfe zusammen und flüsterten leise: „Wer ist es? Wer mag es sein?“ Und einige Namen hörte man nennen von Leuten, die in Verbindung stehen sollten mit dem Verbrechen, das diese Nacht durch das „bulan-Ausriechen“ ausgerochen wurde.

Abseits von den lärmenden Menschen, still und einsam, saß die Zauberin Gugane. Mit der untergehenden Sonne war sie von ihrer

Felsenhöhle herniedergestiegen. Ein schmerzliches Lächeln war um ihre Lippen geglitten, als sie von der Höhe die lodernden Lagerfeuer des versammelten Volkes der Tetwa erblickte. Alle die Menschen dort, die von Nah und Fern herbeigeeilt waren, kannte sie. Alle waren sie ihre Kinder, sie hatte sie in bedrängter Zeit geführt, ihnen geholfen in Not und Weh. Tetwas Volk war in Wahrheit ihr Volk. Und zum letzten Mal, dessen war sie sich jetzt bewußt, sollte sie zu ihrem Volke diese Nacht sprechen.

Mit scheuen Blicken hatten die Tetwa auf die Zauberin geschaut, als sie dieselbe von dem Berge kommen sahen, und ein angstvolles Raunen war durch die Reihen der lagernden Gruppen gegangen. „Gugane", hatten die ersten geflüstert, und „Gugone" hatte es sich fortgepflanzt bis zu den entferntesten. Und jene, die am weitesten entfernt saßen, hatten in Neugierde die Köpfe gereckt und auf die einsam wandelnde Gestalt der Zauberin geblickt.

Unbekümmert um das Raunen und Flüstern der Menschen war Gugane mit gesenktem Blick durch die Menge geschritten bis zu dem großen Baume oberhalb des Königskraals. Hier im Schatten der breiten Aeste hatte sie ihre Matte ausgebreitet und sich niedergelassen. Während der leise Abendwind mit den Blättern spielte, sang sie ein eintöniges Zauberlied von den Helden und Königen der Tetwa. Sie pries die Taten und Tugenden der vergangenen Geschlechter und tadelte in beißenden Worten jede Schandtat derselben. Dann hob sie an, von der Gegenwart und Zukunft zu singen und legte dabei ihre Zaubersachen zurecht. Mit der knöchrigen, zitternden Hand griff sie in den ledernen Sack und zog die Holzstäbchen heraus von sonderbarer Gestaltung und die Knochen mit den eingeritzten, seltsamen Zeichen. Und während ihr Zauberlied ertönte, voll von geheimer Andeutung und Kunde, ordnete sie auf der Erde die Stäbchen und Knochen zu merkwürdigen Zeichen und Figuren, die sie bald wieder auflöste und zu neuen Gestalten zusammensetzte.

Mit Grauen und geheimem Schauder blickte das Volk auf das Gebahren der Zauberin, und rieb am Feuer die erstarrenden Glieder. Die Zeit rückte immer näher für die nächtliche Geisterjagd, und alles wartete auf die Ankunft des Königs. Das westliche Firmament war von der untergehenden Sonne in blutiges Rot getaucht. Das Rot hatte sich auf den Berggipfeln festgesetzt und warf einen kurzen, breiten unheimlichen Glanz auf die Hügel und in die Täler von Tetwa. Dann wurde es schnell Nacht. Der Lärm an den Lagerfeuern war längst verstummt, und auch das Raunen und Flüstern verstummte mehr und mehr, bis eine tiefe, unheimliche Stille über dem Volke lagerte.

Die Sonne war schon längst untergegangen, als Jobe, der König der Tetwa, erschien, eingehüllt in seinen prächtigen gegerbten Ueberwurf. In der Hand trug er den kunstvoll geschnitzten Amalhozi-(Ahnen-)

Stab, das Zeichen seiner königlichen Macht und Würde. Ein Kopfschmuck aus wallenden, weißen Straußenfedern zierte sein Haupt. Jobe ließ seine finster rollenden Augen über die Volksmenge schweifen. Also unter dieser Menge saß der Verräter seines Geheimnisses, saß der Helfershelfer Godangwoyos. Ha! seine Frist war abgelaufen. Der kräftige Zauber Guganes, der noch niemals ihn im Stiche gelassen, wird ihn zu finden, und er, der König, wird ihn zu strafen wissen. Bei den Ahnen Tetwas! ja, er wird ihn zu strafen wissen. Glied für Glied wird er ihm abhacken lassen, die Zunge, die das Geheimnis gesprochen, wird er ihm bei lebendigen Leibe ausreißen, die Hände und Füße, die die verräterischen Werke getan und die verbrecherischen Wege gegangen, wird er ihm abbrennen lassen. Alles Volk soll Zeuge sein von der Bestrafung desjenigen, der seinen König verrät.

„Vorwärts, ihr Hunde," herrschte der König die Krieger seiner Leibwache an, die ihm voraufging und die ihm nachfolgte.

Beim Anblick des Königs fiel die Menge auf die Kniee, erhob mit großem Geschrei die Hände und rief, um ihren König zu begrüßen:

„Der große Häuptling kommt!"

„Heil Dir, mächtiger Sohn der Seekuh!"

„Heil Dir, Ulutango, oluvimbela indhlala — du Rettungsmauer, die verhindert, daß Hunger in das Land einziehe!"

„Heil Dir, Isixokole samatshe, apepel' izindhloon — Du Felsenriff, hinter dem sich Elefanten verbergen."

„Heil Dir, Ugodolozi wabantu — Du Liebling des Volkes."

„Würdige Dich, uns anzublicken, Deine Hunde! O fetter, schwarzer Bulle!"

„Wer hat verraten das Geheimnis unseres Königs?"

„Die Geister werden ihn finden!"

„Unsere Speere sollen sein Blut trinken!"

„Und sein Fleisch sollen fressen die Raben!" —

Der König schritt auf den Baum zu, unter welchem noch immer Gugane mit ihren Zauberzeichen hockte. Die Männer des königlichen Kraales mit langen Stöcken in ihren Händen traten herzu und ließen sich der Zauberin gegenüber im Halbkreis auf der Erde nieder. Da gab der König ein Zeichen und das „bulan", das Ausriechen, begann.

Am nächtlichen Himmel hing die blanke volle Mondscheibe, als Gugane sich schüttelte und aufstand. Eine Weile blickte sie stumm auf die zusammengelegten Figuren auf der Erde, dann auf den König und dann auf die vor ihr sitzenden Männer mit den Stäben und dann auf das in der Runde hockende Volk. Ein wilder Schrei entfuhr ihrer Brust, und mit der Rechten griff sie eine Handvoll Asche von blauer Aloe und warf sie in die Luft. Unter dem niederwirbelnden Aschenregen brach sie in ein langgezogenes klagendes Geschrei aus. Dann

fing sie an sich zu drehen, schneller und schneller, und wirbelte mit ihren Füßen eine Staubwolke auf, die sie einhüllte und unkenntlich machte.

Als die Staubwolke verflogen war, ward Gugane wieder sichtbar, wie sie auf der Erde hinkroch. Sie beroch die Erde, raffte einen Mundvoll Staub auf und spie ihn wie einen Sprühregen in die Luft. Dann fuhr sie fort mit kreischenden Beschwörungen und Zauberformeln, begleitet von wilden Gebärden, die Stäbe und die Knochen auf der Erde auseinander zu reißen und warf sie mit solcher Geschicklichkeit, daß sie zu den nämlichen Figuren wieder zusammenfielen.

Still kauerte sie sich zu ihnen nieder und nahm aus der kleinen Kalebasse, die sie am Gürtel trug, einen Schluck von einem starken, reizenden Getränke. Eine seltsame Veränderung ging mit ihr vor. Ihr Blut geriet in Wallung und belebte die eingeschrumpften Adern. Die Augen bekamen einen seltsamen Glanz. Das Ausriechen begann.

„Vumani", rief sie den Männern mit den langen Stäben zu, d. h. ruft, Yizwa (höre) und schlagt mit Langefinger und Daumen Schnippchen.

„Yizwa", antworteten die Männer und schlugen mit der Rechten das Schnippchen, während die Linke den Stab auf den Boden stieß.

„Ihr kommt, um von den Geistern Kunde zu vernehmen?"

„Yizwa!"

„Wer das Geheimnis des Königs verraten?"

„Yizwa!"

„Wer dem Verräter zur Flucht geholfen?"

„Yizwa!"

„Wer den Uebeltäter verborgen hat?"

„Yizwa!"

„Ob es ein Mann ist oder ein Weib?"

„Yizwa!"

„Ob es ein Alter war oder ein Junger?"

„Yizwa!"

So folgten sich eine Menge von Fragen und Antworten, und immer schneller folgten sie sich und immer erregter, bis es wie eine Begeisterung die ganze versammelte Volksmasse erfaßt hatte. Dann kam der wichtige Augenblick, der über Tod und Leben entscheiden sollte. Wie wahnsinnig vor Schmerz, Aufregung und diabolischem Enthusiasmus hüpfte Gugane von Mann zu Mann, von Weib zu Weib. Mit einem zerbrochenen Rohr schlug sie die Erde und heulte eine fürchterliche Drohung. Dann ergriff sie, keuchend und schäumend, irgend eines der vor Angst bebenden Geschöpfe bei den Füßen und schrie: „Geist, ist dieser es, der des Königs spottet?" und den Inkonkaischwanz, der ihr am Gürtel hing, in der Hand, sprang sie hinter den Zitternden. Das war der verhängnisvolle, entscheidende Augenblick. Wenn sie sich jetzt niederkauerte und den Schwanz über das Haupt des Menschen hielt,

so war dieser damit als der Schuldige bezeichnet und seine Stunden waren gezählt.

Doch nein, Gugane sprang weiter und weiter, und hinter ihr atmeten von einer schrecklichen Last befreit die Menschen auf.

Die Nacht schritt langsam voran. Die Tetwa harrten in stummer Erwartung der Lösung der nächtlichen Geisterjagd, und der Mond stand voll und prächtig am hohen Himmel. Sein bleiches, sanftes Licht floß hernieder auf die geisterhafte Szene. Weiß und kalt ruhte es über dem Hügel von Tetwa, über den dunklen Kraalen, die einsam und verlassen, über den Menschen, die stumm und in banger Erregung am Boden kauerten und ihres Schicksals harrten. Weiß und kalt lag es über dem Baume oberhalb der Königshütte und zitterte durch die Baumkrone auf die hüpfende Zauberin. Wie ein finsterer Nachtschatten irrte sie unter der Volksmasse umher, unermüdlich und unverdrossen.

Erst als die Nachteule mit ihrer Beute heimzog und die Fledermaus müde in ihr Versteck zurückflatterte, als der Ameisenbär und das Stachelschwein, das Tageslicht scheuend, in ihre Höhlen schlüpften und der blinkende Morgenstern erbleichte vor dem Glanz der siegreich wiederkehrenden Sonne, kam es zum Ende mit der nächtlichen Geisterjagd.

Gugane, die Zauberin, schritt unter den hohen Baum, schlug auf den Stein, der dort im feuchten Grase lag, und rief nach einer Pause dem bang lauschenden Volke zu:

„Geister und Beherrscher der Lüfte, der Erde und der Flüsse, ich höre die Stimme Eurer Verdammung! Und ich werde sie verkünden dem König von Tetwa, seinen Kriegern und seinen Menschen. Höret mich jetzt, ihr Kinder von Tetwa, so spricht Gugane, die Alte an Tagen und die Seherin der Geister: „Gehet jetzt, kehret zurück zur heimatlichen Hütte. Der Schatten des Verderbens wird sicher den Schuldigen aufsuchen, er wird ihn finden, er wird ihn zermalmen. Wenn diese leuchtende Sonne dort über den Bergen ihren Weg über Tetwa gegangen, und wenn ihr strahlendes Auge bricht, dann wird der Geist zu Euch sprechen. Ihr seid entlassen, ich bin zu Ende."

Wie gern gehorchte das Volk diesem Befehle! Ein Murmeln und Flüstern ging durch die langen Reihen der Tetwa und schwoll höher und höher. Der Bann war gebrochen. Alle atmeten wieder auf nach den furchtbaren Stunden der Angst und Beklemmung, die sie erlebt, und einer wünschte dem andern Glück, dem Strafgerichte entkommen zu sein. (Fortsetzung folgt.)

Mit bischöflicher Genehmigung.

Nachdruck sämtlicher Beiträge und Erzählungen untersagt. Der Nachdruck aus den kleineren Nachrichten nur bei genauer Quellenangabe gestattet.

Alle Angelegenheiten betreffend Redaktion und Expedition sind zu adressieren an
Redaktion der ‚Maria Immaculata'; Hünfeld bei Fulda.

Druck der Fuldaer Actiendruckerei, Fulda.

Maria Immaculata

Illustrierte Marien- und Missions-Zeitschrift

Organ des Marianischen Missions-Vereins

Herausgegeben von der deutschen Ordensprovinz der PP. Oblaten M. I.

XVI. Jahrgang
Heft 9 · Juni 1909.

Verlag des Missionshauses St. Bonifatius Hünfeld b. Fulda.

Die Zeitschrift „Maria Immaculata" erscheint monatlich mit der Unterhaltungsbeilage „Freie Stunden" und der literarischen Beilage „Vom Büchertische". Preis pro Jahr Mk. 2.00 für Deutschland und Oesterreich; Mk. 2.50 fürs Ausland. Zu beziehen von dem Missionshause oder durch den Buchhandel.

Anzeigenpreise: Die einspaltige, 55 mm breite Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg. Die ganze Seite von 128 Zeilen Raum Mk. 20.— Die halbe Seite Mk. 12.—

Vom Reisekoffer, der gern in die Missionen gewandert wäre.

Dichtung und Wahrheit.

III. (Fortsetzung.)

Kerzengrade und mit strahlendem Gesichte saß Herr Funk auf dem Bock, als der Wagen vom Bahnhofe zurückkam und durch Rockertal fuhr. Wenn sonst ein Gefährt die träge Ruhe des Eifeldorfes aufrüttelte, raste die halbe Jugend mit, heute, wo ein Geistlicher im Wagen saß, wagten die kleinen Dorfhelden nicht, ihre gewohnten Kunststücke hinter demselben zu vollführen. Vor lauter Staunen vergaßen sie sogar das Grüßen und zerbrachen sich noch lange den Kopf darüber, wer wohl der Pastor gewesen, der an der Seite von Frau Funk gesessen.

Jetzt gings wieder auf die Heide. Die Pferde, angefeuert durch die Extraration Hafer, stampften, daß der weiche Boden erbebte; die Erikaköpfchen am Wege duckten sich furchtsam, die Laufkäfer in den schmalen Fahrgleisen überfiel trotz ihres schweren Panzers ein mächtiger Schrecken, und schleunigst suchten sie ihr Heil in der Flucht. Sogar die überfleißigen Bienen rasteten für einen Augenblick auf den blühenden Ginsterbüschen und hielten neugierige Ausschau. Nur die Lerche trillerte weiter aus unnahbarer Ferne, und die Sonnenstrahlen ließen sich nicht irre machen und die Tannen rauschten dem kleinen Franz von ehemals in ihrer schwermütigen Weise den Willkommengruß der ganzen Heide entgegen.

Dem Reisekoffer hatte man, gegen frühere Gewohnheiten, ganz vorn auf dem Bock einen Platz eingeräumt, von wo er alles überschauen konnte. Das hob natürlich sein Selbstbewußtsein in einer

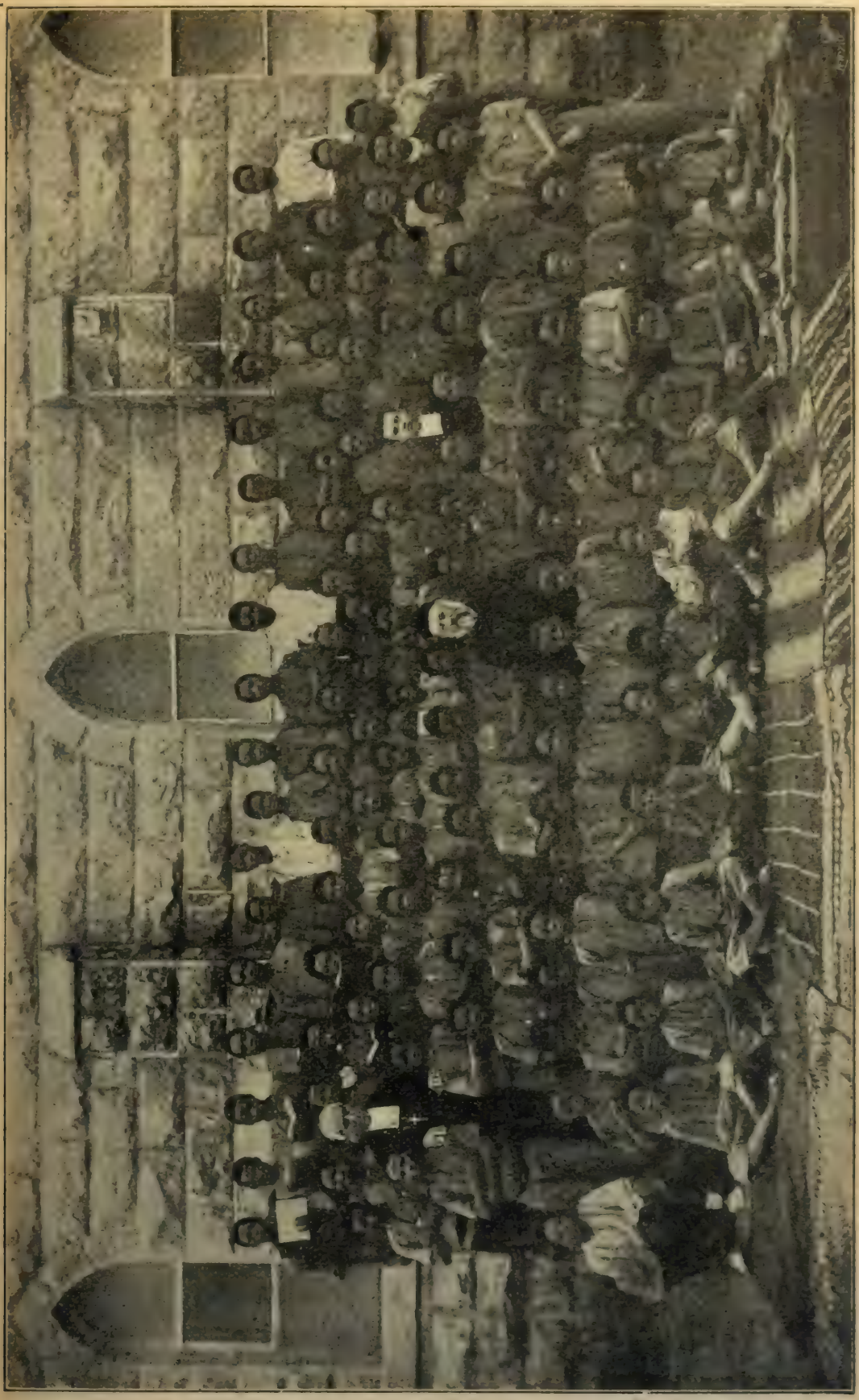
Weise, daß er sich beinahe als die wichtigste Person betrachtete. Auch stellte er allerlei Vergleiche an über das Reisen in den großen eisernen Wagen, wo er sich allerlei Knüffe und Püffe von seinen Mitreisenden gefallen lassen mußte, und seinem jetzigen lustigen Standorte.

Beim Kreuz am ‚Halbweg' wurde Halt gemacht und die drei knieten zusammen auf die schmale Bank. „Noch ganz wie früher", murmelte P. Franz, als er für eine Weile an dem alten Christusbilde emporgeschaut hatte. Dann schloß er die Augen und hielt die Hände vors Gesicht. Vor seine Seele traten die Bilder längst entschwundener Jahre, aber so frisch, so lebendig, wie Bilder, die gestern erst gemalt wurden. Sein ganzes vergangenes Leben erschien ihm als ein offenes Buch; ein Blatt nach dem andern drehte er um, und auf jedem Blatte stand eine Wohltat verzeichnet, und fast alle kamen sie von den beiden Menschen, die jetzt neben ihm knieten, die ihn jetzt so innig liebten, die ihn jetzt mit Stolz und Hingabe ihren Sohn nannten, aber für die er einst ein unbekanntes Nichts gewesen. Er sprang auf, faßte die Hände von Vater und Mutter und wollte sprechen. Doch die Zunge versagte den Dienst, ein Tränenstrom war das einzige, was er hervorbringen konnte. Hülflos wie ein Kind blickte er seine Mutter an, fast schämte er sich seiner Rührung. „Komm, komm, Franz", sagte sie hastig, „laß uns wieder einsteigen, die Erinnerung wirkt zu stark." Sie stiegen wieder ein und diesmal setzte sich Herr Funk zu den beiden. Allmählich wurde P. Franz ruhiger, und als Max einige seiner Jagdstücke in klassischem Latein zum besten gegeben, erklang ein so herzliches Lachen, daß auch Frau Gertrud davon angesteckt wurde. Im günstigen Augenblick suchte P. Franz die unterbrochene Rede anzuknüpfen, um seinem dankbaren Herzen Luft zu machen. „So", begann er endlich, „jetzt kann ich Euch sagen, was mir eben in der Kehle stecken geblieben ist. Ich möchte Euch vor allem danken, danken aus tiefstem Herzen für alles, was Ihr mir geworden seid. Und gerade hier muß ich Euch danken, denn hier hat ja mein Glück begonnen, vor dem Kreuz am ‚Halbweg'!"

„Hier hat auch unser Glück begonnen, lieber P. Franz", wehrte Herr Funk ab. „Weißt du, die Schuld ist gegenseitig, und du hast deine Rechnung längst bezahlt. Du bist unser Kind geworden, ein besseres, treueres und liebevolleres hätte uns der Himmel kaum schenken können. Wie freudenleer wäre unser Leben ohne Dich gewesen! Nicht wahr, Gertrud?"

„Gewiß, Max." — „Wirklich, mein lieber Franz", begann nun auch sie, es ist alles schöner geworden, als wir es uns je vorgestellt hätten. Jetzt wissen wir doch, für wen wir sorgen und schaffen, wer für uns betet und opfert und einst unser gedenkt, mein lieber, lieber Franz."

„Bitte, unser lieber Franz", fiel Herr Funk ein.



Knabenschule im Roma (Baluteland—Südafrika).

„Nun, unser lieber Franz. Weißt du, Max, seitdem ich dich geheiratet, habe ich ‚Mein' und ‚Dein' stets verwechselt."

„Und es ist Dir heute noch nicht leid, glaube ich."

„Gewiß nicht." Und die Drei lachten.

„Ich komme mir fast vor wie ein Kamel", sagte auf einmal P. Franz.

„Warum denn das?" frugen die beiden andern wie aus einem Munde.

„Nun, weil Ihr Eure ganze Liebe auf mich geladen habt und ich nicht wenig daran zu tragen habe." Die Drei lachten wiederum.

Auf der Heide ringsum lag Friede, tiefer Friede. Leise wogten die Erikaglöckchen im Winde hin und her, vergnügt summten die Bienen und Käfer, und die Tannen flüsterten vertraulich miteinander. Sogar der Wachholder, sonst so eifersüchtig, nickte jetzt freundlich dem Ginster zu, und über die weite Fläche bis zum dunklen Waldessaum lag in verschwenderischer Fülle ausgegossen das goldene Sonnenlicht. Friede ist Vollbesitz und Genuß des Glückes; Friede lag über der Natur, und Friede lag in den Herzen der Drei, die jetzt dem Funkenhof zufuhren.

IV.

Gar schön saß man an Sommerabenden in der Gartenlaube des Funkenhofes. Auch der Pfarrer und Lehrer waren herbeigeeilt. Ersterer, ein weißhaariger, ehrwürdiger Greis, besprach eifrig mit P. Franz die morgige Feier. Der Lehrer fragte ihn, ob er in C oder B singen würde. Dann mußte Franz erzählen von Rom, der ewigen Stadt, und er tat es mit Eifer und solcher Beredsamkeit, daß seine Zuhörer nicht ermüdeten und nicht merkten, wie die Schatten immer länger wurden und die gefiederten Sänger das Musizieren bereits einstellen wollten und sich zur letzten Nummer ihres Programmes anschickten. Auch von seiner Priesterweihe in der ehrwürdigsten Kirche der Welt, St. Johann im Lateran, erzählte P. Franz, von der Genossenschaft der er angehörte, von ihren bedeutenden Männern und ihren Werken.

„Seht", rief er auf einmal freudig bewegt aus, „das alles wäre mir nie zu teil geworden, ohne Sie, Hochwürden, die Sie den Beruf in mir geweckt und gepflegt und mir die ersten Stunden gegeben haben, ohne Sie, meinen guten alten Lehrer, und besonders, ohne Euch, meine lieben Eltern. Ihr hattet schon genug getan, als Ihr mich, den Waisenknaben, von der Heide in Euer Haus aufnahmt; Ihr habt mich dann auch noch studieren lassen und viele Opfer zu diesem Zwecke gebracht."

„Weißt du, Franz, erwiderte Herr Funk, „ich habe dich zwar am ‚Halbweg' gefunden, aber ich wollte nicht auf halbem Wege stehen bleiben, nein, wir wollten unser Werk ganz tun." Und Frau Gertrud nickte schweigend Beifall.

„Recht so, recht so, Herr Funk", fiel auch der Pfarrer ein. „Erinnern Sie sich noch, wie ich Ihnen öfters in den ersten Jahren Ihrer Ehe sagte: „Nur Geduld, der liebe Gott wird Ihnen schon ein Kind

senden. Die Einen haben genug irdische Güter, um Kinder zu erziehen, haben aber keine Kinder. Die Andern sind dagegen reich mit Kindern gesegnet, aber nicht mit irdischen Gütern. Gott aber sorgt schon dafür, daß ihre Wege sich kreuzen und daß sie sich gegenseitig beglücken können, wenn sie nur wollen. Wenn die Menschen die Augen nur immer offen hielten und ihr Herz am Herzen des Heilandes erwärmten, ich meine, wenn sie etwas mehr Glaubensgeist besäßen! Sie würden dann nie, wie Herr Funk sagt, auf halbem Wege stehen bleiben."

Man plauderte noch ein Weilchen, dann brach der Pfarrer auf: „Ich muß noch den Schluß für meine Predigt machen." „Und ich", fügte

Haus der Kreuzschwestern in St. Gabriel (Basutoland in Südafrika).

der Lehrer hinzu, „muß noch einige Lieder einüben." Als sie gingen, begannen die Glocken aus voller Kraft den Primiztag einzuläuten, Weithin über die Eifelhöhen mit ihren Dörfern, Heidegeländen, Torfmooren und dunklen Tannenwäldern klang der Jubelruf des ehernen Mundes: „Freut euch, ihr Armen dieser Erde, die ihr in groben Schuhen gehet und schwielige Hände habt und Schwarzbrot esset, aber fest steht im Glauben und treu in guter Sitte. Freut euch, morgen wird einer der Eurigen die Stufen des Altars hinangehen, der Himmel wird sich öffnen und neue Gnade und neuen Segen herabsenden."

Die letzten Glockentöne sind längst verzittert, und leise spielt der Nachtwind mit den Blättern des wilden Weines, der seine Ranken liebevoll um die ganze Laube schlingt. Drei glückliche Menschen sitzen wiederum darin zusammen, genau wie vor vielen Jahren. Ein jedes

von den Drei hat seine eigenen Gedanken und besonderen Wünsche, und doch sind sie eins, ganz eins: Vater, Mutter und Sohn.

„Kommt Kinder, kommt," mahnt endlich Frau Gertrud, „es wird kühl hier draußen, Franz erkältet sich sonst noch."

„Wie der Himmel so rot im Westen strahlt! Wir kriegen morgen einen schönen Tag."

V.

Es war in der Tat ein schöner Tag, der Primiztag des Waisenkindes und der Ehrentag seiner Eltern. Max und Gertrud waren überglücklich, als sie aus den Händen ihres Sohnes zum erstenmale die hl. Kommunion empfangen hatten, und P. Franz war überglücklich, weil er seine Lieben so glücklich sah.

Quid retribuam Domino pro omnibus quae retribuit mihi? Was soll ich dem Herrn vergelten für alles, was er mir getan hat? Dieser Vorspruch seines Festpredigers klang dem Primizianten in der Seele immer nach. „Gott hat mir so unendlich viel Liebe erwiesen, daß ich nicht anders kann, als auch meinerseits armen verlassenen Wesen Gutes zu erweisen. Ich kann den Gedanken nicht los werden, daß ich für die Missionen bestimmt bin, um den armen Heidenkindern Vater und Mutter zu sein. Ich sehne mich danach, aber, fuhr er in Gedanken fort, darf ich diesen zwei Herzen, denen ich alles bin, was sie von dieser Erde noch fordern können, darf ich ihnen das Opfer auferlegen, mich für immer zu verlieren? Wie von ungefähr trafen sich ihre Blicke; Frau Gertrud zitterte leise, als sie ihm die Hand reichte und festen Tones die Worte ihres Mannes wiederholte: „Lieber Franz, wir haben Dich auf ‚Halbweg' beim Kreuze gefunden, aber wir wollen nicht auf halbem Wege stehen bleiben, wir wollen unser Werk ganz tun."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Festtag in Metz.

Gedenkblatt zur Bischofsweihe des Hochw. Mgsr. Cenez O. M. I.

Durch Breve vom 18. Februar 1909 wurde die Präfektur Basutoland zum Apostolischen Vikariat erhoben und am 29. Februar der hochw. P. Cenez O. M. I., der langjährige Leiter und Präfekt dieser Mission, zum Apostolischen Vikar mit dem Titel eines Bischofs von Nicopolis ernannt. Das Jahr 1909 ist somit ein bedeutsames Jahr für die katholische Missionstätigkeit im Basutolande geworden. Seit Beginn derselben im Jahre 1861 sind fast an 50 Jahre verflossen, und das goldene Missionsjubiläum, das in zwei Jahren stattfindet, konnte nicht besser eingeleitet werden, als durch die Feier, von welcher wir berichten möchten.

Der 1. Mai schaute eine große Volksmenge in der Metzer Kathedrale versammelt. Von allen Seiten der Stadt und der Umgegend

war sie herbeigeströmt und erfüllte das Schiff der Kirche von der Kommunionbank bis zu dem hohen Portale. Zu beiden Seiten des Altares hatte ein große Anzahl von Priestern Aufstellung genommen. Und das alles, um Zeuge einer kirchlichen Feier zu sein: der Konsekration eines afrikanischen Bischofs.

Vom hohen Dome tragen jetzt die Glocken den helltönenden Festtagsgruß über die lothringische Bischofsstadt, und die Volksmenge in der Kathedrale steht voll Erwartung. Da naht der Festzug. Der Auserwählte des Tages, der hochw. P. Cenez schreitet voran, geführt von seinem Konsekrator, Monseigneur Dontenwill O. M. I., Erzbischof von Ptolemais und Generaloberer der PP. Oblaten. Er ist in Begleitung der beiden assistirenden Bischöfe, des hochwst. Herrn Schrod, Weihbischof von Trier und des hochwst. Herrn Brennat O. M. I., Apostolischer Vikar von Mackenzie (Kanada).

Der feierliche Gottesdienst nimmt seinen Anfang. Während von der Geistlichkeit die kirchliche Tageszeit, die Terz, gebetet wird, nimmt Msgr. Dontenwill auf dem bischöflichen Throne Platz; der zu Weihende kniet inmitten der assistirenden Bischöfe vor dem Altare. Hierauf legen die Prälaten die kirchlichen Gewänder an und der Konsekrator, Msgr. Dontenwill befiehlt die Lesung des apostolischen Breve. Der hochw. P. Jgn. Watterott, Provinzial der deutschen PP. Oblaten, unterzieht sich dieser Aufgabe. Hierauf leistet der Bischofskandidat den durch das Zeremoniell vorgeschriebenen Eid. Während er hierauf an einem kleinen Altar, zur Linken des Hochaltars Aufstellung nimmt, beginnt der Konsekrator die heilige Messe. Nach der Epistel schreitet Msgr. Cenez an den Hochaltar und wirft sich an den Stufen desselben nieder. Der Chor stimmt die Allerheiligen-Litanei an. Dann erhebt der Konsekrator die Hände über den Dahingestreckten, um ihn zu segnen, zu heiligen und zu weihen.

Die Zeremonien nehmen ihren Fortgang. Nach Beendigung der hl. Messe weiht der Konsekrator die Mitra des neuen Bischofs und setzt sie ihm auf; dann bekleidet er ihn mit den bischöflichen Handschuhen und steckt ihm den Hirtenring an den Finger. Während das „Te Deum“ durch die Räume der Kathedrale braust, schreitet der neue Bischof zur Volksmenge hinab. Vor einer Frau aus dem Volke bleibt er bewegt stehen: es ist seine Mutter. Ihr gibt er seinen ersten bischöflichen Segen, und sie küßt ihm den bischöflichen Ring. Die Festfeier in der Kathedrale ist vorüber.

Zu Mittag versammelt ein bescheidenes Festmahl die Gäste im Speisesal des Metzer Priesterseminars. Die Bischöfe, die Generalvikare, die Domherren, einige Oblatenpatres und Pfarrer der Diözesen Metz und Nancy haben sich hier um den Neugeweihten vereinigt. Der hochw. Msgr. Karst waltet an Stelle des hochw. Herrn Bischofs von Metz,

Msgr. Benzler, als Gastgeber, dessen ganze Liebenswürdigkeit so treffenden Ausdruck im Toast am Ende der Mahlzeit fand.

„Der Vorrang des Alters," so führte er aus, „der sonst im allgemeinen nicht so begehrenswert ist, verschafft mir heute die Ehre und die Freude, Sie im Namen unseres verehrten Herrn Bischofs zu begrüßen. Doch Sie gestatten, daß ich, bevor ich meine Glückwünsche dem Neugeweihten entgegenbringe, im Verein mit dem ehrwürdigen Kapitel der Kathedrale und dem ganzen Klerus von Lothringen der Freude über die Wiederherstellung der Gesundheit unseres hochw. Bischofs Msgr. Benzler Ausdruck gebe. Wenn auch die Aerzte ihm es nicht gestatteten, an unserer Feier teilzunehmen, so vergaß er doch keineswegs die angenehme Pflicht der Gastfreundschaft, und es war sein Auftrag an mich, dem hochw. Herrn Bischof von Nicopolis seine wärmsten Glück- und priesterlichen Segenswünsche zu übermitteln.

Wir alle wissen, welch' kirchliches Herz in der Brust unseres teuren Oberhirten schlägt und welch' tiefen Widerhall in demselben alles das findet, was unsere hl. Kirche und seine Diözese betrifft. Es war für ihn ein hohes Glück, daß er Zeuge der Weihe eines neuen Bischofs in seiner Kathedrale sein durfte, denn diese Zeremonie weist hin auf die Ausbreitung des Reiches Gottes über den Erdkreis, und mit freudigem Stolze begrüßt er diesen neuen Bischof, einen seiner Diözesanen, einen seiner Söhne, einen Lothringer gleich uns.

Hochwürdigster Bischof von Nicopolis! Diese Gefühle unseres Oberhirten sind auch die unsrigen, und zwar in einem Maße, für das mir jeglicher Ausdruck fehlt. Mit berechtigtem Stolz werden wir Ihren Namen einschreiben in die Annalen der Metzer Kirche zu den Namen eines Schang, Kleiner, Altmaier, Hacquard, unserer erlauchten Landsleute. Wir werden es den jungen Klerikern dieses Hauses in Erinnerung rufen, daß dieses Seminar und daß unser Lothringen stets einen Teil ihrer Schuldpflicht der Kirche gegenüber ausgeglichen haben durch ihre zahlreichen Ordensleute und Missionare. Und auf diesen Grund hin ist es uns allen in besonderer Weise angenehm, heute den hochwürdigsten Herren Erzbischof von Ptolemais, den Generalobern der Oblaten mit seinen beiden Assistenten beglückwünschen zu dürfen und ihm zu sagen, wie sehr wir seine Söhne und seine Brüder lieben. Glücklich schätzen wir uns, daß wir in diesem Augenblicke mit ihnen die Freude teilen und in Liebe und Verehrung um den neuen Bischof geschart sein können.

Hochwürdigster Herr Bischof! Ihr Titel, Bischof von Nicopolis, macht Sie zum Nachfolger des hl. Franz von Sales, und einige haben schon versichert, daß Ihr Bild sich wiederfinde in den Gemälden, die uns den Heiligen darstellen; die alten Römer hätten gesagt: „Das ist ein gutes Vorzeichen." Aber ein alter Generalvikar begnügt sich mit dem Gedanken, daß die Herzensübereinstimmung noch viel auffälliger ist,

Msgr. Julius Josef Cenez O. M. I.

Apost. Vikar von Basutoland (Südafrika).

Ad multos annos!

und daß sie der jungen Kirche der Basuto eine Seelenernte verspricht, die Ihr Trost und Ihr Ruhm sein wird. Ihre Devise trägt die schönen Worte: „Caritate et Patientia — In Liebe und Geduld." Möge indessen niemals das Kreuz zu schwer werden, das Ihr Wappen

Tauffeier im Basutolande (Südafrika).

trägt und möge es zum Segen werden in Liebe und Geduld. Möge Sie auch jenseits der Meere die Erinnerung an jene begleiten, die sich zu Ihrem Feste hier versammelten, an diesem ersten der Tage Mariens, der geliebten Patronin Ihrer Kongregation, an uns alle, deren herzlichster Wunsch aus tiefstem Herzen ausklingt in das alte Wort: Ad multos annos."

Der hochw. Msgr. Cenez antwortete seinerseits: „Meine Worte, die ich an Sie richten möchte, sind das, was der Engländer mit ‚a maiden speach' — Jungfernrede — bezeichnet. Sie wissen ja, was ein ‚speach' besagen will. ‚Maiden' aber ist eine junge Person, die sich zum ersten Male in die Gesellschaft wagt, ganz schüchtern, verlegen, um Nachsicht bittend. Deshalb gestatten Sie mir, ihr eine kleine Stütze zu bieten: in unseren Missionen haben wir die Gewohnheit der Toaste nicht — und das mit Ursache.

Eine angenehme Pflicht ist es mir, Seiner Bischöfl. Gnaden von Metz den Ausdruck meines innigsten und aufrichtigsten Dankes zu geben für die zahlreichen Beweise seiner Güte, die er mir erwiesen. Die Verehrung und Liebe, welche ihm von seiten der Geistlichkeit und der Gläubigen dieser blühenden Diözese entgegen gebracht wird, haben mich nicht allzusehr überrascht, denn seit dem ersten Tage, seit seinem ersten Hirtenbriefe und seinem ersten Vatergruß, den er seinen Missionaren sandte, hatte er mir kindliche Zuneigung abgerungen.

Doch das war nur der erste Beweis seiner Güte, die sich niemals verleugnete. Als ich aber seither Seine Bischöfl. Gnaden mehr in der Nähe beobachten und seinen Eifer für die gute Sache trotz aller Schwierigkeiten und Hindernisse nach dem Beispiel unseres Hl. Vaters Pius X. bewundern konnte, da sagte ich mir, daß ich nicht weit zu gehen brauche, um das Beispiel eines guten und heiligen Bischofs zur Nachahmung zu finden.

Hochwürdigster Herr Erzbischof und teurer Vater! Soll ich auch Ihnen danken, daß Sie eingewilligt haben in die Verschwörung, die mich hierher gebracht hat? Und dennoch bin ich glücklich, daß sich mir die Gelegenheit bietet, Ew. Erzbischöflichen Gnaden den Ausdruck meiner Dankbarkeit zu geben, die mich beseelt für diese teure Kongregation der Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria, der ich alles verdanke. Das Losungswort derselben, „Liebe", ist meine Devise, und ihr Kreuz, von Dornen umkrönt, ist mein Wappen geworden. Möge das Ihnen sagen, verehrter Vater, daß, wenn ich auch Bischof geworden, ich dennoch nicht aufhöre, Oblate zu sein. Und wenn der hochwste. Bischof von Metz mir als Vorbild im bischöflichen Amte dienen soll, dann wird es für mich gut sein, um ein guter Oblate zu werden, den Fußstapfen Ew. Erzbischöflichen Gnaden, wenn auch nur von weitem, zu folgen.

Und in der Tat, haben Sie uns nicht das wirksamste Beispiel religiöser Tugend gegeben, als Sie gehorsam gegen der Stimme des Generalkapitels, voll Hingabe für unsere teure Kongregation, selbst zur Zeit, als der Hl. Stuhl Sie zum ersten Erzbischof von Vancouver berief, die innigsten und stärksten Bande lösten und Ihrer Diözese Lebewohl sagten? Ja, ich ahne Ihr Opfer, denn ich kenne das

Opfer, das es mich kosten würde, wenn ich mein Basutoland verlassen müßte.

Gestatten auch Sie, hochwst. Herr Weihbischof von Trier, daß ich danke für die Bereitwilligkeit und die Liebe, mit welcher Sie es annahmen, mir die Hände aufzulegen; ich hoffe, daß mit den Gaben des Hl. Geistes Sie auch etwas von der Güte mir übertrugen, welche Sie auszeichnet.

Monseigneur Breynat, verehrter Freund! Ihnen brauche ich wohl keine Worte des Dankes zu sagen, Sie kennen meine Gesinnungen, wie ich die Ihrigen kenne. Könnten dieselben sich sichtbar zeigen, sie würden ein Bild von der Einheit unserer hl. Kirche geben, wie wir es schon in ihrer Allgmeinheit geben, denn sehen Sie uns, den äußersten Norden und den äußersten Süden, vereint in einem Herzen.

Dank den hochwürdigen Mitgliedern des Kapitels dieser Kathedrale, welche mich mit soviel Sympathie in dieser Stunde umgeben; Dank dem hochw. Leiter des Priesterseminars und allen jenen, welche an dem Zustandekommen dieser Feier tätig waren.

Dank auch dem Klerus der Diözese Metz, der sich so zahlreich eingefunden, um einen neuen Beweis des Interesses für das Missionswerk und die Missionen zu geben. Dank vor allem Ihnen, teure Studiengenossen von Nancy. In der Güte Ihres Herzens haben Sie den Gedanken und in Ihrer Hingabe das Mittel gefunden, mir das Andenken Ihrer dauernden Freundschaft zu geben. Dank Ihnen aus ganzem Herzen.

Wohl darf ich auch jene religiösen Genossenschaften und jene Wohltäter nicht vergessen, die wetteiferten in Gebet und Almosen, um mir in meiner Armut zu helfen. Das großmütige Metz war seines Namens würdig. Von den religiösen Genossenschaften will ich nur eine nennen, weil sie noch nicht in Lothringen ist, wo sie aber eigentlich sein sollte, ich meine die St. Petrus-Claver-Sodalität für die afrikanischen Missionen.

Ich ende mit dem, womit ich hätte beginnen sollen. Im Hinblick auf die Würde, zu welcher der hl. Stuhl mich erhoben, beglückwünscht man mich, als ob dieses meinen Verdiensten zukomme. Nicht mir verdankt das Basutoland das, was es jetzt ist, wohl aber seinen Missionaren, den Patres, den Brüdern und den Schwestern. Sie alle sind bewunderungswürdig in ihrem Eifer, in ihrer Hingabe, in ihrem religiösen Geiste, in ihrem Opfermute. Zu ihnen eilen im Augenblicke meine Gedanken, meine Dankbarkeit, meine Bewunderung, mein Herz.

Hochwürdigste Bischöfe, hochwürdige Herren, hochwürdige Patres, Dank, aus tiefstem Herzen."

Der neue apostolische Vikar des Basutolandes, Msgr. Julius Joseph Cenez wurde geboren zu Hampont, Lothringen, am 9. Mai 1865. Er begann seine Studien bei dem damaligen Pfarrer Dügour, besuchte

sodann das Kleine Seminar zu Pont-à-Mousson und das Priesterseminar in Nancy. Im Jahre 1887 trat er in das Noviziat der PP. Oblaten in St. Gerlach (Holl.-Limburg) ein und legte die Gelübde am 15. August 1888 ab. Die Subdiakonats- und Diakonatsweihe erteilte ihm der damalige Weihbischof, jetzige Kardinal und Erzbischof Fischer von Köln. Er wurde zum Priester geweiht am 8. September 1890 zu Maastricht. P. Cenez wirkte dann mehrere Jahre in der südafrikanischen Mission des Basutolandes. Im Jahre 1896 wurde er zum Oberen der Mission mit dem Titel eines Präfekten befördert.

Während dreizehn Jahren leitete nun P. Cenez die ihm anvertraute Präfektur, und die Statistik zeigt mit welchem segensreichem Erfolge. Auch wir rufen dem verehrten Oberhirten zu.

Ad multos annos!

Statistik des Basutolandes.

	1893	1898	1905	1907
Priester	8	11	18	20
Brüder	6	9	6	6
Europäische Schwestern	22	24	32	36
Eingeborne Schwestern	7	8	12	15
Hauptstationen . . .	5	7	10	10
Nebenstationen . . .	3	6	8	11
Katholiken	3737	5233	8700	9010

Verschiedenheit in der Beurteilung der Eingeborenen.

Von einem Südwestafrikaner aus Swakopmund.

In allen Zeitungen und Zeitschriften, welche sich mit unseren Kolonien beschäftigen, ist in jüngster Zeit kein Thema mehr erörtert worden als die Eingeborenenfrage. Besonders befremdend ist in der Behandlung dieser Frage die Verschiedenheit der Auffassung. Anders urteilt der Beamte, anders der Ansiedler, und wieder anders der Missionar.

Der Beamte könnte wohl, so sollte man meinen, im allgemeinen am besten die Eingeborenenfrage beurteilen, da er am wenigsten an derselben interessiert ist, d. h. er empfängt sein Gehalt vom Staate und sucht seinen Verdienst nicht in der Hände Arbeit der Schwarzen. Er spricht folgendermaßen: „Der Eingeborene ist lange nicht so schlecht, wie man ihn vielfach schildert. Natürlich ist er von Natur aus zur Faulheit angelegt, aber bei vernünftiger Erziehung läßt sich schon etwas aus ihm machen. Der Schwarze muß streng und gerecht behandelt werden; gib ihm einen genügenden Lebensunterhalt, bezahle ihn angemessen, zeige ihm hie und da, daß du auch Herz für ihn hast, dann kannst du treue Dienste von ihm verlangen." In diesen und ähnlichen Erwägungen ergeht sich der Beamte, und ich muß gestehen, daß er sich nicht selbst Lügen straft. Darum fehlen ihm auch nie seine Diener, welche die notwendigen Hausarbeiten verrichten. Ihm

macht der Ansiedler den Vorwurf, daß er den Eingeborenen verwöhne und die Preise verderbe, da er als armer Ansiedler nicht im Stande sei, solch hohe Löhne und solche Beköstigung zu geben, wie sie der Schwarze vom Beamten oder vom Offizier empfange. Aber meine Ueberzeugung ist es, daß nicht allein der Lohn und die Kost den Eingeborenen an den Beamten fesselt, sondern mehr noch die menschliche Behandlung und die Anerkennung der geleisteten Dienste. Der Beamte, vor allem der höher gebildete, gibt dem Eingeborenen von Zeit zu Zeit unzweideutige Zeichen aufrichtiger Liebe, und das fühlt der schwarze Arbeiter gerade so gut wie der weiße. Ich verstehe unter dieser aufrichtigen Liebe nicht die streng zu verwerfende Herablassung des Weißen zum Schwarzen oder auch zur

Ein Katechet erteilt Unterricht. (Basutoland-Südafrika).

Schwarzen, indem sich der Weiße auf dieselbe Stufe mit dem schwarzen Element, oder noch unter letzterem herabwürdigt, eine Unvernünftigkeit, die sich bisher noch immer bitter gerächt hat und in Zukunft stets einen Rächer in einzelnen und allgemeinen Schicksalsschlägen finden wird. Der gebildete Beamte erkennt im Schwarzen gern auch das Gute an und weiß die treu geleisteten Dienste zu schätzen. Bezeichnend ist in diesem Punkte die Handlungsweise des jetzigen Kommandeurs der Schutztruppe in Südwestafrika, Oberstlt. v. Estorff, der seinem im Hererofeldzuge gefallenen Diener ein Grabdenkmal hat setzen lassen mit der Inschrift: „Meinem bis zum Tod getreuen, lieben Diener, dem Herero Sepp, gefallen am 4. Februar 1904 im Gefecht von Omaruru."

Nach der „Umsambara-Post" (Ostafrika) soll die schwarze Bevölkerung in Ostafrika einen vorzüglichen Eindruck auf den Kolonialdirektor Dernburg gemacht haben, der jener das Zeugnis ausstellt, sie sei über Erwarten brauchbar und tüchtig, was ihm die genannte Zeitung sehr übel anrechnet mit folgenden Worten: „Wenn unser Staatssekretär einen derartig vor-

züglichen Eindruck von unserer schwarzen Bevölkerung in der kurzen Zeit seines Hierseins gewonnen hat und dieselbe für über Erwarten brauchbar und tüchtig hält, so kann man sich ja auch nicht wundern, wenn er seine Eingeborenen-Politik hiernach vom grünen Tisch daheim aus einrichtet." Wie man immerhin über die Ansichten des Kolonialdirektors urteilen mag, etwas Wahres haben sie für sich. Unsere Eingeborenen leisten den Weißen unschätzbare Dienste, trotz der niedrigen Kulturstufe, auf welcher sie sich augenblicklich noch befinden, und das erfordert unsere Anerkennung und Belohnung.

Wie urteilt nun der Glaubensbote, der Missionar? Besonders ihm rücken die Ansiedler, die Wirtschaftspolitiker scharf zu Leibe, mehr noch als dem Beamten. Sie geben ihm die Richtschnur an, nach welcher er die Eingeborenen zu erziehen und auf eine höhere Kulturstufe zu führen hat. Vor allem soll der Missionar darauf achten, daß der Schwarze arbeiten lernt, um auf diese Weise dem Ansiedler recht gute Dienste leisten zu können. Das eigene Wohl des Schwarzen hat er dabei wenig oder gar nicht im Auge, nein, der eigene Vorteil, die Sucht nach Reichtum und hohem Gewinn, das Bestreben, gute, willige Arbeitskräfte zu erhalten, über die er sich nicht zu ärgern braucht, das sind, objektiv gesprochen, die Gründe, welche dem Ansiedler obige Forderung in den Mund legen. Der kath. Mission spenden diese Leute ungeteiltes Lob, weil sie in der Kolonie den Wahlspruch habe: Labora et ora i. e. zuerst arbeiten, dann beten. Der kath. Pater gehe dem Eingeborenen mit gutem Beispiel voran und zeige ihm, daß das Christentum vor allem in der Arbeit bestehe. „Der weltkluge, kath. Priester versteht es, seine Lehre mit weltlicher Arbeit zu vereinen, indem er die Worte: ‚Durch die Arbeit kommt der Segen', dem Eingeborenen veranschaulicht. Wenn auch die Streitfrage zulässig ist: Welche Lehre ist die beste? so handelt es sich doch für unsere gesamte Kolonisationsarbeit in erster Linie darum, die Eingeborenen in richtiger Weise zur Arbeit zu erziehen." (cf. Schlettwein: Deutschlands bisherige Kolonialpolitik.) Der evangelischen Mission dagegen kann man es nicht verzeihen, daß sie auf diesen Punkt nicht genug Gewicht gelegt habe. „Anstatt den Eingeborenen zur Arbeit zu erziehen, hat man die Menschen systematisch zum Faulenzen erzogen. Singen und beten und den lieben Tag lang in der Kirche sitzen, das ist die einzige Beschäftigung der Leute, eine Tätigkeit, mit der sich ein Anhalten zu regelmäßiger Arbeit kaum vereinbaren läßt. Allseitig anerkannt die schlechtesten Menschen und unbrauchbarsten Arbeiter unter den Eingeborenen sind die durch die Lehre von der Gleichheit aller Menschen aufgeblasenen evangelischen Christen." (Schlettwein a. a. O.) Hier ist der zweite Vorwurf ausgedrückt, den man der Mission vielfach macht, nämlich daß sie bestrebt sei, die Eingeborenen auf gleiche Stufe mit der weißen Rasse zu stellen. So oft ich diesen Vorwurf vernehme, stelle ich mir als Unparteiischen die Frage: „Wird der Vorwurf nicht immer von solchen erhoben, die sich selbst unerlaubter Weise allzu intim mit den Schwarzen einlassen?" Doch genug! Hierüber schweigt lieber des Sängers Lied. — Wenn je einer, so macht gewiß der gebildete Glaubensbote einen Unterschied zwischen Weiß und Schwarz, und zwar in sozialer Beziehung. Der Missionar weiß es besser wie seine Gegner, daß nach Gottes Anordnung eine Unterordnung herrschen muß, nicht allein zwischen Glieder derselben Rasse, sondern auch zwischen den einzelnen Rassen. „Die Söhne des Cham sollen dem Japhet dienen!" Aber daß wir aus diesem Grunde der sozialen Unterordnung eine spezifische Minderwertigkeit der Eingeborenen herleiten und ihnen die menschliche Natur streitig machen sollen, ist nicht logisch, und dürfen wir

auch von dem Missionar nicht verlangen. Gerade die falsche Auffassung über die Unterstellung der Eingeborenen hat viele Weiße zu Handlungen verleitet, die nachträglich schwer gebüßt werden mußten. Wird jene Ansicht in die Tat übersetzt, dann schaffen wir uns mit der Zeit so viele Sozialdemokraten in den Kolonien, als wir Eingeborene haben, und Aufstände und Rebellionen, einzelne und allgemeine, werden unausbleiblich sein.

Der ernste Glaubensbote läßt die besprochenen Angriffe ruhig über sich ergehen. Er hat sein hohes, ideales Ziel vor Augen: Gottes Ehre in der Bekehrung und Christianisierung der Heiden zu fördern. Weder die schwarze Hautfarbe, noch die Arbeitsleistung des Heiden übt einen bestimmenden Einfluß auf die Bestrebungen des Missionars aus; auch sucht dieser nicht zeitlichen Gewinn durch seine Arbeit unter den Eingeborenen. Nur die sittliche Hebung des armen unkultivierten Menschen will er fördern; das Herz des Eingeborenen zu bessern, das Gute in ihm zu fördern und das Böse auszurotten durch Lehre und Gnadenmittel, den Menschen für Gott zu gewinnen, das ist die hohe Aufgabe des Priesters. Daß dadurch der Schwarze auch ein williger Arbeiter, ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft wird, ist einleuchtend. Denn die sittliche Erziehung des Menschen greift das Uebel bei der Wurzel an, und die liegt in der Trägheit, welche bekanntlich aller Laster Anfang ist.

Anders faßt der Wirtschaftspolitiker den Erziehungsprozeß auf. „Die Erziehung des Eingeborenen zur Arbeit ist für uns das Heute, die Bildung zum Kulturmenschen das Morgen!" „Erst nachdem der Eingeborene begriffen hat, daß jeder Mensch arbeiten muß, daß Arbeit deshalb nicht schändet; wenn er den Wert der Arbeit auch bei anderen Menschen schätzen gelernt hat; wenn er zu dem Weißen, zu seinem Fleiß, seinen Leistungen aufschaut, also den Wert des Menschen an sich mit rechtem Maße mißt, dann erst hat er die für eine höhere Zivilisation und für ein Verstehen der Bibel und des Christentums zu fordernde Grundlage erreicht." (Deutsch-Südwestafr. Zeitung, 10. Jahrg., Nr. 4.)

Also zuerst soll der Missionar sinnlose Arbeitermaschinen fabrizieren; wenn dann der Apparat gut funktioniert, darf er auch die innere Triebfeder hineinsetzen. Sapienti sat!

Aus den angeführten Angriffen und Vorwürfen, welche der Ansiedler den Beamten, Offizieren und Missionaren macht, geht zur Genüge hervor, welchen Standpunkt er in der Beantwortung der Eingeborenenfrage einnimmt. „Kein Mensch denkt daran, die Urbevölkerung in Sklaverei zu halten . . . wir verlangen nur ihre Arbeitskraft, ihre Unterstützung . . . . Die eingeborene Bevölkerung muß ihre Daseinsberechtigung neben uns, wie überall, wo der Mensch vorwärts, aufwärts strebt, durch Leistungen für die Kultur des Menschengeschlechtes beweisen." (Deutsch-Südwestafr. Zeitung, 10. Jahrgang, Nr. 11). Also das Nützlichkeitsprinzip ist der Maßstab, nach welchem der Ansiedler gewöhnlich den Eingeborenen beurteilt. So lange der Schwarze gut arbeiten kann und der Weiße somit durch ihn einen großen Gewinn hat, darf er existieren; erkrankt oder altert der Schwarze, kann er nicht mehr arbeiten, dann wird er gern als unnützer Ballast abgeschüttelt. Auch darf der Schwarze nicht zu viel Kost verlangen, vor allem nicht zu viel Geld, damit das Verdienst des Weißen nicht geschmälert wird. Da wundert man sich und schimpft leidlich über die Faulheit der Schwarzen, wenn diese ihre schweren Arbeiten nicht willig verrichten und den Arbeitgebern davonlaufen.

Je nachdem man aus den Eingeborenen den größten Gewinn erzielen kann, wird die Behandlung eine verschiedene sein. Erzielt man in kurzer

Zeit einen größeren Reichtum, wenn die Eingeborenen freie Herren des Landes sind, dann wird „Völker-Kultur" betrieben; leisten sie jedoch mehr, wenn sie dem Weißen durch ihrer Hände Arbeit zum Wohlstand verhelfen, dann muß den Schwarzen das Land genommen und sie selbst zwangsweise zur Arbeit herangezogen werden.

Dem Leser bleibe es überlassen zu beurteilen, welche Ansicht der drei angeführten Kategorien über die Eingeborenen und deren Behandlung die richtige ist. Möge die beste sich Bahn brechen, auf daß uns in Zukunft schlimmere Erfahrungen als die bisher gemachten in unseren kolonialen Bestrebungen erspart bleiben.

Wirksamkeit und Erfolge der Indianer-Handwerksschule zu Qu'Appelle.

Zu ihrem silbernen Jubiläum: 1884—1909.

II.

Seit Gründung der Schule sind ungefähr 900 Indianerkinder durch dieselbe gegangen. Zwei Drittel davon waren noch Heiden bei ihrer Ankunft, fest entschlossen, niemals die katholische Religion anzunehmen. Die heidnischen Eltern übergeben uns nämlich ihre Kinder mit der ausgesprochenen Weisung, dieselben nicht zu taufen. Wenn die Kinder einmal die Religion der Weißen angenommen hätten, so fürchten sie, ginge ihnen die Anhänglichkeit derselben verloren, die Kinder könnten dann auch nicht mehr durch die Zaubermedizin der Indianer geheilt werden, wenn sie krank sind. Ebenso würden die Kinder nicht mehr mit ihren Eltern nach dem Tode vereinigt, da die Weißen einen eigenen Himmel haben, in den Rothäute nicht aufgenommen werden dürfen. Verlangen aber unsere Zöglinge nach einer gewissen Zeitdauer von ihren Eltern die Erlaubnis, die hl. Taufe zu empfangen, so bringen diese es nicht übers Herz die Bitte abzuschlagen. Tatsächlich sind auch die oben erwähnten 900 Zöglinge der Schule während ihres Aufenthaltes in der Anstalt gute Christen geworden, mit Ausnahme von 8—10, die krankheitshalber nach Hause gehen mußten, ehe sie genügend unterrichtet waren. Leider sind schon 6—7 davon ohne Taufe gestorben, weil die Eltern dieselbe verhinderten; die übrigen 3 sind indes dies Jahr christlich geworden, und einer hat mir sogar seinen Sohn für die Schule übergeben.

Es wäre zu weit, wollte ich im einzeln erzählen, wie die Umwandlung in den kleinen Rothäuten vor sich geht; vielleicht kann ich

das ein andermal schildern. Selbstverständlich übt die Schule keinerlei Druck aus, es ist die Macht der katholischen Lehre, welche die Kinder ergreift und ihre Herzen zum göttl. Heiland führt. An allen Sonntagen des Jahres und während des Winters an jedem Tage halte ich für die ganze Schule Religionsunterricht. Was darin gesagt und erklärt wird, erfährt dann Anwendung und Vertiefung durch die übrigen Lehrer.

Hochw. P. H. Holkmeier O. M. I., Rektor von St. Michael.
(Basutoland—Südafrika.)

Von den einmal Getauften ist bis jetzt noch niemand wieder zum Heidentum, oder zu einer protestantischen Sekte abgefallen, obschon mehrere eine Zeitlang ihre Religionsübungen vernachlässigt haben. Begreifen kann man das, wenn auch nicht ganz entschuldigen, falls man bedenkt, daß auf den betreffenden Reservationen noch keine Kirche bestand. Diese Indianer mußten daher ihre Beicht ablegen in einer gewöhnlichen Indianerhütte, die gemeinhin nur ein Zimmer aufweist.

Unter solchen Umständen wird das Beichten recht sauer, weil die beobachtenden Heiden sehr sarkastisch angelegt sind. Sie nennen ihre christlich gewordenen Stammesbrüder ‚weißes Fleisch mit roter Haut', ‚Verräter', ‚Mißgeburten europäischer Zivilisation' u. s. w. Dagegen hat erst kürzlich ein Mädchen die Bekehrung seiner Mutter herbeigeführt, und als vor einigen Monaten ein Knabe hörte, daß sein Mütterchen schwer erkrankt sei, bat er mich um die Erlaubnis. nach Hause zu gehen um die Mutter zur Annahme des wahren Glaubens zu bewegen und ihr im Notfalle selbst die hl. Taufe zu spenden.

Wir fangen seit einiger Zeit an, schon die Kinder unsrer ersten Zöglinge in die Anstalt aufzunehmen. Die zweite Generation zeichnet sich vor der ersten durch größere Begabung aus. Auch kommen diese Kinder lieber zu uns und bringen uns größeres Vertrauen entgegen. Sie zeigen auch schon regelmäßigere Gesichtszüge. Am meisten fällt dies auf bei den Mädchen. Da dieselben strenger gehalten werden als die Knaben, so sind sie mehr in Berührung mit ihren Erzieherinnen den Schwestern, und kommen auch mehr unter den zivilisatorischen Einfluß derselben. Darum geht mit der Veredlung des Geistes und des Herzens auch eine Veredlung des Kopfes vor sich. Mädchen, die hierher kamen mit niedriger Stirn, unregelmäßigen Zügen, hervorstehenden Backenknochen, mit Haaren um die Ohren und fast bis in die Augen, machen in 10 Jahren eine solche Verwandlung durch, daß man sie alsdann kaum wiedererkennt und Weiße vor sich zu haben glaubt.

Als ein Hauptmittel, die Beharrlichkeit unserer Zöglinge zu sichern und die endgültige Christianisierung des Landes herbeizuführen, betrachten wir das Zustandekommen guter Heiraten zwischen unsern Jungen und Mädchen. Die letzteren verbleiben in der Schule, besonders wenn die Eltern noch Heiden sind, bis ein junger Mann sein eigenes Heim gegründet, sein Land bestellt hat und dann zu uns kommt, um sich eine Lebensgefährtin auszusuchen. Aber, wovon leben diese Paare und überhaupt die entlassenen Zöglinge? Auf die Dauer bildet die Landwirtschaft ihr einziges Subsistenzmittel. Was das gelernte Handwerk angeht, so ist z. B. der Winter viel zu lang für einen Bauhandwerker; Schreiner, Schuster 2c. sind auch zahlreich vertreten unter den angesiedelten Weißen. Der Nutzen des Handwerkes liegt daher für unsere Zöglinge mehr in der Anfertigung der für den eigenen Hausbedarf notwendigen Gegenstände, als im Gelderwerb. Denoch haben ungefähr ein Dutzend von unseren früheren Schüler durch Schlosser-, Schreiner- und Schusterarbeiten ein nettes Sümmchen erworben. Ihr Durchschnittsverdienst beträgt M. 10,— im Tag, besonders im Herbste, wenn die Arbeit wegen des herannahenden Winters drängt. Aber selbst viele Weiße geben ihr Handwerk auf, um sich der Landwirtschaft zu widmen, für die unsere Gegend besonders geeignet ist. Bei den Indianern ist die

Landwirtschaft noch einträglicher, als für die Weißen, denn sie brauchen ihre Ländereien ja nicht zu kaufen, sondern erhalten zu den Reservationsgebieten auch noch eine jährliche Geldsumme nebst andern Unterstützungen von der Regierung. Durchschnittlich hat ein Indianerstamm von 40—50 Familien, die unter einem Häuptling stehen, bei Abschluß der Verträge mit der Regierung ein Gebiet von etwa 100 Quadratkilometer erhalten. Aus der jährlich gezahlten Abfindungssumme für das von der Regierung angekaufte und den Weißen überlassene Land erhalten auch unsere Zöglinge ihren Anteil. Während sie die Schule besuchen, wird dieses Geld auf Zinsen gesetzt, so daß ihnen also, sobald sie sich selbständig machen, außer den ihnen zustehenden Grundstücken ein kleines Betriebskapital zur Verfügung steht.

Weitere Einnahmequellen erschließen sich den Indianern, wenn sie einen Teil ihrer Ländereien verkaufen. Die Zahl der Stammesangehörigen geht nämlich fast überall zurück seit der Zeit, wo die Verträge mit der Regierung geschlossen wurden. Durch die gänzlich veränderten Lebensbedingungen ist die Sterblichkeitsziffer leider nur zu hoch gestiegen, sodaß die 100 Quadratkilometer für ursprünglich 40—50 Familien jetzt für eine rationelle Ausnutzung bedeutend zu ausgedehnt sind. Der Erlös aus diesen Landverkäufen wird verzinslich angelegt und kommt dann auch wieder unsern Schülern ihrem Anteil entsprechend zugute, wenn sie selbständig werden.

Am 21. Februar d. Js. habe ich in unserer Kapelle an einem Morgen 6 Paare getraut und die Woche vorher 2. Von diesen 8 waren 4 Paare Zöglinge unserer Anstalt; die übrigen 4 hatten zwar keine Schule besucht, waren aber einige Wochen vor der Hochzeit zu uns gekommen, um sich hier unterrichten und taufen zu lassen.[1]) Die Hochzeitsfeier findet immer vor allen Zöglingen statt; diesmal erregte die Trauung von 6 Paaren auf einmal großes Aufsehen, so daß eine Menge Heiden herbeigeeilt waren.

Es sind unsere guten Schwestern, welche die gesamte Aussteuer für unsre heiratenden Mädchen besorgen. Mit welcher Hingabe und Selbstverleugnung sie dies tun, zeigt folgender Fall. Unter den 6 Paaren befand sich auch eins, das sich erst in letzter Stunde entschlossen hatte. Die Leutchen weilten auf einer Reservation, 60 km von hier, und ich mußte sie per Wagen holen lassen. Damit nun dieser Braut nichts mangele, standen unsere Schwestern schon am Montag morgen ½1 Uhr auf und begaben sich an die Arbeit. Um ½10 war die Aussteuer fix und fertig, und jede von den 6 Bräuten war im Besitze von einer großen Kiste, angefüllt mit Leinen, Decken und Kissen, dann von einer zweiten mit Kochgeschirr, Büchern, Bildern

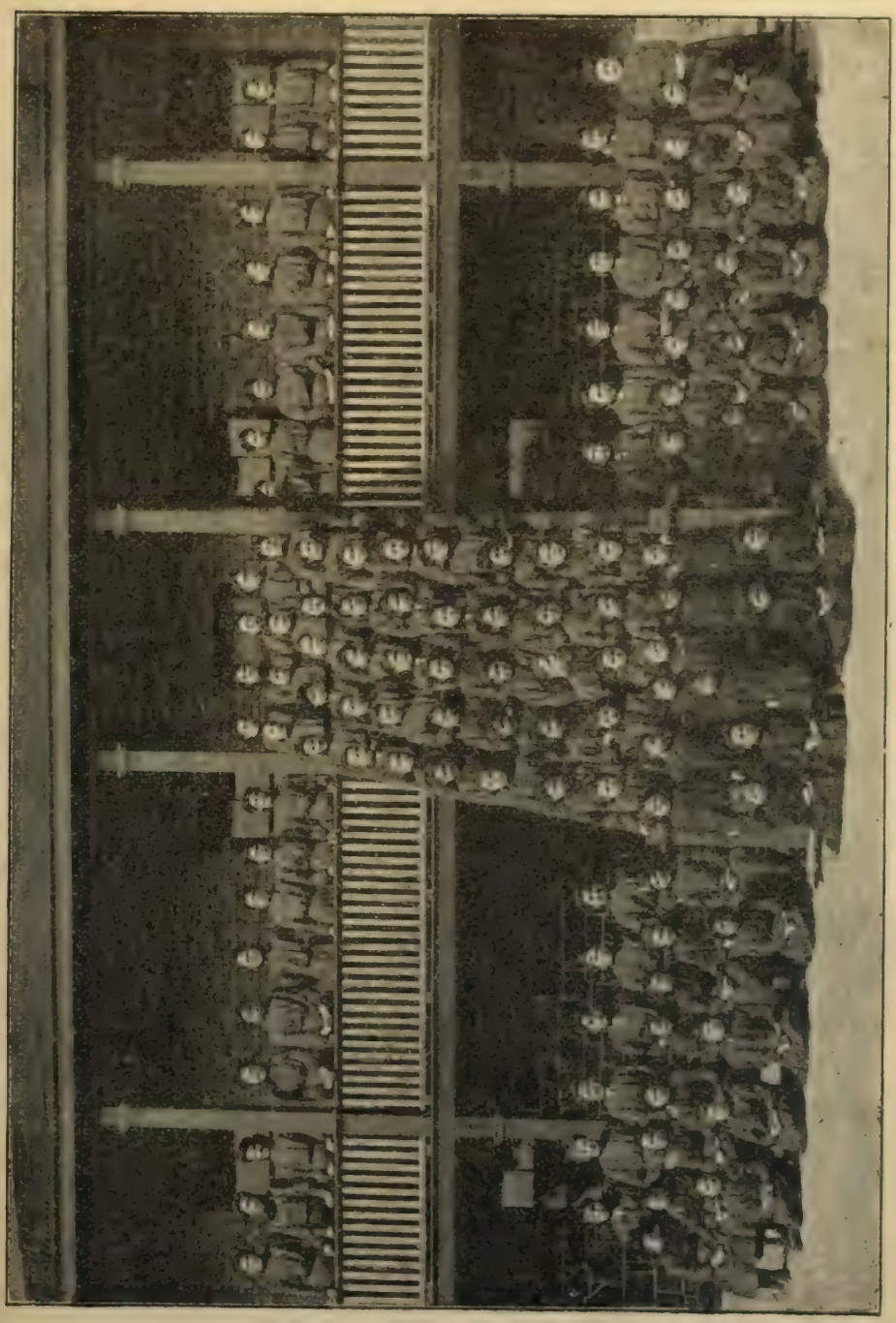
[1]) Diese 6 Paare gehörten 5 verschiedenen Indianerfamilien an: Kri, Assiniboine, Otschipwe, Mestizen, Kri-Assiniboine und Kri-Kanadier. Außer den Assiniboine, Kri und Otschipwe haben wir auch Sioux in der Anstalt.

Toilettegegenständen, Hochzeitskuchen und Vorräten für einige Tage. Das Brautkleid war wirklich schön, und als sie zum Altar traten, fehlten auch Kranz und Schleier nicht. Sie hätten sehen sollen, wie sich das kupferfarbene Gesicht unter letzerm abhob. Natürlich waren die Herrn Bräutigame nicht vergessen worden von den Schwestern und jeder hatte seinen Ring. Ich habe deren immer einige vorrätig für den Fall, daß er vom Brautpaare vergessen worden ist.

Bei der Feier wirkte auch unsre Blechmusik mit, die unter den Neuvermählten mehrere ihrer frühern Mitglieder zählte. Ich nahm die Gelegenheit wahr, um den Heiden die Würde, Gnaden und Pflichten der christlichen Ehe zu erklären, wo die Gatten in Liebe und Treue zueinander ausharren bis zu ihrem letzten Atemzuge. Wie ganz anders dagegen die Verheiratung bei den Heiden! Sie besteht darin, daß der Vater des Mannes dem Vater der Braut ein oder zwei Pferde schenkt und letzterer seine Tochter dann ausliefert, damit sie für den Mann arbeite, von ihm geschlagen und sogar fortgeschickt werden kann, ganz nach dessen Belieben. Nach der kirchlichen Feier wurden unsere Paare unter den Klängen der Musik in das große Fremdenzimmer geführt, um dort die Glückwünsche aller entgegenzunehmen. Dann wurde ein gutes Gabelfrühstück serviert, wobei ich den Ehrenplatz einnehmen mußte. Nicht lange dauert es und die mit Bändern geschmückten Pferde fahren vor; die Neuvermählten steigen in ihren Schlitten ein, auf den auch noch ihre ganze Aussteuer geladen wird. Ich gebe ihnen meine letzten Segenswünsche und von 12 Ehrenschlitten begleitet, ziehen sie heimwärts auf ihre Reservationen. Dort besuchen wir sie dann von Zeit zu Zeit und können uns überzeugen, daß sie den in der Anstalt empfangenen Lehren treu bleiben. Die Hütten unserer einstigen Zöglinge zeichnen sich durch größere Reinlichkeit vor denen der Heiden aus. Gern kehren sie nach Qu'Appelle zurück, wo der Grundstein ihres Glückes gelegt wurde. Sie besuchen dann in Dankbarkeit ihre früheren Lehrer und Freunde, bringen ihre Kinder mit und zeigen dieselben. Bei Gelegenheit dieser Besuche gehen sie auch zu den hl. Sakramenten. Immer aber sind sie reinlich und nett gekleidet.

Diese von uns gegründeten christlichen Indianer-Familien sind der Grundstock von christlichen Gemeinden. Wie manches hat sich durch den Einfluß der Schule von Qu 'Appelle doch schon zum Bessern verändert! Ich erinnere mich noch gut der Zeit, wo ich auf der Reservation Piapwot, zirka 69 km von hier, kaum ein Haus finden konnte, wo man mir erlaubt hätte, die hl. Messe zu lesen. Statt dessen hetzte man die Hunde auf mich. Heute zählen wir daselbst 21 christliche Familien, deren Väter und Mütter fast alle Zöglinge unserer Schule gewesen sind. In 5 Fällen wurden die Eltern durch ihre in Qu 'Appelle erzogenen Kinder bekehrt. Auf dieser Reservation haben wir im verflossenen Sommer eine Kirche gebaut von 44 Fuß Länge, mit samt

einer Wohnung für den Missionar. Einer der beiden Patres der Schule besucht diese Station in regelmäßigen Abständen; an den andren Sonntagen versammeln sich die Katholiken in der Kirche. Es wird dann der Rosenkranz gebetet, aus einem Erbauungsbuche ein Abschnitt



Schülerinnen der Indianer-Handwerksschule von Qu'Appelle.

vorgelesen, woran einer von ihnen praktische Nutzanwendungen knüpft und zum Schlusse noch ein Lied gesungen.

Im vergangenen Herbst wurde diese Kirche durch unsern verehrten Oberhirten, Msgr. Langevin O. M. I. eingeweiht. Es war das erste

mal, daß der Erzbischof diese Reservation besuchte; unsere früheren Zöglinge bereiteten ihm daher einen glänzenden Empfang. Dreißig Indianerwagen bildeten das Gefolge; voran zogen 12 Reiter, (darunter mehrere Heiden) in bizarrem Festschmuck und mit Fahnen; unsere Blechmusik erhöhte auch hier wiederum die Feier. Ich mußte überall den Dolmetscher abgeben und konnte genau beobachten, mit welcher Neugierde die alten Indianer den ‚großen Beter' betrachteten, wie sie mit Scheu seine violette Soutane berührten und sich etwas Tabak oder Thee von ihm erbaten; höhere Wünsche haben die Heiden nicht. Besonders wurde der ‚Helm' (Mitra) und der ‚Stock' (Hirtenstab) des Bischofs bewundert. Während die Indianer mit über den Kopf geschlungenen Händen die Mitra darstellten, meinten sie, wie schön es wäre, wenn der Bischof ein einziges mal ihnen dieselbe leihen würde für ihre heidnischen Tänze.

Bei derselben Gelegenheit wurde auch auf einer Reservation der Kri eine Kirche eingeweiht. Von den 17 Reservationen, aus deren Jugend sich die Schule von Qu'Appelle meist rekrutiert und auf denen unsere früheren Zöglinge jetzt wohnen, gibt es nur vier, wo wir bisher noch keine Kirche bauen konnten; auf einer derselben haben wir sogar nur eine Hütte, mit einem einzigen Zimmer, das als Kapelle und Wohnung für den Missionar dienen muß. Nur 2 von diesen 17 Reservationen haben einen residierenden Priester, die übrigen können bloß von Zeit zu Zeit besucht werden.

Zum Schlusse erbitte ich mir als Jubiläumsgeschenk von den Lesern der Maria Immaculata, welche der Handwerksschule von Qu'Appelle stets ein großes Interesse entgegengebracht hat, zuerst ein recht inniges Dankgebet zum Geber alles Guten, welcher der Anstalt in seiner Vorsehung eine so herrliche Bestimmung angewiesen hat, dann auch ein recht warmes Bittgebet. Ueber reiche irdische Mittel verfügen wir nicht, ich kann nicht wie viele protestantische Missionare ganze Kisten von Kleidungsstücken an die Indianer verteilen, um sie uns geneigt zu machen, aber wenn Gott durch das Licht seiner Gnade die armen Heiden erleuchtet und besonders die Eltern bewegt, uns ihre Kinder zur Erziehung anzuvertrauen, dann wird auch in Zukunft unsere Anstalt ihrer großen Aufgabe gerecht werden. Ich sage ‚große' Aufgabe, und mit Recht, denn von der Schule in Qu'Appelle hängt die Zivilisierung und Christianisierung eines großen Teiles der Indianer in der Provinz Saskatchewan ab. Bis jetzt hat die Schule ihre Kraft an der ersten Generation erprobt und herrliche Früchte gezeitigt; ich bin überzeugt, daß durch sie die folgenden Indianer-Generationen den Wettkampf mit der weißen Rasse voll und ganz aufnehmen werden. Nur Geduld! „Wie arm sind die, sagt Shakespeare, „die keine Geduld haben, welche Wunde ist je plötzlich geheilt?"

Maddu.

Die Geschichte eines Heiligtums in den Urwäldern Ceylons.

9. Der große Tag.

Ueber Maddu wächst aus dem dämmernden Morgen der große Tag: Der Sonnentag der Pilgerfahrt. Kaum blitzen die ersten Sonnenstrahlen durch die dichten, hohen Baumkronen, da setzt heller Glockenton von der Kirche zu freudigem Festgeläute ein und bringt freudiges Leben in die Zelte des Pilgerlagers. Schnell ist die Festtagstoilette beendet, schnell das am Vorabend zurechtgelegte Feierkleid angelegt, und hurtig eilen die braunen, in blendend Weiß gehüllten Gestalten durch die dämmernden Palmengänge des taufrischen Waldes

Die Pilger ziehen zur festlich geschmückten Kirche. Aus allen Winkeln tauchen die weißen Gestalten auf, von allen Seiten ziehen sie heran, groß und klein, jung und alt, von allen Farben, von allen Nationen. Heilige Festtagsfreude liegt auf den Zügen der Christen. Sie eilen zur Kirche, um am Tische des Herrn ihren Gott und Erlöser, den großen Sohn der Herrin von Maddu, zu empfangen. Und ein Strahl dieser heiligen Festtagsfreude trifft auch die zahlreich herbeigeströmten Heiden. Verwundert schauen sie auf das bewegte Bild, das sich vor ihnen aufrollt. Und auch sie schließen sich den Christen an und ziehen mit zur Kirche, um dem Festgottesdienst beizuwohnen. Sie werden sozusagen von dem Strom der Andacht und Frömmigkeit, der durch die Menge der christlichen Pilger rauscht, erfaßt und hingetragen zu den Stufen der Altäre.

Die Kirche hat ihren Festschmuck angelegt. Wände und Pfeiler sind mit Girlanden umwebt, es glitzert und schillert in allen Farben. So will es der Kunstsinn und der Geschmack der Ceylonesen. An den Altären aber stehen, wie Ehrenwächter, dunkelgrüne Palmen mit hohen, breiten Kronen, und ein zahlreiches Kerzenheer hebt die Flammen wie goldene Lanzenspitzen aus dem duftenden Blumenflor empor. Heute wird die große Kirche zu klein, die herbeiströmenden Pilger aufzunehmen. Kopf an Kopf gedrängt harrt die Menge. Wieder wird eines der Pilger-Lieder angestimmt:

1. Mutter schau auf mich in Güte,
Einen Huldblick schenk dem Kinde,
Daß bei dir, der Mutter aller,
Schutz ein armer Bettler finde.

2. Braut des Herrn, in dessen Händen
Totes auferblüht zum Leben,
Woll' in dieser Welt der Tränen
Du mir Gnad' und Hilfe geben.

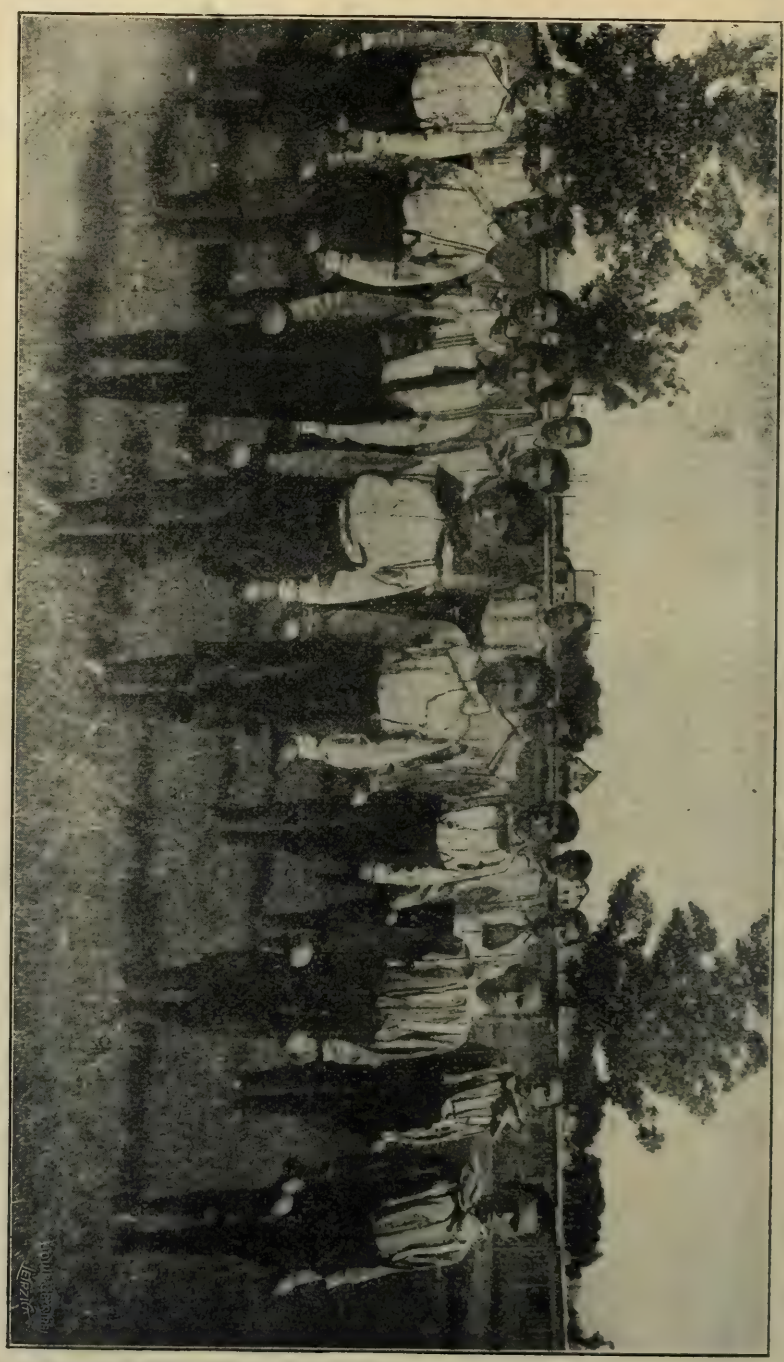
3. Groß das Elend meiner Sünden,
Groß die Qual, wie durst'gem Wilde;
Nimm mich auf, o Jungfrau-Mutter,
Decke mich mit deinem Schilde.

4. Sieh, ich eilte durch die Wildnis
Bis ich dich hier hab' gefunden,
Herrscherin im Sonnenkleide,
Laß genesen meine Wunden.

5 Auf dich hoffend, dir vertrauend,
Zog ich her auf Maddu's Pfaden,
Niederströmen laß, o Herrin,
Jetzt den milden Tau der Gnaden

Um 7 Uhr hält der hochw. Msgr. Joulain O. M. I. unter feierlichem Glockengeläute seinen Einzug in die Kirche. Kniend empfangen die Gläubigen den bischöflichen Segen. Dann beginnt das feierliche Hochamt. Einen ergreifenden Anblick bildet die Austeilung der hl. Kommunion. Ganze Scharen von Pilgern stehen auf und schreiten zum Tische des Herrn. Es ist ein unzähliges Hin- und Herströmen. Tausende knieen voll Ehrfurcht und Andacht an der Kommunionbank nieder, um den Herrn der Schöpfung in ihr Herz aufzunehmen. Tausende knieen da Seite an Seite, ohne Unterschied des Ranges, der Stellung und der Kaste. In der Gemeinsamkeit des Glaubens und der Liebe hat der reichere oder ärmere Rock keine Bedeutung.

Die Heiden, welche in großer Anzahl dem Gottesdienste beiwohnen, staunen, da sie dieses Schauspiel sehen, und auch in ihrem Herzen regt sich der Wunsch, jene überirdische, heilige Freude zu kosten, welche die Stirne der glücklichen



Indianerzöglinge von Qu'Appelle beim „Drill".

Pilger umstrahlt. O könnten auch sie zu jenem Altartische hinzutreten und jenes weiße Brot aus der Hand des Suami, des Priesters, entgegen nehmen! So denken sie, und es ist Tatsache, die sich bei jeder Pilgerfahrt ereignet, daß

manche Heiden, von diesem innigen Wunsche getrieben, sich an die Kommunionbank herandrängen. Erst stehen sie schüchtern, und mit großen Augen verfolgen sie jede Bewegung des Priesters und der Gläubigen. Und da, auch sie knieen auf einmal in der Reihe der Christen an der Kommunionbank. Aber schon längst hat sie der Priester bemerkt. Er steht vor ihnen und hält inne.

„Hast du gebeichtet?" fragt er sie.

Keine Antwort.

„Nun, sag, hast du gebeichtet?"

Der Knieende schaut mit weit geöffneten Augen auf den Priester, und der

Zubereitung der Agapen in Maddu.

fragende, verdutzte Blick scheint zu sagen: „Was du da sagst, verstehe ich nicht."

„Nun, dann mußt du wieder fortgehen." Und der Priester fährt in der heiligen Handlung weiter.

Dieses Verfahren erregt keine Störung, keinen Anstoß. Die Christen sind an dieses Vorkommnis schon gewöhnt. Jedermann kennt das Verlangen der Heiden nach der ‚großen Medizin' der Christen, und ein jeder der Gläubigen lernt um so mehr das eigene Glück schätzen.

Endlich hat der letzte der Pilger die Kommunionbank verlassen, und der Gottesdienst nimmt seinen gewohnten Fortgang. Aber kaum ist das „Ite missa est" gesungen, da kommt von neuem Leben in die Menschenmasse: Die feierliche Prozession zu Ehren der Königin und Herrin von Maddu wird beginnen. Die Pilger strömen aus der Kirche und versammeln sich auf dem weiten Platze vor der Kirche. Hier ist eine Estrade errichtet worden. Der erfinderische Kunstsinn der Ceylonesen hat sie über und über mit Blumen, Girlanden und Fahnen beladen. Auf der Estrade steht ein tragbarer Thron für das Gnadenbild der Muttergottes von Maddu.

Die Missionare warten bis die Pilger die Kirche verlassen haben, sonst wäre es eine Unmöglichkeit das Gnadenbild durch die Menge zu tragen. Der

Indier, in seiner Andacht und Frömmigkeit liebt es, die Gegenstände, die er verehrt, mit der Hand anzurühren und dann die Hand an die Stirne zu führen. Deshalb muß jedermann jetzt die Kirche verlassen. Dann tragen die Missionare das Gnadenbild aus der Kirche hinaus auf die Estrade und stellen es auf den tragbaren Thron.

Inzwischen hat sich die Prozession organisiert und der feierliche Auszug beginnt.

An der Spitze des gewaltigen Zuges, der sich langsam entwickelt, schreitet die singhalesische Musikkapelle. In fröhlichen frischen Tönen schmettert sie ihren schönsten Triumphmarsch, und der Urwald tönt ihn in freudigem Echo wieder. Hinter der Musikkapelle kommt die Jugend mit wehenden Fahnen und blinkendem Tragkreuz. Ihr kräftiger Gesang wechselt mit der Musik.

Chor: Wo kann ich Hilf', Maria, mir erfragen,
Als dir zu Füßen, die vom Mond getragen?

Solo: 1. Sei wie der weiße Sand am Meeresstrande,
Wie schwarze Beeren in des Waldes Mitte,
So groß und zahllos meine Sünd' und Schande,
Erhöre dennoch, Herrin, meine Bitte.

2. Denn sieh! Ich stehe einsam und verlassen
Vor dir, wie Kinder vor der Mutter stehen,
Auf deine Hilfe will ich Hoffnung fassen,
Maria, hör mich armen Sünder flehen.

3. Du Glaubenslicht! Du Davids Turm! Du Stärke
Im Kampf! In Trübsal und in Not mein Hoffen:
In Maddu's Heiligtum, in deinem Werke,
Steh mir zur Zuflucht weit Dein Herze offen.

Auf hohem Throne, von fünfzig Männern getragen, naht dann die Königin des Himmels und Beherrscherin des Urwaldes von Maddu, Maria. Umgeben ist das Gnadenbild von einer Eskorte kräftiger Männer, die sich einander die Hände reichen, wie eine unzerbrechliche Kette, und in doppelter Reihe die Statue schützen. Hinter das Gnadenbild drängt sich die Menge der Pilger, 30000 an der Zahl. Gebet wechselt mit Gesang, und so zieht die Prozession hin unter der strahlenden Sonne Ceylons. Man glaubt nicht mehr in Indien, auf Ceylon, der Hochburg des Buddhismus, zu sein, man wähnt sich versetzt in eine der katholischen Städte Europas. Und diese betenden und singenden Pilger sind keine Indier mehr, welche die lärmenden Feierlichkeiten Siwas über alles liebten, das sind Christen, wie aus dem frömmsten Winkel Tirols oder der Schweiz. Und dieser jubelnde Glockenton, diese feierlichen Lobgesänge, diese Prachtentfaltung, diese Menschenmasse, wie ist das alles verschieden von dem Bilde der vergangenen Jahrhunderte, in denen Maddu zu den Katakomben für die Katholiken Ceylons geworden war!

Da breitet sich plötzliche Stille über die Prozession. Die Pilger knieen nieder — und jetzt ein gemeinsamer Ruf, ein gemeinsames Gebet aus aller Munde tönt zum Himmel. Ein ganzes Volk betet. Wieder setzt sich die Prozession in Bewegung, wieder hält sie inne und wieder ertönt aller Stoßgebet wie aus einem Herzen und aus einem Munde. Jetzt biegt die Prozession in das Lager der Pilger ein. Sie zieht an den langen, festlich geschmückten Zeltwagen vorüber und nimmt dann den Weg zur Kirche zurück.

Der feierliche Rundgang ist zu Ende. Wieder steht das Gnadenbild von Maddu auf der Estrade vor der Kirche. Ein Priester im Chormantel erhebt es zum Segen über das Volk. 30000 sinken in den Staub und erflehen mit heißer Inbrunst Heil, Glück und Wohlergehen für sich und die Ihrigen durch die mächtige Fürbitte der Königin von Maddu. (Schluß folgt.)

Kleinere Nachrichten.

Arnheim. Am 3. April 1909 starb der hochw. P. Joh. Doetzer. Geboren zu Gunzendorf (Bayern) den 6. Sept. 1869 trat er nach Vollendung seiner humanistischen Studien in die Genossenschaft der Oblaten ein. Nachdem er im Jahre 1897 die heil. Priesterweihe empfangen hatte, wirkte er neun Jahre lang als Lehrer im Kollegium Karolinum zu Valkenburg, bis ihn der hl. Gehorsam 1906 als Missionar nach Arnheim berief. Wohlvorbereitet und gestärkt durch die heil. Sterbesakramente, starb er im Krankenhause daselbst gottergeben am 3. April 1909. Wir verlieren in ihm einen lieben, teuren Mitbruder, der während eines mehr als 15jährigen Ordenslebens durch seine große Pflichttreue und seinen emsigen Fleiß allen ein Beispiel war.

Totenliste des Marianischen Missions-Vereins. Doßmann, M., Beförderer; Heimbücher, B., Beförderer; Aulenkamp, K.; Balles, F.; Bellebaum M.; Berger, T.; Birkenbach, T.; Böttcher, J.; Breitenstein, Chr.; Burghardt, A.; Buchen, F.; Dörner, F.; Gabriel, A.; Gaubetz, K.; Hebgen, M.; Hembach, Fr.; Henning, E.; Hergert, C.; Hofmann, M.; Huß, G.; Imhoff, L.; Isenberg, F.; Jindroschek, F.; Jux, B.; Kaiser, Fr.; Kamman, Fr.; Kleinegasse; Kölsch, K.; Krein, A.; Kück, K.; Martz, M.; Maulhodt, J.; Michel, M.; Mick, R.; Minges, W.; Müller, C.; Pissula, F.; Rader, H.; Roch, C.; Sabel, K.; Saxer, Fr.; Schieke, R.; Schnös, B.; Schmidt, K.; Schönwasser, L.; Seif, K.; Sox, M.; Stier, T.; Thomas, H.; Thomas, M.; Vithen, M.; Vogt, A.; Vogt, M.; Weider, G.; Wehner, F.; Wiegold, K.; Wieneke, E.; Wörner, B.

St. Bonifatiuskloster, Hünfeld. Ein Tag herzlicher Freude wurde für unser Kloster in diesem Jahre der zweite Sonntag nach Ostern. Mit ihm war, etwas früher als in den vorhergehenden Jahren, der Tag angebrochen, an welchem unsere Fratres die hl. Weihen erhalten sollten. Diesmal war die Freude um so größer, als unser hochwürdigster P. General die hl. Handlung selbst vornehmen wollte. 51 Fratres sollten an der Weihe teilnehmen, 11 von ihnen die hl. Priesterweihe erhalten.

Die unmittelbare Vorbereitung leitete der hochw. P. Simon Scharsch, früher Provinzial der deutschen Ordensprovinz, jetzt Generalassistent der Genossenschaft in Rom. Kurz vorher hatte er die kanonische Visitation der einzelnen Häuser unserer Ordensprovinz vorgenommen. Für den Tag der Weihe waren wie alljährlich zu diesem Feste Eltern, Geschwister und Verwandten der jungen Kleriker herbeigeeilt, um an ihrem Glücke teilzunehmen. Am Montag, den 26. April, feierten die neugeweihten Priester ihr erstes hl. Meßopfer in der festlich geschmückten Klosterkirche. Die Namen der Neugeweihten sind: PP. Johannes Tohren; Johann Michel; Joseph Guth; Nikolaus Bour; Anton Kaltenbach; Joseph Rosenthal; Hugo Hanewinkel; Karl Kortenbach; Johann Pohlen; Johann Nawrath; Johann Schultz.

In einer Ansprache an die versammelte Kommunität drückte der hochw. P. General an einem der folgenden Tage seine hohe Genugtuung darüber aus, daß es ihm vergönnt war, so vielen seiner geistigen Kinder die Hände aufzulegen. Dann gedachte er der eben durchgeführten Visitation, die gezeigt habe, daß die deutsche Ordensprovinz blühe und gedeihe nach Innen und nach Außen hin. Dem hochw. P. Visitator widmete er für seine Mühewaltung ein Wort herzlichsten Dankes, ein Wort der Ermunterung gab er den jungen Priestern mit auf den Lebensweg. Im Namen der Provinz und des Hauses dankte der hochw. P. Provinzial für die zweifache Gnade, die so kurz nacheinander der Provinz und dem Kloster zuteil geworden: die kanonische Visitation, die das vorhandene Gute befestige und fördere, und die Erteilung der hl. Weihen, durch die der hochw. P. General gleichsam den Schlußstein in das Werk der Visitation eingefügt habe.

Gobabis (Deutsch Südwestafrika). „In Gobabis", so schreibt der hochw. Rektor P. Krein, „ist es jetzt ganz anders, als vor einigen Monaten. Am 1. Januar wurde unsere neue Kirche feierlich benediziert. An 200 katholische Eingeborene und etwa 30 Weiße wohnten der schönen

Feier bei. In den ersten 1½ Jahren des Bestehens der Mission Gobabis wurden 197 Taufen gespendet. Besonders die Weihnachtszeit war eine Segenszeit für uns. 21 Erwachsene und 3 Kinder empfingen die hl. Taufe; 44 Neugetaufte gingen zum erstenmal zur hl. Beichte. — Zu Ostern werden gegen 60 zum erstenmale zum Tische des Herrn treten. Es ist seltsam, wie die Neubekehrten sich hindrängen, um recht oft zur hl. Beichte zu gehen. Die Zahl der getauften Eingeborenen in Gobabis beträgt jetzt 212 und einige 30 sind Katechumenen."

Epukiro (Deutsch-Südwestafrika). Die blühende Betschuanen-Mission im Osten des deutsch-südwestafrikanischen Schutzgebiete hat nun auch eine kleine Druckerei erhalten. Als Erstlingswerk erschien ein Katechismus unter dem Titel: „Katekesima ea Kirke e len Katholike. Epukiro. Missionsdruckerei von St. Josef 1908." Verfasser ist der langjährige Rektor von Epukiro, der hochw. P. Fr. Watterott.

Apostol. Vikariat Athabaska. Station St. Vincenz. Ein rührender Zug aus der Zeit des Aufenthaltes des Bischofs, siehe ‚Maria Immaculata' April 1909 S. 245, muß noch erwähnt werden. Eines Tages wurde P. Letreste zu einem Mestizenlager gerufen, das sich vier Tagereisen weit im Felsengebirge befindet. Nicht ohne Sorgen läßt Msgr. Grouard den Missionar ziehen, weil die im Frühjahr angeschwollenen Ströme große Gefahren bieten. Als während der Abwesenheit des Paters einige Irokesen auf der Station anlangten und von dem Ziel der Reise hörten, machten auch sie recht ernste Gesichter, denn die Gefahren einer solchen Reise kannten die Leute aus eigener Erfahrung. Des Bischofs Sorge wurde dadurch noch vermehrt. Täglich vereinigten sich die Katholiken mit ihrem Bischofe in heißem Gebete für ihren Missionar. Msgr. Grouard dagegen steigt wie weiland des Tobias Mutter täglich auf einen kleinen Hügel, von wo aus er die schneebedeckten Häupter des Felsengebirges erblicken konnte und etwas darunter die ‚Elentierschnauze', den Berg nämlich, wo sich das Mestizenlager befand. Mehr noch als seine Augen strebte sein Herz in die Ferne, und große Freude herrschte daher in St. Vincenz, als P. Letreste wieder glücklich anlangte und dem Bischof erzählen konnte von all dem Guten, das er den armen Mestizen tun konnte.

Edmonton, Diözese St. Albert. Einen Ueberblick über die rasche Entwicklung dieser Missionskirche im kanadischen Nordwesten entwirft P. Aloysius Rosenthal O. M. I. in den Kathol. Missionen, April 1909, S. 167. Wir geben dieselbe hier wieder, aber teilweise mit den Zahlen des offiziellen kirchlichen Handbuches für Kanada ‚Le Canada Ecclésiastique' von 1909.

Bei Errichtung der Diözese St. Albert im Jahre 1871, also noch lange vor Abtrennung des Apostol. Vikariates Saskatchewan (1890) fanden sich in dem ungeheuren 1 200 000 qkm umfassenden Gebiete bloß 16 Oblaten der unbefl Jungfrau Maria (darunter 9 Priester und 8 Schwestern, 4 Hauptstationen 2 Schulen und 2 Waisenhäuser. Heute umfaßt die durch die Abtrennung bedeutend verkürzte Diözese:

1. Bevölkerung:

Katholiken französischer Zunge	17 370
„ englischer „	14 290
„ deutscher „	3 170
„ anderer „	12 680
Katholische Indianer	4 490
Summa	52 000

2. Klerus:

Weltpriester	21
Ordenspriester	85
Seminaristen	37

3. Anstalten:

Pfarr- und Missionskirchen mit residierendem Priester	53
Missionen mit Kirchen ohne residierenden Priester	38
Missionsstationen ohne Kirchen	71
Priesterseminar	1
Männliche Ordensgenossenschaften (verschiedene)	7
Weibliche Ordensgenossenschaften (verschiedene)	12
Katholische Elementarschulen	46
Klösterliche Pensionate	13
Handwerksschulen für Indianer	1
Kostschulen „ „	7
Hospitäler	6
Waisenhäuser	1
Sonstige charitative Anstalten	2

Aus **Puebla, Mexiko,** berichtet P. Stuhlmann wie folgt: In der Geschichte unseres Kollegs bedeutet das Jahr 1908 einen gewaltigen Fortschritt. Das Schuljahr wurde wie gewöhnlich am 8. Januar eröffnet. Hatten wir, als Wiederaufbauer der Anstalt, uns bis jetzt auf den Unterricht der Elementarfächer, Sprachen und Künste beschränken müssen, so wurde nunmehr der erste Jahrgang der höheren Schule eröffnet. Er begreift besonders höhere Mathematik, Algebra, Moral, Zivilrecht, Buchführung, Englisch und Spanisch. So weise auch die Räumlichkeiten des Hauses eingerichtet und verteilt wurden, es war unmöglich, allen sich anmeldenden jungen Leuten Einlaß zu gewähren.

Das Jahr floß ruhig und mit schulmäßiger Gleichförmigkeit dahin, nur unterbrochen durch die vierzehntägigen Ferien der Charwoche und die Schlußfeier des ersten Semesters, welche mit dem Schutzfeste unserer Jünglingskongregation, dem Aloysiusfeste, zusammenfiel. Drei freie Tage trennten das erste Semester vom zweiten. Sommerferien sind hierzulande nicht bekannt. Vielmehr sind die großen Ferien in die Zeit vom 8. November bis 8. Januar verlegt. Auf dem inneren Hochplateau Mexiko's bietet nämlich der Winter mit seinem wolkenlosen Himmel und seiner erfrischenden Kühle, die jedoch das üppige Grün in Wald und Flur nicht zerstört, die angenehmsten Spaziergänge.

Im Oktober folgten die Staatsexamen. Die Schüler der katholischen Anstalten müssen, wenn ihre Studien für eine öffentliche Laufbahn Wert haben sollen, sich staatlich prüfen lassen. Von allen unseren Schülern, welche höhere Mathematik und Algebra vorlegten, ist nur ein einziger durchgefallen, während alle übrigen gut bestanden. In den Sprachen sind alle glänzend durchgekommen. — Durch diesen glänzenden Erfolg war bereits nicht wenig die öffentliche Aufmerksamkeit auf das Colegio Pio gelenkt worden; so konnten wir zum voraus einen bedeutenden Zulauf für die am 8. November stattfindende öffentliche Preisverteilung und Schlußfeier des Schuljahres versprechen. ‚Der Freund der Wahrheit', das Haupttagesblatt im Staate Puebla, schreibt über diese Feierlichkeit, wie folgt: „Wir können den hochwürdigen Patres Oblaten nur Glück wünschen zu dem glänzenden Erfolge, den sie mit dieser Festlichkeit erzielt haben und wünschen, daß wir jedes Jahr die Freude haben, den Leistungen der Zöglinge dieses Kollegs, welches sie mit so großer Weisheit und Geschicklichkeit leiten, unsere Bewunderung und Beifall zu zollen." — ‚El Imparcial', ein liberales Blatt, das größte der Republik, brachte einen langen Artikel, in welchem dem Colegio Pio und seinen Leistungen ein schönes Lob gespendet wurde.

Zu dem Gesagten brauche ich nichts hinzuzufügen. Mehrere Personen, die uns nach Beendigung der Feier beglückwünschten, behaupteten im Feuer der Begeisterung, daß nächstes Jahr unsere Schülerzahl sich verdoppeln würde. Wie dem auch sei, dies eine steht fest: Gottes Segen ruht auf unserem Kolleg.

Kenora, Erzdiözese St. Bonifatius. Am 27. Februar dieses Jahres verschied im Hospital zu Kenora, von der ganzen Erzdiözese betrauert, P. J. B. Beaudin O. M. I., ein Veteran, welcher als einer der ersten Pioniere Winnipeg's in hohem Ansehen stand.

Geboren zu St. Constant, Provinz Québec, am 23. Juni 1830, hatte er das Glück, daß eine wahrhaft christliche Mutter seine ersten Schritte lenkte. Sie pflanzte in das Herz des zukünftigen Oblaten der Muttergottes eine besondere Andacht zu derselben. Leider mußte er, als der Vater starb, die schon begonnenen Studien fallen lassen. Erst 19 Jahre alt, zog er in die Vereinigten Staaten, um hier sein Glück zu versuchen. Bei einem Plantagenbesitzer in der Louisiana fand er Arbeit. Sein Herr war Protestant, aber nichts konnte den jungen Beaudin von der Erfüllung seiner religiösen Pflichten abhalten. Nach des Tages Last und Mühen betete er gewöhnlich noch den Rosenkranz. Eines Abends traf ihn der Herr mit dem Rosenkranz in der Hand. „Was ist denn das?" — „Ein Rosenkranz." — „Ein Rosenkranz?" — „Ja, ein Gebet." Die Züge des Plantagenbesitzers hellten sich auf. „Ich hatte dir bisher mein Vertrauen nicht versagt, weil deine Geschicklichkeit, dein Mut und deine Ehrlichkeit mir gefielen, von jetzt an sollst du es ganz besitzen, denn wer Gott die Treue hält, hält sie auch seinem irdischen Herrn."

Die Aufgabe Beaudins bestand darin, die Neger bei der Baumwollenkultur zu überwachen; sein zartfühlendes Herz konnte aber die rohe Behandlung, die ihnen zuteil wurde — damals wurden sie noch als Sklaven gehalten — nicht ertragen, und trotz der Vertrauensstellung, die er inne hatte, beschloß er, nach Kanada zurückzukehren. Um ihn zur Wieder-

aufnahme des Postens zu bewegen, gab ihm sein Herr eine Belohnung von über 2000 Mark.

Kaum in der Heimat angelangt, verlor J. B. Beaudin seine Mutter, die ein Opfer ihrer heroischen Nächstenliebe bei der Pflege von Typhuskranken während der Epidemie von 1849 geworden war. Durch die Unterstützung seiner Onkel wurde es ihm dann möglich, seine Studien im Kolleg zu Montreal fortzusetzen. Nach Schluß derselben folgte er seinem Pfarrgenossen, dem späteren Provinzial P. Lefebvre O. M. I., in die Kongregation der Oblaten.

Zum Priester geweiht am 19. Juni 1862, wirkte er während 10 Jahren in den verschiedensten Kreisen, bis 1872 Msgr. Taché auf einer Durchreise in Lowell (Ver. Staaten) sich P. Beaudin erbat für die Missionen des kanadischen Nordwestens. Ihm fiel dann die Aufgabe zu, in dem damals bloß 1800 Seelen zählenden Winnipeg (heute hat die Stadt ca. 120 000 Einwohner) die erste Pfarrei und Kirche zu errichten. Die erste Marienkirche Winnipegs erstand denn auch unter seiner Leitung, weithin sichtbar, weil sie damals noch auf freiem Felde stand. Im Jahre 1874 wurde der jetzt noch lebende P. Lacombe O. M. I. zum ersten Pfarrer der Marienpfarrei ernannt und P. Beaudin sein Kaplan. Er selber gründete dann seit 1877 mehrere neue Pfarreien in der Erzdiözese, wie Selkirk, Brandon und besonders Kenora, (siehe 15. Jahrg. S. 50) wo er 1883 ankangte, nachdem er seit 1880 in der Marienpfarrei den P. Lacombe als Pfarrer abgelöst hatte. In Kenora entfaltete P. Beaudin eine rege Tätigkeit, baute Kapelle, Kirche, Schule und Schwesternkloster. Als der Kirchenbau vollendet war (1893) und Msgr. Taché nach den Schulden fragte, konnte der Gründer ihm eine angenehme Ueberraschung bereiten, als er mitteilte, daß alles bezahlt sei, dank der Freigebigkeit der Eisenbahnarbeiter von Kenora und Umgegend.

Es war eine schwere Prüfung für ihn, als er 1895 von Kenora mitten in bester Tätigkeit nach Fort Francis versetzt wurde; 1900 folgte er P. Dandurand O. M. I. als Pfarrer in der Gemeinde St. Karl und 1902 endlich kehrte er zur größten Freude der Bewohner nach Kenora zurück. Am 6. Januar des folgenden Jahres empfing er am Bahnhofe die Schwestern, welche in Kenora ein Hospital eröffnen sollten. Unermüdlich stand er seitdem den Schwestern zur Seite, um das Bestehen dieses Werkes zu sichern. Hier ist er auch unter der liebevollsten Pflege der Schwestern am 27. Februar verschieden, nachdem kurz zuvor Erzbischof Langevin O. M. I. ihm die hl. Wegzehrung gereicht hatte. Nach erfolgtem Tode eilte der Oberhirte sofort herbei und hielt beim feierlichen Traueramt selbst die Leichenrede. Der Leib des Gründers der ersten Kirche Winnipegs wurde dann in diese Stadt gebracht, und hier zelebrierte der Neffe P. Beaudins das Requiem für ihn. Er ruht jetzt auf dem Kirchhofe der PP. Oblaten in St. Karl bei Winnipeg, aber sein Andenken wird nie erlöschen.

R. I. P.

Goffines Handpostille

bearbeitet von den

Oblatenpatres Dröder, Hector und Schwane.

Behandelt die ganze Glaubens-, Sitten- und Gnadenlehre u. sämtliche Tugenden. Praktisch, übersichtlich, hochfeine Ausstattung und Illustrierung.

ist die einzige Ausgabe, die alle neuzeitlichen Verhältnisse eingehend berücksichtigt.

Empfohlen von mehreren Hochw. Herren Bischöfen. Glänzend besprochen in der katholischen Presse. ff. geb. 10 Mark.

Ausführlicher Prospekt gratis.

Verlag von A. Laumann, Dülmen i. Westf.

Freie Stunden

Unterhaltungsbeilage der «Maria Immaculata»

XVI. Jahrgang. · Nr. 9 · Juni 1909.

Das Opfer.

Eine historische Erzählung aus dem Zululande.

9. Kapitel.

In stiller Klage.

In den Tälern stand die Ernte. Wie aus blinkendem Gold geformt, hingen die gelben Maiskolben an den hohen, kraftstrotzenden Halmen. Die trugen schwer an der gesegneten Frucht und waren bis zur Erde gebeugt. Die Frucht harrte der Heiligung durch den König. Die Kaffernhirse stand mit gefüllten Köpfen. Die beugten sich, wenn der Wind drüber hinfuhr, und nickten nach rechts und links, als wollten sie zu dem herzerfreuenden Schnitte einladen. Wenn die Menschen von Tetwa durchkamen, stießen sie raschelnd aneinander. Unter dunklem Blätterbaldachin, wie von vornehmer Art, leuchtete der farbenprächtige Kürbis, wohlgenährt, mit runden, vollen Backen.

In den Tälern stand die Ernte zum Schnitte bereit. Die Feldfrüchte waren reif, aber niemand durfte Hand an sie legen und davon essen, bevor der König sie geheiligt hatte. So war es Sitte und Gesetz in Tetwa. — — —

Auf die Ernte drunten im Tale schaute Gugane mit wehmütigem Blick.

Nach Beendigung der Zauberzeremonie war sie den Hügel hinan geschritten, auf der Heide hin, zu ihrem Lieblingsplatz unter dem schützenden Buschwerk. Hier hatte sie sich niedergesetzt auf den Stein im Grase und hatte in den wachsenden Tag hineingeschaut. Und beim Anblick der hehren Gottespracht war tiefe Trauer über sie gekommen. Sie ahnte es, zum letzten Male in ihrem langen, langen Leben saß sie hier auf diesem Stein, und es war ihr, als müßte sie Abschied nehmen von all diesem, und als müßte sie zum Abschied einem jedem der Dinge hier ein letztes, liebes Wort zurufen. Den Bergen drüben mit den hohen Kuppen und Spitzen, die gerade im Morgenglanze aufleuchteten und im Rot der aufgehenden Sonne wie im heiligen Freudenfeuer erglühten — ein Lebewohl. Den dunklen Wäldern dort, die still und stumm wie ein schlummerndes Kriegsheer die breiten Bergwände hinauf

sich lagerten – ein Lebewohl. Und den Tälern mit ihrem Segen und ihrer Spende — nie würde sie davon kosten — ein letztes Lebewohl.

Die Ernte?! O auch die Menschen sind wie ein Feld, auf dem die Erntesichel blinkt und klingt. Und der Schnitter Tod ist an der Arbeit. Unablässig ist er an der Arbeit. Hier und dort blitzt seine Sense auf. Das kalte Eisen fährt zischend in die Halme. Und Halme sinken zu Halmen, und weiter, weiter: Garben häufen sich auf Garben, und weiter, weiter: ganze Schwaden, ganze Felder. Ueberall aber, wo der unermüdliche Schnitter hindurchgegangen, durch das volle wogende Aehrenfeld der Menschen, da ist es vorbei mit dem stolzen Sichtragen, mit dem prunkenden Sichsonnen im funkelnden Licht, da liegen still auf der grauen, und kalt harten Erde, die Menschengarben.

Und auch Gugane hörte den Schnitter mit der klirrenden Sense nahen und hörte, wie er sie schärfte; helle, scharfe Töne. Ein dunkles Gefühl sagte ihr: Das gilt Dir. Und darum schaute sie aus in die weite Gottesnatur, und ihr Herz flog auf und grüßte mit stummen Worten der Liebe all das Bekannte und Gewohnte ringsum.

„Und darum lebt wohl ihr Felder und Täler, die ich so vielmals gesegnet mit hohem Weihespruch, von denen ich abgewehrt, so oft, mit kräftigem Heiltum, mancherlei Mißgeschick, denen ich mit Geistergunst Tau und Regen gespendet so viele Male! Und du braune, duftende Heide, du Liebling meines Herzens, du stiller Ort freudigen Gebens und Nehmens geheimer, hoher Kunde, du vor allem lebe wohl! Dich wird mein erlöschendes Auge in deinem bräutlichen Taugefunkel nicht mehr schauen; nicht mehr schauen in deinem duftigen Schleiergewande am Abend nach mühsam vollbrachtem Tagewerk. Mein stockender Fuß wird nicht mehr durch deine Blumen schreiten, mein brechendes Herz nicht mehr den Duft deiner Kräuter kosten. Stilles, braunes Kind, du Liebling meines Herzens, träume weiter in deiner Einsamkeit, während die Wolken des Himmels über dir wandern und die Geschlechter der Erde unter dir wechseln.

O Kinder von Tetwa, wie habe ich euch geliebt! An dem Herzen, wie eine Mutter ihr Kind, habe ich euch getragen. Ihr alle, die ihr dort in den Hütten von Tetwa schlummert, seid mein. Mein Volk seid ihr. Ich habe euch belehrt und geführt und beschützt. Dich Volk von Tetwa habe ich groß gemacht, zu einem großen, starken Volke. Von den hohen Ahnen, die ich gekannt, habe ich euch erzählt und euch angehalten, es ihnen gleich zu tun. O Kinder von Tetwa, und ihr sendet mich jetzt in den Tod? Vergeltet ihr so meine Liebe?

Doch nein, ihr wisset nichts davon. Ihr ahnt nicht das Schreckliche, das über mir schwebt, und für euch muß mein Mund verschlossen bleiben. Ihr wandelt im Dunkeln und versteht nicht die Stimmen der Geister. Meine große Liebe zu euch war es, die mich auf diesen Weg führte. Ich habe ihn betreten und werde ihn wandeln bis zum

Ende, bis zum Rande des Abgrunds, der mein Grab sein wird. O mein Volk von Tetwa, lebe wohl, und deine Ahnen seien mit dir für und für!"

Gugane nahm Abschied von Tetwa. Und heiße Tränen stiegen in ihren Augen auf und fielen zu den funkelnden Tauperlen auf den braunen Heideraſen ihr zu Füßen. Dann wieder begann Gugane wie im Selbſtgeſpräche zu ſinnen:

„Nomali, meine holde Tochter, warum haſt du mir das getan? Ach, ich wußte den Grund, warum deine Augenlider ſo ſchwer waren und warum deine Lippen ſchmollten. Wer verriet des Königs Geheimnis? Wer grub die Höhlung an der Seite der Hütte? . . . Ach, mein Stolz, Nomali, du, die einzige Seele, die mir Liebe entgegen trug! Wenn mein ganzes Volk, alt und jung, mich anſpie und mich „Hexe" ſchalt, da ſpracheſt du, die ſchönſte unter allen, mit mir und nannteſt mich Freundin. Und mein Herz neigte ſich zu dir in Liebe. In großer, ungekannt ſchirmender Liebe trug es dich und behütete dich in der Nacht deiner Schmerzen. In meinem Herzen trug ich dich durch das Leben, und mein Beſtes war dein. Was den andern gegenüber mir als verboten galt, das war mir dir gegenüber in freundſchaftlicher Liebe frei. Die hohen Ahnen ſind meine Zeugen. O Nomali, du biſt mir wie das Blut im eignen Herzen, dein Antlitz iſt die Sonne meines Lebens und deine Worte, dein Lächeln ſind mir mehr als die Speiſen, die mein Volk mir vorſetzt zum Eſſen. Kind, in deſſen Adern mein Blut fließt; es würde mir das Herz abdrücken, müßte ich dich ſterben ſehen; lieber will ich ſelbſt . . . . und doch müßte ich dich, den Schatz meines Lebens, dem Tode überliefern . . . ich muß und kann nicht anders . . ."

Und die alte Zauberin brach in klagendes Geſchrei aus und kauerte am Boden nieder.

„Muß ich? . . . Muß ich? . . . Wer hat es geſehen? . . . Wer klagt ſie an? . . . Wer kann mit dem Finger auf ſie zeigen? . . ."

„O Gugane", ſo ſprach ſie zu ſich ſelbſt, „es iſt deine Zeit, zu ſterben. Niemand will dich, niemand wird dich vermiſſen. Keine Kinder werden dir nachtrauern, keine Söhne dein Lob ſingen, keine Erben dich preiſen. Es iſt deine Zeit. Geh' nur, geh' nur. Dein Leben war lang genug geweſen, länger als das der gewöhnlichen Menſchen. Du haſt genoſſen deine Freuden, und du haſt erlebt deine Leiden, und nun . . . nur der Schatten deines Lebens iſt dir noch übrig. Geh' nur, geh' nur! Es iſt deine Zeit. Was iſt dein Leben noch wert? Nichts, nichts. Ein dürres Blatt iſt es an dem grünenden Baum der Menſchheit. Wehe, du Wind, blaſe, du Sturm, und nehmt hinweg das dürre, verwelkte Blatt! Verwehet es ſpurlos, auf Nimmerwiederſehen! Und war dein Leben viel wert geweſen? Jetzt, Gugane, jetzt haſt du Gelegenheit, wenigſtens eine gute Tat zu voll-

bringen. Und was wirst du gewinnen? Das Leben eines Mädchens in der Blüte der Jahre, das Glück eines Jünglings, der sie heimführen wird auf den Thron seiner Ahnen, und für dich, Gugane, für dich die Kinder- und Freundelose, ein Andenken, das die Kinder und Kindeskinder von Tetwa in Ehren halten werden. Nomali, meine Liebe, nein, du darfst nicht sterben, — nicht sterben, wenn mein altes, elendes Leben dich retten kann. Eine von uns beiden muß gehen: Du oder ich! Ich sehe einen Ausweg — ja, ich sehe ihn .... Doch ich höre Schritte, ihr leichter Fuß, es ist Nomali. Ruhig, Gugane, zeige dich stark vor deinem Kinde. Vertrocknet, ihr Tränen, verstummet, ihr Klagen, Herz, mein Herz, zum letzten Male zeige dich stark."

Durch die taufrische Heide kam Nomali in Eile geschritten. Erwartungsvoll blickte sie auf Gugane, die sich wieder auf den Stein niedergelassen hatte. Sie winkte dem Mädchen näher zu treten und an ihrer Seite Platz zu nehmen. Stillschweigend gehorchte das Mädchen.

Dann, nach einer Weile, begann Gugane:

„Nomali, du Liebling, du Blut meines Herzens und Hauch meiner Seele, ich habe dich hierher gerufen und danke dir, daß du gekommen bist. Komm näher an mich heran, daß ich den Schlag deines Herzens vernehme. Komm, gib mir die Hand, daß ich dein warmes Blut in den Adern fühle. Nomali, komm, zum letzten Male sei mein."

Erstaunt blickte das Mädchen auf Gugane, über die eine seltsame Rührung gekommen war. Eine Frage schwebte ihr auf den Lippen, aber die Alte schüttelte das Haupt und sagte:

„Unterbreche mich nicht. Klar und durchsichtig, wie der Wasserspiegel am hellen Mittag, liegt vor mir die Zeit. Und ich verstehe ihren Gang und ich sehe woher sie kommt, und wohin sie geht. Vieles, vieles habe ich gesehen und gelernt, und manches habe ich dir anvertraut, Nomali, und heute, jetzt, meine Tochter, will ich zum letzten Male zu dir reden. Unterbreche mich nicht, sondern höre, was ich, Gugane, zu dir sage:

„Eine Schar schwarzer Mädchen zog singend in den Wald, Reisig zu sammeln. Dort wohnte jedoch ein wilder Mann, der hieß Dimo. Als er die Kinder sah, rief er ihnen mit fröhlicher Stimme zu: „Kommt, ihr Kinder, ich werde euch ein schönes Liedlein lehren; ihr könnt dazu tanzen und lustig mit den Händen klappen!" Das gefiel den Mädchen und sie gingen hin. Der Mann begann ein lustiges Liedchen, und die Kinder stellten sich händeklappend auf im Kreise. Mit den Füßen stampften sie tanzend und im Takt den Erdboden, daß die Messingringe an Hand- und Fußgelenken nur so klirrten.

Da plötzlich nahm Dimo aus seinem Munde einen Zahn, der wuchs und wurde armlang. Und ehe die Kinder noch wußten, was vor sich ging, hatte der Mann bereits eines der Kinder mit dem Zahn zu Boden geschlagen. Ein großes Wehklagen erhob sich. Allein Dimo

beschwichtigte die Schreienden und sagte: „Seid still, ich werde sie gleich wieder lebendig machen!" hob die Tote auf und trug sie hinter seine niedrige Strohdachhütte. Dort fraß er sie auf. Als er wieder zurückkam, tat er, als sei gar nichts vorgefallen, tanzte und sprang mit den Kindern in Reigen. Da plötzlich hielt er wieder inne, nahm abermals den Zauberzahn aus seinem Munde und schlug ein zweites Mädchen nieder. —

Da ergriffen die andern die Flucht, aber, o weh! der Fluß, der sie vom heimatlichen Dorfe trennte, war unterdessen angeschwollen. Die Mädchen weinten heiße Tränen und liefen vor Angst am Ufer hin und her. Da erschien am gegenüberliegenden Ufer ein herrlicher Vogel, der Pfau, der flog herüber und nahm sie allesamt unter seine Flügel, also brachte er sie in Sicherheit.

Auf dem Wege zum Heimatdorfe begegnete der Vogel mit den Kindern den Rinderhirten. Diese riefen beim Anblick des herrlichen Pfaues: „Bist du nicht der schöne Vogel, würdig, dem Könige zu Ehren getötet zu werden, ihm zum Schmucke seines Hauptes?" Der Pfau, welcher die Rede vernahm, erschrack und antwortete: „Nicht schlachten sollt ihr mich zu Ehren des Königs, ihm zum Federschmuck seines Hauptes; denn ich habe Kinder errettet; aus den schäumenden Fluten des großen Stromes zog ich sie; der Strom war voll Wasser; so erschrocken ist meine Seele, daß ich weinen und klagen möchte!" Die Schreier verstummten.

Bald aber traf der Vogel die Ziegenhirten mit ihren Herden. Die Jungen rissen vor Staunen über die Schönheit des Vogels die Augen weit auf und riefen: „Ach, bist du nicht der schöne Vogel, würdig, dem Könige zu Ehren getötet zu werden, ihm zum Federschmucke des Hauptes?" Der Pfau antwortete stolz: „Ich bin nicht der schöne Vogel, den man zu Ehren des Königs schlachtet, ein Federschmuck seines Hauptes zu sein; Kinder habe ich errettet, aus den schäumenden Fluten des Stromes zog ich sie; noch bis jetzt ist meine Seele erschrocken, daß ich weinen und klagen möchte!" Die Ziegenhirten verstummten.

Da begegnete der Vogel den kleinen Knaben mit den Herden der Ziegenlämmer. Die Knaben blieben starr vor Verwunderung über die herrlichen Federn des großen Vogels und riefen: „Ach. welch' schöner Vogel! Bist du nicht der schöne Vogel, den man zu Ehren des Königs schlachtet, ein Federschmuck seines Hauptes zu sein?" Sie erhielten die gleiche Antwort wie die Ziegen- und Rinderhirten.

Endlich erreichte der Vogel mit den Kindern das Dorf. Dort saßen die Männer und gerbten, der eine ein Dachsfell, der andere ein Schakalfell, der dritte nähte eine große Schlafdecke aus sechs gegerbten Tigerfellen, ein anderer eine Schlafdecke aus 28 Silberschakalfellen. Der Pfau flog auf einen der hohen Pfähle, die den Dorfeingang umgaben und schaute auf die Männer. Die ließen gerade das Kuddohorn

im Kreise herumgehen. Ein jeder schüttete sich aus demselben ein schwarzbraunes Pulver auf die Hand und führte diese dann zu der breiten Nase, worauf ein lustiges Niesen entstand, bis allen die Tränen in die Augen traten und sich backenabwärts ergossen. Da erblickte einer den Vogel und sagte: „Ach, bist du nicht der schöne Vogel, würdig, dem König zu Ehren getötet zu werden, ihm zum Schmucke seines Hauptes?" — „Der bin ich nicht", antwortete der Gefragte stolz, „aber Kinder habe ich errettet; aus den schäumenden Fluten zog ich sie; der Strom war voll; ich bin noch jetzt so erschrocken, daß ich weinen und klagen möchte!"

Da lief einer der Männer nun eiligst zum alten Häuptling und sagte ihm alles. Der alte Häuptling aber starb, und sein ältester Sohn kam. Ein Löwenfell wallte von seinen ebenholzfarbenen Schultern. Er kam, sah den schönen Vogel und sagte: „Ach ja, du bist der schöne Vogel, den ich erwartete und ersehnte, zur Zierde meines königlichen Hauptes." Und er ließ das große Kuhhorn blasen, damit alle zusammenkommen sollten. „Auf, zum Fest!" rief er, „Schlachtet Rinder, kocht schmackvollen Hirsebrei, mahlt Schnupftabak auf den Mahlsteinen, vergesset auch das Bier nicht, zum kräftigen Trunke! Auf, zum Fest, zu Ehren meines glückbringenden Vogels!"

Da gab es ein geschäftiges Hin- und Herlaufen, bis alles vollendet war. Dann aber sandten mächtige Töpfe Fleisch bezaubernden Geruch in die harrende Volksmenge. Noch teilte sich ihre Aufmerksamkeit, wie man deutlich an ihren Augen lesen konnte, die bald der Richtung des süßen Bratenduftes nachgingen, bald voll Neugierde auf die Veranlassung des Festessens, den Vogel schauten. Endlich gab der Häuptling dem obersten Rat das Zeichen, daß das Fest eröffnet sei. „König, Gebieter!" so wande sich dieser alsbald an den Pfau, „Der Mund des Löwen läßt dir sagen: „Steig hernieder, wir haben dir ein Huhn geschlachtet, da ist es!" und damit wies er auf die umfangreichen Töpfe, aus denen der Dampf des Rinderbratens, Kaffernsinn verwirrend, emporstieg.

Da ließ sich der herrliche Vogel langsam herab auf die ausgebreiteten Strohmatten. Dann breitete er seine Flügel auseinander, und herausgingen alle Kinder, die er so herrlich errettet hatte. Ein heller Jubel brach los; die Mütter umhalsten die vom Tode Erretteten und die Kinderschar klatschte vor Freude in die Hände und sang das Lob des herrlichen Vogels." (Fortsetzung folgt.)

Mit bischöflicher Genehmigung.

Nachdruck sämtlicher Beiträge und Erzählungen untersagt. Der Nachdruck aus den kleineren Nachrichten nur bei genauer Quellenangabe gestattet.

Alle Angelegenheiten betreffend Redaktion und Expedition sind zu adressieren an **Redaktion der „Maria Immaculata"; Hünfeld bei Fulda.**

Druck der Fuldaer Actiendruckerei, Fulda.

Maria Immaculata

Illustrierte Marien- und Missions-Zeitschrift

Organ des Marianischen Missions-Vereins

Herausgegeben von der deutschen Ordensprovinz der PP. Oblaten M. I. | XVI. Jahrgang Heft 10 · Juli 1909. | Verlag des Missionshauses St. Bonifatius Fünfeld b. Fulda.

Die Zeitschrift „Maria Immaculata" erscheint monatlich mit der Unterhaltungsbeilage „Freie Stunden" und der literarischen Beilage „Vom Büchertische". Preis pro Jahr Mk. 2.00 für Deutschland und Oesterreich; Mk. 2.50 fürs Ausland. Zu beziehen von dem Missionshause oder durch den Buchhandel

Anzeigenpreise: Die einspaltige, 55 mm breite Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg. Die ganze Seite von 128 Zeilen Raum Mk. 20.— Die halbe Seite Mk. 12.—

Vom Reisekoffer, der gern in die Missionen gewandert wäre.

Dichtung und Wahrheit.

V. (Fortsetzung.)

„Also hier soll ich mein Dasein vertrauern, hier auf diesem alten wackeligen Schranke, während draußen die Meereswellen so lustig reisen und die Schiffslichter so einladend winken! Ach, hätte ich das gewußt, als wir noch auf der See schwammen, niemals wäre ich dem P. Franz hierher gefolgt; ich hätte mich in das Dunkel der Vergessenheit gehüllt, oder wäre ins Meer gesprungen. Wahrhaftig, Verständnis für die Ideale eines Reisekoffers scheinen diese Menschen wenig zu besitzen."

In solch beweglichen Klagen ergeht sich unser Reisekoffer jedesmal, wenn ein neuer Tag über das Meer, die grünumsäumte Bai und den Hafen heraufgezogen ist. Er brummt dann besonders laut, weil sein Herr, der P. Franz, in seiner Nähe ist und ihn hören muß. Der steht am Fenster und schaut hinaus über die Kronen der Eschen, Ulmen, Platanen und Rotbuchen hin zum Hafen; sinnend folgt sein Auge dem Doppelschraubenschnelldampfer, der jeden Morgen genau um dieselbe Stunde Post und Passagiere dahin trägt, von wo P. Franz gekommen ist. Der Dampfer ist längst schon zum winzigen Punkt geworden auf der weiten Fläche, und noch immer steht P. Franz sinnend da. Die landstreicherischen Gedanken gehen ja auf bekannten Pfaden; mit Windeseile fliegen sie über die Wasserwüste zur deutschen Heimat, zu den Eifelhöhen, am ‚Halbweg' vorbei zum Funkenhof und weiter, immer weiter, zu einer einsamen Missionsstation im hohen Norden . . .

Wie er sich umwendet, fällt sein Auge auf den Koffer. „Na, alter Freund, gelt, das wäre was für uns beide, wenn wir zusammen

auf und davon dampfen könnten, wohin uns die Sehnsucht zieht. Aber, ich bin halt ein Ordensmann, da heißt es, Disziplin beobachten. Die Hoffnung jedoch wollen wir nicht sinken lassen; weißt Du, wenn wir berufen sind, in die Missionen zu gehen, dann kommen wir doch hin, und sollten wir auch im Zeppelin fahren müssen." Und sorgsam wischt er die Staubschicht hinweg, die sich auf seinen Freund gelegt, so sorgsam, wie eine Mutter das krause Haar ihres Lieblings kämmt.

P. Franz war eben nicht in die Missionen entsandt worden, zu den Heiden, sondern nach England, in eine Niederlassung seines Ordens, um hier Philosophie zu dozieren. Schmerzlich enttäuscht legte er das Schreiben seines Generalobern beiseite, nachdem er es durchflogen hatte. Eine Träne wollte sich in sein Auge stehlen, er zerdrückte sie aber, biß sich tapfer auf die Lippen und murmelte: „Voveo obedientiam, ich gelobe Gehorsam!" Max und Gertrud wußten nicht recht, ob sie sich freuen sollten oder traurig sein. Daß die Trennung von ihrem Kinde keine definitive war und die Entfernung nicht unüberbrückbar, das lächelte ihnen zu, aber sie fühlten auch, daß der Herzenswunsch ihres Lieblings nicht in Erfüllung ging. Selbstlos wie sie waren, dachten sie nur an ihn, sie sahen, daß er nicht glücklich war, und das schmerzte sie. Um seinen Eltern Freude zu bereiten, versuchte er, sich seiner Obedienz zu freuen, und Max und Gertrud ihrerseits wollten ihn nicht ahnen lassen, daß sie Zeugen seines Opfers wären.

VI.

Voveo obedientiam! ich gelobe Gehorsam! Mit diesem Spruche war P. Franz nach England gereist und hatte sich in sein neues Leben gestürzt, wie ein Mann, der absolut das Schwimmen erlernen will. Bald hatte er sich denn auch wider Erwarten schnell eingelebt. Er war eben ein Mann der Pflicht, der die Schule der Selbstverleugnung bislang mit der Note 1 absolviert hatte. Sein Gemüt glich jenen alten kostbaren Geigen, deren Holzwerk auch dann tief und voll klingt, wenn ungebetene Hände den Bogen führen. Glücklich, den Schulstaub von sich schütteln und einmal selbständig schaffen zu können, war er jedoch bei allem Fleiße kein Stubenhocker, tausend neue Erscheinungen fesselten seine Beobachtungsgabe, und nichts entging ihm, was immer in seinen Bereich kam. Besonders zog ihn das Meer an, von dessen Küste sein Heim nur wenig entfernt lag. Es war ja so groß, so unermeßlich, so ganz wie die wellenförmige Heide, die frühe schon seinem Geiste für immer die Liebe zum Großen und Unendlichen eingegraben hatte.

„Viele Studenten habe ich nicht," schrieb er nach Hause, „mit dem ‚Herrn Professor' ist es also nicht weit her, zwei Schüler rechts, zwei Schüler links und P. Franz in der Mitte. Aber wie Franz von Sales meint, eine Seele sei genug Bistum für einen Bischof, so ist

Tod des hl. Antonius.

auch eine einzige wißbegierige Seele Ziel genug für meinen Ehrgeiz und Tatendurst."

Trotz aller Hingabe an die Wissenschaft lebte der Drang, in die Missionen zu gehen, in seiner Seele ungebrochen weiter. Einen kleinen Ersatz fand er darin, daß er von Zeit zu Zeit im Beichtstuhl aushelfen durfte. Das genügte ihm freilich nicht, dennoch schien es ihm bald, daß er von dieser Feiertagskost nicht allzuviel genießen dürfe, damit ihm sein hartes tägliches Brot nicht schal werde. So warf er sich schließlich aufs Schriftstellern. Beseelt vom Feuer der Jugend, emporgehoben von der Begeisterung für seinen Glauben, hatte er sich ein hohes Ziel gesteckt. Ein großes apologetisches Werk „Zu den lichten Höhen der Wahrheit" wollte er schreiben, ein Werk voll tiefen Gehaltes, das den modernen Menschen die Wahrheit und Schönheit der christlichen Religion in unverkennbarem Lichte zeigen sollte. Daß so viele das Licht nicht sehen *wollen*, weil es ihrem kranken Auge wehe tut, daran dachte er wenig. So griff er zur Feder und saß stundenlang am Tische; Bogen auf Bogen legte er freudig bei Steite an den stillen Nachmittagen. Er sah sich bereits gedruckt und sandte schon im Geiste ein Widmungsexemplar auf den Funkenhof. Je weiter das Werk voranschritt, desto mehr vertiefte er sich hinein.

„Herr P. Franz, es ist ein Mann unten in der Kapelle, der möchte gern bei Ihnen beichten.

„Einen Augenblick, ich komme gleich."

P. Franz war eben mitten in einer kunstvollen Attacke und dirigierte das Feuer der Logik gegen seine Feinde. Ich kann nicht gut mitten drin abbrechen, dachte er und schrieb weiter. Eine Minute nach der anderen verstrich, der Schriftsteller vergaß das harrende Beichtkind und als er endlich aufsprang und in die Kapelle eilte, war der Mann fortgegangen. Ein lähmendes Gefühl des Schreckens und der Beschämung schlich über P. Franz. „Ob *die* Seele wohl wiederkehren wird", fragte er sich beklommen und spähte nach allen Seiten, umsonst, es war nichts mehr zu sehen. Langsam, ganz langsam ging er in sein Zimmer zurück, aber am Weiterschreiben hatte er jetzt ganz die Lust verloren; es vergingen viele Tage, ehe er wieder zur Feder griff.

VII.

Auf dem Funkenhof kehrte eines Tages Schrecken und Trauer ein. Auch an Max Funk sollte bald in Erfüllung gehen:

Auf der Heid' ein Wolkenschatten
Fährt dahin das Menschenleben,
Zittert! In des Lebens Mitte
Sind vom Tode wir umgeben.

P. Franz hatte das Glück, ihm in den letzten Stunden beizustehen. Das Gold der Dankbarkeit, das sich seit dem Tage seiner Annahme

an Kindesstatt in seinem Herzen aufgespeichert hatte, wurde jetzt umgemünzt in Taten der innigsten Liebe und Hingebung. Er geizte nicht damit und nachdem Frau Gertrud ihrem Manne die Augen geschlossen, fühlte sie erst recht, wie innig sie beide grade durch P. Franz verbunden gewesen. Diese Innigkeit des ‚Dreibundes', wie P. Franz lächelnd bemerkte, als die ersten Tage des Schmerzes vorüber waren, wuchs jetzt noch mehr. Wo die Zwei gingen und standen, schwebte ‚sein' Bild über ihnen, sie fühlten seine Nähe, wenn auch der geliebte

St. Antonius-Mission in Umtata (Südafrika).

Mund nicht mehr sprach, und die treuen Augen nur mehr vom Bilde herab sie anschauten. Vor diesem Bilde stand jetzt Tag für Tag, mit Schwertgräsern gebunden, ein Strauß der schönsten Heideblumen, aus deren rötlich-violetten Blütenkelchen — Symbole der Trauer und Liebe — der köstlichste Duft entströmte. Nur langsam gewöhnte sich Frau Gertrud in die neue Ordnung der Dinge, und als diesmal der Tag des Abschiedes herannahte, war das Opfer für beide doppelt schwer. Es war im Beginn des September; auf der Heide lastete des Morgens jetzt schon der schwere Herbstnebel. Unaufhörlich tropfte es von den Tannenzweigen und Ginsterbüschen; auch die Erikaköpfchen weinten um die so schnell entschwundene Sommerherrlichkeit, als Frau Gertrud ihren Pater zur Bahn brachte. Sie sprachen nicht viel, denn unwillkürlich kreisten ihre Gedanken stets um den Toten, und keines wollte

von ihm reden, um des anderen Leid nicht zu vermehren. Zu zweien knieten sie diesmal vor dem Gekreuzigten am ‚Halbweg', das Gesicht in die Hände vergraben, während die Tränen unaufhörlich auf das wurmstichige Holz niederflossen. Erleichtert stiegen sie wieder ein, und wenn auch die wehmütige Stimmung nicht wich, so waren doch beide gefaßter und trösteten sich gegenseitig mit dem Hinweis auf die Kürze des Erdenlebens, das frohe Wiedersehen und die nie mehr gestörte Vereinigung im Himmel. Wie einen kostbaren Schatz bewahrte fortan P. Franz die Philothea des heil. Franz von Sales, welche Max Funk ihm als Andenken überreicht hatte. Kurz vor seinem Tode hatte dieser in das Buch die Worte geschrieben, die sein Lieblingsdichter Weber seinem Kinde gewidmet hat:

Und schlaf ich längst schon unter Friedhofslinden,
Das sollst Du stets bewahren im Gedächtnis,
Als meiner Liebe teuerstes Vermächtnis:
Es ist kein Heil als nur im Kreuz zu finden.

VIII.

Als P. Franz wieder nach England zurückgekehrt war, gab es allerlei neues. Man sprach davon, die Anstalt würde im nächsten Jahre geschlossen werden und die Alumnen in das neue große Haus auf dem Kontinent übersiedeln. Auf seinem Tisch fand P. Franz einen Brief seines Generaloberen, der ihm diese Nachricht bestätigte und zugleich anfrug, ob er bereit sei, den Lehrstuhl der Philosophie in der neuen Anstalt zu übernehmen. An ihn denke man, weil er sich bisher sehr geeignet fürs Lehrfach erwiesen habe. Der junge Professor ließ sich langsam auf einen Stuhl an seinem Arbeitstische nieder und starrte eine zeitlang wie abwesend vor sich hin. Ein verlockendes Bild stieg vor seinem Geiste auf: Eine hohe Lehrkanzel und auf dieser sitzt P. Franz, und um ihn herum lauscht in gespanntester Aufmerksamkeit eine Schar auserlesener geistlicher Studenten, die ihm ihre grundlegende Ausbildung verdanken und dankbaren Auges zu ihm aufschauen . . .

Es war nicht dasselbe Bild, das ihm bis jetzt vorgeleuchtet, nicht dieselbe Feuerwolke, die ihn bislang geführt hatte. Früher, ja früher, da hätte ihn dies Bild kalt gelassen, heute erschienen ihm seine Züge desto glänzender und verlockender, je länger er es anschaute. Besonders ein Umstand machte ihm seine Berufung in das neue Studienheim erstrebenswert. Dasselbe lag in Deutschland, nicht fern von seiner Heimat und dem Funkenhofe. Da war es ihm leicht, seiner durch den Verlust ihres Gatten gebeugten, schon alternden Mutter jenen Trost zu bringen, dessen sie bedurfte. Sollte das nicht ein Wink von oben sein? Immer erregter wurden seine Gedanken, und immer mehr sank sein Kopf auf die Brust herab; es war der erste große Kampf, den P. Franz um seinen Beruf zu bestehen hatte. Ein schmerzlicher Zug ging über sein Gesicht, denn jetzt klang auch der Spruch

Von der Zeitschrift „Maria Immaculata" wiederholt empfohlen.

Eine segensvolle

Missionsarbeit

ist und bleibt die Verbreitung guter Schriften. Dahin gehört auch die Verbreitung der Kalender. Wiederholt sind unsere Kalender und zwar der **Fuldaer Bonifatiuskalender** und der **St. Antoniuskalender** in der Zeitschrift „Maria Immaculata" günstig besprochen und gut empfohlen worden.

Wer wollte da noch zögern, Hand anzulegen, zu deren weitester Verbreitung?

Der **Bonifatiuskalender für 1910** erscheint im 25. Jahrgang und wird dementsprechend in einem besonderen schmucken Festtagskleide im **Silberkranz** zur Ausgabe kommen. Da der Bonifatiuskalender nur 35 Pfg. kostet, ist es doppelt leicht, grosse Partieen abzusetzen. Selbstredend gewähren wir auch hohen Rabatt bei Partiebezug.

Aber auch der **St. Antoniuskalender,** der allen Verehrern des hl. Antonius gewidmet ist, erfreut sich fortgesetzt grosser Beliebtheit. Die Mitglieder des 3. Ordens und des Antonian.-Gebetsvereins sollten es sich ganz besonders angelegen sein lassen, diesem Kalender zur weitesten Verbreitung zu verhelfen. Preis 40 Pfg. Bestellungen richtet man am besten an die **Fuldaer Actiendruckerei in Fulda.** Die **Geschäftsstelle der Zeitschrift „Maria Immaculata"** ist aber auch gerne bereit, Bestellungen zu vermitteln.

Probekalender senden wir auf Verlangen den Lesern der „Maria Immaculata" gerne zu. Wir gewähren bei Partiebezug entsprechende **Preisermässigung.**

Fuldaer Actiendruckerei.

seines Primiztages wieder an sein Ohr: „Was soll ich dem Herrn vergelten für alles, was er mir getan?“ und wie deutliche Antwort sah er in einem andern Erdteil unglückliche Heidenkinder die Arme nach ihm ausstrecken. Sie riefen ihm zu: „Komm herüber, hilf uns, bleibe deiner ersten Liebe treu.“

Ein tiefer Seufzer entringt sich endlich seinem gequälten Herzen, er fährt mit der Hand über die heiße Stirn, um die wirren Bilder zu verscheuchen und springt auf. Im Zimmer ist es ganz dunkel geworden; ohne Licht zu machen tritt er ans Fenster. Die letzten Gluten sind längst am Horizont verblaßt, und die Sterne funkeln Grüße nieder, die weit, weit aus einer anderen Welt kommen. Tausendfach tanzen die bunten Hafenlichter auf dem Wasser, so recht das Bild seiner Seele. Abwechselnd öffnet und schließt der Leuchtturm sein Riesenauge und wenn er weithin seine Lichtgarben entsendet über die dunkle See und sie mit einem Male blitzartig erhellt, dann glaubt der Blick in schier unendliche Fernen zu tauchen. Das kleine Plätzchen am Fenster, wo P. Franz steht, wird ihm zum Bild der Zeitlichkeit, und von den endlosen Wasserbahnen steigt die Ewigkeit herauf. Mahnend hebt sie den Finger: Quid hoc ad aeternitatem? Was ist alles im Vergleich zu mir, der Ewigkeit! P. Franz folgt ihrem Finger und blickt nach oben, wo derjenige wohnt, der alle irdischen Fäden in seiner allmächtigen Hand vereinigt, der nicht nur Schöpfer und Allbeherrscher, der auch Vater ist. „Er hat mich bisher in wunderbarer Liebe und Milde geleitet, er wird auch fortan mein Führer sein, ihm vertraue ich meine Wege an, er wird mir den rechten zeigen, wenn ich nur auf seine Winke acht habe und um Erleuchtung bitte . . .“

Wochen und Monate vergehen. Mit Feuereifer widmet er sich von neuem seinen lieben Studenten, betet und schreibt weiter an seinem Werke: „Zu den lichten Höhen der Wahrheit.“ Kaum daß er sich die nötige Ruhe gönnt. Unterbrochen wird sein Schaffen nur durch Briefe an seine Mutter und Spaziergänge ans Meer. Hier sucht er nach Muscheln und sendet die schönsten auf den Funkenhof. Frau Gertrud soll daraus einen Rahmen machen für das Bildnis des teuern Toten, der in beider Herzen weiterlebt.

(Fortsetzung folgt.)

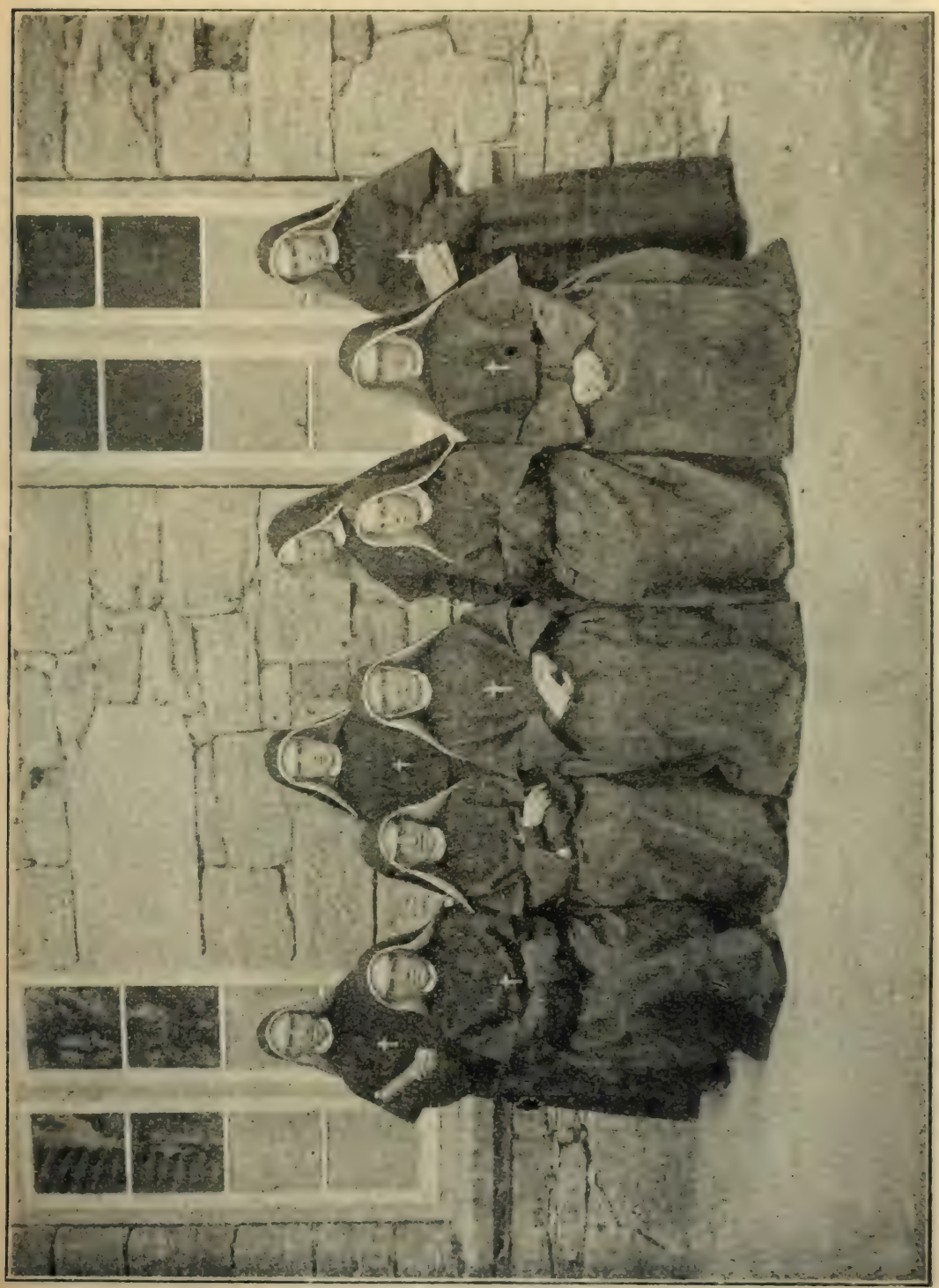
Missions- und Friedensbilder aus Südafrika.

1. Das neue Südafrika.

Das britische Südafrika geht einer neuen Zukunft entgegen, und zwar in einer Gestaltung, die ebenso unerwartet und überraschend, als auch glückverheißend und, fügen wir es bei, für ganz Afrika von folgenschwerer Bedeutung sein dürfte. Paul Krüger, der greise Präsident von Transvaal, und mit ihm das ganze siegreiche Burenvolk des Freiheitskrieges von 1880—1881, hatte einst von einem geeinten holländischen Südafrika geträumt. Der Krieg um die Jahrhundertwende vernichtete diesen Traum für immer. Englands Ideal war ein geeintes englisches Südafrika, und zur Verwirklichung desselben wurden fast ein Jahrhundert lang Millionen von Mark und Tausende von Menschenleben geopfert. Der für England siegreiche Ausgang des Burenkrieges schien diesem Ideale greifbare Gestalt zu geben, allerdings zur Besorgnis Vieler. Propheten standen auf und weissagten einen Rassenkampf zwischen den Buren und Engländern.

Da trat das Merkwürdige ein: Die Geschichte wird von jetzt ab weder von einem holländischen noch von einem englischen, sondern nur von einem vereinigten Südafrika sprechen. Dem Engländer war das Aussichtslose seines Ideals bei den großen und tiefgehenden Gegensätzen der beiden Rassen klar geworden, und als Mann der Praxis nahm er die Dinge wie sie waren und versuchte die Lösung der Schwierigkeit durch Vereinigung der beiden Rassen. Man sprach nicht mehr von Buren und Engländern, alle waren jetzt nur mehr Südafrikaner, und Dinge konnte man schauen, die noch 2 bis 3 Jahre vorher als Unmöglichkeiten gegolten hätten. Dr. Jameson, der Mann des englischen Staatsstreiches von 1896, stellte den Antrag, daß die neue englische Kolonie am Orangefluß ihren alten holländischen Namen ‚Orangefreistaat' wieder erhalte, und der Präsident Steyn trat mit dem ganzen Gewicht seiner Autorität ein, um die Anerkennung der Rechte der englischen Bevölkerung bei seinen Landsleuten zu erwirken.

Kaum hatten nach dem Kriege Transvaal und Orange ihre neuen Verfassungen erhalten, da tauchte der Gedanke an eine Union sämtlicher südafrikanischen Kolonien auf, und wie mit elementarer Gewalt erfaßte es die Geister. Aller Ideal war es jetzt, an Stelle des getrennten und sich bekämpfenden Südafrikas ein vereinigtes und gestärktes Afrika zu haben, das würdig wäre, neben Kanada und Australien Platz zu nehmen. An Schwierigkeiten, die sich der Ausführung dieses Planes entgegenstellten, fehlte es nicht. Die Verschiedenheit der politischen und sozialen Anschauungen hatte tiefgehende Gegensätze geschaffen. Diese machten sich besonders auch in religiöser Hinsicht fühlbar und übten einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Missionstätigkeit aus. Die Kapkolonie,



Kreuzschwestern von Umtata (Südafrika).

welche ihre Verfassung in den Jahren 1854 und 1872 erhalten hatte, kannte, wenigstens dem Gesetze nach, keinen Unterschied der Farbe. Rechtlich war der Schwarze dem Weißen gleichgestellt. Hatte der Schwarze das erforderliche Vermögen und die genügende Bildung, dann stand ihm das Wahlrecht wie dem Engländer und dem Buren zu. Wie diese, so konnte auch er auf seinen Namen Land besitzen, seine Angelegenheiten verwalten und nach Belieben sich bewegen. Im Norden des Orange dagegen wurde der Schwarze als ein niedriges Wesen, als ein Arbeitsmensch auf Lebensdauer betrachtet. Ein Recht der Wahl, des Besitzes, der Freizügigkeit hätte man ihm niemals zugestanden. Während also im Süden der durch Cecil Rhodes geprägte Grundsatz galt: Gleiches Recht für alle zivilisierten Bürger ohne Unterschied der Farbe, lautete das Prinzip von Transvaal und Orange auf Grund ihrer „Grondwet" (Konstitution): Die Buren erkennen niemals die Gleichberechtigung der Schwarzen und der Weißen in Staat und Kirche an.

Es war daher begreiflich, daß aller Augen sich in größter Spannung auf Durban richteten, als dort im Oktober 1908 die Delegierten der verschiedenen Kolonien sich zum ersten Male zur Vorberatung einfanden. Den Katholiken Südafrikas war es eine Genugtuung und eine Gewährleistung ihrer religiösen Interessen, daß unter den Delegierten auch zwei hervorragende Katholiken waren, Sir R. Fitzpatrick, Delegierter für Transvaal und Mr. C. J. Coughlan, Delegierter für Rhodesia. Die Vorberatungen in Durban fanden im Dezember zu Kapstadt ihren vorläufigen Abschluß. Am 9. Februar 1909 konnte dann ein Gesetzentwurf, der South Africa draft Act, veröffentlicht werden. Er enthielt die wichtigsten Bestimmungen des südafrikanischen Nationalkonvents.

Der Entwurf sieht für die vereinigten britischen Kolonien Südafrikas mit Selbstregierung einen Einheitsstaat vor, dem die Bezeichnung „Union" gegeben wird. Dieser Einheitsstaat wird gebildet von vier sog. ursprünglichen Provinzen, welche die Namen: Cape of Good Hope, Natal, Transvaal und Orange-Free-State führen. An der Spitze der Union steht ein Generalgouverneur, ihm zur Seite ein Verwaltungsrat. Sitz der Regierung ist Pretoria, während Kapstadt zum Sitz der gesetzgebenden Gewalt ausersehen ist. Diese gesetzgebende Gewalt steht dem Parlament der Union zu, welches sich zusammensetzt aus dem König von England, einem Senat und einem Abgeordnetenhause. Der Senat besteht für die ersten 10 Jahre aus vierzig Mitgliedern, von denen acht von dem Generalgouverneur ernannt und je acht von jeder der vier Originalprovinzen gewählt werden. Besondere Erwähnung verdient es, daß vier von den ernannten Mitgliedern mit Rücksicht auf ihre eingehende Bekanntschaft mit den verschiedenen Bedürfnissen und Wünschen der farbigen Bevölkerung Südafrikas gewählt werden sollen. Das Abgeordnetenhaus besteht zunächst aus 121 durch

direkte Wahl bestimmten Mitgliedern, von denen das Kapland 51, Natal 17, Transvaal 36 und Orange 17 entsenden. Diese Zahlen sind festgesetzt worden auf Grund der Volkszählung von 1904, der zufolge die europäische männliche Bevölkerung ohne die aktiven Militärpersonen beträgt: im Kapland 167546, in Natal 34784, in Transvaal 106493, im Oranje-Freistaat 41014.

Für jede Provinz wird vom Generalgouverneur ein Administrator ernannt und zwar für 5 Jahre. Ihm zur Seite steht ein Verwaltungs-

Grundsteinlegung der neuen Kirche in Umtata (Südafrika).

komitee. Zugleich wird in jeder Provinz ein Provinzialrat gebildet, der ebenso viel Mitglieder hat wie die Provinz Abgeordnete zum Parlament entsendet, wenigstens aber 25. Die Provinzialräte werden für 3 Jahre gewählt. Unter anderem haben dieselben gültige Beschlüsse zu fassen über das Erziehungswesen mit Ausnahme der Universität, und zwar für die ersten 5 Jahre und fernerhin, solange das Parlament nicht anders bestimmt; ferner über Hospitäler und wohltätige Einrichtungen und allgemein über alle Angelegenheiten lokaler und privater Natur, soweit nicht bereits bestehende Gesetze verletzt werden. Als Sitze für die Provinzialregierungen werden bezeichnet: für das Kapland Kapstadt, für Natal Pietermaritzburg, für Transvaal Pretoria, für Oranje-Freistaat Bloemfontein. Als Amtssprachen der Union werden Englisch und Holländisch bezeichnet. Alle Angelegenheiten der Eingeborenen im Gebiet der Union unterstehen dem Gouverneur, der

alle diejenigen Funktionen erhält, die bisher den Gouverneuren der verschiedenen Kolonien zustanden oder von ihnen als Oberhäuptlinge (supreme chiefs) ausgeführt wurden.

Aus dem Gesagten erhellt, wie folgenschwer die Neuordnung der Dinge in Südafrika für die katholische Kirche und ihre südafrikanische Missionstätigkeit werden kann. Es ist bekannt, daß fast das ganze 19. Jahrhundert hindurch gerade die Gesetzgebung eine hemmende Fußfessel für das katholische Missionswerk bildete. So brachte für Transvaal erst die Pretoria-Konvention vom 3. August 1881 die freie Religionsübung für jedes Bekenntnis, aber nach wie vor blieben die Katholiken von jeglichem Amte ausgeschlossen. „Es sollen," so lautete Artikel 22 der „Grondwet" (Verfassung) der südafrikanischen Republik, „keine anderen Vertreter im Volksraad sein, als diejenigen, welche Mitglieder einer protestantischen Kirche sind". Möge hier der Wandel der Dinge auch der katholischen Kirche die volle Freiheit und eine wohlwollende Unterstützung schenken, denn abgesehen von Recht und Billigkeit, hat es die katholische Kirche wahrlich verdient durch ihre aufopferungsvolle Tätigkeit für das südafrikanische Land und Volk. Die folgenden Missionsbilder werden es zeigen.

2. Ein südafrikanisches Missionsjubiläum.

Fünfundzwanzig Jahre sind verflossen, seitdem die deutschen Kreuzschwestern aus dem Mutterhause zu Menzingen auf den Ruf des hochw. Msgr. Jolivet O. M. I., apostolischer Vikar von Natal, in das südafrikanische Missionsfeld einzogen. Um das Unterrichts- und Erziehungswesen in seinem ausgedehnten Sprengel zu heben und zu fördern, war es das Bestreben des eifrigen Oberhirten, einen Lehrorden mit guten Kräften zu gewinnen. Er kannte den guten Ruf, den die Kreuzschwestern in dieser Beziehung in Europa sich erworben hatten, und deshalb beauftragte er den hochw. Abt Franz von Marianhill, welcher gerade zur Zeit in Europa weilte, die ersten Schritte zur Verwirklichung seines Planes zu machen. Das Gesuch um Lehrschwestern für Afrika wurde in Menzingen mit großer Freude aufgenommen und die Hilfe für die südafrikanischen Schulen zugesagt. Bereits am 4. Juni 1883 verließen die fünf ersten Schwestern unter Führung der ehrwürdigen Mutter Pia ihr schönes Mutterhaus, um sich im sonnigen Natal dem Erziehungswerke zu widmen.

Nach glücklicher Fahrt kam am 11. Juli die Tafelbai in Sicht und nach kurzem Aufenthalt in Kapstadt ging es nordwärts weiter nach Natal. Auf dieser Küstenfahrt konnten die Schwestern mit Muße ihre neue Heimat betrachten. Da sahen sie die Mosselbai und die Mündungen des Kei, des Baschee, der Umtata und des St. John, aber sie ahnten wohl nicht, daß nur wenige Jahre später diese großen Landstrecken das Feld ihrer Tätigkeit sein würden. Vorläufig war das Ziel

ihrer Fahrt der Hafen von Durban. Hier empfing sie im Namen des apost. Vikars der hochw. P. Baudry O. M. I. Das Kloster der heil. Familie zu Durban gewährte ihnen vor der Hand gastliche Aufnahme. Nach einem mehrtägigen Aufenthalt erfuhren sie den Ort ihrer zu beginnenden Tätigkeit; es war Umtata in der britischen Kaffraria.

Auf dem Küstendampfer „Santsen" ging es also wieder südwärts bis zu den „Mündungstoren" des St. Johnflusses. Hier erwartete sie ein braver Katholik, Mr. J. Berry mit seinen Schwestern. Auf seinem Ochsenwagen sollte die Reise landeinwärts gemacht werden. Zwei Tage verbrachten die Schwestern an dem Flußufer in den Wagenzelten bis man reisefertig war. Am 24. Juli 1883, um Mitternacht, war Umtata, die neue Heimat, erreicht. Sofort begannen die wackeren Schwestern ihre Arbeit und eröffneten ihre erste Schule. Allerdings ging es armselig her; auch das Notwendigste fehlte. Wie oft mögen da die guten Schwestern an die prächtigen Schulräume und Schuleinrichtungen ihres Heimatlandes zurückgedacht haben! Aber welche Änderung haben die verflossenen 25 Jahre geschaffen! Heute besitzen die Schwestern in ganz Südafrika blühende Anstalten. Von allen Seiten senden die Eltern ihre Kinder in die Schulen der Schwestern, im Bewußtsein, daß sie dort eine gediegene, christliche Erziehung erhalten.

Die St. Antonius-Missionsfarm war die erste Filiale, die von Umtata aus gegründet wurde. Die etwa 4 Meilen von der Stadt gelegene Farm wurde am 20. Oktober 1883 durch P. Baudry O. M. I. käuflich erworben. Drei Farm-Schwestern, Philothea, Wendelina und Konrada, begannen hier eine Tätigkeit, würdig der Tradition der Kreuzschwestern. Eine Zeit lang lebten sie in zwei Kaffernhütten ohne Fenster und Türen, aber nichtsdestoweniger wurde bereits im Februar 1884 die Schule eröffnet. Ein treffliches Bild von dem Wirken der Schwestern in der St. Antonius-Mission entwarf die ehrwürdige Mutter Cäcilia in einem Briefe vom Jahre 1894. Da heißt es: „Damit wir auch hier in einem Umkreis von 10 bis 20 Stunden auf die Farbigen einwirken können, kauften wir ein großes Stück Land, zwei Stunden von Umtata entfernt, und acht unserer Schwestern, handfeste Bayerinnen und Württembergerinnen, betreiben den Landbau, unterstützt von einigen Kaffern, da zu wilden Ochsen auch wilde Treiber gehören.

Die Schwestern säten Weizen, pflanzten allerlei und freuten sich schon auf das wohlfeile Brot, das die Weihnachtsernte bringen sollte. Da erschienen im Oktober dichte Wolken von Heuschrecken, senkten sich über der ganzen Umgebung nieder, und binnen weniger Stunden war unser Weizen rein abgefressen. Als ich im November aus unserer schönen Schweiz ankam, fand ich alles trostlos auf der öden Farm. Die Schwestern weinten und schlugen Tag für Tag Millionen von Heuschrecken tot, und Schweine und Hühner machten sich begierig an die ungewohnte reiche Mahlzeit. Allein das alles nützte wenig, denn die

Tiere legten Milliarden von Eiern, und im Dezember schlüpfte die junge Brut legionenweise aus. Sie laufen noch flügellos umher, allein in zwei Monaten wachsen ihnen die Flügel und dann hoffen wir ihrer auf Nimmerwiedersehen los zu werden. Trotzdem uns dies Jahr nur Arbeit kostete, so muß doch nach der Regenzeit mit dem Bau eines Schul- und Wohnhauses und einer Kapelle begonnen werden, damit vorerst die farbigen Mädchen ein Unterkommen finden. Wir lassen die Backsteine selbst durch unsere Farmschwestern formen und durch Kaffern brennen, damit die Bauten nicht so teuer kommen."

Über die erste schaffensfreudige Tätigkeit erhob sich aber bald eine schwarze Wolke. Als im Mai 1884 Msgr. Jolivet O. M. I. zum ersten Mal die Schwestern in Umtata besuchte, lag die ehrw. Mutter Pia am Fieber schwer erkrankt darnieder. Acht Tage lang war sie ohne Bewußtsein. Das war eine harte Prüfung für die junge Mission. Doch Gott erhörte das flehende Gebet der Schwestern und die ehrw. Mutter erholte sich wieder. Aber das Fieber hatte ihre Kraft gebrochen, und ihre Tage waren gezählt. Sie starb am 18. März 1886.

Die ganze Last der Arbeit ruhte jetzt auf den Schultern der ehrw. Mutter Philothea. Große Aufgaben warteten ihrer. Die begonnenen Werke mußten vollendet, andere Gründungen unternommen werden und das zu einer Zeit, wo die Kaffern noch unumschränkte Besitzer des Pondolandes waren. Mehr als einmal trieben sie auf ihren Raubzügen den Schwestern sämtliches Vieh fort. Als die ehrwürdige Mutter Phitothea im Dezember 1884 das Grundstück des heutigen Klosters in Umtata erwarb, fanden sich nur wenige Hütten vor, und lange Wochen hindurch mußten die Schwestern mit dieser Wohnung vorlieb nehmen. Bald entstand aber das heutige Presbyterium, das mehrere Jahre von den Schwestern bewohnt wurde. Im Jahre 1887 konnte in Old Bunting eine neue Mission für die Eingeborenen eröffnet werden, und zwei Jahre lang wirkten hier die Schwestern mit segensreichem Erfolge. Einige Zeit später trafen der hochw. P. Schoch O. M. I. und die ehrw. Mutter Philothea mit einem Pondohäuptling ein Übereinkommen zur Gründung einer dritten Mission in Twela. Im Jahre 1889 konnte die ehrw. Mutter die ersten Schwestern dort einführen. Schon vorher, im Juli 1888, hatte sich die ehrw. Mutter Philothea mit einigen Schwestern reisefertig gemacht, und nach dreitägiger Fahrt hatte sie der Ochsenwagen von Umtata nach Kokstadt gebracht. Hier nahmen die Schwestern Besitz von dem kleinen, vierräumigen Hause, welches bisher ein Oblatenmissionar bewohnt hatte. Das war der Beginn des Schwesternklosters in Kokstadt. Die Tätigkeit der Schwestern in Kokstadt nahm einen unerwarteten Aufschwung. Es mußte gebaut, neue Hilfskräfte mußten gesucht werden. Kurz entschlossen trat die ehrw. Mutter Philothea 1891 eine Reise nach Europa an. In der Heimat hoffte sie die gewünschte Hilfe

zu finden, und sie täuschte sich nicht. Noch in demselben Jahre war sie wieder auf der Rückfahrt nach Südafrika. Zwanzig Schwestern begleiteten sie, und die erhaltenen Hilfsmittel ermöglichten es, den Bau des Mutterhauses in Umtata zu beginnen.

Die Vollendung desselben bedeutete für den Aufschwung der Missionstätigkeit der Schwestern eine neue Epoche. Die verschiedenen Häuser wurden zu einer südafrikanischen Provinz vereinigt, und zur ersten Provinzialin wurde die ehrw. Mutter Cäcilia ernannt, welche im November 1893 in Südafrika eintraf. In ihren oben er-

Der hochw. P. J. Allard mit seinen Neubekehrten in Atlin (Yukon).

wähnten Briefen berichtet sie über den Zustand der jungen Provinz: „Wir haben hier das Mutterhaus mit 12 Novizen, 10 Schwestern und 100 weißen Schülerinnen im Pensionat und in den Schulen. Sodann haben wir in Griqualand zwei Missionsstationen mit je 100 Schülern und Schülerinnen, in Kokstadt und Mount Frere, Weiße und Farbige, Externe und Interne, Kinder zwischen 3 und 15 Jahren. In Tembuland ist außer dem Mutterhaus in Umtata eine neue Missionsstation in Cala gegründet, die nächste Woche besetzt wird. Sechs meiner Schwestern werden im Ochsenwagen die drei schwierigen Tagereisen in 1—3 Wochen zurücklegen. Der Weg führt über 5 reißende Flüsse, deren Übergang nicht ohne Gefahr ist. Sie müssen außer ihrem Gepäck auch noch die Einrichtung der Küche mitnehmen und all die hundert Sachen und Sächelchen für die Ausstaffierung von Schule, Haus und Küche teils selbst mitnehmen, teils besorgen lassen. Jede neue Gründung plündert das arme Mutterhaus förmlich aus, belastet es

mit neuen Schulden und läßt das letzte Goldstück aus der Kasse verschwinden. Dafür kommen aber wieder 100 Kinder, weiße und schwarze, Knaben und Mädchen in den Bereich unserer heiligen Religion und christlicher Gesittung, und dafür gebe ich gern den letzten Heller fort."

Leider war der ersten Provinzoberin nur eine kurze Tätigkeit in Südafrika beschieden. Auf einer Missionsfahrt wurde sie aus dem Wagen geschleudert. Zwar beschützte sie ihr guter Engel bei diesem Unfall, aber bereits im Alter vorgerückt, trug sie lange an den Folgen und kehrte bald darauf nach Europa zurück. Ihre Nachfolgerin war im Jahre 1894 die ehrw. Mutter Franziska Borgia. Während den zwölf Jahren ihres Provinzialates entfalteten die Kreuzschwestern eine segensreiche Tätigkeit. Wir wollen dieselbe mit ihren eigenen Worten wiedergeben.

„Der Mittel- und Ausgangspunkt unserer Tätigkeit," so schrieb sie 1899, „ist das Provinzial- oder Mutterhaus in Umtata. Da werden die jungen Leutchen im stark besetzten Noviziat und in der ebenso stark besetzten Kandidatur bestmöglich zu dem herangezogen, was sie später sein sollen: wahre Ordenspersonen und tüchtige Missionarinnen, geschickte Lehrerinnen und praktische Arbeiterinnen in Haus, Garten und Feld. Wenigstens zwei Jahre ununterbrochenes strenges Studium wird erfordert, um das einfachste englische Lehrpatent zu erwerben. Von Umtata aus werden die verschiedenen Missionsstationen mit geeigneten Kräften besetzt, und insoweit es möglich ist, wird für deren Bedürfnisse gesorgt. Das jetzige Klostergebäude wurde vor 7 Jahren errichtet, ist nun aber bei der stark zunehmenden Schwesternzahl schon zu klein geworden. Die Klosterschule daselbst — Kindergarten, Primarschule und Seminarkurse — wird von 72 Schülern besucht.

Die dem Mutterhaus nächste Station ist die St. Antonius-Mission, zwei Stunden südwestlich von Umtata gelegen. Im Jahr 1899 sind dort 26 Kinder aufgenommen worden, davon haben 21 schon das hl. Sakrament der Taufe empfangen. Alle ohne Ausnahme, selbst die kleinsten, besuchen die Schule und sind auf 3 Lehrerinnen verteilt wie folgt: Kindergarten 6 Knaben, 12 Mädchen, 1. und 2. Kurs 8 Knaben, 9 Mädchen, 3., 4. und 5. Kurs 14 Knaben und 11 Mädchen, zusammen 60 Kinder. Täglich sind 5 Schulstunden angesetzt. Die Knaben, sogar die kleinen, werden angehalten, täglich 3 Stunden auf dem Felde zu arbeiten. Die Mädchen haben in dieser Zeit Gemüse zu bereiten, Hausgeschäfte zu verrichten oder zu flicken. Der Samstag ist ausschließlich für Arbeit bestimmt. Da rückts in Feld und Garten, wenn die Schar Buben mit Schaufeln und Hacken in Reih und Glied stehen und im Arbeitszimmer auch, wenn alle Mädchen mit Näh- und Stricknadeln hantieren. Sonntags gönnen wir den Kindern eine gehörige Erholungszeit.

In ähnlicher Weise wurde auf den übrigen Stationen gearbeitet. In George, mit 109 Schulkindern, an der Südküste Afrikas, wurde gebaut. In Kokstadt mit 75 Schulkindern und in Cala mit 90 Schulkindern wurde Missionsgrund angekauft, um so nach und nach, wenn Leute und Mittel sich mehren, den Wirkungskreis zu vergrößern. Sobald ein Priester erhältlich, wird auf dem schon angekauften Boden in St. Johns eine Mission eröffnet."

Als die ehrw. Mutter Fr. Borgia im Juli 1906 Afrika verließ, konnte sie auf ein erfolgreiches Tagewerk zurückblicken. Während ihres Provinzialates waren folgende Missionen gegründet worden: Cala 1893, George 1895, Cambridge 1901, Outshorn 1902, Mossel-Bay 1904, das neue Mutterhaus in Aliwal Nord 1906.

(Fortsetzung folgt.)

Mission von Vankalai (Mannar).

Von P. H. Perruffel O. M. I. (Ceylon).

Heute, lieber Leser, möchte ich dich in die stillen und einsamen Berge von Mannar führen, in eine weltverlorene kleine Mission, die aber nicht weniger dein geneigtes Interesse beansprucht, als das herrliche Maddu mit seinem Gnadenbilde.

1. Lage und Bevölkerung von Vankalai.

Vankalai, ein großes Dorf an der Nordwestküste von Ceylon, an den Ufern des Indischen Ozeans gelegen, zählt 250 katholische und 2 heidnische Familien mit ungefähr 1000 Einwohnern. Die beiden heidnischen Familien gehören zur Kaste der Goldarbeiter, die Katholiken sämtlich zur Kaste der Parawer. Dieselbe wurde bekehrt durch den hl. Franz Xaver, den großen Apostel Indiens, selbst, und sie zählt unter ihren Mitgliedern weder Heiden noch Protestanten; die Einheit des hl. Glaubens ist bei ihnen unversehrt geblieben. Sie alle schreiben diese Gnade der Fürbitte des großen Apostels zu, und recht viele erhalten bei der hl. Taufe seinen Namen.

Was uns an einem Parawer zuerst in die Augen fällt, ist seine eigentümliche Haartracht. Der Kopf ist glatt geschoren, den Wirbel ausgenommen. Hier läßt man die Haare wachsen und flicht sie zu einem kleinen Zopfe. Bei den Alten, und besonders bei den Kahlköpfen, ist dies bisweilen geradezu typisch; man sieht, wie sie sich bemühen, die spärlichen Haarrestchen, die ihnen noch bleiben, zu dem tradionellen Zopf zusammenzuflechten. So halten es die Erwachsenen. Die Kinder tragen ihr Haupthaar entweder kurz geschoren, oder in Form eines Kränzchens, was sich sehr hübsch ausnimmt.

Wird im Dorf eine Hochzeit gefeiert, so geht das nicht ohne großen Lärm und Aufwand ab. Man hört im ewigen Durcheinander tamilische Gesänge, die mit dem ‚Mattalam' begleitet werden (eine Art länglicher Trommel, die man um den Hals hängt, und am unteren Ende mit den Fäusten bearbeitet); dazwischen mischen sich das Knallen der Feuerfrösche und die dumpfen Schläge der großen Trommeln, eigentlich große Kisten, die den Parias gehören. — Der Bräutigam kleidet sich in die grellsten Farben, und zu seiner Ehre trägt man einen roten oder auch weißen oder blauen Regenschirm, eine Sitte, die man bei keiner andern Kaste antrifft. In diesem Aufzuge begibt er sich nach der Wohnung seiner Braut, um sie im Festzuge zur Kirche zu führen. Im Festzuge maschiert vorauf der Bräutigam, stets unter seinem großen Regenschirm (die Sonne scheint heiß!), gerade und ernst wie ein römischer Senator; zur Seite ziehen Männer und junge Burschen, die sein Glück mehr oder weniger beneiden. In einiger Enfernung folgen die Frauen, in deren Mitte sich die Braut befindet. Die Arme hat allein die Last und Hitze des Tages zu tragen, denn sie darf sich des trationellen Regenschirms der Kasten nicht bedienen. Das ist hart und gewiß wenig galant; aber die „Kaste" verlangt es, und so läßt sich nichts, auch nicht das Geringste daran ändern.

Sind sie in der Kirche angekommen, so folgt selbstredend die Trauung. Aber eins bleibt hierbei zu bemerken: In Europa reichen sich die Brautleute bei Einsegnung der Ehe ohne Schwierigkeit die Hände. In Ceylon ist es anders. Infolge der Abgeschlossenheit des weiblichen Geschlechts bis zur Heirat, berührt gewöhnlich bei dieser Gelegenheit das junge Mädchen zum ersten Male die Hand eines jungen Mannes, und umgekehrt. Wenn der Priester die Brautleute nach deren erfolgter Eheeinwilligung auffordert, sich gegenseitig die Hand zu reichen, so will keines von beiden den Anfang machen. Er bietet die Hand nur sehr zögernd und vorsichtig, sie wirft von der andern Seite her schüchterne Blicke auf ihren Gefährten, als wollte sie zu verstehen geben, daß sie sich nur sehr schwer dazu entschließen könne. Man hat dabei bisweilen wirklich seine liebe Not, um ein Lachen zu unterdrücken.

Ist die religiöse Feier zu Ende, so begibt man sich in demselben Zuge zurück, zuerst zur Wohnung der jungen Frau, dann zu der des Mannes, und zwar stets in gleicher Ordnung: er unter dem großen Regenschirm, sie frei und ohne Schutz in der glühenden Sonne. Vier Tage lang wiederholen sich ununterbrochen diese Prozessionen zwischen den beiden Wohnungen, immer mit demselben ohrenbetäubenden Lärm und Spektakel. Am Abende des vierten Tages verläßt die junge Frau entgültig ihr väterliches Heim, um sich nach der Wohnung ihres Mannes zu begeben. Die Hochzeitsfeierlichkeiten sind damit aber keineswegs beendet, sie dauern fort, volle acht Tage. Während dieser ganzen

Zeit ist für die Verwandten und Freunde Tür und Tor geöffnet und der Tisch stets reichlich gedeckt.

Leider ist in dieser Welt nichts von Bestand, ununterbrochen wechseln Freud und Leid miteinander ab. Liegt ein Paravver am Sterben, dessen Pate und Patin noch am Leben sind, so eilen die letzteren an das Todesbett mit je einer Kerze, die sie anzünden im Augenblick des Hinscheidens. Es ist dies sicher ein schöner Brauch, der den Sterbenden erinnert an das Licht der Gnade und des heil. Glaubens, das einst bei der hl. Taufe in seiner Seele entzündet wurde.

Wenn einer unserer lieben Christen in Todesgefahr schwebt, so ruft man regelmäßig rechtzeitig den Priester herbei; selten stirbt jemand

Ansicht von Prince Rupert, Sitz des Apost. Präfekten des Yukon-Gebietes.

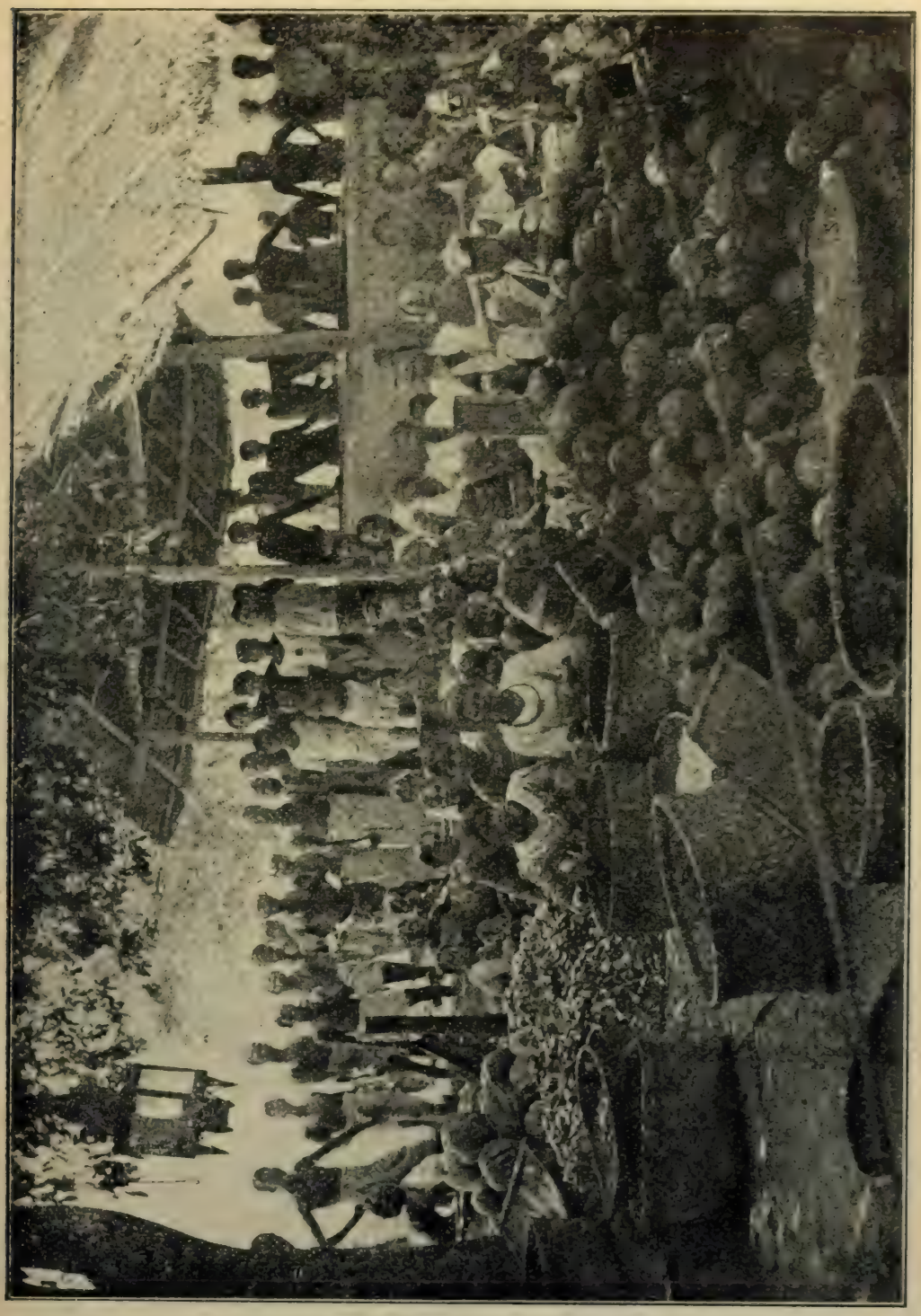
verschuldeterweise ohne die hl. Sakramente. Erbaulich und bewunderungswürdig ist die Ergebung, mit der sie Gott das Opfer ihres Lebens bringen, die echt religiöse Gesinnung, die sie dabei an den Tag legen. — Einer meiner besten Christen wurde von einer schrecklichen Krankheit befallen, die alle Symptome der Cholera an sich trug. Der Unglückliche krümmte sich vor Schmerz auf seiner Matte, wälzte sich hin und her und litt so furchtbar, daß er keinen Augenblick ruhig bleiben konnte. In allen Gliedern fühlte er einen verzehrenden Brand, und vom glühendsten Durste gequält rief er fortwährend: „Gebt mir zu trinken, zu trinken, zu trinken!" Ich besuchte ihn und spendete ihm die hl. Sterbesakramente. Als ich ihn zum zweiten Mal besuchte, sagte ich zu ihm: „Mein lieber Mariann, du hast Durst; opfere diesen Durst dem gekreuzigten Heiland auf; auch Er hat am Kreuze sehr gedürstet."

— „O," antwortete der Kranke, „noch leide ich nicht an dem Durst den Er ausgestanden hat; er wurde verzehrt von dem Durste nach Seelen, Väter!" „Ja, und besonders nach deiner Seele", erwiderte ich ihm sogleich . . . Schöne und erhebende Gedanken, fürwahr, in dem Herzen eines Christen, der sich anschickt, den weiten Weg in die Ewigkeit anzutreten! . . .

3. Der Nettoli-Fischfang.

Vankalai liegt an der Küste des Indischen Ozeans, im Nordosten des Golfs von Mannar. Deshalb sind meine Christen zum größten Teil Fischer. Der Fischfang ist ihre große Erwerbsquelle, ihr Leben. Aber unter den zahlreichen Arten von Fischen gibt es besonders eine, die sie gern fangen. Es ist ein ganz kleiner Fisch, Nettoli genannt; seine Größe beträgt kaum ¼ einer Sardelle. Ebenso wie diese letztere kommt auch er in überaus zahlreichen Zügen während der Monate August bis November. Er verdient deshalb den Vorzug vor den andern, weil er infolge seiner geringen Größe nur 5—6 Stunden in der Sonne zu liegen braucht, um zu trocknen, und so in den Handel gebracht werden zu können. Dies ist bei den großen Fischen nicht der Fall; man muß sie ausschneiden, ausweiden und reinigen. Das verlangt Arbeit und auch Arbeiter, die man zu bezahlen hat. Der Nettoli trocknet sich selbst, man braucht ihn nur zu fangen und zu verkaufen, und er wird gut bezahlt. Ist daher der Nettoli-Fischfang gut und ergiebig, so zieht Wohlstand und Glück in die Familien ein; ist er ungünstig, so lauert das Elend, das tiefste, größte Elend an der Türe der Fischerhütten. Das letztere traf leider ein für die beiden letzt verflossenen Jahre, allenthalben traf ich das Gespenst des Hungers. Meine armen Christen haben keine Fische fangen können, mithin keine Möglichkeit, sich etwas Geld zu verschaffen, um Reis zu kaufen. Was beginnen? Ich sehe, wie sie schon am frühen Morgen aufstehen und in den Wald gehen, mit leeren Händen, ohne jegliches Werkzeug, ja selbst ohne Gewehr. Aber was wollen sie denn dort? Sehen wir nur: sie wühlen den Waldboden auf, um einige Baumwurzeln zu finden. Nachdem sie sich den Tag hindurch abgeplagt haben, bringen sie dieselben abends heim und halten damit ihre Mahlzeit: die erste und einzige im Tage. In einer Familie konnte man sogar nur alle zwei Tage einmal essen.

O, lieber Leser, wenn ich auf der einen Seite den Ueberfluß, die reichen Mahlzeiten in Europa, und auf der andern den Hunger meiner lieben Indier betrachte, muß ich dann nicht meine Hand für sie ausstrecken und meine Augen auf jene richten, welche das Schicksal mehr begünstigt hat? Und wenn ich es nicht täte, würde ich noch wert sein, der Vater dieser armen Leute genannt zu werden? Würde ich noch von mir sagen können, daß ich sie liebe? . . . Wer du auch immer sein magst, der du diese Zeilen liesest und von solchem Elend gerührt



In Maddu: Zubereitung der Agapen.

wirst, komme uns zur Hilfe. Du gibst für Gott, der dir alles mit Zinsen zurückerstattet, du weißt es so gut wie ich selber.

4. Eine Schule, die einzustürzen droht.

Zu all dem geschilderten Elend gesellt sich noch die Furcht, die mir meine Schule von Vankalai verursacht. — Für einen Missionar ist besonders die Schule von höchster Bedeutung, sie ist die Zukunft der Mission. Ich gebe mir deshalb alle Mühe, um auch in der meinigen möglichst viele Kinder zu versammeln. Bereits sind es deren 120. Aber so oft ich in ihrer Mitte erscheine, kann ich mich der Befürchtung nicht erwehren, daß ihnen über kurz oder lang das Dach über den Köpfen zusammenbrechen wird. Das ganze Gebälk ist total aus den Fugen, die Reparatur ist unbedingt notwendig. Aber . . . ja, schon wieder dieses entsetzliche „Aber". Ich brauche wenigstens 500 Mk., und überall sehe ich nur leere Hände. Ich suchte vergebens nach Mitteln und Wegen, deshalb schrieb ich an die Leser der ‚Maria Immaculata', um sie mit dem Elend meiner Mission bekannt zu machen, um dieses Elend ihrer Nächstenliebe, ihrem Eifer für die Sache Gottes anheimzustellen.

Ich will diesen kleinen Bericht nicht schließen, lieber Leser, ohne dir auch ein kleines Bild von dem geistigen Zustande der Mission von Vankalai gezeigt zu haben. — Von Oktober 1907 bis Oktober 1908 zählte ich hier: Firmungen 182; österliche Kommunion 635; Erstkommunionen der Kinder 80. Kommunionen während des Jahres 3500; Taufen 57; Wegzehrungen 41. Hier, wie allerorten, beginnt auch das Reich des göttlichen Herzens Jesu sich zu entfalten durch die Bruderschaft vom heiligsten Herzen, die bereits 68 Männer und junge Leute zählt. Die Andachten an jedem ersten Freitag im Monat sind sehr gut besucht. Außerdem besteht eine Vereinigung von Frauen und Jungfrauen zur Verehrung der unbefleckten Gottesmutter. Die Zahl der Mitglieder beträgt bereits 130, die jeden Samstag fast vollzählig der hl. Messe beiwohnen. Endlich habe ich auch das Werk der hl. Kindheit eingeführt. Es ist nur ein Versuch. Ob es sich bei der Armut meiner lieben Christen aufrecht erhalten lassen wird, weiß ich noch nicht. Ich habe aber die feste Zuversicht, daß der göttliche Kinderfreund die kleinen Opfer meiner Missionskinder mit reichem zeitlichen und geistigen Segen belohnen wird.

Sollte es mir gelingen mit der Beihilfe mildtätiger Herzen meine Schule wieder in Stand setzen zu können, so werde ich meine Schulkinder täglich ein besonderes Gebet nach der Meinung dieser barmherzigen Wohltäter verrichten lassen, und auch ich werde mich derselben beim täglichen hl. Meßopfer dankbar erinnern. Und wenn dann die Schule vollendet sein wird, so werde ich dieselbe allen durch eine schöne

Photographie zur Ansicht bringen lassen. — Ich harre und vertraue auf den Engel des Missionars, daß er meine Bitte am Throne der Unbefleckten Gottesmutter wirksam befürworten möge.

Maddu.

Die Geschichte eines Heiligtums in den Urwäldern Ceylons.

10. Die Agapen.

Es ist inzwischen hoher Mittag geworden. Die Pilger strömen aus der Kirche. Ein buntes Menschengewühl wogt auf dem Platze in freudiger Festtagsstimmung durcheinander. Bald aber verpflanzt sich das Leben von hier nach dem Lager: es gilt die Agapen, das gemeinsame Pilgermahl, das große „virunthu" zu bereiten.

An einer freien Waldstraße entlang sind 100—150 Männer an der Arbeit, des Amtes eines Koches zu walten. Die Ehre, das große „virunthu" zu bereiten, ist seit grauer Vorzeit Vorrecht und Ehre der Fischerkasten von Jaffna. Ich sage „Ehre", und das ist der richtige Ausdruck. Denn sieh. Die reichen „Chettis" von Kolombo und die vornehmen „Vellallers", die höchsten Kasten des Landes und sonst so eifersüchtig und besorgt um ihre Standesehre und Standesrechte, haben ihr „pitché-soru" ihr „Reisalmosen" gespendet. Und ihre Reismasse wird vermengt mit der kleinen Reisgabe der „Kadears" und der „Valears", welche nur geringe Leute sind. Und dann wird heute die Ziege der „Nababs" in demselben Kessel gekocht, wie der überlebte Hahn des armen „Pariah". Und alles wird schließlich zubereitet von den „Carears", der Fischerkaste. Welch' ein Bild! Der Brahmine Indiens wird heute seine Portion Reis aus den Händen dieser Fischer entgegennehmen. Das geradezu Unbegreifliche und Wunderbare kann nur der erfassen, welcher das Kastenwesen mit seinen strengen Vorschriften und Anforderungen, zumal wie es unter den Heiden gang und gäbe ist, kennt. Ein deutscher Reisender schreibt:[1])

„Jede Berührung mit einem Mitglied einer anderen Kaste wird nach Möglichkeit gemieden . . . Schon der Schatten eines Niedriggeborenen, der auf die Speise fällt, macht diese für den Mann höherer Ordnung ungenießbar."

Diese Kluft, welche das ganze gesellschaftliche Leben in Indien zerreißt und sonst der Bekehrungsarbeit so große und schwere Hindernisse bereitet, wird hier in Maddu ausgefüllt in christlicher Liebe und Eintracht. Ohne Rücksicht auf Stand und Rang werden die Speisen hier zusammenbereitet, und von der gemeinsamen Speise werden alle ihr Festessen entgegen nehmen.

Ein langer Erdgraben ist als Kochofen eingerichtet. Auf hundert Feuerstellen brodelt da der Reis in weiten Kesseln und siedet in kleinen Töpfchen die Kari-Sauce. Hier schleppen die Männer Holz und spalten es. Hoch schlagen die wohlgenährten Flammen unter den schwarzen Kesseln hervor. Dort bereiten die Frauen und die Kinder das Gemüse. Eine andere Gruppe wieder zerteilt das Fleisch. Auf allen ruht der Sonnenschein heiliger, ungetrübter Freude.

Sechs Stunden hat es gedauert, bis das Riesenmahl fertig ist. Ein wirklicher Reisberg und ganze Tonnen voll Sauce harren nunmehr der Esser. Es ist 3 Uhr nachmittags geworden. Da rufen die Glocken zu Tisch. Von allen

[1]) Emil Schmidt, Ceylon S. 564.

Seiten eilt die Menge der Pilger herbei. Ein jeder trägt sein Besteck, d. h. einen kleinen Korb mit sich; einige tragen deren zwei, denn auch jene, welche Ochsen und Wagen behüten müssen, dürfen nicht vergessen werden. Auf dem weiten Rasenplatze vor der Kirche lassen die Gäste sich nieder, und warten unter fröhlichem Geplauder auf den Beginn des Mahles.

Jetzt tritt der hochwürdigste Herr Bischof, Msgr. Joulain, vor und schreitet zum Kochplatze, um dort alle Speisen zu segnen. Dann begibt er sich mit dem Präfekten, dem Unter-Präfekten, den Ehrengästen und den Missionaren vor das Portal der Kirche, wo er seinen Platz einnimmt. Noch einige Augenblicke, und etwa 50—60 Männer treten vor ihn und bringen in großen Körben den Reis. Der hochwürdigste Herr gibt ein Zeichen, und die Träger beginnen ihre Gaben auszuteilen.

Die Scene, die sich nun vor unseren Augen abspielt, ruft unwillkürlich jenes Bild in Erinnerung, da der göttliche Heiland einst in der Wüste die hungrigen Volksscharen speiste. Sie ruft auch jene Liebesmahle ins Gedächtnis, von denen uns die Geschichte der ersten Christen erzählt. Hoch und Nieder, Arm und Reich, alle haben sie hier die Vorurteile indischer Sitte vergessen; beim Festmahle in Maddu fühlen sie sich alle wie Brüder, wie Kinder einer Mutter, Unserer Lieben Frau von Maddu. Katholiken, Buddhisten, Freund und Feind, sie alle sitzen vergnügt und friedlich nebeneinander.

Von dem hohen Portal der Kirche kannst Du das Ganze überschauen: Du siehst einen Ozean von Köpfen, und Du glaubst das Rauschen der Wogen zu hören, so munter und fröhlich geht es da unten zu.

Von mancher rührenden Scene kannst Du da auch Zeuge sein. Siehe dort eine vornehme Brahminenfrau. Ihr reiches Gewand, ihre glitzernden Perlen machen sie als solche erkenntlich. Auf den Knieen bittet sie von den Pilgern eine Handvoll Reis. Ein jeder erfüllt ihr gern die Bitte, und sie achtet nicht auf ihr Kleid, das schon Schaden gelitten hat. Aber was wird sie mit dem erbettelten Reis tun? Dort steht sie jetzt unter den Kranken und Bettlern und teilt an sie das erbetene Almosen aus.

„Wahrhaftig", rief der Unterpräfekt von Mannar aus, „man sollte es nicht für möglich halten! Das heißt ja die ganze indische Welt auf den Kopf stellen."

Das große Festmahl ist zu Ende. Der hochwürdigste Herr Bischof besteigt die Estrade, um der Menge seinen letzten Segen für die Heimfahrt zu geben. Nachdem er seine segnende Hand gesenkt, tönt ihm von allen Seiten ein donnerndes Hoch- und Vivatrufen entgegen. In wenigen Minuten stehen die Ochsenwagen bereit. Die Pilger ordnen sich zu einzelnen Zügen, und dann geht es in allen vier Weltrichtungen auseinander. Dunkle Staubwolken zeigen die Spuren der heimwärtsziehenden Pilger. Aus der Ferne meldet noch das Echo eines Lobgesanges auf die „Mutter von Maddu", daß manch' armes, kummerbedrücktes Menscherherz im Heiligtume des Urwaldes von Ceylon Trost, Hilfe und Segen gefnnden hat.

Wir sind am Ende unserer geschichtlichen Darstellung des Heiligtums von Maddu. Jahrhunderte sind an unserem Auge vorübergezogen. Ein wechselreiches Bild hat sich vor uns entrollt In der über die indische Perleninsel aufgehenden Sonne des Christentums schauten wir das erste Keimen und Wachsen unseres hl. Glaubens in den Herzen der Bewohner Ceylons: ein hoffnungsreicher Frühlingsgarten.

Bald umzieht sich aber der Himmel mit finsteren, drohenden Wolken. Ein wütender Verfolgungssturm geht über der jungen Pflanzstätte nieder. Unbarmherzig und schonungslos zerknickt er das aufsprossende Leben. Feuer und Schwert häufen Ruinen und Trümmer; Ceylons Kirche: ein verwüsteter Weinberg.

Doch das eine Gute hat der Verfolgungssturm: er prüft die Tugend und Glaubenstreue der Christen; er zeitigt einen bewunderungswürdigen Opfer- und Heldenmut; er schmückt die junge Kirche mit dem Purpur des Martyriums, er wandelt Einöden und Wüsteneien zu Oasen christlichen Lebens um, die Urwälder werden die Katakomben Ceylons.

In Maddu: Die Agapen.

In der schützenden Einsamkeit jener Wälder liegt die junge Christenheit geborgen. Die Jahre vergehen. Der umwölkte Himmel klärt sich wieder auf. Aus einer Saat der Tränen sproßt eine Freudenernte, aus einer trüben Zeit gehen neuen Tage hervor, Tage des Segens und des Heiles. Die Zufluchtsstätte verfolgter und verbannter Christen wird durch Gottes gnädige Fürsorge zur Gnadenquelle für Ceylon. Und es war ein für das katholische Herz erhebendes Bild, zu schauen, wie Tausende und Tausende sich auf den Weg nach dieser Gnadenquelle sich machen, wie Tausende an ihrem Heilwasser sich neu

beleben, sich neu stärken, sich neuen Mut, Trost und Glaubenseifer trinken. Hierin liegt die Bedeutung Maddu's für Ceylon, hierin zeigt sich Gottes Vorsehung für seine Kirche.

Und nun ist die große Pilgerfahrt vorüber. Die Pilger sind wieder heimwärts gezogen. Die Festzeit mit ihrem Glanz und Jubel ist verrauscht, Zelte und Kaufläden sind abgebrochen, der Wind wirbelt einzelne Ueberreste von Gold- und Silberpapier umher, stumm hängen die Glocken im hohen Turme. Ueber Maddu hat sich wieder das Stille, das Einsame der Waldeinöde niedergesenkt. Um die grauen Mauern der Kirche spielt am Tage der helle, blanke Sonnenschein, webt am Abend schweigsames Dunkel. Nur durch die Kronen der Waldriesen rauscht und flüstert es zu dem gestirnten Himmel empor.

Rauscht nur und flustert das Echo der Festtagslieder all' die langen Wochen hindurch, wenn sie wieder kommt, diese Festzeit, und wenn er wieder erscheint, der große Tag von Maddu, dann werden die Lieder auch von neuem gesungen, dann werdet ihr abgelöst von dankbaren, glücklichen Menschenherzen.

Kleinere Nachrichten.

Klein-Windhuk (Deutsch-Südwestafrika). Ueber das Bastardheim in Klein-Windhuk verdanken wir dem hochw. P. Pothmann folgende Mitteilung: „Augenblicklich befinden sich hier 48 Kinder. Dieselben bleiben meistens bis zum 18. Jahre hier. Täglich haben sie 3 Stunden Unterricht in den Elementarfächern Die älteren, die bereits 5—6 Jahre hier sind, haben sich im allgemeinen eine genügende Bildung angeeignet. Doch es ist nichts Leichtes, den Unterricht zu erteilen. So schlau und verschlagen diese Kinder sind, ebenso ungelehrig zeigen sie sich in der Schule. Bei den Kaffernkindern habe ich im allgemeinen mehr Aufmerksamkeit bemerkt. Was überhaupt aus diesen Kindern später werden wird, kann niemand sagen. Bis jetzt haben wir noch keine schlechte Erfahrungen gemacht. Zwei dieser Jungen sind seit dem 1. Januar an der Post. Der Postdirektor sprach sich mir gegenüber sehr zufrieden aus. Ein dritter wird in den nächsten Tagen als Lehrling in ein großes Geschäft eintreten."

Vleischfontein (Transvaal). Aus seinem afrikanischen Plauderstübchen schreibt der ehrw. Br. Kribs: „Am Anfang meines Briefes steht: Aus der schönen Wildnis. Ja sicher, sie ist schön geworden, die altehrwürdige Wildnis, man kennt sie fast gar nicht mehr, diese liebe, grau runzlige Matrone. Und wie ist denn das gekommen? Nun, es hat wieder einmal geregnet. Am 7. Januar dieses Jahres ist das Glück gekommen. Es hat dann mehr geregnet in drei Wochen, als in den letzten drei Jahren. Alle Quellen wurden da wieder gespeist, die Wasserteiche wieder gefüllt, und so kann das Vaterland ruhig sein. Die ausgedorrte Erde wurde gründlich getränkt, und jetzt wächst alles mit Siebenmeilenstiefeln. Ueberall sieht man frisches Gras, die Dornbüsche sind mit neuem Grün geschmückt, kurz, die alte Wildnis ist plötzlich wieder jung geworden.

Unsere Schwarzen arbeiten denn auch vom frühen Morgen bis zum späten Abend auf den Feldern. Alles rührt die Hände, Männer, Weiblein und selbst die Schuljugend ist in Aufstand getreten. ‚Es hat geregnet' hieß es, und so mußten die Ferien um einen Monat verlängert werden.

Vorige Woche habe ich nun mit unserem Pater Schulmeister eine kleine Missionsreise gemacht. Wir besuchten die katholischen Familien, welche weit entfernt von der Mission wohnten. Der Eselskarren ward also herausgeholt, das nötige Reisegepäck und der Proviant aufgeladen und auch der Reisealtar untergebracht. Dann ging es hinein in die Wildnis, über Berg und Tal, über Stock und Stein, bis wir endlich in der Farm

Mooiplaats, am Marikofluß ankamen, Die Hausfrau dieser Farm ist eine Deutsche der Hausvater ein Franzose. Wir wurden mit großer Freude empfangen.

Die Gegend am Marikofluß hat ihre Reize: Im Flusse tummeln sich Krokodile von 6 Fuß Länge, auf den Bäumen wimmelt es von Affen, und in den nahen Bergen hausen Wölfe und Tiger.

An den zwei folgenden Morgen wurde die hl. Messe gefeiert. Das war ein rührendes, unvergeßliches Bild: Der Altar mit dem zelebrierenden Priester inmitten dieser wilden Natur

Dann wurde unser Esel-Automobil wieder flott gemacht, und nun Glück auf! zur Weiterfahrt!"

Hilferufe aus Ceylon. Ein armer eingeborener Missionar aus Mannar, P. J Francis, O. M. I., schreibt uns: . . . „Eine ganze Reihe von Stationen ist meiner Obhut anvertraut: Sayakaratheru, Naltymunay, Thalwepadu, Thottawaly 2c. Die Bewohner dieser Dörfer sind äußerst arm, so arm, daß viele von ihnen sich kaum ihren kärglichen Lebensunterhalt verschaffen können, ja kaum einen Fetzen Tuch besitzen, um ihre Blöße zu bedecken. Wenn nun der Missionar sie in ihren elenden Hütten aufsucht, um sie an die Erfüllung ihrer österlichen Pflicht zu erinnern, so ist die ständige Antwort: Suami, sil illay: Vater ich habe keine Kleider. Dann folgt eine herzzerreißende Schilderung ihres Elendes. Ihr kümmerlicher Erwerbszweig bietet ihnen wenig Erleichterung. Er besteht darin, wilde Pferde einzufangen und Brennholz zu hauen für ihre mohamedanischen Brotherren, die ihnen einen armseligen Lohn zahlen: 1 Rupie (= 1,33 Mk.) pro Pferd und 1 Rupie pro 100 Holzstämme. Fürwahr eine freigebige Belohnung von unsern islamitischen Brüdern, geradezu himmelschreiend; besonders wenn man bedenkt, welche Zeit, Mühe und Schweiß es einem Dutzend von Männern kostet, ein Pferd einzufangen, wobei es in wildem Rennen durch dornige Dschungeln, über Ebenen und Sümpfe hinwegzieht. Dazu steht diesen Leuten außer einem Paar kräftiger Beine kein weiteres Mittel zur Verfügung, um sich diese Hetzjagd zu erleichtern.

Was werden wohl diese armen Geschöpfe aufbringen können, um ihre Kirchen und ihren Missionar zu unterhalten? O ihre Kirche! Eine Hütte, fast noch ärmer als ihre eigenen, ohne Türe und Fenster, ein erwünschter Schlupfwinkel für herumirrendes Vieh und hungrige Schakale, deren es in den umliegenden Dschungeln sehr viele gibt. Im Innern dieser Räumlichkeiten sieht der Missionar weiter nichts als die nackte Erdwand, kein Kreuz, keine Leuchter, keinen Blumenschmuck, um die Feier der hl. Handlung zu erhöhen. Mein Oblationskreuz dient als Altarkreuz, zwei alte leere Flaschen stehen an Stelle der herrlichen goldenen und silbernen Leuchter, womit Ihre Kirchen geschmückt sind und anstatt weicher Blumenbouquetts findet man nur kalte, schmutzige Erdklumpen. Eine eingehende Schilderung all des Elendes behalte ich mir für später vor. Inzwischen bete ich zu dem göttlichen Erlöser, er möge einige fromme christliche Seelen, die diese Zeilen lesen, bewegen, sich meiner zu erbarmen Jede, auch die kleinste Gabe (Geld, Tuch gebrauchte Gegenstände 2c.) wird von mir und meinen Pfarrkindern mit herzlichstem Danke entgegengenommen und gewiß mi reichem Gottessegen belohnt."

P. Deslandes O. M. I. schreibt: Mein Anteil ist Passayur, „das Dorf der Sprache", und welcher Sprache! Nur Fischer und Fischweiber: das schöne Passayur, wo niemand hin will. Ich könnte Ihnen davon ein Liedlein singen Ich muß eine Kirche bauen, ein Wohnhaus, eine Schule. Die Leute geben mir den Zehnten von ihrem Fischfang, aber das ist sehr wenig für die dringenden Arbeiten. Vergessen Sie mich nicht! Ich bin sicher, daß, wenn Sie mein Werk einigen Freunden auf eine besondere Weise ans Herz legen, sie gern etwas für uns tun werden."

Apostol. Vikariat Athabaska. Durch apostol. Breve vom 11. Mai d. J. wurde P. Caeletinus Joussard O. M. I. zum Titularbischof von Arcadiopolis und Koadjutor von Msgr. Grouard O. M I. mit dem Rechte der Nachfolge ernannt. Der Neuerwählte stammt aus der Diözese Grenoble in Frankreich, wurde 1851 geboren, legte 1876 die Ordensprofeß ab

und wurde 1880 zum Priester geweiht. Er ist seit langem in dem Vikariate, das er einst regieren soll, unermüdlich tätig gewesen. Mit ihm steigt die Zahl der Bischöfe in den Kongregation der Oblaten auf 13.

Für dasselbe Missionsgebiet schiffte sich in Begleitung von Msgr. Breynat O. M. I. am 7. Mai in Liverpool ein der Laienbruder Johann Wagner, aus der Diözese Trier.

Kanada. Allgemeines. 1. Ein kanadisches Plenarkonzil. Wie kanadische Blätter melden, hat der hl. Vater das erste Plenarkonzil in Kanada durch den apost. Delegaten, Msgr. Donato Sbaretti einberufen, und zwar soll es am 19. September des laufenden Jahres in Quebec eröffnet werden. Eingeladen werden alle Erzbischöfe und Bischöfe, sowie die Obern der religiösen Genossenschaften und eine Anzahl Theologen. Ueber den Gegenstand der Beratungen verlautet nur soviel, daß allgemeine kirchliche Bestimmungen festgelegt werden sollen.

In der Geschichte der katholischen Kirche Kanadas wird das kommende Plenarkonzil einen Merkstein bilden. Dreimal schon haben die Vereinigten Staaten eine solche allgemeine Kirchenversammlung auf ihrem Gebiete gesehen, in 1852, 1866 und die letzte 1884. Da auch Südamerika 1899 ein Plenarkonzil aufweisen konnte, wird jetzt, nachdem Kanada das seine erhält, der ganze amerikanische Kontinent den segensvollen Einfluß derselben verspüren.

2. Zahl der kanadischen Katholiken. Nach dem Catholic Directory (Wiltzius Co., Milwaukee) von 1909 zählt der Katholizismus im Dominion of Canada (bei einer Gesamtbevölkerung von 6—7 Millionen) 2 508 785 Anhänger in 8 Erzdiözesen, 21 Diözesen, 4 Apost. Vikariaten und 1 Apost. Präfektur, mit 3962 Priestern, wovon 2734 dem Welt- und 1228 dem Ordensklerus angehören. Die Zahl der Kirchen beläuft sich 2399. Für den Nachwuchs des Klerus sorgen 13 Seminare mit 1607 Theologiestudierenden. Höhere Lehranstalten werden angegeben 73, charitative Einrichtungen 314. Vor 5 Jahren betrug nach demselben Catholic Directory die Gesamtzahl der Katholiken in Kanada 2 411 512.

3. Indianerstatistik. Die Gesamtzahl der Indianer Kanadas wird vom letzten Annual Report of the Departement of Indian Affairs für 31. März 1908 angegeben: 110 205. Gegen das Vorjahr haben sie also um 140 abgenommen. Mit Ausnahme von 16 854 haben alle Landverträge mit der Regierung abgeschlossen. Nach demselben Report beträgt die Zahl der Katholiken unter den Indianern 39001, die Gesamtzahl aller Protestanten 31417, die der Heiden 10202. Von 29586 gibt er an „Religion unbekannt". Nach den Schätzungen der Missionare dagegen (s. Maria Immaculatb, 15. Jahrg. S. 208 ff.) wird man gut daran tun, die Zahl der katholischen Indianer auf 44—45000 zu setzen, die Zahl der noch heidnischen läßt sich sehr schwer bestimmen. Außer den eigentlichen Indianern gibt es in Kanada auch 19545 Mestizen (nach der Zählung von 1901), meist von Frankoindianern und Schotten abstammend.

4. Einwanderung. Dreihundert Jahre wurden es am 3. Juli 1908, seitdem der französische Seefahrer Champlain die Hauptstadt der Nouvelle France (Neufrankreich) Quebec gründete; 1763 kam Kanada an die englische Krone. Wenn man bedenkt, daß nach 300 Jahren auf einem Gebiete von über 9 Millionen Quadratkilometer nur 6 Millionen Menschen angesiedelt sind (im ganzen 19. Jahrhundert hat die Bevölkerung um 5 Millionen zugenommen), so scheint dies äußerst wenig. Doch nimmt die Einwanderung in den letzten Jahren gewaltig zu; vom 31. März 1907 bis 31. März 1908 sind 202469 Personen eingewandert. Wenn der Strom weiter wächst, wird die Zeit nicht mehr allzu fern sein, wo Kanada statt 6 60 Millionen aufweisen wird, die es auch ganz bequem ernähren kann.

5. Die katholische Presse. Ein gutes Bild der Zusammensetzung bietet die Statistik der katholischen Presse. Es gibt 129 französische Publikationen (wöchentlich erscheinen 62, monatlich 49, täglich 7, halbmonatlich 3, zweimal in der Woche 3, vierteljährlich 2, viermonat-

lich 1, halbmonatlich 1, alle 3 Wochen 1), Englische 21 (14 wöchentlich, 7 monatlich), Deutsche 2 (wöchentlich), Polnische 1 (wöchentlich), Italienische 1 (wöchentlich), Französisch-Englische 1 (monatlich), Syrische 1 (monatlich), Kri- und Micmac-Indianersprachen je 1 (monatlich).

Erzdiöse St. Bonifatius. Als man am 10. März d. J. das letzte Mauerwerk der alten Kathedrale abbrach, fand man ein vollkommen erhaltenes Kästchen aus Zedernholz, in dem sich zwei Glasgefäße befanden, das kleinere der beiden Gläser enthielt Medaillen, Reliquien und einen Brief, geschrieben von den Grauen Schwestern von Montreal am 22. Januar 1862. In dem anderen Behälter fand man ein langes Dokument, das die Ueberschrift: ‚Notizen über die Missionen am Red River' und die Unterschrift Ch. M. M., O. M. I. trug. Es sind dies zweifellos die Initialen von P. Charles M. Mestre O. M. I., der 1858 in der Mission von St. Bonifatius (am Red River gelegen, vergl. Dezember 1908, S. 81) anlangte, dort viele Jahre gewirkt hat und 1870 in Paris starb.

Das Manuskript des P. Mestre gibt eine Uebersicht der Missionsbestrebungen bis zum Jahre 1863, wo das Dokument mit den anderen Denkwürdigkeiten in einen Stein der neuen Kathedrale eingelassen wurde. Die meisten Angaben, die es enthält, waren schon anderweitig bekannt. Es bringt aber auch einiges neue, so z. B. den Bericht über die Ursache der schrecklichen Feuersbrunst, die am 14. Dezember 1860 die Kathedrale von St. Bonifatius, das Werk so vieler Mühen und Arbeiten zerstörte, während Msgr. Taché O. M. I. fernab auf einer langen Reise sich befand. (Vergl. Maria Immaculata, 14. Jahrg., S. 123).

„Zwei Mädchen," so erzählt P. Mestre die Entstehung des Brandes, „waren in einem Zimmer des unteren Stockwerkes im bischöfl. Palaste damit beschäftigt, den Talg zu reinigen, aus dem die Kerzen für die Weihnachtsfeierlichkeiten in der Kathedrale gemacht wurden. Aus Unvorsichtigkeit schürten sie das Feuer zuviel, es dauerte nicht lange und das Fett lief in großen Klumpen über. Da es brannte, entzündete es einen Haufen Holz, der sich in der Nähe befand und erreichte auch bald die Decke, wo man eine Menge Bretter aufgeschichtet hatte, damit dieselben besser trocknen sollten . .

„Im Juni 1861 reiste Msgr. Taché nach Kanada und späterhin nach Europa, um seine arme Diözese der Mildherzigkeit seiner Landsleute und der Liebe der Missionsfreunde zu empfehlen. Erst Ende Mai 1862 kehrte er nach St. Bonifatius zurück. Dank dieser langen Reise konnte trotz der schwierigen Zeiten am 2. Juni der Bau der neuen Kathedrale begonnen werden . . . .

Ich lasse hier eine Liste der Gaben folgen, die wir bis heute erhalten haben. Das Werk der Glaubensverbreitung (Lyons) hat 800 Louis gegeben (1 Louis = 20 Frcs.) In Frankreich hat Msgr. Taché 500 Louis gesammelt, in England 65 und in Kanada 2400. Die Kolonie (ein Teil des Territoriums der Diözese) hat 406 Louis beigesteuert, von denen allein 200 von Heinrich Fisher, einem früheren Beamten der Hudsonsbai-Gesellschaft, stammen. Die Gesellschaft selbst hat 100 Louis gegeben." — —

Aus dem beigefügten statistischen Material heben wir folgendes heraus: „Die Zahl der Taufen in der Pfarrei St. Bonifatius (Bischöfl. Residenz) beträgt seit 1818 bis auf diesen Tag (15. April 1863) 5966. Gern würde ich auch die Zahl der Taufen in unseren Missionen des Nordens und Nordwestens geben, ich habe aber nur die Belege bis 1857. Die Gesamtzahl für alle Stationen bis zu diesem Jahre geht über 5000."

Der Schluß lautet wie folgt: „Die Zeit erlaubt mir nicht, diese Notizen noch weiter auszuführen. Mögen sie jahrhundertelang unter den Steinen der Kathedrale ruhen, die jetzt am Red River zu Ehren des hl. Bonifatius gebaut wird. Und wenn später einmal die Augen eines Sterblichen darauf fallen sollten, so möge der Leser Nachsicht üben und die Hülfe des Gebetes nicht verweigern dem armen Missionar, der oft seine Nachtruhe opfern mußte, um das Dokument abfassen zu können".

Yukon-Präfektur. Wir sind heute in der glücklichen Lage, einige Mitteilungen des Apost. Präfekten vom Yukon-Gebiete (Kanada) bringen zu können (s. M. Imm.

15. Jahrg. S. 350). Der Hochwürdigste Herr hat seine Residenz nach Prince Rupert verlegt, einem Orte, der heute noch wenige Einwohner zählt, aber in einigen Jahren sich zu einer großen Stadt entwickeln wird. Prince Rupert, so genannt nach dem Neffen des englischen Königs Karl I., dem ersten Gouverneur der Hudsonsbai (1670), ist nämlich die Endstation eines der großartigsten Schienenwege der Welt. Außer der schon 1886 vollendeten Kanadischen Pacificbahn will Kanada noch eine zweite transkontinentale Bahn haben, die bei Moncton beginnt und die Provinzen Neu-Braunschweig, Quebec, Ontario, Manitoba, Saskatchewan, Alberta und Britisch Kolumbien durchqueren wird. Die Hauptlinie ist über 5500 km lang. Erbauerin ist die sogenannte Grand Trunk Pacific Railway Gesellschaft; sie übernimmt die Kosten für die westliche Hälfte der Strecke (von Winnipeg bis zum Stillen Ozean), für die östliche Hälfte (vom Atlantischen Ozean bis Winnipeg) kommt die Regieruug auf. Natürlich wird die Bahn auch dem Lande große Vorteile bringen. Alle die Bodenschätze an Holz, Kohlen, Mineralien und der ungeheuere Reichtum an Weizen, die aus dem nordwestlichen Kanada noch keinen leichten Ausweg finden, werden jetzt ohne Schwierigkeit überall hin exportiert werden können. Die Bahn wird auch für das östliche Kanada neue Märkte eröffnen. Zudem bildet sie eine weit kürzere Verbindung zwischen Europa und dem Osten als irgend ein anderer Weg.

Wenn Prince Rupert auch nicht im Yukon-Gebiete liegt, sondern in Britisch Kolumbien, so gehört es doch zur Yukon-Präfektur oder besser zum südlichen Teil derselben (s. M. Imm. oben). Die Zahl der Goldarbeiter im eigentlichen Yukon-Territorium schätzt der Apost. Präfekt jetzt auf 5000, während sie 1900 über 30000 betrug. Die Goldgewinnung ist nämlich mit großen Schwierigkeiten verbunden und liegt fast ganz in den Händen von reichen Gesellschaften, die über große Kapitalien verfügen und daher auch gewaltige Maschinen aufstellen können, wodurch eine Menge Arbeitskräfte überflüssig wurden.

„Im vorigen Jahre ist es uns möglich gewesen," so schreibt P. Bunoz O. M. I., „einen halb protestantischen, halb heidnischen Indianerstamm in die katholische Kirche aufzunehmen. Es sind die Atlin, die 650 km südlich von Dawson wohnen, früher waren sie durch russische Priester unterrichtet und getauft, dann aber während einiger Jahre ganz vernachlässigt worden. P. Allard O. M. I. schlug seinen Sitz unter ihnen auf, lernte ihre Sprache, unterrichtete ihre Kinder, predigte den Erwachsenen und hatte schließlich die große Freude, den ganzen Stamm dem wahren Lichte zuzuführen. Ein Geistlicher, der sich früher um die Atlin nie gekümmert hatte, versuchte jetzt, durch die Erfolge des katholischen Priesters angeregt, die Wilden für sich zu gewinnen. Als er durch seine Versprechungen und Geschenke nichts erreichte, ging er zum protestantischen Regierungsagenten, um sich über den katholischen Missionar zu beklagen. Er bat die Regierung, sie möge ihm helfen, die Kinder alle in seine Schule zu bringen. Die harte, aber gerechte Antwort, welche ihm zuteil wurde, lautete: „Warum haben Sie denn früher sich es niemals angelegen sein lassen, eine Schule für die Indianer zu errichten?"

P. Allard arbeitet unverdrossen weiter, besonders widmet er sich der so notwendigen Schule. Leider erlaubt ihm seine große Armut nicht, sich die notwendigste Hilfe zu verschaffen. Nicht einmal einen Koch hat er, so muß er alles selbst tun, vom Unterricht in der Religion und im Abc bis zum Kochen und Schneidern. Dagegen warten seiner noch neue und große Aufgaben in der nächsten Zukunft. Die Schule muß zuerst erweitert werden, damit Kinder und Lehrschwestern darin untergebracht werden können. Dann kommt der Kirchenbau an die Reihe; Paramente müssen angeschafft werden, um das einzige bisher vorhandene und ganz abgetragene zweifarbige Meßgewand zu ersetzen. Wer von den Lesern der Zeitschrift hilft mit an der Lösung dieser segensreichen Aufgaben?

Freie Stunden

Unterhaltungsbeilage der «Maria Immaculata»

XVI. Jahrgang. · Nr. 10 · Juli 1909.

Das Opfer.

Eine historische Erzählung aus dem Zululande.

So erzählte Gugane, als drüben die Berge mit ihren hohen Kuppen und Spitzen im Morgenglanze aufleuchteten, dem still lauschenden Mädchen, und indem sie sich jetzt tiefer zu ihm herabbeugte und zitternd einen Kuß auf die Stirne des Mädchens drückte, flüsterte sie leise, mit bewegter Stimme:

„Du, Nomali, mein Herzblut, du, mein Liebling, du selbst bist jener herrliche Vogel, von dem ich erzählte. Du, mutiges Kind, hast den Sohn des Königs gerettet, du bist würdig einst zum Schmucke seines Hauptes zu sein. O warte und harre aus! Er, um den du heute weinest, er wird gewiß wieder kommen. O er wird wieder kommen eines Tages als großer Held und König seines Volkes. Ein Fest wird er dann seinem Volke geben und dich, die alle jetzt gern töten möchten, zur Zierde seines königlichen Hauptes machen. Auf den ausgebreiteten Strohmatten, mitten im Königskraale, wird, du herrlicher Vogel, dein Thron sein, und Mutter wirst du eines großen Geschlechtes werden. O warte und harre aus in dieser süßen Hoffnung! Das, Nomali, sind die Worte, die letzten, die Gugane zu dir gesprochen, und die du bergen sollst in deinem Herzen. Noch einmal, Kind, mein Kind, deine Hand — und jetzt gehe!“

Schluchzend stand das Mädchen auf, küßte die braunen, runzlichen Hände der Alten und ging den Hügel hinab. Gugane schaute nicht auf, stumm starrte sie vor sich hin. Als Nomali verschwunden, flüsterten ihre Lippen: „Wehe, du Wind, blase, du Sturm, und nehmet hinweg das dürre, welke Blatt! Verwehet es spurlos, auf Nimmerwiedersehen . . . Eine von uns beiden muß gehen, du oder ich; doch du, meine liebe Nomali, darfst nicht sterben — nicht sterben, wenn mein altes elendes Leben dich retten kann, ich sehe einen Ausweg — ja — ich sehe ihn.“

10. Kapitel.
Geisterstimmen.

Frohe Feste gab es, wenn der König von Tetwa zur Heiligung des Erntesegens schritt; frohe Herzen, wenn die Hände die ersten Feldfrüchte trugen. Das Erntefest hatte in Tetwa begonnen.

Um so fröhlicher waren die Gemüter der Tetwa gestimmt, als die nächtliche Geisterjagd an ihnen vorübergegangen und keiner als schuldig befunden worden war. Wie die Heide, über der das Gewitter gestanden, aufatmet in kräftigen, langen Zügen, so atmeten mit fröhlich pochendem Herzschlag die Bewohner von Tetwa auf und rüsteten sich zum hohen Feste. Was lag ihnen an dem, was die Hexe von der Felsenhöhle noch sagen wollte? Gewiß, ein Geheimnis mußte hier obwalten, und die Alte mußte sprechen, aber sie wollten lauschen nicht als Angeklagte, sondern dasitzen und hören als Richter.

Große Vorbereitungen waren bereits getroffen worden, um in würdiger Weise das Erntefest nach alter Gewohnheit und Sitte zu begehen.

Schon am Abend vorher, als die Sonne im Westen zum Untergang sich neigte, hatte man gesehen, wie der „innyanga yoku elupa", der Medizinmann des Häuptlings, auf die Heide hinausgegangen war. Er trug den breiten Speer und den kurzen Spaten. Mancherlei Gewächse verbarg er in seiner Felltasche, mancherlei Wurzeln grub er aus dem Boden, alles Dinge, die heilende Kräfte besaßen. Noch im Dämmerlichte, zwischen Tag und Nacht, hatte der Medizinmann das Gesuchte still und heimlich nach Hause getragen und zubereitet.

Und jetzt brach der Morgen des frohen, ersehnten Tages an. Von allen Seiten strömte das Volk, das diesmal so zahlreich versammelt war, auf dem Königshügel zusammen: Männer, Frauen, Jünglinge und Mädchen. Ein Mann von den Bewohnern des königlichen Kraales wurde gewählt und ausgerufen. Der Mann trat aus der Menge und schritt der Sonne entgegen in einen nahegelegenen Acker. Hier nahm er einen Kürbis, einen Maisstengel und ein Zuckerrohr. Mit diesen drei Dingen kehrte er eilends zurück und überbrachte sie dem Medizinmann des Häuptlings.

Der Medizinmann hatte in der Mitte des königlichen Viehkraales ein Feuer angefacht und blies es mit vollen Backen zu einer großen Flamme. Hell zingelten die roten Feuerzungen im Glanz der strahlenden Morgensonne. Beim Nahen des vom Acker heimkehrenden Mannes erhob sich der Medizinmann, nahm den Kürbis, den Maisstengel und das Zuckerrohr in Empfang und steckte sie mit den Wurzeln und Kräutern, die er am Abend vorher gesucht und zubereitet hatte, in einen großen irdenen Topf, den er über das Feuer setzte.

Noch prasselten die Flammen unter dem dampfendem Topfe, als Jobe in voller Häuptlingstracht erschien. Von seinen Kriegern und Vorleuten begleitet, schritt er zu dem Viehkraale. Hier, in der Mitte des Kraales, legte er jeglichen Schmuck ab und bedeckte seinen Körper zur einen Hälfte mit weißer, zur anderen Hälfte mit roter Erde. Während dieser Zeremonie herrschte fröhliches Leben und Treiben unter

den umstehenden Leuten. Sie hüpften, tanzten und sangen das „Izibongo", das Lob des Königs.

Die Männer sangen und rasselten mit den Speeren:

„Sei gegrüßt, Herr, du Erde und Fels von Tetwa. Rufet alle Kinder vom Stamme, bringet sie her, und wir wollen zu deiner Ehre mit Assegaien spielen!

„Wir wollen zu dir kommen mit freundlichem Gesicht. Laßt uns gehen auf die Abhänge der Berge von Hlokolwane. — Du bist unser Führer, du bist die Macht der Kraale, du bist der Bart der Erkenntnis unserer Räte. Lasset uns ihn erheben zu den Geistern des Himmels."

Und die Krieger schlugen die Schilde und sangen:

„Jobe, Vogel des Morgens, gib im Geheimen deine Befehle.
Gib sie deinen Soldaten, den Veteranen und den Jungen!
Aufbrechen werden sie vor der Morgenröte,
Jeden Ort verwüsten, wohin nur immer du sie sendest,
Not und Verwüstung tragen. Nacht schrecket uns nicht!
Früher sagten wir: „Kein Mann von Bedeutung ist Jobe",
Aber wir kannten dich schlecht! Jetzt nun kennen wir dich!
Warfest du doch den Todesspeer selber auf deine Feinde:
Räuber, du stehst in Ehren bei den Batonga,
Bei den Chobas und bei den Balunkas!
Geplündert hast du das Vieh der Amakosas!
Du bist die Purpurröte des Morgens!
Schön wie ein Eiland in Mosingati!
Die Waffenschmiede reißest du in Stücke
Noch ehe sie hören den Hauch deiner Nähe!
Dem Donner gleicht deine Stimme
Und vor dem Lärm deiner schrecklichen Waffen
Fliehen die Bewohner der Kraale.
Deine Kornhäuser sind größer als die von Monotapa,
Klüger bist du wie der Elephant,
Nationen schlachtest du hin wie die Lämmer!"

Und die Jünglinge schwangen den Bogen und sangen:

Groß ist er, unser König und Herrscher Jobe!
Wie der Fisch im Wasser, schleicht er in der Hürde!
Er brüllt wie eine Hyäne und zerreißt wie sie seine Beute!
Durch seine Assegai werden zu Tode gespießt alle Tapferen!
Unter seinen Keulenhieben hauchen ihr Leben aus die Starken.
Mit nerviger Faust packt er die Schenkel der Schnellläufer und schleudert sie kräftig zu Boden.
Steine läßt er regnen auf die Häupter seiner Feinde und hält Brandfackeln an ihre Hütten.

Und die Mädchen schlugen die Töpfe und sangen:

„Seher bist du, der da findet jeden Verschwörer,
Sei es im eignen Haus, sei's in der Fremde!
Grün bist du wie die Galle der Ziege!
Schmetterling von Tetwa mit bunten Flecken gefärbt,
Wie vom Dämmerlicht gemalt in den Schatten der Berge,
Im Düstern des Abends, wenn die Zauberer schleichen!
Luxäugiger Sohn von Tetwa und Tonga,
Dein Anblick bezaubert mich immer;
Welch herrliche Glieder! Ein Nachwuchs der Kuh,
Die mit mächtigem Schlag all meine Sinne verwirrt,
Den Melker erschlägt sie, und wirft zu Boden den,
Der bei den Hörnern sie faßt!"

Während die Leute so das „Izibongo" sangen, zerstampfte der Medizinmann die Wurzel „iziwiza", schüttete Wasser in ein Gefäß und rührte das Zerstampfte hinein. Eine weiße Schaumkrone erschien über dem Rand des Gefäßes, und der König kam herzu, um davon zu schlürfen. Dann trat er in den Viehkraal. Die Leute ließen ab von dem Tanzen und Singen und traten vor den König hin. Mit trippelnden Bewegungen spie dieser von der im Munde zurückbehaltenen Schaummasse über sie hin. Nachdem dies zweimal geschehen, eilten die Krieger und Männer zum Fluße, um sich zu reinigen.

In geschlossenen Reihen entstiegen sie dem Wasser und kehrten zurück, von neuem das „Izibongo" singend. Hierauf bot der Medizimann erst dem König und hernach allen Mitgliedern der Häuptlingsfamilie der Reihe nach Kürbis, Mais und Zuckerrohr an. Ein jeder biß ein Stückchen ab. Die Ueberbleibsel warf er in die versammelte Menge, und jeder aus ihr trachtete darnach, in den Besitze eines so kostbaren Zaubermittels zu gelangen, das alles Schädliche aus den frischen Feldfrüchten zog.

Und dann begannen die Festspiele, die den ganzen Nachmittag währten.

Die Mädchen traten hervor, um einen Reigen aufzuführen, nach dessen Beendigung das Lieblingsgetränk der Schwarzen, ein stark berauschendes, aus Korn und Mais bereitetes Bier, getrunken, und ihr Lieblingsgericht, ein Brei aus Kürbissen und Mais, gegessen wurde.

Die Krieger des Königs jagten den wildesten Stier und warfen ihn nieder, ohne ihn zu binden. Dann hoben sie ihn wieder empor und trugen ihn im Triumphe zu ihrem Anführer. Der gab ein Zeichen, und sofort zog man die Haut am rechten Vorderfuße ab und schälte diesen samt dem Schulterplatte heraus. Das Fleisch des rechten Vorderfußes wurde gebraten und allein vom König und von seinen Kriegern verzehrt. Hernach erst wurde der geplagte Stier abgeschlachtet, und von seinem Fleische durften auch die übrigen Männer genießen.

Erst dann, nachdem dieses all geschehen, war es erlaubt von den frischen Feldfrüchten zu essen. Und schon sah man die Frauen und Mädchen kommen mit hohen, schweren Bürden auf dem Kopfe. Ein fröhliches Schmausen und Trinken begann bis tief in den Abend hinein.

Als die Abendschatten von den hohen Bergen in die Täler fielen, tönte das Kuhhorn vom königlichen Kraale. Wie eine Klage ging das Echo von Berg zu Berg. Jobe, der König von Tetwa, rief von neuem seine Leute. Und sie standen auf und schritten den Hügel hinan, wo der König stand und die Zauberin Gugane. Sie stand gebeugt und mit trübem, zitternden Blick auf die herbeiströmenden Menschen. Das waren nicht mehr die Menschen von vorgestern, die damals vor ihr gebebt und gezittert hatten. Sie kamen wie Menschen, die jetzt Aufschluß und Rechenschaft verlangten, die die Antwort hören wollten, welche sie dem König gab.

Als das Volk vollzählig versammelt war, wandte sich Jobe an Gugane und rief mit weithin vernehmlicher Stimme:

„Hexe, hast du die Person entdeckt, die es wagte, des Königs Geheimnis zu verraten?"

„Ja."

„Und wer ist es, ein Mann oder ein Weib?"

„Ein Weib."

„Wie, ein Weib? Bist du sicher?"

„Ich bin sicher."

„Und wie hast du dies erfahren?"

„Das sind nicht deine Sachen. Ich bin die Stimme der Geister, die jegliches kundgeben?"

„Sag mir, wer ist es, alte verrunzelte Hexe!"

„Nein."

„Du willst nicht?"

„Es ist jemand von des Königs eigenem Haus."

„Und wer ist es denn?" rief der König mit bebender Stimme, „sprich, oder ich werde dich umbringen."

„Ha ha," lachte Gugane in trockenem, kreischendem Tone. „Mich umbringen! Spare solche Worte, König, dein Alter macht dich noch töricht. Doch ich will dich befriedigen. Höre, du König, höre, du Volk! Dies sagen die Geister:

„Geheiligt ist das Blut der weiblichen Sprossen des Königs!
Kein Auge soll es fließen sehen.
Und doch sollen Verräter nicht leben.
Drum werde ich, Gugane, den Zauberstab auf die Schuldige werfen.
Ihr Geist wird erwachen in der Nacht und schlafend wird sie wandeln im Dunkeln.
Sie allein wird wandeln, während die Andern all im Schlummer ruhen.

Der König wird eine Wache setzen an das nördliche Tor.

Die Schuldige wird dorthin wandeln, wenn der Mond keinen Schatten mehr wirft.

Die Wache soll sie ergreifen und fest binden.

Wenn sie erwacht und schreit, dann sollen die Worte der Geister und Gugane's Lügen sein.

Bleibt sie aber stumm, so ist ihre Stimme erstorben.

Wenn sie sich nicht sträubt, ist ihre Kraft schon weg.

Dann, wenn die Nacht erstirbt, sollen die Wachen sie fortschleppen.

Sie sollen sie an den Felsen bringen, der die Fluten des Flusses überragt.

Sie sollen ihren Leib hinunterstürzen, auf daß er den verwünschten Fischen zum Futter diene.

Ihr Geist wird entfliehen zur Qual auf den Schwingen der Nacht und nie mehr wieder wiederkehen.

Berget die Worte der Geister.

Ich habe gesprochen."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Gugane entfernte sich, langsam und würdevoll, den Blick fest und im seltsamen Glanze auf die Volksmenge gerichtet. Die wich scheu auseinander, und sie, die gekommen waren wie urteilende Richter, standen durch die Macht der geheimnisvollen Worte abermals wie furchtsame Menschen.

Hinter der Zauberin schlugen die zitternden Menschenwogen wieder zusammen, und ein Raunen und Flüstern erhob sich unter den Männern und Kriegern und Frauen. Und der Abendwind vermischte sich mit dem Raunen, und trug es auf schnellen Schwingen über die Hügel, über die Felder, über die Heide bis hin zu den Bergriesen von Tetwa. Stärker tönte hier aus der breiten Brust der Bergwälder das Raunen und Rauschen, und es tönte beim Beugen und Biegen der Bäume wie ein Klage- und Sterbelied um die eine, welche die Geister riefen.

War es der Finger von feurigen Geisterhänden, der drohend die blitzenden Linien im schnellen Zickzack auf das nächtliche Himmelsgewölk zeichnete? —

Als das Festgelage zu Ende, bestimmte Jobe, der König von Tetwa, die Wachen.

(Fortsetzung folgt.)

Mit bischöflicher Genehmigung.

Nachdruck sämtlicher Beiträge und Erzählungen untersagt. Der Nachdruck aus den kleineren Nachrichten nur bei genauer Quellenangabe gestattet.

Alle Angelegenheiten betreffend Redaktion und Expedition sind zu adressieren an **Redaktion der ‚Maria Immaculata'; Hünfeld bei Fulda.**

Druck der Fuldaer Actiendruckerei, Fulda.

Maria Immaculata

Illustrierte Marien- und Missions-Zeitschrift

Organ des Marianischen Missions-Vereins

Herausgegeben von der deutschen Ordensprovinz der PP. Oblaten M. I.	XVI. Jahrgang Heft 11 · August 1909.	Verlag des Missionshauses St. Bonifatius Hünfeld b. Fulda.

Die Zeitschrift „Maria Immaculata" erscheint monatlich mit der Unterhaltungsbeilage „Freie Stunden" und der literarischen Beilage „Vom Büchertische". Preis pro Jahr Mk. 2.00 für Deutschland und Oesterreich; Mk. 2.50 fürs Ausland. Zu beziehen von dem Missionshause oder durch den Buchhandel

Anzeigenpreise: Die einspaltige, 55 mm breite Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg. Die ganze Seite von 128 Zeilen Raum Mk. 20.— Die halbe Seite Mk. 12.—

Vom Reisekoffer, der gern in die Missionen gewandert wäre.

Dichtung und Wahrheit.

IX. (Fortsetzung.)

„Niets from Germany", antwortete zum so- und sovielten Male Jim, der Briefträger, der aus dem Burenkriege einen zerschossenen Arm und einige Brocken Holländisch mitgebracht hatte, wenn P. Franz fast ungeduldig nach einem Brief aus Deutschland verlangte. Vor nicht langer Zeit nämlich hatte er eines Tages ‚Schluß' unter sein bogenreiches Manuskript gesetzt, dasselbe fein säuberlich eingepackt und mit einem Begleitschreiben, das Hand und Fuß hatte, einem deutschen Verleger zugesandt. Täglich erwartete er jetzt die Antwort.

Endlich kam sie. Sein Herz pochte um einige Grad stärker, als eines Mittags Jim einen großen Brief mit dem bekannten Firmenaufdruck und ein Paket hervorlangte, dann mit seinem Stummel von Zeigefinger darauf hinwies und „Niet is made in Germany" dazu grinste. P. Franz nahm die Schätze und verfügte sich auf sein Zimmer. Es dauerte ihm beinahe zu lange, ehe er den Umschlag zerreißen konnte, der ihn noch von der Lösung der wichtigen Frage trennte. Er las — und sein Gesicht bekam den müden gequälten Ausdruck der Enttäuschung. Mechanisch faltete er das Schreiben und trat ans Fenster. Den Kopf auf die Hand stützend, schaute er träumerisch hinaus auf die weite See, die heute wie alle Tage dalag. „Also alles umsonst," murmelte er, „da wird es wohl mit meiner Schriftstellerlaufbahn aus sein." Er trat wieder an den Tisch und las den Brief noch einmal langsam durch.

Hochwürdiger, sehr verehrter Herr Professor!

Wir beeilen uns, Ihnen hiermit ergebenst mitzuteilen, daß wir leider nicht in der Lage sind, Ihr Werk in unseren Verlag zu übernehmen. Nach sorgfältiger Prüfung durch unseren Sachverständigen sind wir der Ansicht, daß das Buch keine genügende Verbreitung fände, um auch nur die Herstellungskosten zu decken, vom Honorar ganz abgesehen. Sie verfügen über eine große Gelehrsamkeit, andererseits ist aber die Darstellung nicht eine derartige, daß sie die Aufmerksamkeit weiter Kreise wachzurufen im stande wäre. Wir möchten Ihnen raten, das Manuskript einige Jahre ruhen zu lassen und späterhin umzuarbeiten.

Mit bestem Dank für Ihr freundliches Anerbieten geht Ihnen hiermit die Sendung zurück.

In vorzüglicher Hochachtung ganz ergebenst

. . . . N. N.

Da klopfte es an die Türe. „Herr Pater, der Mann ist wieder da." — „Welcher Mann?" — „Der Deutsche, welcher vor einigen Monaten da war und bei Ihnen beichten wollte." Das Gesicht des P. Franz leuchtete auf. Er wollte einen Freudensprung machen, aber die Gegenwart des Bruders hielt ihn zurück. „Sagen Sie ihm, daß ich sofort komme, hören Sie, sofort." Eiligst faltete er das große Schreiben des Verlegers, warf es mit dem Manuskript seinem alten Freunde, dem Koffer, zu, der noch immer auf dem Schranke stand, und stürmte die Treppe hinunter.

„Hallo," brummte der Koffer, welcher durch den Stoß des Paketes aus seinen Träumereien unsanft erwachte, „dem soll ich wohl in meinem Innern wieder Einlaß und Ruhe gewähren! Wie viele Briefe und sonstiges Gekritzel liegt schon in mir begraben! Das ist ja zwar sehr ehrenvoll" — und dabei lachte er grimmig — „daß mein Herr mir eine solche Vertrauensstellung eingeräumt hat, aber für mich, dessen Busen von ganz anderen Plänen und Hoffnungen geschwellt wird, ist das noch weniger wie nichts, rein gar nichts. ‚Das Wandern ist des Koffers Lust,' ha, das ist meine Losung. Es ist Zeit, daß mein Herr das viele Studieren und Schreiben aufgibt, das macht ihn noch ganz rappelköpfisch. Was kann ihm denn daran liegen, was der ungetaufte Erzstoffel und uralte Heide Aristoteles gesagt und gelehrt hat. ‚Im Felde, da ist der Mann noch was wert.' In die Missionen soll mein Herr gehen, anstatt zu studieren, zu schreiben und diesen jungen Köpfen durch sein Eintrichtern die Freude am Leben zu vergällen. Er erreicht ja doch nichts, so sehr er sich auch abplagt. Hätte ich nur Flügel!" — Der Koffer seufzte tief und sein Selbstgespräch dauerte noch lange, während sein Herr damit beschäftigt war, eine arme verirrte Seele wieder zu Gott zurückzuführen.

Aufnahme Marias in den Himmel. Nach Guido Reni.

X.

Gleich in den ersten Wochen seines Aufenthaltes in England hatte P. Franz die Bekanntschaft eines deutschen Privatlehrers gemacht, der mit sich selbst und Gott zerfallen, an allem zweifelnd, nur nicht am Hunger- und Durstgefühl, ohne Halt und Ziel durchs Leben steuerte. P. Franz war es gelungen, mehr durch sein liebevolles, hingebendes Wesen als seine Beschlagenheit in theologischen Dingen die Glaubenszweifel zu verscheuchen. Er hatte ihm dann auch eine bessere Stelle verschafft. Jetzt galt es, den Schutt, der seit Jahren auf der Seele des Unglücklichen lagerte, fortzuräumen, damit die Gottestriebe wieder Luft und Licht und Sonnenschein erhielten und von neuem aufwärts streben konnten. Die Beichte dauerte lange, sehr lange, und als sie endlich fertig waren, strahlten beide vor Glück, der eine, weil er den Frieden gefunden und der andere, weil er ihn vermittelt hatte. P. Franz begleitete seinen Freund noch eine Weile bis ans Meer. „Es wird wohl Sturm geben," sagte dieser, „sehen Sie den weißen Gischt dort auf den Wellen, die in den Hafen hereinkommen? Gott sei Dank, daß ich den Sturm in meiner Seele bestanden und wieder den Kompaß des Glaubens gefunden habe. Aber auch Ihnen, der Sie wie ein barmherziger Samariter an mir gehandelt haben, meinen herzlichsten innigsten Dank; Ihnen verdanke ich nach Gott meinen Glauben. Sie haben etwas vom guten Hirten an sich; Sie sollten eigentlich Missionar werden. Da würden Sie Großartiges leisten." P. Franz schwieg einen Augenblick verlegen. „Wenn wir nur alle glücklich den Hafen erreichen, dann ist alles gut." Er reichte seinem Freunde die Hand und ging.

Gehobenen Mutes und freudig bewegt schritt er seinem Heim zu. „So eine Arbeit lobe ich mir; da bin ich in meinem Element." Sinnend blieb er stehen: „Mit armen sündigen Seelen muß ich in Berührung treten und nicht mit Gelehrten; in den Augen der Kranken, Schwachen, Verstoßenen möchte ich lesen, nicht in alten Folianten. Ja, das heiße Verlangen nach Glück und Frieden auch nur *eines* Herzens gestillt zu haben, nur *einer* Seele die ewige Seligkeit vermittelt zu haben, das geht mir über alles Lernen, Lehren und Schriftstellern." Erschreckt schaute er um sich, er hatte in seiner Erregung die letzten Worte halblaut vor sich hingesprochen. Aber er war ganz allein zwischen blühenden Gärten mit feingepflegten Blumenbeeten und herrlichen Alleen. P. Franz hatte jederzeit Zutritt zu diesen einsamen Stätten, mit ihren lauschigen Plätzchen, wo es sich so gut studieren ließ. Wie mancher hätte alles daran gegeben, hier leben und ungestört seinen Gedanken nachgehen zu können. Ihm kam dies Verlangen nie, heute beachtete er nicht einmal die erste Pracht des neuen Lenzes; er merkte auch nicht, daß sich ein starker Wind erhoben hatte und das anfänglich leise Rauschen der Meereswellen allmählich zum Sturmchoral heranwuchs.

XI.

Es dunkelte bereits stark, als P. Franz in sein Zimmer eintrat. „Heute will ich einmal früh schlafen gehen," sagte er nach dem Abendessen mit einem bedeutungsvollen Blick auf das Manuskript, das auf dem Koffer ruhte und ihm soviele kostbare Stunden geraubt hatte Sein Kopf war müde und bald suchte er sein Lager auf. Er schlief jedoch nicht lange. Die Kronen der Eschen, Ulmen, Platanen und Buchen begannen sehr bald zu ächzen und zu stöhnen unter dem Andrange eines Sturmes, wie er seit Jahrzehnten nicht mehr gewütet hatte. Die leichten Wände des Hauses zitterten bei jedem neuen Anprall der Windsbraut. Und erst das Fenster! Seine Scheiben klirrten wie jemand, dem vor lauter Angst die Zähne klappern. Hülfe! Hülfe! wimmert es eine Zeit lang und gibt dann ohnmächtig jeden Widerstand auf. Blitzschnell fliegen die beiden Flügel auf; nachdrängt der Feind in die gemachte Bresche und haust fürchterlich in der Festung, wie ein ergrimmter Riese; den Koffer, der noch soeben vom Reisen träumte, wirft er mit eiserner Faust von seinem hohen Standpunkt herunter, daß er glaubt, auf hoher See zu sein und bereits ein Wellengrab vor sich gähnen sieht. Zerknirscht bereut er es jetzt, so despektierlich von seinem Herrn geredet zu haben und sucht wenigstens die ihm anvertrauten Briefschaften unter Gewahrsam zu halten. Aber umsonst, ehe er sich versieht, sind dieselben bereits entführt und fliegen jetzt mitsammt den Blättern, die zu den lichten Höhen der Wahrheit geleiten sollten, im Zimmer herum, wie eine Schar entsetzter Hühner.

Erschrocken springt P. Franz auf, doch nur mit äußerster Anstrengung gelingt es ihm, das Fenster wieder zu schließen und zu verbarrikadieren. Während er sich im Schweiße seines Angesichts abmüht, sieht er wie im Hafen die Notsignale erglänzen und Alarmrufe ertönen, während das Nebelhorn in einem fort sein schauriges, langgezogenes ‚Hu' ertönen läßt. „Wahrscheinlich ist ein Schiff auf hoher See, das nicht herein kann oder gar am Scheitern," denkt er. „Das Rettungsboot muß flott gemacht werden. Sicherlich sind Menschenleben in Gefahr." Rasch kleidet er sich an und eilt die Treppe hinab. Das ganze Haus ist auf den Beinen. P. Franz erbittet sich von seinem Obern die Erlaubnis, an den Hafen gehen zu dürfen. Nur ungern gibt dieser seinem Drängen schließlich nach, verbietet ihm aber, sein Leben aufs Spiel zu setzen.

Sich dem Schutz des Himmels empfehlend, damit er nicht von den abgeknickten Aesten und herabsausenden Dachziegeln erschlagen wird, stürmt P. Franz vorwärts, dem Hafen zu. Als er dort anlangt, bleibt er eine Weile starr. Welch ein Bild! So hat er allerdings die See noch nie geschaut. Bis in die tiefsten Tiefen sind die Wassermassen erregt. Wie vom Geiste der Revolution erfaßt, wollen sie die Werke des Menschengeistes, der sie unterjocht hat, zerstören. Der breite Hafen-

damm mit dem Leuchtturm an der Spitze, alles aus mächtigen Quadern zusammengefügt, das ist der Gegner, den sie zuerst vernichten wollen. Da kommt gerade eine der Sturmkolonnen angefahren. Der Orkan heult das Kommando, weißer Schaum krönt die dunklen, von Wut verzerrten Häupter der Wellenrosse. Wie rasend stürmen ihre Riesenleiber auf die felsenfesten Granitblöcke ein. Umsonst! Die Quadern wanken nicht, und in gewaltigen Sprüngen saust die Sturmkolonne weit über ihr Ziel hinaus, hinaus über die Mauer, hinaus über den Leuchtturm, um dann ohnmächtig zusammenzubrechen. Ihre Schaumkronen zerschellen, und die Reste der stolzen Angreifer gleiten hinab an den höhnenden Felsblöcken, hinab in die alles verschlingenden Tiefen. Und so wütet in einem fort ohne Ruh und Rast der wilde Aufruhr der Elemente. Glücklich diejenigen, welche vom sicheren Damme aus dem grausigen Schauspiel beiwohnen können, aber wehe der armen Besatzung draußen auf dem Kauffahrteischiff, das keinem Steuer mehr gehorcht und wie eine Nußschale umhergeschleudert wird, während daheim bleiche Frauen händeringend auf den Knien liegen und die Kleinen sehnsüchtig nach dem Vater spähen!

XII.

P. Franz sieht, wie das Rettungsboot, ein mit gepreßter Luft gefülltes Segelschiff, von seinem Gerüste in die tosenden Fluten hinabgelassen wird. Die Matrosen, in ihren geölten Kleidern und den großen Schwimmgürteln, haben schwere Arbeit vor sich; es gilt nämlich, die Segel je nach Bedarf zu setzen, zu pressen und zu bergen. Das Boot, welches in Zickzacklinien aus dem Hafen steuert, muß vor dem Anstoß an den Hafendamm bewahrt werden, das würde augenblicklichen Untergang bedeuten. Mehr als einmal wird das Fahrzeug auf die Mauer zugetrieben, die Seebären suchen dann durch ihr Geschrei das Heulen des Sturmes noch zu überbieten, jeder schreit dem andern und den auf dem Damme befindlichen zu, nur der Kapitän bleibt ruhig und behält die volle Geistesgegenwart. Endlich steuern sie zum Hafen hinaus auf die offene See, begleitet von den Wünschen und Gebeten der ängstlich am Ufer Harrenden.

Zwei lange Stunden vergehen in banger Erwartung. P. Franz ist halb durchnäßt von den Sturzwellen, aber er harrt getreulich aus. „Vielleicht," denkt er, „ist unter den Heimkehrenden einer, dem meine Hülfe erwünscht ist. Endlich steuert das Rettungsboot wieder in den Hafen hinein und langsam kommt es, von tausendstimmigen Bravorufen begrüßt, der Landungsstelle näher. P. Franz drängt sich an die Mannschaft, die im Triumphe empfangen wird, näher heran. Da hört er, wie der Kapitän sagt: „Es war höchste Zeit, daß wir ankamen, die ‚Empreß-Viktoria' ist auf ein Riff aufgefahren und der Vordersteven abgebrochen, jetzt liegt alles unter Wasser." — „Haben Sie alle retten

können, Herr Kapitän?" — „Gott sei's gedankt ja, wir haben die ganze Bemannung hereingebracht, sie sind totmüde, aber auf den Beinen, nur einer ist verunglückt, fiel beim Segelbergen von der Vorobermarsrahe. Der Kerl ist aber leider selbst schuld daran, weil er dem Whisky zu sehr ergeben war. Und was das Schlimmste ist, er hinterläßt Frau und Kinder. Da bringen sie ihn ja gerade."

Mit unendlicher Mühe wurde auf Ruder- und Segelstangen der verunglückte Matrose aus dem Boot auf den Damm emporgehoben und weitergetragen. P. Franz folgte den Trägern dicht auf der Ferse. „Schwere innere Verletzungen," konstatierte der herbeigerufene Arzt. „Er hat nur mehr eine halbe Stunde im besten Falle. Wenn Sie, Hochwürden, warten wollen, vielleicht kehrt das Bewußtsein für einige Augenblicke wieder. Eigentlich kann ich nicht begreifen, wie der Mensch es so lange ausgehalten hat." Am Ufer, im Angesicht des schäumenden Meeres, wird der Verunglückte von Kameraden auf weichen Rasen gebettet. P. Franz kniet neben ihm nieder und harrt in banger Sorge, ob sich das blutunterlaufene Auge noch einmal öffnen wird. Er betet, und die Minuten erscheinen ihm wie eine Ewigkeit. Da ergießt sich aus dem Munde des Unglücklichen ein Strom schwärzlichen Blutes; dann öffnet er langsam die Augen und blickt wirr um sich. „Whisky," murmelt er, „Whisky, Durst, Durst." P. Franz hebt den schwer blutenden Kopf des Armen ein wenig in die Höhe und flößt ihm einen stärkenden Trunk ein. Das scheint ihm neue Kräfte zu geben. Verwundert blickt er wieder um sich. „Patrick," beginnt jetzt P. Franz milde und streicht ihm die wirren, mit Blut verklebten Haare aus der Stirn, „Patrick, es steht nicht gut mit Euch — der Arzt sagt, der Sturz sei fatal — bedenkt, Ihr müßt vor Gott, den ewigen Richter, treten." — „Sterben? Ich will nicht sterben." — „Gott ist barmherzig, er ist die Barmherzigkeit selber. Er hat auch einen Priester zu Euch gesandt." — „Nicht — sterben — noch — noch — nicht — sterben," wimmert mit gebrochener Stimme der Sterbende.

P. Franz hält den immer schwächer gehenden Puls in seiner Hand. Seine eigenen Pulse fliegen fieberhaft, einen Augenblick erhebt er sich aus der gebeugten Stellung und schöpft tief Atem. Wie er hilfesuchend um sich schaut und nur einen Wärter in seiner Nähe sieht und die See, welche mit ungeminderter Heftigkeit tobt, da kommt ihm die menschliche Schwäche ganz zum Bewußtsein. Das rasende Meer, das unaufhörlich neue Wellenberge entsendet, erscheint ihm jetzt wie die Hölle, die alle ihre Macht aufbietet, um eine unglückliche Seele zu verschlingen. Da bietet auch er all die Macht der Liebe auf, die in einem gottgeweihten Priesterherzen lebt. „Gedenke, o süße Jungfrau Maria, o Meeresstern, wie es noch nie erhört wurde, nein, noch nie . . . ." Er beugt sich nieder über den Sterbenden, benetzt ihm Stirn und Lippen mit einer scharfen Essenz und gibt ihm nochmals einen

stärkenden Trunk. Das hat den gewünschten Erfolg Patrick öffnet wieder die Augen und heftet sie auf das ihm dargehaltene Kreuz. „Patrick, Ihr bereut Eure Sünden, nicht wahr?" — Der Sterbende versucht zu nicken — „aus ganzem Herzen — ganz leise, fast unmerklich bewegen sich die Lippen — alle, alle Sünden." Da hebt sich krampfhaft der ganze Körper, die Rechte tastet nach dem dargehaltenen Kreuze. P. Franz legt es an seine Lippen und überirdische Freude erstrahlt aus seinen Zügen, wie er seine Hand hebt, das Zeichen des Kreuzes macht und die erlösenden Worte spricht: „Ego te absolvo — ich spreche Dich los von Deinen Sünden." Patricks Mund haucht noch etwas von Frau, Kindern, Verzeihung, dann macht ein jäher Blutstrom seinem Leben ein Ende.

XIII.

Totmüde schleppt sich P. Franz heimwärts und doch fühlt er in seinem Herzen ein Glück, das er noch nie verkostet hat. „Gerettet, gerettet", jubelt es in einem fort in seiner Seele, er hört nicht mehr das wilde Rauschen der Fluten und das schreckliche Heulen des Sturmes, nur eins: „Gerettet in letzter Stunde!" In seinem Zimmer liegt noch alles bunt durcheinander, er rafft die zerstreuten Blätter seines Werkes und die Briefschaften auf, stellt den Koffer, der jetzt zerknirscht alles mit sich geschehen läßt, auf den Tisch und will alles wieder ordnungsgemäß in seinem ‚Archiv' unterbringen. „Da liegt ja auch der Brief des Generalobern, auf den ich immer noch nicht geantwortet, weil ich bislang das rechte Wort nicht finden konnte". Und es liegt da auch noch die Antwort auf den anderen, den er vor seiner Obedienz an denselben Obern geschrieben, um ihm seinen Herzenswunsch betreffs der Missionen mitzuteilen. Er muß dieses Schreiben wieder lesen: „Warten Sie noch etwas, beten Sie, prüfen Sie Ihren Beruf noch und wenn er standhält, dann kommen Sie später noch einmal wieder." — „Ja, ja, ich komme schon wieder," ruft er freudig aus, „heute komme ich wieder, ich fühle es, mein Beruf ist mir in den letzten Tagen klar und unzweideutig geoffenbart worden; in die Missionen weist mich Gottes Finger." Und gleich setzt er sich hin und schreibt einen langen Brief, einen heißen Brief an seinen Generalobern. Neben ihm steht der Koffer und denkt: „Ach, wenn ich doch lesen könnte, was mein Herr jetzt schreibt!"

(Schluß folgt.)

Ein denkwürdiger Tag.

Von P. Alois Rieger O. M. I., Midellawita (Ceylon).

Schon ist seit dem vorliegenden Ereignis ein Jahr verflossen, aber die Erinnerung daran ist in meinem Gedächtnisse unverwischt geblieben. — Ich hatte eben 8—9 Meilen zu Fuß zurückgelegt bei einer erdrückenden Sonnenhitze, mit einem Anfang von

Abreise für einen Versehgang. (Ceylon).

Fieber und — mit neuen Schuhen. Folge davon: Zerschundene Füße mit großen Blasen, erhöhtes Fieber mit einem schrecklichen Husten, und obendrein kam die Nachricht, daß drei Personen auf ganz entgegengesetzten Punkten meiner Mission schwer krank darniederlägen und nach meinem Beistand verlangten. Die Nacht brach herein. Sich ohne Führer während der Nacht in diese Schluchten hineinwagen ist ein

Ding der Unmöglichkeit. Also warten bis morgen. Ich verbrachte eine unruhige Nacht im Fieber und stand schon am frühen Morgen bereit, die hl. Messe zu lesen. Eine hierzulande verhältnismäßig kühle Temperatur (wir sind im Dezember und haben Nordwind), verbunden mit starkem Tau sind keineswegs geeignet, das Fieber abzuschwächen. Meine armen Füße waren auch nicht geneigt, in die Schuhe zu schlüpfen und die Blasen daran schmerzten mich sehr. Hinkend schleppte ich mich an den Altar, wo ich jede unnötige Bewegung vermied. Nach der hl. Messe erschien ein Bote mit der Nachricht: „Pater, 5 Meilen von hier liegt ein Greis schwer krank, es ist nicht mehr viel Hoffnung für ihn; du mußt kommen und ihm die letzte Oelung geben." „Gut", sagte ich, „ich werde gleich das Hochwürdigste Gut holen, dann gehen wir." — Während ich die nötigen Vorbereitungen traf, kam ein anderer: „Pater, eine Meile von hier liegt ein 13jähriges Kind am Sterben; komme recht schnell und bring ihm die letzte Oelung." Ich verglich die Richtung des Weges und fand, daß ich nur einen kleinen Umweg von einer Meile machte, wenn ich erst das Kind aufsuchte und von da zu dem kranken Greise ging. Ich nahm also 2 hl. Hostien mit, und bald humpelte ich fort über steinige, dornige Pfade, durch Dschungeln und Lichtungen, bis ich die Hütte des sterbenden Kindes erreichte. Das Fieber hatte das arme Kind stark mitgenommen. Ich bereitete es vor, so gut die Umstände es erlaubten, gab ihm die Lossprechung, die hl. Wegzehrung und die letzte Oelung mit dem Ablaß in der Todesstunde. — Einige Tage später starb das Kind.

Bis jetzt ging noch alles ziemlich gut. Die Sonne schien nicht zu heiß, und der Weg war erträglich. Jetzt begann eine viel schwierigere Strecke. Der Weg führte über angeschwollene Flüsse. Vorsichtshalber nahm ich zwei Männer mit, im Falle das Wasser den Weg überschwemmt hätte. Meine Befürchtung bewahrheitete sich, gleich zu Beginn hatte die Regenflut unsern Weg (einen schmutzigen Fußpfad) unter Wasser gesetzt. Die zwei Männer trugen meine kleine Persönlichkeit auf die andere Seite des Wassers. Auf einem schmalen aufgeworfenen Erdstreifen, einem kleinen Damm, ‚pire' genannt, der gerade breit genug ist, um den Fuß darauf zu setzen, ging es weiter. Zu beiden Seiten dehnen sich unter Wasser stehende Reisfelder aus. Das Schlimmste aber sollte noch kommen. Plötzlich sehen wir unsern Pfad (Damm) durch eine reißende und tiefe Strömung unterbrochen. Ein querliegender Kokosstamm ohne Stütze und Geländer vertritt die Stelle einer Brücke. Der Anblick könnte einen schwindlich machen. Ueber ein Brett maschieren, geht noch; aber wie über einen runden glatten Baumstamm, von nur 15—17 cm Durchmesser hinüberkommen, während auf beiden Seiten ein strudelnder und gurgelnder Abgrund gähnt? „Gott sei Dank, du hast in deiner Jugend Turnen gelernt und bist kein Fremdling mehr in diesem Lande, sonst könntest du kapitulieren", so

dachte ich. Also herzhaft hinüberbalanziert! Drüben ging es weiter unter beständigem Hinken durch Wasser und schmutzigen Schlamm. Endlich wird der Weg etwas gangbarer. Meine Begleiter verschaffen sich einen Wagen und mit dem Rufe dach, dach, zat, zat, treiben sie die Ochsen zum Ziehen an. Nach einstündiger Fahrt langten wir endlich an der Hütte des guten Alten an. Es war Zeit, der Todesengel stand schon vor der Türe. Beichte, Kommunion, letzte Oelung, Vollkommener Ablaß, alle Wohltaten unserer hl. Religion tröfteten und

Schulkinder von Vankalai. (Ceylon.)

stärkten den guten Greis. Er hatte nur noch auf diese Hilfe gewartet, nun konnte er getrost seine Seele seinem Schöpfer zurückgeben. Noch an demselben Tage starb er. „Welch ein schöner, verdienstreicher Tag", dachte ich, „der läßt einem das bischen Weh an den Füßen vergessen." — Schon rüstete ich mich zur Heimkehr, denn der heiße Mittag nahte heran; da benachrichtigte man mich, daß im Nachbardorf eine arme, halbblödsinnige Kranke nach meinem Beistand verlange. Ich ging also dorthin, hörte ihre Beichte und erteilte ihr die letzte Oelung. Dann ging es wieder auf den Heimweg. Die Hitze wurde empfindlicher, das Fieber stieg immer mehr mit dem Husten, und die Füße drohten den Dienst zu versagen, als ich den Fluß wieder überschritt. Es galt nicht nur zu maschieren, sondern auch eine Reihe von Gräben zu über-

springen, dazu warf eine Glutsonne ihre Strahlen wie flüßiges Blei auf mich herab, und auch mein armer Magen klagte über ungerechte Behandlung. Endlich gegen ½2 Uhr gelangte ich in meiner Mission wieder an, in Schweiß gebadet, buchstäblich abgeschunden und völlig erschöpft.

Kaum hatte mich mein kleiner Meßdiener bemerkt, so sagte er auch schon: „Pater, in einem Dorf, zwei Meilen von hier, ist noch jemand schwer erkrankt." „Gut", sagte ich zu mir selbst. Aber was beginnen? Pflicht bleibt Pflicht; ich werde also noch heute abend hingehen, koste es was es wolle.

Ich nahm etwas Nahrung zu mir ohne jeden Appetit, dann ruhte ich ein wenig, bis die Schulkinder ankamen; denn es war Mittwoch, der für den Religionsunterricht bestimmte Tag. Selbstredend war diese Unterrichtsstunde auch gerade keine Erholung. Dann nahm ich abermals das Hochwürdigste Gut, um dem besagten Kranken die letzten Segnungen unserer hl. Religion zu überbringen. Der Weg glich genau dem am Morgen: überall Schmutz, Schlamm und Wasser. An einer Stelle war die provisorische Brücke aus Altersschwäche eingestürzt, und die Leute mußten mich auf die Schultern heben, um mich ans andere Ufer des Flusses hinüberzubringen. Nachdem ich wohl eine Stunde lang gehumpelt war, kam ich endlich bei der Wohnung des Kranken an. Es war ein guter Alter, der, fast ganz taub und blind, kaum noch einen Lebenshauch in sich zu haben schien. — „Großvater", so wandte ich mich an ihn, „bist du sehr krank?" — „O ja, Pater, es geht zu Ende." — „Dann will ich dir die letzte Oelung und die hl. Wegzehrung geben?" — „O ja, Pater, du mußt mir diese Sakramente geben, sonst geht es nicht." — Ich bereitete ihn also vor so gut es ging, und auch er tat sein Möglichstes, um die hl. Wegzehrung recht würdig zu empfangen. Dann spendete ich ihm in Gegenwart seiner Enkel und Urenkel die hl. Sterbesakramente. Kaum hatte er die hl. Kommunion empfangen, so rief er laut: „Ach, jetzt bin ich gesund, der liebe Gott hat mich gesund gemacht!" Und wirklich hörte er jetzt viel besser wie vorher. — Noch heute lebt dieser gute Alte, und betet seinen Rosenkranz vom frühen Morgen bis zum späten Abend. — Für diese Gunstbezeugung Gottes erdulde ich gern ein wenig Schmerz an den Füßen.

Aber das war doch nicht alles: noch stand die Rückkehr bevor. Infolge des vielen Schweißes schien sich das Fieber etwas gemindert zu haben; aber die Füße! O weh, die Füße! Auf meinen Stock gestützt machte ich mich wieder auf den Weg und humpelte weiter. Es war zum Erbarmen. Ein Glück, daß die Schatten der Nacht mein Elend ein wenig verhüllten! Aber ach, ich mußte marschieren, zu Fuß, und dazu auf einem steinigen Pfade, den die Wasserfluten zerrissen und ausgehöhlt hatten! Mit unsäglicher Mühe und mit Hülfe meines Stockes langte ich endlich wieder zu Hause an, und dankte Gott auf

den Knien, daß der Tag vorüber war. In Wahrheit für mich ein denkwürdiger Tag! Ich brauchte ihn nicht ins Tagebuch einzutragen, denn ich werde ihn nie vergessen. Und dann habe ich noch gar nicht gesprochen von der schrecklichen Nacht und dem Morgen, die auf diesen Tag folgten! Zum Glück wurde in den drei folgenden Tagen niemand krank. Bis zum nächsten Versehgang hatte das Fieber nachgelassen, und auch die Füße waren zum Gehen wieder besser aufgelegt. —

Hier hast du, lieber Leser, einen Einblick in das Leben eines ceylonesischen Missionars. Ohne Zweifel reicht dasselbe nicht an die Entbehrungen unserer Mitbrüder im hohen eisigen Norden heran. Immerhin halte ich aber auch dieses unser Leben für geeignet, uns eine schöne kleine Krone im Himmel zu verdienen. — Und zum Schlusse noch eins: Wer kauft mir ein Pferd, um auf meinen schweren Missionsreisen besser und leichter voranzukommen?

Unsere Schule.

Von Bruder Wilhelm, St. Josef (Apost. Vikariat Mackenzie).

I.

Im Januar 1909.

„Ich schäme mich öfters," so schreibt unser Spezialkorrespondent aus der St. Josefsmission am Großen Sklavensee (Apost. Vikariat Mackenzie) an eine Wohltäterin in Deutschland, „wenn ich so höre und sehe, was die guten Leute in Deutschland alles für die Missionen tun. Dementsprechend sollten wir Ordensleute nicht aufhören, Tag und Nacht zu arbeiten, um die Seelen unserer lieben Indianer zu retten. Aber auch hier gilt das Wort: „Der Geist ist zwar willig, aber das Fleisch ist schwach." Das soll nicht besagen, daß wir die Hände in den Schoß legen. O nein; aber es ist so schwer, all die Hindernisse zu überwinden, die sich uns in den Weg stellen.

Nehmen wir ein Beispiel: unsere arme Schule. Seit 3 Jahren sind wir daran, ein großes Schulhaus zu bauen, und noch immer ist es nicht fertig. Vorigen Herbst bekamen wir es mit knapper Not unter Dach. Wie froh waren wir in der sicheren Hoffnung, daß wir während des Winters am Innern würden arbeiten können. In diesem Falle wäre die Arbeit soweit vorangeschritten, daß die Schwestern mit den Kindern im nächsten Herbst hätten einziehen können. Alles ging gut bis Weihnachten. Da setzte der Winter in seiner ganzen Strenge ein. Eine Kälte, ein Schneegestöber, wie selbst die ältesten Indianer sich nicht erinnern können. Die liebe Sonne verschwand jetzt ganz und gar. Unsere kleinen Fensterchen waren so dick zugefroren, daß wir eigentlich zum Mittagessen die Lampe hätten anstecken müssen. Weil aber der

Weg zum Munde ein bekannter, das Petroleum aber sehr teuer ist, so machten wir das Geschäft im Dunkeln ab. Aber die Arbeit!

Unser Neubau liegt eine halbe Stunde von unserer alten Mission entfernt. Es braucht Zeit, um das Haus des Morgens so zu heizen, bis man überhaupt ein Geschirr anfassen kann. Die Folge ist, daß wir selbst im Innern die ganze Zeit in Fausthandschuhen und Pelz arbeiten müssen. Wir hoffen immer noch, das Wetter werde sich ändern. Heute aber haben wir schon den 24. Januar und noch immer dieselbe ungünstige Witterung. Geht es so fort, so wird es bald am nötigen Brennholz mangeln. Glücklicherweise hat uns der liebe Gott vorher die Speisekammer gut gespickt, wenigstens mit Fleisch und Fisch. Die Kartoffeln freilich sind alle in der Erde erfroren.

Nach Weihnachten ging eine ganze Karawane mit ihren Hundeschlitten auf die Jagd. Da aber fiel gerade die große Kälte ein. Die armen Leute hatten sehr zu leiden. Einigen fiel vor Kälte das Gewehr aus den Händen. Vielen erfroren die Finger und auch das Gesicht. Niemand konnte nachts vor Kälte schlafen. Das große Feuer mußte beständig unterhalten werden. Von den 37 Hundeschlitten kehrten 17 schon nach wenigen Tagen zurück. Einer der Leute kam zur Mission und fragte den Pater, wie viele Grad Kälte es eigentlich während der vorausgehenden Tage gewesen seien. „54 Grad Fahrenheit unter Null," war die Antwort. „Eh'," meinte der Mann, „wenn das so vorangeht, dann muß die Erde bald vor Kälte bersten." Nun, geborsten ist die Erde bis jetzt noch nicht; aber die Kälte dauert noch immer fort; ja sie nimmt noch zu. Keine Feder vermag dieses Wetter zu beschreiben, wie wir es letzte Wochen hatten. Ein Schneegestöber, ein Wind und eine Kälte, daß man keine Handbreit vor sich sehen, überhaupt die Augen gar nicht offen halten konnte. Alle Geister der Hölle schienen losgelassen. Man konnte nicht ruhig schlafen, denn unser Häuschen wackelte wie eine Wiege, und der Wind heulte wie ein Eisbär. Des Morgens war alles Wasser in Schüsseln und Eimern zu einem Eisklumpen gefroren. Vor der Haustür lag der Schnee so hoch, daß wir einen Tunnel graben mußten um herauszukommen. Bei den Schwestern drüben konnte man über den Schnee hin geradewegs durchs Fenster ins zweite Stockwerk gelangen. Die unteren Fenster waren fast alle im Schnee begraben. Wehe den Reisenden in diesen Tagen! [1])

II.

St. Josef, am 20. Februar 1909.

Es geht hier in letzter Zeit recht sonderbar zu. In unserer Mission herrscht zur Zeit eine ansteckende Krankheit. Glücklicherweise haben wir seit dem letzten Sommer einen Arzt hier, der sich aus reiner Nächstenliebe für die armen Wilden aufopfern will. Trotz seiner An-

[1]) Kathol. Missionen, Juni 1909, S. 212.

ſtrengungen mäht der grauſame Schnitter rechts und links ohne Erbarmen ſeine Opfer nieder. Seitdem die Miſſion beſteht, hatten wir nie ſoviel Menſchenleben zu beklagen. Anfangs glaubte der Doktor, die Krankheit ſei nur ein leichtes ungefährliches Fieber. Doch es dauerte nicht lange, bis der Pater in ein Haus gerufen wurde, wo

Häuptling der Indianer vom Stamme der ‚Hunderippen' (Vikariat Mackenzie).

der Mann am Sterben lag. In derſelben Nacht mußte der Miſſionar noch zweimal denſelben Weg gehen und zu demſelben Hauſe. Da bot ſich ihm denn ein trauriges Bild dar. Die arme Frau war vor Schmerz faſt wahnſinnig geworden, denn in einem Winkel lag ihr Mann, jetzt tot, in einem anderen ihre Mutter, ebenfalls eine Leiche; ihre Schweſter hatte gerade noch Zeit, die hl. Wegzehrung zu empfangen, alſo drei Tote in einem Hauſe, an ein und demſelben Tage!

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Krankheit unter unseren Indianern. Der Doktor erklärte jetzt die Sachlage für sehr ernst und ordnete Vorsichtsmaßregeln an, da auf unserer Station kein Agent der Regierung wohnt. Seine erste Sorge galt unserer kleinen Schule. Die Kinder wurden von allem Verkehr abgeschnitten, auch die Eltern fanden keinen Einlaß mehr, selbst der Arzt stellte seine Besuche ein. Er berichtete aber dem Pater getreulich jeden Morgen auf der Station über den Verlauf der Epidemie und gab die Namen der Kranken an. Heute morgen wurden wiederum, schon vor der heiligen Messe, zwei Opfer zu Grabe getragen. Die Zahl der Kranken scheint mit jedem Tage zu wachsen. Einige verlieren sofort die Besinnung und gehen so ohne die Tröstungen der heiligen Religion hinüber in die Ewigkeit; wiederum eine Warnung für uns, stets bereit zu sein. Am letzten Sonntag hatten wir auf der Station kein Hochamt, nur eine stille hl. Messe, damit die Leute so wenig als möglich miteinander in Berührung kämen. Die Kinder wurden überhaupt nicht zugelassen, natürlich auch die unsrigen mit den Schwestern nicht. Letztere verehren eifrig den hl. Rochus, damit er der Krankheit den Zugang versperre. Bis jetzt ist auch noch kein Kind unserer Schule krank geworden. Möge das Gebet der Kleinen auch für die übrigen Bewohner unserer hartgeprüften Mission St. Josef Schutz und Befreiung erflehen, sonst gehen wir einem traurigen Schicksale entgegen.

Mit dem Zeitlichen hat uns der liebe Gott diesen Winter gut versehen. Ungefähr 6—7 Tagereisen von hier waren ganze Herden von Renntieren angekommen. Diese Tiere haben schnelle Beine, aber unsere Wilden sind gewandte Jäger. Freilich das Fleisch des Karibu ist nicht sehr bedeutend, eine einzige Familie ißt oft in einem einzigen Winter mehr als 400 dieser Tiere. Unser tägliches Brot bilden immer noch die Fische, wenn wir auch jetzt die Missionen mit Mehl verproviantieren können. Im Vikariate Athabaska ist der Fisch das hauptsächlichste und häufigste Gericht. Auf der Station St. Isidor am Fort Smith ist er dagegen seltener, auch hier in St. Josef können wir nicht genug fangen, wenn wir damit unsere Schüler unterhalten sollten. Da schickt uns denn der liebe Gott von Zeit zu Zeit eine Herde von Renntieren. Es kostet zwar viel Mühe, diese großen Fleischladungen von weit her zu holen; eine derartige Reise dauert immer 6—7 Tage und der allein weiß, was das bedeutet, der es selbst mitgemacht hat. Für den lieben Gott ertragen wir es aber leicht und gern, besonders wenn wir an die unschuldigen Kinder denken, die ohne die Mission an Leib und Seele zu Grunde gehen würden.

Ein Stein liegt uns aber immer noch auf dem Herzen: Was wird geschehen, wenn die Renntiere einmal ausbleiben? Das kann demnächst eintreten, weil die Tiere in den letzten 3 Jahren so überaus zahlreich waren. Fische können wir, wie ich schon gesagt habe, in ge-

nügender Anzahl hier nicht fangen. Da müßten wir denn eine Anzahl Kinder fortschicken. Aber wohin? Nach Hause zu ihren Eltern? Aber die meisten haben keine Eltern mehr, und die übrigen würden mit ihren Eltern hungern. Um dieser eventuellen Not vorzubeugen, müßten wir hier, wie weiland der ägyptische Josef, eine Vorratskammer anlegen für die mageren Jahre, nämlich eine gute Portion Mehl, Erbsen, Speck usw. aufstapeln. Das ist schon lange der Plan unseres Apostol. Vikars. Aber ein Unterschied besteht zwischen uns und den Vorratsspeichern

Schule der Schwestern. Station St. Josef am großen Sklavensee.

des ägyptischen Josef. Der brauchte nur den Ueberfluß der 7 fetten Jahre zu sammeln, hier haben wir überhaupt keine fetten Jahre, wir leben fast nur von der Mildtätigkeit unserer Freunde in Europa. Unser hochwürdigster Herr Bischof ermutigt mich immer dazu, den Lesern der Maria Immaculata dies Anliegen recht warm ans Herz zu legen. Es wäre doch gar zu traurig, wenn wir durch die Not gezwungen würden, so arme unschuldige Kinderseelen, die sich bei den Schwestern glücklich fühlen, wiederum sich selbst und allen Gefahren leiblicher und geistiger Not zu überantworten. Das Gebet dieser Kleinen und ihrer Schutzengel wird sicherlich Gottes Segen auf die Wohltäter unserer Schule herabziehen.

Wie mancher würde uns einen großen Dienst leisten, wenn er von Zeit zu Zeit auf ein kleines Vergnügen verzichten könnte. Ich

denke da gerade an die Zeit, wo ich noch Mitglied des Gesellenvereins von E... in Westfalen war; habe dort einen Gesellen gekannt, der einer Missionspredigt beiwohnte und dabei vom Mitleid beim Schopf gepackt wurde, so daß er sich nicht anders zu helfen wußte, als das Zehnpfennigstück, welches schon für ein Glas Bier bestimmt war, aus der Westentasche hervorzulangen und auf den Teller zu legen. Wie erstaunte ich aber ein Jahr später, als der nämliche Geselle vom Verein Abschied nahm und in dieselbe Genossenschaft eintrat, welcher der Missionar angehörte, der die Predigt gehalten hatte. Ich will nun keineswegs behaupten, daß er sich seinen Beruf erkauft hat, aber sicherlich hat ihm das Glas Bier, welches er nicht getrunken hat, viel Segen gebracht. Ich weiß es, und wer mir's nicht glauben will, der probier's selber.

Missions- und Friedensbilder aus Südafrika.

3. Die Kreuzschwestern im Basutolande.

Unter der ehrw. Mutter Maria Theresia, welche im November 1906 als Provinzialoberin nach Südafrika kam, überschritten die wackeren Kreuzschwestern die Drackensberge, um auch im Basutolande ihre erfolgreiche Tätigkeit zu eröffnen. Von den Anfängen derselben erzählt uns ausführlich ein Brief der ehrw. Schwester Theresia aus der St. Gabriel-Mission unter dem Datum vom 21. März 1909:

„Nach Afrikas Gefilden, hin über's weite Meer,
Vom Heimatland, dem milden, die Reis' war weit und schwer."

Das war der Anfang eines langen Gedichtes, das ich schon als Kind auswendig gelernt hatte und dessen Inhalt ich nie vergessen konnte. Immer und immer wieder hallte es gleichsam in meiner Seele: „Nach Afrika's Gefilden", bis ich endlich im Jahre 1895 von meinen teuren Ordensobern die langersehnte Erlaubnis erhielt, selbst als Missionsschwester ausziehen zu dürfen, und zwar „nach Afrika's Gefilden". War das ein Glück! Und dieses Glück ist seither nicht kleiner geworden, wohl aber größer, namentlich seit ich im Basutolande bin.

Bald ist's ein Jahr, seit der vierzehnspännige Ochsenwagen vor unserem Provinzhaus in Aliwal North mit all dem Notwendigen zum Beginne einer Mission beladen wurde, und letztlich und endlich schlüpften die lieben Schwestern Zita, Saloma und meine Wenigkeit in das kleine Gezelt hinten am Wagen, das nun für 8 Tage und 8 Nächte unser wanderndes Klösterlein sein sollte. Wohl war die Reise mit vielen Strapazen verbunden, aber das erhöhte nur unseren Mut, sagt ja auch das Sprichwort: Wahre Liebe lebt von Opfern. Je näher

unserm Ziele, desto schöner die Umgebung, desto höher die Berge mit ihren Spitzen und Kuppeln, desto zahlreicher die murmelnden Bächlein und muntern Wasserfälle. Was aber diesem sonst so herrlichen Lande abgeht, das ist der Schmuck der Wälder und der Wiesen. — Am 8. und letzten Tage unserer Ochsenwagenreise durften wir wegen der gefährlichen Wege nicht mehr im Wagen bleiben. Zu Fuß eilten wir voran bergauf und bergab für fünf ganze Stunden. Da kam zu unserer größten Freude der hochw. Pater Thomas zu Pferd daher, begleitet von einem Mosuto, der für uns drei Schwestern drei gesattelte Pferde mit sich führte. So vertauschten wir schnell den demütigen Ochsen-

Basutohäuptlinge zu London. Februar 1909.
Die Namen der Häuptlinge sind: Seeiso, Moyela, Leschoboro und Masupa.

wagen mit dem ‚Hoch zu Roß' und trappten ganz gemütlich voran, bis sich vor unsern Blicken ein gewaltiger Abgrund öffnete. Für einige Augenblicke waren wir nicht zu überzeugen, daß es möglich sei, zu Pferd diese jähe Bergwand hinunterzusteigen in die grausige Tiefe und dann wieder den beinahe senkrechten steinigen Abhang hinauf. Endlich ‚glaubten' wir an die Sicherheit und Gewandheit der Basuto-Ponies, wie man selbe uns pries, und wirklich, wir waren erstaunt, wie diese Tiere mit der größten Sorgfalt von Stein zu Stein, von Fels zu Fels sich gleichsam jeden sichern Fußtritt aussuchten. Wir hatten nichts anderes zu tun, als fest im Steigbügel zu stehen und den Zügel lose zu halten. Nach zweistündigem Ritt kamen wir wohlbehalten in St. Gabriel an.

Der apostolische Präfekt, Hochw. Pater Cenez, war von Roma hierhergekommen, uns zu begrüßen und persönlich uns in die Mission einzuführen. Der erste Besuch galt selbstverständlich dem lieben Heiland im armen Missionskirchlein, wo wir uns und unser ganzes zukünftiges Wirken im Missionsfelde in die Tiefe der Liebe und Erbarmung des göttlichen Herzens im heiligsten Altarssakramente versenkten. Immer und immer wieder muß ich sagen: was ist es doch Herrliches um die Einheit der katholischen Kirche! Daß doch wir Katholiken unser Glück so recht erfaßten! Hier bin ich im armseligen Gotteshäuschen, das als Fußboden nur die Mutter Erde und als Decke nur ein altes Blechdach aufweist. Dessen ungeachtet sind wir unendlich glücklich, wir sind daheim. Der liebe Heiland ist da, täglich erneuert er das Opfer am Kreuze in der hl. Messe, täglich gibt er sich uns zur Speise in der hl. Kommunion. Wie oft gedenken wir da in frommer Fürbitte unserer Gönner und Freunde im lieben Heimatlande.

St. Gabriel war also abends 4 Uhr erreicht, und da wir seit morgens früh nichts mehr genossen hatten als eine kleine Tasse Thee, waren wir sehr froh, als der hochwürdige Apostolische Präfekt uns bedeutete, daß das ‚Mittagessen' bereit sei. Wie wir lachten, als die Türe des ‚Speisesaales' sich öffnete. Letzterer war so etwas wie eine Gerümpelkammer. Auf einem Tische, der wohl Nägel und Hammer, aber niemals einen Hobel gesehen, stand ein dreibeiniger, rußiger Topf. In demselben hatten sich uns zum Troste, Suppe, Fleisch, Kartoffeln und Kürbisse zur kräftigen Mahlzeit vereinigt. Nun wurden uns die anderen Räumlichkeiten gezeigt: Drei Zimmerchen ebener Erde — natürlich ohne Bretterboden, ohne Zimmerdecke, vier braune, kahle Wände und je ein Fensterchen und ein winzig kleiner, mit Gras bedeckter Raum, der bei unserer Ankunft nicht einmal einen Herd, sondern nur ein keines, offenes Kamin enthielt. Die beiden Priester wohnen in einer Hütte; sie ist deren Wohn-, Schlaf- und Studienzimmer.

Unterdessen war auch unser Wagen auf weiten Umwegen in die Nähe, d. h. auf eine Stunde Entfernung von St. Gabriel gekommen. Unsere Mission ist eben für jegliches, auch für das kleinste Gefährt unzugänglich. Und da wir für einen weiten Marsch nicht mehr fähig waren, ging der hochw. Pater Thomas mit einigen dienstfertigen Basuto zur Haltestelle, um vor einbrechender Dunkelheit unser Nachtlager — Strohsäcke und Wolldecken — herüberzuschaffen. Des andern Morgens hatte sich schon frühe eine große Zahl Schwarzer vor unserm Häuschen versammelt. Groß und Klein, Alt und Jung, Männer und Frauen, Katholiken und Heiden, alles wollte die Schwestern sehen und sie begrüßen, denselben ihre Dienste anbieten. Schwester Zita und meine Wenigkeit marschierten deshalb mit denselben zum Wagen. Den Abgrund zu passieren war hier etwas leichter, dennoch mußten wir,

ob wohl, ob wehe, alle Kisten und Kästen öffnen und die Missionsschätze in Säcke und Bündel fassen. Diese, sowie die leeren Kisten wurden sodann von den guten Basuto nicht auf die Arme oder Schultern, sondern auf die Köpfe genommen und hinübergetragen nach St. Gabriel. Für ein unerfahrenes Auge war der Anblick dieser Sack- und Bündel-Karawane zum Kranklachen. — Unsere schwarzen Wagenführer waren sehr betrübt, daß wir von ihnen scheiden mußten. Sie sagten, wir seien so gute Leute, der liebe Gott müsse uns recht gerne haben, und wenn wir jemals wieder nach Aliwal reisen wollten, werde es ihnen das größte Vergnügen sein, uns dorthin zu bringen. Einige Wochen später hatte eine Heidin eine ähnliche Meinung von uns. Sie hatte, scheint es, unser Tun und Lassen beobachtet und fragte eines schönen Tages den Missionspriester: „Wessen Kinder sind diese Schwestern?" Der Priester antwortete nach einigem Besinnen: „Das sind des lieben Gottes Kinder;" worauf die Heidin erwiederte: „Ja, wenn das so ist, so nimmt es mich nicht Wunder, daß die so gut und gescheit sind. "— Was unser Wirken anfänglich und auch jetzt noch um vieles erschwert, ist die Schwierigkeit der Basutosprache. Doch, dessen ungeachtet hatten wir das Vertrauen der kranken und kränkelnden Basuto, die sozusagen tagtäglich hierher kamen, um Hilfe in ihren verschiedenen Leiden zu suchen. An Gelegenheiten zu Liebeswerken fehlte es niemals. Gegenwärtig ist nun unsere schwarze Schule ordentlich im Gang. Das einstöckige Steinhäuschen war als besserer Schlupfwinkel für die guten Patres erbaut worden, diese aber traten dasselbe großmütig an die Schule ab und verbleiben einstweilen im alten Logis.

Während diese eifrigen Missionare, Pater Derriennic und Pater Foulonneau O. M. I. gegen 50 erwachsene Katechumenen im hl. Glauben unterrichten, haben wir das Glück, die heidnischen Kinder in der Schule die Liebe des göttlichen Herzens kennen zu lehren; wir hoffen zuversichtlich auf eine reiche Seelenernte. Das gebe Gott!

Die St. Gabriel-Mission ist die erste Station, auf welcher sich die Kreuzschwestern im Basutolande niedergelassen haben. Ein weites Arbeitsfeld eröffnet sich hier dem Eifer dieser unermüdlichen Missionsschwestern. Des öftern bereits konnten wir berichten, wie gerade in den letzten Jahren die Aussichten der Mission im Basutolande recht günstige geworden sind. Das Basutovolk zeigt sich für Religion und Unterricht geneigt. Es verlangt nach Missionaren, Kirchen und Schulen. Ein frischer Zug weht durch Land und Volk. Da ist denn jede Hilfskraft willkommen, zumal eine Hilfskraft von so anerkannter Tüchtigkeit wie die der Kreuzschwestern. Wieviel bleibt auf dem südafrikanischen Missionsfelde, namentlich in dem Erziehungs- und Unterrichtswesen, noch zu tun übrig! Möge das silberne Missionsjubiläum der Menziger Kreuzschwestern den Anbruch einer goldenen Missionszeit bedeuten!

4. Das Basutoland und das neue Südafrika.

Die südafrikanische Unionsbewegung warf ihre Wellen auch über die Drakensberge in das Basutoland, und die Frage, die hier seit Monaten auf jedermanns Lippen schwebte, lautete: „Welche Stellung wird das Lesuto (Land der Basuto) in der südafrikanischen Union einnehmen?" Diese Frage war nicht unberechtigt, denn bisher nahm das Basutoland eine eigene Stellung in Südafrika ein. Seit Dezember 1883 bildete es ein Protektorat, das unmittelbar unter der englischen Krone stand. Ein General-Bevollmächtigter hatte die Leitung in Händen. Er ernannte den Regierungsbeamten und dessen Hilfsarbeiter, er machte und veröffentlichte die Gesetze, er stellte das Budget auf. Die Häuptlinge erfreuten sich einer ziemlichen Selbständigkeit; in inneren Angelegenheiten des Landes waren sie sozusagen unabhängig. Ein Nationalrat trug die ganze Verantwortlichkeit. Die englische Regierung begnügte sich mit dem wachsamen Auge über den Lauf der Dinge, sorgte für den Frieden des Landes, leitete das Schul- und Erziehungswesen und war die leitende Hand nach Außen. In ähnlicher Weise lagen die Dinge im Betschuanen-Protektorat und im Swasiland.

Durch die Neuordnung der Verhältnisse in Südafrika wird aber auch die Lage dieser Schutzgebiete wesentlich geändert. Obgleich das Basutoland als englisches Krongebiet kein Recht hat, der südafrikanischen Union ohne weiteres beizutreten, so kann es doch nicht auf die Dauer getrennt bleiben. An allen Seiten von den unierten Staaten umgeben, wäre es wie eine im Ozean verlorene Insel und auf Gnade oder Ungnade dem Staatenbunde ausgeliefert.

Um einen späteren Anschluß an die Union zu ermöglichen, hat deshalb Lord Selborn, der Generalbevollmächtigte des Basutolandes, einen Gesetzes-Entwurf ausgearbeitet, der als Anhang der neuen Unions-Verfassung veröffentlicht wurde. In 25 Paragraphen werden die Bedingungen festgesetzt und die notwendige Garantie für Wahrung der Rechte und Interessen der Eingeborenen gefordert. Dennoch konnten durch den Entwurf nicht alle Besorgnisse beseitigt werden. Wohl wird den Basuto das Eigentum ihres Grund und Bodens zugestanden, wohl verspricht man ihnen die Achtung ihrer Sitten und Gebräuche, wohl sollen der Branntweinhandel wie bisher untersagt und sämtliche Einkünfte, außer den gesetzlichen Abgaben, für das Wohl des Landes verausgabt werden, aber wer leistet Bürge, daß diese Garantien auch gewährt und geachtet werden?

„Alles sprach in den letzten Wochen," so schreibt der hochw. P. Hoffmeier am 13. März 1909, „von der Vereinigung der vier südafrikanischen Kolonien. Wegen seiner geographischen Lage und aus verschiedenen wirtschaftlichen und politischen, finanziellen und kommerziellen Gründen, so meint man, könne Basutoland nicht gut von dieser Vereinigung ausgeschlossen werden. Um über diese Angelegenheit mit Eng-

land zu verhandeln, begaben sich vier Basutohäuptlinge nach London zu König Eduard. Sie werden in einigen Tagen zurück erwartet."

Tembu-Weiber (Transkei, Südafrika.)

Der Hauptzweck dieser Gesandtschaft sollte sein, beim Könige die notwendigen Garantien für die Rechte des Basutovolkes zu erhalten. Die Namen der vier Häuptlinge sind Seeiso, Moyela, Leschoboro,

Enkel von Moscheſch, und Maſſupa, Urenkel des letzteren. — Seeiſo iſt einer der bekannteſten und populärſten Häuptlinge des Baſutolandes, und ſein beredtes Wort übt ein großen Einfluß. Sein Wohnort iſt Matutile, zwei Stunden von Morija entfernt. Wie alle Mitglieder der Familie Moſcheſch iſt Seeiſo Heide geblieben, dennoch trägt er dem Schulweſen großes Intereſſe entgegen und hat bei verſchiedenen Gelegenheiten das Lob des Miſſionswerkes gefeiert.

Moyela iſt ein wortkarger, würdevoller, melancholiſch angehauchter Charakter. Faſt ſcheint es, als ob ſeine früheren Ausſchweifungen, — er war dem Trunke ergeben — ihm jetzt Vorwürfe bereiten. In ſeinem Weſen iſt er kurz und entſchloſſen. Davon ein Beiſpiel. Als der verſtorbene Maſſupa ſich gegen die Regierung empörte, er weigerte ſich, nämlich, einen ſeiner Söhne, der des Raubes und Diebſtahls in einem kleinen Dorfe am Orange überführt worden war, auszuliefern, da mußte Serotodi mit ſeinen Truppen gegen den revoltierenden Onkel marſchieren. In einem Kampfe, der in der Nähe von Thoba-Boſſiu ſtattfand, wurde Moyela durch eine Kugel der Arm zerſchmettert und derſelbe abgenommen. Drei Jahre ſpäter, als in einer Verſammlung Serotodi ſeinen Leuten und den Häuptlingen den Vorwurf des Mangels an Treue und Ergebenheit machte, erhob ſich Moyela langſam und würdevoll, und indem er den zerſtümmelten Arm erhob, ſagte er: „Der Häuptling ſchaue dieſen zerſtückelten Arm und dann möge er noch behaupten, wir wären nicht treu". Moyela iſt Häuptling des Diſtriktes von Hermon.

Leſchoboro, Häuptling über Berea, iſt ein dicker, gutmütiger, lebensfreudiger Mann, der wenig Bedeutendes in ſeinem Leben aufzuweiſen hat. Auch Maſſupa V. hat noch keine Geſchichte bei ſeinem jugendlichen Alter.

Um die erregten Gemüter der Baſuto zu beruhigen, veranſtaltete Lord Selborne, der Generalbevollmächtigte (High Commissioner) für Südafrika ein großes ‚pitso' oder eine Nationalverſammlung in der Hauptſtadt Maſeru. „Tauſende von Häuptlingen und Untertanen," berichtet der hochw. P. Hoffmeier, „kamen von allen Seiten nach Maſeru, um den hohen Gaſt zu begrüßen. Es iſt dies das 3. Mal, daß Lord Selborne nach dem Baſutolande kam. Trotz des anhaltenden Regens, der dies Jahr ausnahmsweiſe in ganz Südafrika ſo reichlich fiel und große Ueberſchwemmungen verurſachte, ſtrömten die Baſuto zum Feſte herbei. Mancher arme Schlucker büßte auf dieſer Reiſe ſein Leben ein."

Der hochw. P. Hoffmeier hatte die Güte, uns den Bericht eines katholiſchen Moſuto über das ‚pitso' zu überſenden. Wir laſſen ihn in möglichſt genauer Ueberſetzung hier folgen:

„Am 1. März 1909, und das zu Maſeru im Baſutolande, fand eine große Nationalverſammlung der Baſuto ſtatt zu Ehren des Lord Selborne, des Generalbevollmächtigten und Gouverneurs von Transvaal.

Jeder seiner vorherigen Besuche in diesem Lande steht bei dem schwarzen Volke in großer Achtung und Würdigung. In früherer Zeit erschienen bei solchen Gelegenheiten die Basuto in ihrer alten Nationaltracht, im Schmuck der Kampfausrüstung, mit Kopfputz und Streitart, und mit Kriegsgesängen und Kriegstänzen wurde dann der hohe Besucher gefeiert.

Ungefähr gegen 1 Uhr nachmittags kam der Zug auf der Station Maseru an unter den Freudenschüssen der Basuto, die man in großer Entfernung hören konnte und die der nahen und entfernten Volksmenge verkündete, daß des Königs Repräsentant in dem Basutolande angekommen sei, um es mit seiner Gegenwart und seinem Können zu erfreuen.

Maseru ist ein niedliches Städtchen und der Sitz der Regierung des Basutolandes, wo offiziell wohnt der Kommissar, der Regierungssekretär, der Magistrat und die B. M. P. (Basuto Mounted Police, die eingeborene Polizeitruppe). Die Stadt ist schön gelegen an den Laseru-Felsen, von denen sie ihren Namen hat. Sie überschaut eine weite Ebene, die speziell für die großen nationalen Volksversammlungen und für andere Festlichkeiten reserviert ist. In der Nähe der Stadt fließt der Caledonfluß, über den hier eine breite Brücke führt, und der die Grenze bildet zwischen dem Basutolande und der Orange-River-Kolonie, früher bekannt als Orange-Freistaat.

Diese Volksversammlungen sind immer stark besucht, da sämtliche Häuptlinge des Landes mit ihrem zahlreichen Gefolge da zusammen kommen.

Der Generalbevollmächtigte kam also an, und nach langem Hurrarufen, das weit über die Ebene schallte, begab sich das Volk unter Führung der Häuptlinge zu den verschiedenen Standorten und Lagern, und es wurden ihm die Rationen von Ochsen und Mehl gespendet. Die Zahl der Volksmenge, Fußgänger und Reitersleute, kann auf ungefähr 15000 oder noch mehr geschätzt werden. Jeder Häuptling mit seinem großen Gefolge von Reitern bietet ein schönes Bild zum Anblick, besonders wenn alle Männer durch die Straßen der Stadt marschieren oder über die offene Ebene reiten. Die ganze Scene und das Erscheinen Seiner Exzellenz spricht zu dem Volke. Zumal der Häuptling Maama, der Enkel des verstorbenen Königs Moschesch und der Günstling des verstorbenen Königs Letsie I, entfaltete ein großes Gepränge mit seinen Leuten unter dem Befehl seines Sohnes Seeiso. Von allen anderen Häuptlingen läßt er allein die Fußleute vor den Reitern aufmarschieren, und der ganze Zug marschiert in geordneten Abständen. Unter dem Singen des ‚Mokorotho', des nationalen Kriegsliedes, gehen sie im festen Schritt einher, sodaß jeder Unfall leicht vermieden wird, denn oft geschah es bei dem Durcheinander der Reiter, daß einer aus der Volksmenge zu Tode gedrückt wurde. Aber bei dieser Ordnung

war es dem Reiter selbst möglich von seinem Nebenmanne eine Prise Tabak zu nehmen, ohne dadurch sich oder jemand anders einer Gefahr auszusetzen.

Nun weiter. Am 2. Tage der Ankunft des Generalbevollmächtigten fand dann die Versammlung auf der weiten freien Ebene statt, wo alle Völker leicht und bequem Platz finden konnten. Seine Exzellenz bestieg das weiße Pferd des Oberhäuptlings der Basuto Letsie II. und ritt durch die dichtgedrängte Menge, und warme Willkommensgrüße, laute Freudenworte und unaufhörliche Hurrarufe tönten ihm entgegen. Mit freundlichem Kopfnicken dankte Seine Exzellenz nach allen Seiten. Als das Grüßen vorüber war, ritt er zu einem großen Zelte, das auf einer Anhöhe, in der Mitte der Versammlung gelegen war, um hier den Zweck seines Besuches darzutun. Er käme in das Land, so sagte er, um den Basuto die Bedingungen und die Gründe der vorgeschlagenen, engeren Vereinigung oder Union mit Südafrika auseinanderzusetzen. Die Versammlung im offenen Felde dauerte den ganzen Morgen. Den übrigen Teil des Tages verbrachte Seine Exzellenz in Beratung mit den Häuptlingen. (Schluß folgt.)

Kleinere Nachrichten.

Totenliste des Marianischen Missionsvereins. Bahl, K.; Bauer, M.; Beckschäfer, F.; Bronicho, C.; Brure, T.; Büchen, F.; Carduck, W.; Dietrich, N.; Döring, B.; Eilbacher, M.; Fleischer, A.; Häberle, K.; Held, K.; Hischer, R.; Kennerknecht, K.; Knapp, J.; Kölzer, B.; Kostka, R.; Kühn, Fr.; Kutt, B.; Latack, K.; Lieven, P.; Lutz, M.; Martin, T.; Meyer, A.; Messiner, B.; Muthauf, E.; Nawrath, A.; Neins, H.; Neumann; Olbrich, A.; Olbrich, H.; Paritz; Pietsch, J.; Quarz, J.; Quarz, L.; Quarz, M.; Rosinus K.; Rudel, F.; Sander, C.; Scheuermann, K.; Schickert, M.; Schmitt, F.; Schmitz, P.; Schnegge, K.; Schneider, E.; Steuer, K.; Weber, M.; Wirth, A.; Zeller, J.; Ziegler K.

Unsere Toten. In Europa starben P. Alexander Soulerin O. M. I. zu Dinant (Belgien), am 11. März; in Kanada: P. Peter Drouet O. M. I. zu Hull im Februar; P. Julian Barré zu St. Albert am 24. März; in Ceylon P. Mathäus Lafarge zu Madampe am 29. Juni. R. I. P.

Aus **Rom** ging den Herausgebern des neuen, bei Laumann in Dülmen erschienenen ‚Goffine' vom Kardinal-Staatssekretär folgendes Schreiben zu:

An die hochw. P. P. Dröder, Hector und Schwane, aus der Kongregation der Oblaten der unbefleckten Jungfrau Maria, die Herausgeber von Goffines Handpostille

Mit Freuden komme ich dem Auftrage des hl. Vaters nach, Ihnen den besten Dank auszusprechen für das Sr. Heiligkeit übersandte Werk ‚Goffine's Handpostille', welches mit der erforderten kirchlichen Approbation versehen ist. Zugleich beeile ich mich, Ihnen mitzuteilen, daß diese kindliche Ergebenheit und Liebe den hl. Vater sehr gefreut hat. Er hegt nämlich die Hoffnung, daß diese neue und vermehrte Auflage des so bekannten Werkes von Goffine, welches die Wahrheiten des hl. Evangeliums und die liturgischen Gebräuche den christlichen Familien so klar auseinanderlegt, denselben sehr nützlich sein und sie vor verderblicher Geistesnahrung bewahren werde. Se. Heiligkeit wünscht Ihnen von Herzen Glück zu der Arbeit, die Sie zu diesem

lobenswerten Zwecke vollbracht haben. Als Zeichen seines Wohlwollens und als Vorbedeutung der ewigen Güter spendet er Ihnen aus ganzem Herzen den apostolischen Segen.

Endlich füge ich auch meine Glückwünsche bei und danke Ihnen bestens für das andere Exemplar desselben Werkes, welches Sie mir in zuvorkommender Weise gesandt haben.

Indem ich Sie nochmals meiner Hochachtung versichere, verbleibe ich Ihr ergebenster

R. Kard. Merry del Val.

Rom, am 11. Mai 1909.

Abreise in die Missionen. Am 28. Juni schiffte sich in Antwerpen der hochwürdigste P. Simon Scharsch O. M. I., Generalassistent unserer Genossenschaft, nach Deutsch-Südwestafrika ein, um im Auftrage des Generaloberen daselbst die von der Regel vorgeschriebenen Besuche zu beginnen. Er wird dann alle anderen, den Oblaten in Afrika anvertrauten Gebiete bereisen. In seiner Begleitung befindet sich der P. Damian Arnold O. M. I., welcher seine Obedienz für Deutsch-Südwest-Afrika erhalten hat. Er ist, wie unsere Leser sich gewiß noch erinnern werden, ein geborener Hünfelder und sicherlich der erste aus dieser Stadt, welcher den schwarzen Erdteil betritt. Unsere Gebete und Wünsche begleiten die beiden Reisenden, damit ihre Fahrt eine glückliche und ihre Tätigkeit eine segensreiche sei.

Zu unserer Notiz über den verstorbenen P. **Beaudin** O. M. I. (siehe Juni 1909, S. 318) bringen wir noch folgende berichtigende Ergänzung, die wir dem ‚Central Catholic' (8. Mai) entnehmen: „Nicht P. Beaudin O. M. I., sondern P. Mc. Carthy O. M. I. war der eigentliche Gründer der ersten Marienkirche und Seelsorger der ersten katholischen Gemeinde Winnipegs. In einer der Muttergottes geweihten Kapelle feierte nämlich am 15. Juni 1869 Msgr. Taché die erste hl. Messe im damaligen Fort Garry, das seit 1871 den Namen Winnipeg trägt. Bei dieser Gelegenheit verkündete der Bischof den Ansiedlern, die auf dem rechten Ufer des Red River wohnten, daß sie von nun an nicht mehr zur Pfarrei St. Bonifatius gehörten (auf dem linken Ufer des genannten Flusses). P. Mc. Carthy, der vor eineinhalb Monaten eine Schule unter ihnen eröffnet hatte, würde von nun an ihr Seelsorger sein. Letzterer blieb es auch bis 1872, als P. Beaudin ihn ablöste. Zwei Jahre später wurde dann die jetzige Marienkirche erbaut und die Marienpfarrei kanonisch errichtet. An ihre Spitze trat P. Lacombe O. M. I., mit P. Beaudin als Kaplan.

Ottawa, Kanada. Am 5. Juni verschied zu Casselmann, Erzdiözese Ottawa, der Dekan der kanadischen Hierarchie, Msgr. Josef Thomas Dühamel. Alle Schichten der kanadischen Bevölkerung trauern um den Toten; zu der Genossenschaft der Oblaten stand er in so innigen Beziehungen, daß wir nicht umhin können, ihm hier einen kleinen Nachruf zu widmen.

Geboren zu Contrecoeur am 6. November 1841, als das älteste von 11 Kindern, gehörte der kleine Dühamel zu den ersten Schülern, die 1848 in das von Msgr. Guigues gegründete Kolleg zu Ottawa, damals noch Bytown genannt, eintraten. Das ganze unermeßliche Gebiet, das sich, so groß wie Deutschland, von Ottawa nordwärts bis zur Jamesbai und deren beide Küsten erstreckte, gehörte damals noch zur Diözese Kingston, wurde aber 1847 von Kingston getrennt und als Diözese Bytown errichtet. Zum ersten Bischof ernannte der hl. Stuhl am 9. Juli 1847 den Oblatenpater Josef Eugen Guigues, während derselbe gerade mit heroischer Hingabe sich den Typhuskranken widmete. Der Stifter der Genossenschaft hatte sogleich das hervorragende Talent des letzteren erkannt und ihn 1844 zum Visitator und Obern aller in Amerika wirkenden Oblaten nach Kanada entsandt.

Konsekriert am 30. Juli 1848, fand der Bischof Guigues in seiner Diözese nur 6 Priester, 5 unvollendete Kirchen, 13 Holzkapellen und 33000 Katholiken, alle aus der ärmeren Bevölkerung, vor. Unverdrossen begab er sich ans Werk, um Kirchen und Schulen zu gründen. Noch im selben Jahre errichtete er das Kolleg; hier lernte er auch denjenigen schätzen, der später sein Nachfolger werden sollte; 1863 konnte er ihn zum Priester weihen und 1869 nahm er

ihn als seinen Theologen mit aufs Vatikanische Konzil.

Als 1874 Msgr. Guigues starb, wurde von den Bischöfen der Kirchenprovinz der erst 33 Jahre alte Dühamel zum Oberhirten der Diözese Ottawa erwählt. Von den ersten Tagen seines bischöflichen Wirkens an brachte er den Oblaten das größte Wohlwollen und Vertrauen entgegen. Der beste Beweis dafür, daß er das Wirken derselben zu schätzen wußte, gab er 1889, als er, von seiner 4. Romreise zurückkehrend, den Oblaten seines Sprengels die päpstliche Urkunde überreichte, wodurch das bisherige Kolleg von Ottawa kanonisch als Universität errichtet und für immer den Oblaten anvertraut wurde; heute sind 45 Oblaten an derselben tätig. Diese Universität wird auch von den Alumnen des bischöfl. Priesterseminars besucht.

Ferner versehen die Oblaten die Seelsorge in zwei Pfarreien der Stadt Ottawa, wo sie auch ein Juniorat besitzen. Auch in dem gegenüberliegenden Hull ist ihnen eine kirchliche Gemeinde anvertraut; die vierte endlich leiten sie in Maniwaki, von wo aus sie mehrere Indianermissionen besuchen. Dem Begründer seiner Diözese, Msgr. Guigues O. M. I., errichtete der Verstorbene eine Bronzestatue.

Am 8. Juni 1886 wurde Ottawa zur Erzdiözese und am 10. Mai des folgenden Jahres zur Kirchenprovinz erhoben, mit der von Ottawa abgetrennten Diözese Pembrocke als Suffragan-Bistum; am 22. September 1908 wiederum bildete der hl. Stuhl aus dem nördlichen Teil der ebengenannten Diözese das Apostolische Vikariat Temiskamingue, mit Msgr. Elias Latulipe als ersten Oberhirten, und unterstellte es der Erzdiözese Ottawa. Die Fortschritte, welche die letztere unter der tatkräftigen, weisen Leitung Dühamel's machte, lassen sich am besten in Zahlen ausdrücken. Bei Beginn seiner Tätigkeit fand er in seinem Sprengel 67 Kirchen, 48 Kapellen, sowie eine Anzahl Schulen, Klöster, Hospitäler usw. vor. Für Januar 1909 dagegen gibt das kirchliche Jahrbuch ‚Le Canada Ecclésiastitque' folgende statistische Angaben, die allerdings die Abtrennung des Apost. Vikariates Temiskamingue nicht berücksichtigen. Wir bringen hier nur folgende Ziffern:

Katholiken	151000
Weltpriester	119
Ordenspriester	139
Seminaristen	20
Kirchen und Kapellen	135
Hospitäler und Asyle	12

Nach dem ‚Catholic Direktory' kommen hinzu ca. 450 Pfarrschulen mit 28 500 Schülern.

„Den Mitgliedern der anderen Bekenntnisse," schrieb am Todestage das protestantische Blatt ‚The Citicen' „galt Msgr. Dühamel stets als die Verkörperung der Ritterlichkeit und Nächstenliebe. Seine christliche Liebe kannte keine engen Grenzen, und sein ganzes Leben war der Pflege des Friedens und des gegenseitigen Verständnisses unter allen Klassen und Bekenntnissen gewidmet. Ein Leben voll rastloser Arbeit, ohne Hinblick auf materiellen Lohn, einzig im Dienste des Friedensfürsten zugebracht, ist nun dahin. Auf den toten Erzbischof lassen sich gut die Worte anwenden: Wenn du nach einem Denkmal für ihn suchst, so brauchst du dich bloß umzuschauen." — Der Nachfolger von Msgr. Guigues O. M. I. nannte sich gern ‚Ehrenmitglied der Genossenschaft der Oblaten." Er hat diesen Ehrentitel vollauf verdient; die Kongregation wird ihm denselben in dankbarer Verehrung seines Andenkens stets treu bewahren.

Clairmont (Apost. Vikariat Natal, Südafrika). Die Mission Clairmont befindet sich etwa 6 Meilen von Durban entfernt. Das Gros der Bevölkerung setzt sich aus Kreolen und Indiern zusammen. Die Katholiken der Mission sind mit Ausnahme einer irischen Arbeiterfamilie und 2—3 indische Familien Kreolen von der Insel Mauritius. Ihre Zahl beläuft sich gegenwärtig auf 300 Seelen. Der Bau der Eisenbahn in Natal bot ihnen günstige Aussichten zur Aufbesserung ihrer Lage, die auf Mauritius keine glänzende war. Sie verließen daher ihre Heimat und siedelten nach Natal über. In den ersten Jahren ging alles gut. Es fehlte nicht an Arbeit und die Arbeit wurde auch gut bezahlt. Aber heute hat das aufgehört. Heute sperrt ihnen die

Regierung so viel wie möglich jegliche Tätigkeit, und auch die weißen Ansiedler sind ihnen keineswegs hold gesinnt. So sind die armen Kreolen mehr oder weniger ein notwendiges Uebel, und sie führen meist ein armseliges Dasein.

Die Mission konnte diese Kreolen nicht verlassen; sie betrachtete es als ihre Pflicht, sich ihrer anzunehmen. Eine Missionsstation wurde unter ihnen gegründet, und von ihr schreibt uns der hochw. P. Coupé O. M. I.: „Das arme Clairmont hängt ganz von Durban ab, denn eine Unterstützung ist von den armen Menschen nicht zu erwarten. Der Missionar wohnt in Durban und legt die 9—10 km nach Clairmont mit dem Fahrrad zurück, so oft er dort die hl. Messe lesen und den Religionsunterricht erteilen muß.

Die Kirche in Clairmont ist ein kleines Holzgebäude, nunmehr 25 Jahre alt und fast eine Ruine. Die weißen Ameisen haben hier ihr Werk getan. Oft schon hat man sich gefragt, wie überhaupt die Kirche noch stehen kann und man sagte: ‚Es ist die Macht der Gewohnheit.' Aber die Kirche ist mit der Zeit auch viel zu klein geworden, und der Zustand der Kreolen läßt zu wünschen übrig. Sie sind unwissend und ungebildet. Der Aberglaube wuchert allmählich empor, die Sittenlosigkeit reißt ein und die ganze alte Natur erwacht und dringt in das Familienleben ein. Viel und energisch müßte da gearbeitet werden. Aber die erste Bedingung lautet: Bau der Kirche, das ist die große Not von Clairmont."

Missionsarbeit in Bolawatta (Ceylon). Ein lieber deutscher Mitbruder schreibt uns: „Vorige Woche empfing ich einen Brief vom hochw. P. Deoise, Missionar von Wennappuwa, in welchem er mich flehentlich bittet, für Dienstag (diese Woche) nach Ullatiyawu zu kommen und die Kinderbeicht zu hören. Dieselben bereiteten sich auf die erste hl. Kommunion — einige zu gleicher Zeit auf die erste heil. Beichte — vor, und bei seiner ungenügenden Kenntnis der Tamulsprache (der Pater spricht gut singhalesisch, aber wenig Tamul) wage er sich nicht recht daran. Ich möge auch die Predigt für die erste heil. Kommunion übernehmen. Ich fuhr also (alles per Dschendampf hier!) nach Ullatiyawu und blieb dort den ganzen Tag im Beichtstuhl. Ich hörte etwa 70 Kinder und einige Erwachsene, die sich die Anwesenheit des fremden Beichtvaters zunutze machten. Die Hitze war fürchterlich an diesem Tage. Am Abend hatte ich starkes Kopfweh. Kinderbeichten sind ja so beschwerlich, man muß sich geistig und körperlich zu tief bücken. Noch war ich nicht vom Wagen gestiegen in Nainamadama — es war 7 Uhr abends — so sehe ich schon jemand auf mich warten. „Was gibts?" frage ich. — „Suami, meine Schwester liegt am Sterben, komm schnell!" — „Wo wohnt Ihr?" frage ich weiter. — „Zwei Meilen von hier, in Kammala." — Da kein Wagen vorhanden war, mußte ich zu Fuß gehen. Es regnete leise, und es war stockfinster. Ich kam zur Hütte der Kranken. Sie war niedrig und schmutzig. Kein Tisch, um das allerheiligste Sakrament darauf zu legen. Als einziges Licht mein Kerzenstümpfchen. Als ich ankam, brannte wohl eine Art Lampe, (eine kleine Petroleumflasche, aus der ein Docht herausragte), aber dieselbe rauchte so schrecklich, daß mir der Atem auszugehen drohte, und die ich deshalb gleich löschte. — Die Kranke war über und über mit Oel beschmiert und lag auf einer schmutzigen Matte auf dem Boden. Man bot mir einen Stuhl an. Ich verzichtete auf den Luxus. Ich setzte mich gleich freiwillig auf den Boden. Der Stuhl flößte mir wenig Vertrauen ein, und ich schwärme noch immer für ganze Gliedmaßen. Mit großer Mühe und Ueberwindung (von der ich natürlich nichts merken lassen durfte) spendete ich die Tröstungen unserer hl. Religion. Kaum damit zu Ende, werde ich zu einer anderen Kranken gerufen, die in einiger Entfernung wohnte. Hütte und Kranke ungefähr wie oben. Es war 9½ Uhr, als ich mein Abendessen einnahm; Hunger fühlte ich allerdings nicht viel, nachdem ich all das Elend gesehen. — Mittwoch: Vierzig bis fünfzig Beichten in Nainamadama als Vorbereitung auf den ersten Freitag im Monat, der hier gut gefeiert wird. Donnerstag: Hundertfünfzig Beichten in

Bolawatta, vom frühen Morgen bis spät am Abend. Ganz kurze Pausen zum Essen und Brevierbeten. Freitag, der erste im Monat: Da mein liebenswürdiger Vikar es übernahm, die Feierlichkeiten des Tages zu leiten, so kann ich endlich aufatmen und an meiner Predigt arbeiten. Das tat ich denn auch — nur unterbrochen durch ein Begräbnis am Nachmittag — und jetzt, wo ich schreibe, ist es genau 11 Uhr nachts. Morgen ist Samstag, d. h. Beichttag für alle, die kommen wollen. Am Sonntag ist de ea, und ich habe sicher einmal, wahrscheinlich zweimal zu predigen. — In meiner Mission sind ungefähr 4500 Katholiken, und ich bin praktisch allein, da mein Vikar die Sprache noch nicht beherrscht. — Ich habe im verflossenen Jahre 6518 Beichten in meiner Mission gehört und gegen 2000 auswärts.

Aus dem **‚Colegio Pio', Puebla, Mexiko**, schreibt uns am 20. März P. K. Siemes O. M. I., ein geborener Düsseldorfer: „Wir haben dieses Jahr 130 Kinder, wovon etwa die Hälfte Interne sind. In Bezug auf die Mexikaner kann man auch sagen was F. W. Weber von den alten Sachsen schreibt: „Riesenarbeit war's, sie bildend zu belecken." Der mexikanische Charakter ist sehr unbeständig; heute will er so und morgen so. Will er studieren, so möchte er gleich in die oberste Klasse. Seine ganzen Studien möchte er in einem, höchstens 2 Jahren vollenden. Beginnt einer die Malerei, so kommt nach einem Jahre sein Vater und sagt: ‚Ich bezahle dafür, daß mein Junge die Malerei erlernt, und jetzt bekommt er schon ein Jahr Unterricht darin und bringt noch kein Gemälde zu stande. Der Lehrer taugt nichts.' Versteht ein Junge in der Klasse die Erklärung einer Rechenaufgabe nicht gleich beim ersten Male, so fängt er an zu heulen, macht sein Buch zu, geht zum P. Rektor und will von der Mathematik dispensiert sein, weil er das Zeug nicht verstehe. Seine besten Freunde klagt er eines Fehlers an, den er selbst begangen. Er hat nie was getan. Er kann nichts liegen lassen, was ihm für sich selbst brauchbar erscheint. Hat der Professor etwas angeschlagen am grauen Brett und dabei Heftzwecke gebraucht, so kann er versichert sein, daß schon nach 10 Minuten die Heftzwecke verschwunden sind und der Anschlag mit Speichel angeklebt ist. Der kleine Mexikaner gönnt seinem Mitschüler gern eine schlechte Note, deshalb sucht er ihm Bücher und Hefte zu beschmutzen oder zu zerreißen, nimmt ihm sein Schreibzeug weg und behauptet dann frech, es sei das seinige. ꝛc. ꝛc. So könnte man die Litanei der mexikanischen Untugenden noch bedeutend verlängern, man wird nicht so schnell zu Ende gelangen. Die Mexikaner sind eben noch ein halbwildes Volk, bei dem man die Abstammung von den Indianern noch zu sehr herausmerkt. Civilisation ist in Mexiko eigentlich nur in den Städten zu finden. Aber schon 2 - 3 Stunden von den großen Städten entfernt läuft man Gefahr, von halbnackten Indianern erschlagen und ausgeraubt zu werden. Denn obschon die Gesetze hier in Mexiko sehr streng sind, so reicht der Arm der mexikanischen Polizei noch nicht bis in die Wälder an den Abhängen der Vulkane hinein. Dennoch wäre es eine grobe Beleidigung, einem Mexikaner zu sagen, sein Vaterland stände nicht auf der Höhe der Zivilisation. Unter diesen Umständen können Sie sich denken, wie die Kinder geartet sind, die uns zur Erziehung anvertraut sind. In dieser Hinsicht ist die Arbeit in unserm Kolleg auch wahrhafte Missionsarbeit, die in vollem Sinne unsere Devise verwirklicht: „Den Armen das Evangelium zu verkünden, hat mich der Herr gesandt." Sind die Kinder auch nicht immer arm an irdischen Gütern, obschon es viele gibt, die auf Kosten von Wohltätern hier erzogen werden, so sind doch alle arm an echt christlichem Geiste, da ihre Eltern die Erziehung ganz und gar vernachlässigt haben.

Freie Stunden

Unterhaltungsbeilage der «Maria Immaculata»

XVI. Jahrgang. · Nr. 11 · August 1909

Das Opfer.

Eine historische Erzählung aus dem Zululande.

11. Kapitel.

Das Opfer.

Wolken standen am Himmel. Die Nacht war stürmisch und kalt. Auf den heißen Tag war eine schnelle Abkühlung gefolgt. Von Norden her zog ein schweres Gewitter. Mit dumpfem Rollen fuhr das Nachtgewölk herauf. Ab und zu zerriß grelles Wetterleuchten den dunklen Nachthimmel in der Ferne, und jedesmal leuchtete gespensterhaft ein fahler Lichtschein über die Höhen von Tetwa, und jedesmal standen riesenhaft im zuckenden Lichte die neun Bergkolosse, die neun verzauberten, zu Stein gewordenen Könige von Tetwa. Titanenhaft standen sie in ihrer granitenen Brustwehr der Felsen, in ihrem rauschenden, schwarzgrünen Panzerkleide der Wälder und ragten mit drohend erhobenem Haupte in den wetternden Himmel hinein. Der wirbelte in der Ferne im dumpfen Donnergerolle, erst leichter, dann stärker, und spielte mit blinkendem Feuer über dem Steingeklüff, in welchem sich die Höhle der Zauberin Gugane befand.

War's ein Aufruf zum Kampfe? War's das Aufblitzen totbringender Assegaien? Wollten in dieser Nacht Himmel und Erde miteinander ringen, wollten Licht und Finsternis miteinander kämpfen? Sollte eine alte Welt vernichtet und eingesargt werden, eine alte Welt voll heidnischer Frevel und Gräuel, damit aus der Todesfurche eine neue Welt unter göttlichem Frühlingswehen entstände, eine neue Welt für die Menschen, voll Wahrheit, Licht und Gnade? — Schwarze Wolken standen am Himmel.

Ein heftiger Wind trieb über die Heide. Die lag still und bot keinen Widerstand. Hier und drunten auf den zum Teil schon abgeernteten Feldern hatte der Wind ein leichtes Spiel, und sein Wehen und Brausen war wie das Jauchzen einer Kriegsschar im wilden Siegestaumel. Und der Wind wurde Sturm, und zu gewaltigen Stößen holte er aus und jagte tollkühn gegen die wetterdurchfurchten, moosbedeckten Steinwände der Berge. Vergebliches Bemühen, die Berge hatten

wetterfestes Gestein und wankten nicht. Da wühlte der Sturm mit Hunderten und Tausenden von Fäusten in sandigen Wegen und Pfaden und fuhr mit erneuter Wut hinunter in die dunklen Täler. Wie eine große Totenklage tönte es durch die Schluchten, und es pflanzte sich fort von Kluft zu Kluft, von Hügel zu Hügel, von Berg zn Berg. Durch die Wälder ging ein Knacken und Aechzen und Stöhnen, und die einsame Haide zitterte ob der Last des Sturmes.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Vor ihrer Höhle, fest in den Fellmantel gehüllt, saß Gugane. Sie blickte in das Wetterleuchten und lauschte dem Singen des Sturmes. Und das Li cht zog sie an und der Sturm hob sie auf. Blitz und Donner sind Zeichen vom Nahen der Geister. Kamen die ‚amahlozi', die hohen Ahnen von Tetwa, um sie zu holen, heimzuholen im feurigen Sturmwagen in das ewige Wonneland zu den großen Männern und Frauen ihres Volkes? Der Sturm wehte hohe Begeisterung in Gugane's Seele. Mit dem Stöhnen der Täler und Schluchten vermischten sich die erdwärts klagenden und aufwärts jubelnden Töne ihrer Stimme. Vor ihrer Höhle, tief in den Fellmantel gehüllt, saß Gugane und sang ihr Sterbelied:

„Wenn das breite Speereisen in das Zuckerrohr fährt, brechen und sinken die Halme zur Erde. Lautlos nnd schmerzlos brechen die Halme. Unter Schmerzen und Wehen aber bricht das Menschenherz. Wenn der Tod sein kaltes Eisen ansetzt, zuckt das warme Leben zusammen und schreit auf. Leben ist für den Menschen süß, und Atmen ist für ihn wonnig. Den goldenen Sonnenstrahl formten die Hände der Götter.

Und nie, nie mehr wird mein Auge diese Göttergabe verkosten, und wär's auch nur ein Tröpflein so groß, wie ihn die Biene im Blumenkelche auf der Heide findet. Angesetzt ist das Speereisen an die Wand meines Herzens. Schon fühle ich das Kalte von dem Eisen. Die Nacht ist für mich angebrochen, die Nacht, die kein Ende haben wird. Doch sei es so. Ahnen, voll Hoheit und Würde, voll Macht und Güte, Ahnen, ihr habt es mir so bestimmt. Nacht, du stille, du schweigsame, du einsame, sei mir willkommen! Die Mutter weint vor dem toten Körper des Kindes, aber jauchzend drückt sie den warmen, lebenden an ihre Brust. Nomali, daß du lebst, soll mein Trost zuletzt, meine Freude am Ende, meine Wonne im Tode sein, die ich mit mir nehme in die anbrechende, kalte Nacht. Kind meiner Liebe, wie habe ich dich geliebt! Du allein bist die Wissende, der es nun offenbar werden wird, was ich den Kindern von Tetwa erzählte. Was ihr kurzer Sinn als Fabel hinnahm, dir wird es als Wahrheit sein.

Jobe, der König, rühme sich nicht. Ein Tor ist er. Um seines Thrones Willen hat der milchgebende Vogel seine Söhne getötet. Blut hat er gezahlt für die Milch, Blut seines eigenen Herzens für

die Milch des Vogels. Seine Erben tötete Jobe, und er ist jetzt wie ein Mann ohne Söhne. Jobe, du König und Tor! Jobe, du törichter König!

Godongwayo aber lebt, und wird wieder kommen als Fürst und Führer der Tetwa. Ein großes, ein starkes, ein mächtiges Volk wird er aus dem Geschlechte der Tetwa machen, und wie einen der hohen Ahnen werden sie ihn verehren. Jobe, du aber, Mörder deiner Söhne, wirst ruhmlos sterben, wie ein Mensch, der in den Wasserfluten ertrinkt. Den Stab hast du zerbrochen, der deines Alters Stütze war, den Schild hast du weggeworfen, der deiner Krankheit Schutz gewesen. Denn Söhne sind des Vaters Stärke und der Mutter Zierde. Du aber, König von Tetwa, stehst inmitten deines Volkes einsam und wehrlos wie ein entlaubter Baum auf menschenleerer Heide. Die Feinde werden kommen und werden dich erschlagen, und niemand wird um dich trauern.

Godongwayo, du kommender Fürst meines Volkes, du bist das schlaue Cakijane, das allen Gefahren entronn. Deinetwegen aß Jobe die eigenen Kinder, du aber wurdest gerettet. Du täuschest die Krieger, die dir nach dem Leben trachteten, und dir gehört das schlanke Reh aus den Wäldern Tetwas. Du entgingest den Händen des Greises, der dich gefangen wähnte, und wirst kommen einst, um sein Brot zu essen.

Aber welch' Los, Godongwayo, kommender Liebling meines Volkes, welch' Schicksal hast du mir bereitet? Ich, Gugane, ich selbst bin jenes alte Weib, das du in den dampfenden Kessel des Todes sperrtest, indem du flohest. Und nun weine ich mit den Wolken, und nun klage ich mit dem Sturme, und nun leide ich mit Feld und Wald, während Feuer den Himmel verzehrt.

Doch im Angesichte der Ahnen, die diese Nacht beleben, will ich meiner Tat und meines Todes mich rühmen. Unwissend bist du und bleibst du, Volk von Tetwa. Morgen vielleicht, wenn das Sonnenauge dir über den Bergen strahlt, und übermorgen, wirst du mich lästern und mir fluchen im Argwöhnen schrecklicher Dinge, und wirst nicht ahnen, daß mir dein Lob und dein Segen gebührte. So aber geht es unter den Menschen. Einst, wenn der Tag kommt, da du hell siehst, wenn die Stunde anbricht, da die Rätsel sich lösen, dann wirst du, Volk von Tetwa, dch mir nahen, um mir zu danken und mich zu verehren, wie du der Ahnen denkst, und sie verehrst.

Im Angesichte der Ahnen, die diese Nacht beleben, will ich meiner Tat und meines Todes mich rühmen. Wissend ist nur eine, und sie wird mich segnen für und für. In deinem Herzen, Nomali, solange in ihm das Blut klopft, werde ich nicht sterben. An den Wänden deines Herzens steht mein Name, und deine Zunge wird ihn einst, wenn die Stunde, die große Stunde der Wahrheit, meinem Volke gekommen, aussprechen, und klingen wird er unter den Geschlechtern wie der Name von Ahnen und Königen.

Ja, im Angesichte der Ahnen, die diese Nacht beleben, will ich meiner Tat und meines Todes mich rühmen. Gerettet habe ich, gerettet, den Funken aus Umtetwa's Geschlecht. Im Verborgenen der Wälder, im Verborgenen der Berge wird er weiter glimmen bis die Zeit des Morgenwindes kommt. Dann, wenn der frische Hauch von den Hügeln weht, wird ein helles Licht aus der Asche hervorbrechen, ein Glanz wird erstrahlen über Tetwa's Höhen, eine Sonne leuchten über Tetwa's Volk. Godongwayo, du wirst wieder kommen zu deinem Volke, und aus dir wird hervorgehen ein Geschlecht von machtvollen Königen und Fürsten, eine lange Reihe, und die Pracht der zukünftigen Zeiten wird das Heldentum überstrahlen aller Vergangenheit.

Dann, ja dann, Gugane, wird man dich preisen als die Hüterin des ersterbenden Funkens des königlichen Hauses von Tetwa. Dann, ja dann, du einsam Verlassene wird man dich preisen und mit den Ahnen deiner gedenken, du, die kinderlose und spurlos Verschwundene wirst dann gefeiert als die Mutter des Volkes, das weh- und klagelos dich heute in den Abgrund steigen ließ. Heute ist die Geburtsstunde von Tetwa's großer Zukunft. Standhaft will ich sein in den Wehen und Schmerzen.

E! 'Makosi amakulu! Ake ningipakamise ukula ngibe" 'mkulu, ngibe munde! O, ihr großen Herren! Erhebet mich doch, auf daß ich groß sei, auf daß ich lange sei! Ake ningitschengise imikuse, ey' enziwa ngapakati kwabantu! Zeiget mir die schlechten Handlungen, die vollbracht werden unter den Menschen! Ningitschele iqiniso, ningangitscheli ainanga! Saget mir die Wahrheit, saget mir nicht Lügen! O, ihr großen Herren! Erhebet mich doch, auf daß ich groß sei, auf daß ich lange sei.

Geister! Ahnen! Auf den Schwingen dieser Nacht komme ich zu euch. Auf den Flügeln dieser Wolken fahre ich zu euch. Nehmet mich auf. Eilet, ihr Wolken! Wehet, ihr Winde! Währe ewig, du Nacht! Auf! Auf! Jetzt ist die Stunde gekommen!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wolken standen am Himmel. Die Nacht war stürmisch und kalt. Ein heftiger Wind, das Nachwehen des abziehenden Unwetters, trieb über die einsame Heide.

Neben dem nördlichen Tor des Königkraales von Tetwa stand die Wache, drei Männer. Es waren dies Magidi, der Marschall und Heerführer des Königs, und zwei auserlesene, bewährte Krieger. Der Befehl des Königs hatte sie dorthin gestellt, um die Worte Gugane's zu erproben.

Die Männer standen dicht zusammen gedrängt, die Assegai fest in den Händen, mit klopfendem Herzen. Sie waren Männer und Krieger, hundertmal erprobt und bewährt befunden in den heftigsten Kämpfen. Die Brustnarben bewiesen es. Doch was hatten

alle Schlachten und alle Feinde zu bedeuten gegen diese einzige Nacht! So hatte der Donner noch nie gerollt in den Schluchten von Tetwa, so der Blitz noch nie geleuchtet über den Bergen. Die Männer beneideten das Schicksal derer, die jetzt friedlich in den schützenden Kraalhütten schliefen. Aber der König hatte es befohlen, und sie hafteten mit ihrem Leben für die Ausführung seines strengen Befehles.

Unterdessen sang der Sturm sein eintöniges Klagelied und hetzte die Wolken wie flüchtiges Wild am nächtlichen Himmel.

„Husch! Da kommt sie!" flüsterte einer der Krieger mit bebenden Lippen und faßte krampfhaft seinen Nebenmann an der Hand.

„Es ist, wie die alte Gugane gesagt. Sicher . . . meine Augen trügen mich nicht. Bamba, sag', kannst du etwas sehen?"

„Wahrhaftig, es ist, wie die alte Hexe es zum König gesagt hat. Eine weibliche Gestalt . . . allein wandelnd . . . Seht, sie kommt diesen Weg."

„Die Ahnen mögen uns schützen! Ihnen meinen besten Ochsen!" gelobte Magidi, der Heerführer des Königs.

Im fahlen Mondschein, der hin und wieder durch die sturmzerfetzten Wolken herniederfiel, erblickten jetzt die Krieger deutlich eine menschliche Gestalt. Riesenhaft schien sie gewachsen in dem schwankenden Lichte. Eingehüllt war sie von Kopf bis zu Fuß. In wehendes Weiß war sie gehüllt, und kein Laut war hörbar und keine Bewegung sichtbar. Langsam und zielbewußt schwebte die Gestalt auf das Tor zu, wo die Wache stand. So wandeln nicht Menschen, so schweben die Geister, die gebeinlosen und blutleeren Wesen.

Die rauhen Krieger schauderten in abergläubischer Furcht. Kalt rieselte es ihnen über den Körper bis in das Mark der Knochen. Ein jeder hörte den Herzschlag des andern. Ein so seltsames Ding war ihnen noch nie begegnet. Klirrend stießen die eisernen Spitzen der Assegaien in ihren zitternden Händen zusammen, und entsetzt fuhren die Männer auseinander. Nur die Furcht vor der Todesstrafe, mit der ihnen der König gedroht hatte, hielt sie noch auf dem Wachposten zurück. Sie ermannten sich, und fester packten sie die ledernen Riemen zum Fesseln in ihren Händen und hielten sich in Bereitschaft.

„Der König wird eine Wache setzen an das nördliche Tor", so hatte Gugane gesagt.

„Die Schuldige wird dorthin wandeln, wenn der Mond keinen Schatten mehr wirft."

„Die Wache soll sie ergreifen und festbinden."

Eben war der Mond hinter einer dunklen Wolkenmasse verschwunden und schwärzer wurden die Schatten.

Rasch näherte sich die Gestalt, mit Schritten so still wie die Nacht, aber sicher und zielbewußt.

Immer näher schwebte das Wesen, und endlich war es an dem Tore. Ohne Verzug passierte es das Tor und, jetzt zugefaßt ihr tapferen Krieger von Tetwa!

Schnell wie der Pfeil waren die Männer herbeigestürzt und schnell waren die starken Riemen um die Gestalt geschlungen.

Nicht ein Laut ward hörbar! —

„Kommt, schleppt sie zum Felsen", flüsterte Magidi, der Anführer, und die Männer hoben den Körper auf die Schultern.

Nicht eine Bewegung ward fühlbar! —

Eilenden Schrittes trugen die Männer ihre seltsame Bürde voran. Der Rand des Felsenvorsprunges war erreicht. Da standen schweißbedeckt die Männer hart am Felsenrande. Schwarz gähnte die Schlucht wie eine undurchdringliche Nacht. Dumpf tönte das Rauschen des Flusses aus der Tiefe, und klagend heulte der Wind. Die Wolken trieben am Himmel. Noch ein Schritt — Kein Lebenszeichen gab das Wesen von sich! —

Die Soldaten schwitzten vor Angst, ihre Kniee schlotterten, schwer keuchte die feste Brust. Jeden Augenblick waren sie eines Gespensterspukes gewärtig. Und fürwahr, war es nicht Teufelswerk! Anders konnten sie es nicht verstehen und sich erklären.

„Stoßt sie hinab", kommandierte Magidi.

Die Krieger machten eine Bewegung. Im hohen Bogen flog die weiße Gestalt durch die Nacht in den Abgrund.

Da erscholl ein Schrei in die schweigende Nachtluft hinaus, als der Körper gebunden und hilflos unten in der dunklen Tiefe verschwand, ein Schrei so laut und menschenunähnlich, daß das Blut den Kriegern in den Adern erstarrte. Ueber die Felsenwand gebeugt, starrten die Männer mit weitgeöffneten Augen hinab.

Noch einen Augenblick — sie hörten den Körper auffallen im Wasser — und dann war alles vorüber.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

(Schluß folgt.)

Mit bischöflicher Genehmigung.

Nachdruck sämtlicher Beiträge und Erzählungen untersagt. Der Nachdruck aus den kleineren Nachrichten nur bei genauer Quellenangabe gestattet.

Alle Angelegenheiten betreffend Redaktion und Expedition sind zu adressieren an **Redaktion der ‚Maria Immaculata'; Hünfeld bei Fulda.**

Druck der Fuldaer Actiendruckerei, Fulda.

Maria Immaculata

Illustrierte Marien- und Missions-Zeitschrift

Organ des Marianischen Missions-Vereins

Herausgegeben von der deutschen Ordensprovinz der PP. Oblaten M. I. | XVI. Jahrgang Heft 12 · Septbr. 1909. | Verlag des Missionshauses St. Bonifatius Hünfeld b. Fulda.

Die Zeitschrift „Maria Immaculata" erscheint monatlich mit der Unterhaltungsbeilage „Freie Stunden" und der literarischen Beilage „Vom Büchertische". Preis pro Jahr Mk. 2.00 für Deutschland und Oesterreich; Mk. 2.50 fürs Ausland. Zu beziehen von dem Missionshause oder durch den Buchhandel.

Anzeigenpreise: Die einspaltige, 55 mm breite Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg. Die ganze Seite von 128 Zeilen Raum Mk. 20.— Die halbe Seite Mk. 12.—

Vom Reisekoffer, der gern in die Missionen gewandert wäre.

Dichtung und Wahrheit.

XIV. (Schluß.)

„Um Gotteswillen, was mag nur über mir los sein? Der Pater, der kürzlich aus England gekommen ist, springt ja in seinem Zimmer herum, daß einem die Decke bald auf den Kopf fällt. Der hat sich am Ende einen Spleen mitgebracht; muß doch einmal nachsehen." Und der Obere des neugegründeten Studienheims in Deutschland, wo wir heute P. Franz antreffen, stieg die Treppe hinauf, um nachzusehen. Als er vor der Türe stand, war alles mäuschenstille drinnen; so kehrte er wieder um und schüttelte bedenklich den grauen Kopf: „Rätselhaft, rätselhaft." Wäre er in das Zimmer eingeteten, er hätte auch da nicht des Rätsels Lösung gefunden.

Mitten in der Zelle stand nämlich der unzertrennliche Begleiter von P. Franz und schaute verwundert hinauf zu seinem Herrn. „Rätselhaft, rätselhaft," murmelte auch er, „soeben hat mein Herr noch mit mir getanzt, wahrhaftig mit mir im Zimmer herumgetanzt, daß ich mich beinahe geschämt habe wie eine alte Jungfer. Und jetzt! Jetzt steht er da und weint, daß selbst mein Kofferherz weich wird. Da steht mir mein bischen Verstand noch ganz still."

Auf jenen Brief, den P. Franz an den Generalobern geschrieben hatte, und der uns bekannt ist, war als vorläufiger Bescheid gekommen, er solle am Schlusse des Schuljahres in das deutsche Haus seines Ordens übersiedeln, dorthin werde man ihm die definitive Entscheidung senden. Und soeben war die definitive Entscheidung gekommen. Kaum hatte P. Franz die erste Seite des Schreibens überflogen, als ihn ein Freudenrausch packte. „Wir sind in der glücklichen Lage Ihrem Wunsche

entsprechen zu können, und Sie erhalten hiermit die Erlaubnis, in die Missionen zu gehen, wenn von seiten Ihrer Mutter, die ganz allein steht, soviel wir wissen, keine Schwierigkeiten gemacht werden" — —. P. Franz ergriff den Koffer, der nicht wußte, wie ihm geschah, schwenkte ihn hin und her, drückte ihn an sich und hüpfte schließlich im Zimmer herum, wobei er zwar nicht die Gegenwart Gottes, wohl aber die seines Obern unter sich vergaß. Auf einmal bleibt er wie angewurzelt stehen, der Koffer entfällt seinen Händen und ein ganz anderes Bild tritt vor seine Seele, ein trauriges muß es sein, das künden seine Züge.

P. Franz sieht im Geiste die Stube auf den Funkenhof, wo sie einst zusammen so glücklich gewesen, Vater, Mutter und Sohn. Dort sieht er fromme Beter ein Sterbelager umstehen, und die Sterbende — ist seine Mutter. Unruhig flackert die Kerze in ihren Händen, unruhig wandert ihr Auge im Zimmer umher. Es ist klar, sie sucht jemand. „Wo ist Franz, mein Sohn", hört er die zuckenden Lippen murmeln, „wo ist mein Kind, das ich so treu und heiß geliebt habe? Warum ist der Sohn nicht bei der sterbenden Mutter?" Wie Messerstiche dringen diese Worte in sein Herz und wie ein Alp lastet jetzt auf ihm die Frage: „Bin ich nicht hartherzig, selbstsüchtig, wenn ich fortgehe und ihr den letzten großen Liebesdienst nicht erweisen kann in der schwersten Stunde des Lebens." Seine Brust hebt und senkt sich in furchtbarem Kampfe. Der seelische Schmerz erdrückt ihn derart, daß er niedersinkt und weint und schluchzt, so daß die Tränen unaufhörlich auf den Koffer herunterperlen. Eine Weile geht er dann langsam auf und ab und überlegt, wie Kindesliebe und Berufspflicht zu vereinen und versöhnen seien. Er holt sich Rat aus dem Anblick des großen Kruzifixes, das über der Türe seiner Zelle hängt. Dann setzt er sich hin und schreibt an Frau Gertrud:

Meine innigst geliebte Mutter!

Ich hoffe, Dir in kurzem alles mündlich mitteilen zu können, was ich in den letzten Wochen erlebt habe, und besonders seitdem ich hier bin. Mach Dir aber keine Sorge, liebstes Mütterchen, es ist nichts dabei, was Dir Kummer bereiten könnte; mir haben diese Tage die Erfüllung meines sehnlichsten Wunsches gebracht. Du weißt, seit Jahren verspüre ich in mir den Drang, in die Missionen zu gehen, um dadurch dem Heilande meine Dankbarkeit zu beweisen, daß ich den unglücklichen Heiden das werde, was Du und Vater mir geworden seid. Ich habe mich lange geprüft, habe gebetet und endlich hat der Generalobere mir die Erlaubnis erteilt zu gehen, aber unter der Bedingung, daß Du damit einverstanden seiest. Also in Deine Hand, meine innigstgeliebte Mutter, lege ich die Entscheidung und ich bin vollständig sicher, — daß sie bei Dir gut aufgehoben ist; ich werde mich Deinem Wunsche fügen. In einigen

Der gute Hirt. (Lateran-Museum zu Rom.)

Tagen will ich Dich auf dem Funkenhofe besuchen und aus Deinem eigenen Munde Aufschluß über mein ferneres Leben empfangen."

— — — — — — — — — — — — — — —

XV.

Drei Tage vergehen mit Hoffen und Beten. P. Franz meldet sich telegraphisch auf dem Funkenhofe an und in gewohnter Weise hält der abholende Wagen am Bahnhofe. Aber Frau Gertrud ist nicht mitgekommen. Der alte Mathes, welcher als Kutscher fungiert, weiß auch nicht warum und zuckt mit der Schulter. Der Weg wurde P. Franz diesmal lang, und als er endlich am Gartentore aussteigt, wächst seine Verwunderung, da sie immer noch nicht erscheint.

„Nun, Trina, was ist denn los, wo ist meine Mutter? ist sie krank?"

„Kommen Sie, bitte, herein, ich werde Ihnen alles sagen."

P. Franz läuft mehr als er geht, so daß die Dienerin kaum folgen kann. Er stürmte hinauf in das Zimmer seiner Mutter, alles war leer. Eine unsägliche Angst befällt ihn, er mußte sich an einer Stuhllehne festhalten.

„Beruhigen Sie sich doch, Herr Pater, es ist ja alles in Ordnung. Ihre Mutter mußte eilends fort, hier ist aber ein Brief von ihr an Sie."

Hastig greift P. Franz, ohne Hut und Mantel abzulegen, nach dem Schreiben und erbricht es. Seine Züge hellen sich wieder auf, sobald er die liebe bekannte Schrift erblickt. Die alte Trina huscht hinaus und schließt leise die Türe. P. Franz liest. Er liest langsam, jeden Buchstaben betrachtet er und jedes Wort trinkt er. Und während er liest, zieht ein unbeschreibliches Etwas durch sein Inneres, das ihn der Alltagswelt entführt. In seiner Seele wird es still, ganz still; fernab ruht sie wie in einer Einsiedlerklause, wohin das Rauschen und Lärmen des Tages nur gebrochen und wie aus weiter Ferne hintönt. Und über seine Seele hat sich eine andere gebeugt und redet Worte zu ihm, die nicht mit ihrem Schalle verfliegen, nein, Worte, die Erkenntnis und Kraft spenden, Worte, die einschneiden bis ins Mark und sich nie vergessen lassen. Jetzt liest er noch einmal:

Mein innigst geliebter Franz!

Daß Du gern in die Missionen gehen willst, wußte ich schon lange; ich habe es Dir abgesehen am Tage Deiner Primiz und als Du Deine Obedienz erhieltest. Und Deine Mutter, Franz, gibt aus ganzem Herzen ihre Zustimmung zu Deinem Entschlusse; ich bin sicher, daß Du wirklich als Heidenmissionar in Deinem Berufe bist, denn Du bist stark und opferfreudig in Deiner Liebe zum Heilande Ich zögere keinen Augenblick, um Dir mein Jawort zu geben. Das Opfer ist für mich ein ebenso ganzes und großes wie für Dich, Du bist mein einziges Kind, das ich stets über alles geliebt habe und

stets lieben werde. Was Du mir bist, kann ich nicht beschreiben, das kannst nur Du verstehen, wenn Du hinabsteigst in Dein eigenes Herz und dort fragst, was ich Dir bin. Daß ich Dich auf Erden nie wiedersehen soll, ist für mich das schwerste aller Opfer, denn um Dich zu sehen und mit Dir zu reden, sei es auch nur ein Viertelstündchen, liefe ich mir die Füße wund bis ans Ende der Welt. Aber der göttliche Heiland verlangt Dich. Da muß Frau Gertrud zurückstehen, zurückweichen in den Staub, aus dem sie geboren wurde. Warum sollte ich mich denn auch zwischen Gott und Dich drängen und ihm zum ersten Male die Treue brechen? Warum auf halbem Wege stehen bleiben, wenn es sich um Dein Glück handelt? Siehst Du, Franz, Deine Mutter hat viele Fehler und Unachtsamkeiten gegen Gott begangen, aber niemals habe ich ihn vorsätzlich beleidigt, auch nicht im Kleinsten, und niemals habe ich ihm etwas abgeschlagen, was er klar von mir verlangte. Warum sollte ich es heute, wo mein Haar bleicht und mein Lebensabend herannaht?

Nein, mein innigstgeliebter Franz, zieh' in Frieden dahin, wohin Gott Dich ruft, und wenn ich Dich noch segnen darf, dann segne ich Dich aus der Tiefe und Fülle meines mütterlichen Herzens. Geh' in Frieden und mache Dir keine Sorgen meinethalben. Um Dir Deinen Entschluß zu erleichtern, habe ich Dir meine Zustimmung schriftlich gegeben. Ich bin fortgegangen — frage nicht wohin — damit nicht der Anblick Deiner alten Mutter Dich zurückhalten könnte und damit das Bitterste vom Scheiden Dir erspart bliebe. Aber meine innigsten Wünsche, meine Liebe, mein Segen und meine Gebete begleiten Dich.

Mach Dir keine Sorgen um mich, ich bin ja gut versorgt hier und mit dem Sterben wird es auch gut gehen. Mein Abend wird wohl bald kommen, dem Max wird es ohnehin, glaube ich, zu lange da oben, bis ich komme. Ich bin vorbereitet, mein Totenhemd habe ich längst fertig, ich betrachte es jeden Abend und jeden Morgen und kann es getrost anlegen. — Nur um eins bitte ich Dich, gedenke meiner jeden Tag bei der hl. Messe, dann bist Du ja dem Heiland am nächsten und jeden Tag laß uns genau um dieselbe Zeit ein Stelldichein haben vor seinem Tabernakel, wie wir es bisher gehalten haben; Du hast es mich ja selber so gelehrt. Und wenn Du auf dem Wasser bist oder auf Reisen, auch dann wollen wir uns geistig im Herzen Jesu vereinigen, Tag für Tag. Vergiß dies nie und sei versichert, daß Deine Mutter Dir überall nahe ist, Deine Mutter, die Dich noch einmal segnet, Dich in ihre Arme schließt, an ihr armes Herz drückt und . . . . . Ich muß aufhören, meine Hand zittert zu sehr und meine Augen sehen vor lauter Tränen nichts mehr.

PS. Du hast mich so oft tribuliert um mein Bild. In der Schublade des Tisches liegt meine Photographie, es ist die erste

und einzige, die ich von mir allein habe machen lassen; sie ist für Dich. — Bleibe nicht lange auf dem Funkenhofe, mach den Abschied kurz, das ist das Beste. Schreib auch keinen Brief an mich. Es würde Dir gehen wie mir, gerade das Tiefste nnd Zarteste können Worte nun einmal nicht ausdrücken. Leb' wohl, mein innigstgeliebter Sohn, Gott lohne Dir Deine Liebe zu mir und meinem Max.

Deine Dich ewig treuliebende Mutter

Gertrudis.

Den Kopf auf den Arm gestützt, lehnte P. Franz sinnend am Fenster und schaute über den blühenden Garten hinweg auf die Feldwege, die zur Elmenhorster Flur führten. Soeben bog ein Wagen reich mit goldenen Garben beladen, durch das große Tor auf den Hof ein, begleitet von fröhlichen Knechten, Mägden und singenden Kindern. „Ein Bild ihres Lebens", murmelte er und sann weiter. Von Zeit zu Zeit blieb sein Auge haften auf dem Bilde seiner Mutter, das er in Händen hielt, dann summte er leise:

Und komm' ich einst hinauf ins Himmelreich,
An deinem Aug' erkenn' ich dich —
Und an dem Kreuz auf meiner Brust
An dem, an dem erkennst du mich.

XVI.

„Herr Pfarrer, ich komme, um Abschied zu nehmen, ich gehe in die Missionen."

„Nun, dann Glück auf, Du junger Stürmer." — Der Greis hielt die Rechte des Jünglings umschlungen und schaute ihm tief und lang in die Augen.

„Es kommt mir alles so wunderbar vor, so traumhaft; mein Leben klingt wahrhaftig wie ein Roman."

„Ganz richtig, und die Heldin dieses Romans ist Deine Mutter. Ihr verdankst Du es, daß Du in die Missionen gehen kannst; ich weiß es, ich weiß alles."

„Sie haben Recht, ihr verdanke ich es. Wenn ich mir von der Liebe Gottes ein Bild machen will, dann schaue ich auf die Liebe meiner Mutter."

„Komm, setz Dich, mein lieber P. Franz. Das Abendessen ist fertig. Nachher trinken wir die beste Flasche, die noch von Deiner Primiz her im Keller liegt."

„Wie traulich es in Ihrem Stübchen ist. Im Sommer der schöne Garten vor Ihnen, die Tannen nicken ja beinahe durchs Fenster. Im Winter . . ."

„Nur langsam, Du Poet. Ich habe ja manche schöne Stunden hier und würde mein Pfarrhaus nicht um eine Königsburg vertauschen, aber, mein lieber Franz, wie oft muß ich auch in Nacht und Nebel hinaus zu den Kranken und Sterbenden! Und erst wenn ich zurück-

denke an die böse Kulturkampfszeit, wo ich 10 Dörfer zu versehen hatte! Wie oft bin ich da nachts um 11 oder 12 mit meinen vom Schneewasser durchnäßten Stiefeln in die Kirche getappt, um die heiligen Oele zurückzutragen und nach 1 oder 2 Stunden konnte ich sie wieder holen, um durch Wind und Wetter auf dunklen Wegen eine arme Seele aufzusuchen. Weißt Du, das Leben eines echten Priesters bedeutet immer und überall Selbstverleugnung. Franz, mach Dir nur keine Illusionen, Du wirst in den Missionen mehr Dornen als Rosen, mehr Prosa als Poesie finden. Ueber alles wird Dich aber die Liebe, die starke, männliche Liebe zum Heilande tragen. Siehst Du da die Statue des guten Hirten, eine Nachahmung derer, die man in den Katakomben gefunden hat? Ein guter Freund brachte sie mir mit von Rom. Die hat mir schon über manche bittere Stunde hinweggeholfen; ich will sie Dir zum Andenken schenken. Es freut mich, daß der christliche Künstler der ersten Jahrhunderte den guten Hirten als Jüngling dargestellt hat. Du bist auch noch ein Jüngling, sei auch ein guter Hirt nach dem Beispiele dieses da." Und der Greis schaute bewundernd auf den Jüngling und klopfte ihm lächelnd auf die Schulter. Dann schwiegen sie beide.

„So, nun komm, ich zeige Dir jetzt, was Deine Mutter und ich angeschafft haben für Deine Aussteuer. Gelt, das gefällt Dir? Laß mal den Koffer herüberholen, damit wir das alles gut unterbringen." Der Koffer kam und als er sah, worum es sich handelte, lief ihm das Herz über. „Jedem ist sein Tag beschieden", summte er und noch verschiedenes andere. Aus reinster Freude ließ er sich mehrmals vom Stuhle fallen, und nahm die äußerste Anstrengung seines Fassungsvermögens geduldig hin.

In dem anheimelnden Gemach des Pfarrherrn begann es zu dunkeln. Der holte jetzt die alte Geige aus dem Kasten. Langsam auf- und abschreitend spielte er seine Lieblingsweisen und würzte sie mit den Erinnerungen aus seinem Leben, wo er dieses und jenes Lied in besonderer Stimmung gesungen oder gespielt hatte. Auf einmal brach er jäh ab. Unter seine Finger war das Lied geraten: ‚Es ist bestimmt in Gottes Rat, daß man vom Liebsten was man hat, muß scheiden' . . . „Schlaf wohl, Franz, zum letzten male unter meinem Dache."

P. Franz konnte aber nicht schlafen, die Turmuhr verkündete zwölf, eins, und er schlief immer noch nicht. Da raffte er sich auf und eilte durch die Sakristei, deren Schlüssel ihm der Pfarrer gegeben hatte, in die Kirche. Auf den Betstuhl seiner Mutter kniete er nieder und erwartete hier den Morgen. So viel hatte er dem guten Hirten zu sagen, daß ihm die Stunden rasch verflogen. Als die ersten Strahlen der Morgensonne die Heiligen in den bunten Fenstern weckten, feierte P. Franz sein letztes Opfer in Elmenhorst. Nach dem Evangelium wollte er eine kleine Ansprache halten an die zahlreich an-

wesenden Gläubigen. Er sprach vom Rufe Gottes, von der Schönheit des apostolischen Berufes. Da traf zufällig sein Auge den leeren Betstuhl seiner Mutter, jetzt war es aus mit der Ansprache, es würgte etwas in seiner Kehle; er stammelte noch einige Worte von Dank und drehte sich hastig um.

Und jetzt ist er reisefertig, nur noch ein letzter Besuch am Grabe seines Vaters. An der Kirchentüre nehmen die beiden Priester, der junge Missionar und der ergraute Pfarrer, von einander Abschied:

„Auf Wiedersehen, Hochwürden!"

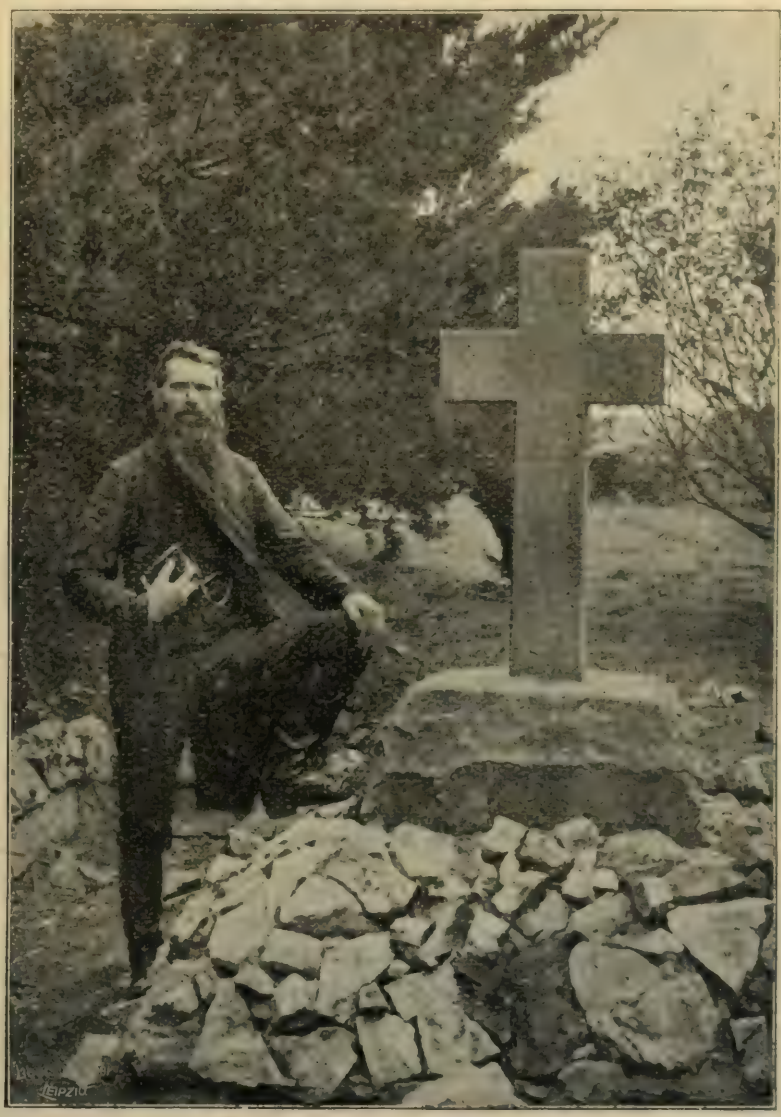
„Dort oben, Franz."

Es war ein herrlicher Sommermorgen, an dem P. Franz über die Heide schritt, denn diesmal wollte er nicht fahren, um desto ungestörter mit seinen Gedanken und Gebeten allein zu sein. Auf der Heide lag das große, stille Leuchten und auch in seiner Seele war eine große Helle. Es war ihm gar so eigentümlich zu Mute. Er hatte erwartet, der Abschied vom Funkenhofe werde ihm sehr schwer fallen und nun ertrug er ihn so leicht. Der gute Hirte schien das Kreuz von den Schultern des Jüngers genommen zu haben, um es selbst zu tragen, oder er hatte ihm wirklich Riesenkraft verliehen. „Wenn sie es nur aushält!" seufzte er. „Könnte ich doch, o Herr, den Schmerz ganz allein auf mich nehmen!"

P. Franz biegt um eine kleine Ecke des Weges, und jetzt kommt das Kreuz am Halbweg in Sicht. Er späht scharf um sich. Weit und breit kein menschliches Wesen zu sehen. Und doch ist jemand in seiner Nähe, in allernächster Nähe, als er vor dem Kreuze anlangt. Hinter den dichten Tannen steht — seinen Blicken allerdings verborgen — seine Mutter — Frau Gertrud. Sie hatte den Pfarrer, der in alles eingeweiht war, gebeten, ihr telephonisch mitzuteilen, wann P. Franz abreisen würde. Da dieser zu Fuß ging, war sie vom Nachbardorfe, wo sie sich aufhielt, zu früh aufgebrochen. Von weitem schon hat das Mutterauge den Sohn erkannt. Um nicht aber von ihm bemerkt zu werden, eilt sie in einem großen Bogen auf das Kreuz zu. Der Gedanke, daß sie ihn noch einmal sehen könne, beflügelt ihre Schritte; aber wie ungestüm pocht jetzt ihr Herz, als sie ihr Kind vor sich knieen sieht, aber nicht mit ihm sprechen darf. P. Franz hat seine Arme weit ausgebreitet; er will noch einmal beten in derselben Weise und mit derselben Inbrunst wie an dem Tage, an dem Max Funk ihn hier gefunden hat. Dann steht er auf. Von dem kleinen Hügel, auf dem sich das Kreuz erhebt, umfaßt sein Blick, ein tiefer langer Blick noch einmal alles, was zu seiner Heimat gehört, die weite Heide, die dunklen Wälder und das Kirchlein zu Elmenhorst, in dessen nächster Nähe der Funkenhof liegt.

Dann hebt er die Hand ein wenig zum Segnen. Er segnet alles, auch das, was er nicht sehen kann. „Und Dir, mein Teuerstes und

Liebstes hier auf Erden, mein herzliebstes Mütterlein, meinen allerbesten Segen", murmelte er so laut, daß sie es hören kann; deutlich sieht sie, wie er die Hand hebt und das Kreuzzeichen macht. Dann geht er, er geht schnell. Er schaut nicht mehr um. Und hinter dem



Der hochw. P. Roussel O. M. J. am Grabe des von den Zulu ermordeten Prinzen Napoleon.

Kreuze sinkt Eine unbemerkt ins weiche Heidekraut, sie lehnt ihr bleiches Angesicht und ihre gemarterte Brust an den Stamm einer Tanne. Auf der Heide dasselbe stille Leuchten, die Heimchen zirpen wie alle Tage, wie alle Tage summen die Bienen und flattern die Schmetterlinge um Ginster und Wachholder. Nur die Tanne, an der Frau Gertrud ruht, bebt bis ins Mark hinein und eine Lerche steigt klagend in die Lüfte, immer höher steigt sie, so hoch, als wollte sie direkt vor

den Thron des Ewigen fliegen und dort erzählen, was sie gesehen von Mutterliebe und Mutterleid.

XVII.

Frau Gertrud sitzt in ihrem Stübchen auf dem Funkenhofe. Ihr Auge glänzt, denn sie hält einen Brief von P. Franz in ihren Händen.

Mission U. L. Frau der sieben Schmerzen am Athabaskasee (Nordamerika).

Liebste Mutter!

Kann Dir heute wenigstens soviel mitteilen, daß ich endgültig hier stationiert bin, also mitten unter der Wilden. Hier soll ich demnächst Schule und Waisenhaus bauen. Ich fühle mich ganz glücklich bei meinen Indianern. Kann augenblicklich bloß durch Dolmetscher zu ihnen reden, aber wenn ich ihrer Sprache mächtig bin, will ich meinen kleinen Rothäuten erzählen, daß Du mich zu ihnen gesandt hast. Dann werden sie Dir danken, Dich segnen und für Dich beten.

Es geht mir ganz gut, trotz der großen Kälte. Neulich habe ich das erste Abenteuer erlebt. Der See war schon ganz zugefroren und wir fuhren auf dem Schlitten hinaus, um zu fischen. Unsere Jagdbeute wollten wir in meinen Koffer — weißt Du, derselbe, der mich auf meinen Reisen überallhin begleitet hat — unterbringen. Mit vieler Mühe hatten wir eine hübsche Anzahl Fische gefangen — wie das gemacht wird, erzähle ich Dir später — und in den Koffer getan, als unsere Hunde, durch ein Wild angelockt auf und davon rasten. Nach zwei Tagen kehrten sie wieder mit einigen Ueberbleibseln des Schlittens, aber vom Koffer keine Spur mehr. Ich glaube das stille Leben hier oben behagte ihm nicht mehr und so machte er sich wieder auf die Wanderschaft. Nach seiner Vergangenheit zu urteilen, kann er es noch weit bringen.

Ich muß schließen. Die Hundepost geht gleich ab. Die Vereinigungsstunde halte ich getreulich. Vor mir steht der gute Hirte aus dem Elmenhorster Pfarrhaus und darunter eine Photographie, das einzige Bild einer ganz einzigen Mutter. Es grüßt Dich tausendmal Dein einziger Sohn

P. Franz.

Und dann hält Frau Gertrud Vereinigungsstunde, nicht nur mit P. Franz, sondern auch mit ihrem Max. Die letzten Strahlen der Oktobersonne verklären sein Bild; er lächelt ihr zu, und sie hält ihm das Schreiben ihres Kindes entgegen. Sein Geist steigt herab aus den seligen Höhen des Himmels und umfängt beide, die Frau mit den weißen Haaren im hohen Lehnstuhl und den jungen Missionar in der Blockhütte des eisigen Nordens. Und wiederum sind sie eins, ganz eins: Vater, Mutter und Sohn.

Missions- und Friedensbilder aus Südafrika.

5. Die St. Peter-Mission in Natal.

Aus dem Basutolande führt uns der Weg südostwärts in die südafrikanische Kolonie Natal. In den letzten Jahren hatte hier das Missionswerk sehr zu leiden unter den Unruhen der Zulu. Einige Missionsstationen, besonders St. Peter, in der Nähe von Oakford gelegen, kamen in große Gefahr. Auf Anraten der Regierung und mit Rücksicht für die Schwestern, wurde die St. Peter-Mission zeitweilig verlassen. Als es gelungen war, den Aufstand der Zulu in Natal zu unterdrücken, nahm der hochw. P. Bold O. M. I. die Missionstätigkeit daselbst wieder auf. Als derselbe im Dezember 1906 die Ernennung zum Rektor von Shepstone erhielt, wurde in St. Peter der hochw. P. L'Hote O. M. I. sein Nachfolger. Ihm, dem jetzigen Rektor von St. Peter, verdanken wir die folgenden Mitteilungen über den gegenwärtigen Zustand der Mission. Er schreibt:

„Wenn der Missionar in Afrika sich einzig und allein der frommen Betrachtung und dem stillen Hausleben hinzugeben hätte, so bliebe mir nichts mehr zu wünschen übrig. Und auch die landschaftlichen Reize fehlen nicht. Steile Felsenabhänge, murmelnde Quellen, schäumende Wasserfälle, alles das bilden ein herrliches Panorama. Doch mag der Blick in dieses Bild auch entzückend sein, er täuscht nicht über die Not der Gegenwart hinweg. Die Mission leidet unter der großen Armut; das Gute stockt infolge unzulänglicher Mittel. Die Ernten auf dem der Mission gehörigen Land waren in den letzten Jahren gering und deckten kaum die Kosten. Noch ein anderer Uebelstand machte sich geltend. Nach den heutigen Verhältnissen der Eingeborenen-Lokationen ist die Lage der Mission zu weit abseits. Es bedarf einer halben Reitstunde, um zu den nächsten Kaffernkraalen zu gelangen. Das verursacht einen großen Zeitverlust. Ganze Wochen bin ich zuweilen unterwegs, und da ich mein einziges Pferd nicht vor der Zeit aufreiben will, sehe ich mich gezwungen, die Hälfte des Weges zu Fuß zu machen; 5—6 Stunden zu Fuß in der glühenden Sonne ist dann für einen Tag genug.

Was nun die Eingeborenen betrifft, wie gern würde ich da sagen: Die Ernte ist reif, aber damit wird es vorläufig seine gute Weile haben. Schon über 29 Jahre arbeiten die Protestanten im Lande. Die verschiedensten und sich widersprechendsten Sekten haben überall Eingeborene als Lehrer und Prediger angestellt. Das verursacht ein heilloses Durcheinander in Ansichten und Meinungen, und das Ergebnis ist schließlich: religiöse Gleichgültigkeit.

Besonders schwer ist es, die Männer zu gewinnen. Und doch üben sie den größten Einfluß in der Familie aus. Der Mann ist

hier alles, die Frau nichts. Oft erlauben die Männer weder den Frauen noch den Kindern Kirche oder Schule zu besuchen. Eine der Hauptursachen der Männer aber, sich von der Mission fern zu halten, ist die Polygamie. Seine Weiber entlassen, hieße für den Kaffer Verzicht leisten auf seinen Reichtum und sein süßes Nichtstun, hieße für ihn, selbst Hand ans Werk legen und ein gesittetes Leben führen. Solange sie Heiden sind, glauben sie, daß ihnen alles erlaubt sei. So antwortete mir jüngst ein Kaffer, dem ich die Frage stellte, weshalb er sich nicht bekehren wolle: „Wenn ich den Glauben annähme und Christ werde, dann würde ich Sünden begehen, während ich jetzt keine begehe."

Ein anderer Grund, den die Kaffern zu ihrer Entschuldigung oft ins Feld führen, ist folgender. Sie sagen: „Ich habe kein Geld, um Kleider für meine Kinder zu kaufen; wenn du versprichst, ihnen Kleider zu geben, so können sie zur Mission kommen." Oft ist das ernst gemeint, öfters aber auch nicht; jedenfalls können wir nicht gestatten, daß die Christen sich nach heidnischer Sitte kleiden, d. h., daß sie sich mit dem Allernotwendigsten begnügen.

Eine dritte Schwierigkeit, unter welcher ganz besonders die St. Peter-Mission in letzter Zeit zu leiden hatte, ist der tiefe Haß, den die Eingeborenen den Weißen und allem, was die Weißen betrifft, entgegenbringen. Die Schwarzen sehen keineswegs mit gleichgültigem Auge zu, wie die Weißen sich nach und nach des Landes bemächtigen, auf dem sie sich bisher frei bewegt hatten und als dessen Herrn und Eigentümer sie sich betrachteten. Davon eine kleine Geschichte. Ich war auf dem Heimwege, nach einem Ritt von 50 Meilen durch die Lokationen und Kraale der Kaffern. Noch zwei Stunden zu Pferd blieben mir bis zur Mission. Da wurde ich plötzlich von einem baumlangen Zulu, mit Assegai und Schild bewaffnet, angehalten.

„Halt!" sagte er, indem er mir den Weg versperrte. „Ich muß Dich sprechen. Was tust Du hier? Ich sah Dich diesen Morgen vorrüberreiten. Kommst Du auch, um wie alle Weißen Dich unseres Landes zu bemächtigen? Wer bist Du?"

„Ich bin ein Missionar."
„Was willst Du? Was hast Du heute getan?"
„Ich habe die Christen besucht."
„Wo wohnst Du?"
„Dort in St. Peter."
„Zu welcher Kirche gehörst Du?"
„Zur römisch-katholischen Kirche."
„Bist Du wirklich ein Missionar der römisch-katholischen Kirche?"
„Ja, ich habe es Dir gesagt."
„Dann kannst Du weiterreisen; ich sehe, Du sprichst wahr." —

Dieser Haß gegen die Weißen macht sich selbst bei den Besten fühlbar und übt seinen Einfluß auch aus gegenüber der christlichen Religion, der Religion der Weißen. Es gibt Kaffern, und ich bin einer ganzen Anzahl begegnet, welche sich nicht bekehren und es auch nicht ihren Frauen und Kindern erlauben wollen, einzig und allein aus einem gewissen Nationalstolz, wenn ich mich so ausdrücken darf. Sich bekehren, hieße aufhören, Mitglied und Kind des großen Zuluvolkes zu sein. Zumal ist dies bei den Häuptlingen der Fall.

Die Kapelle der St. Peter-Mission in Natal (Südafrika).

Der frühere Häuptling des Gebietes, auf dem sich die St. Peter-Mission befindet, war uns recht günstig gesinnt. Er wurde entfernt und durch einen andern ersetzt, welcher ein fanatischer Heide ist. Seine ganze Macht und alle ihm zu Gebote stehenden Mittel bietet er auf, um die Entwicklung der Mission zu verhindern.

Rechnet man zu diesen äußeren Schwierigkeiten noch die inneren, besonders die übergroße Armut, dann kann man sich ein Bild von unserem mühseligen Tagewerk machen. Die Gebäulichkeiten, die man mit unzulänglichen Mitteln notdürftig errichtete, sind in einem armseligen Zustande. Einige Mauern sind dem Einsturz nahe. Die größten Löcher und Lücken besserte ich selber aus. Die Kapelle, mit ihren rohen, vom Regen durchfurchten Lehmwänden, gleicht mehr einer alten Ruine. Als Schule dient eine Kaffernhütte. Von dem Elend

meiner Wohnung will ich ganz schweigen. Ich komme mir vor wie ein Matrose, den man ins Meer geworfen und der nun nach allen Seiten ausspäht, um eine rettende Planke zu finden. Hilfesuchend richte ich meine Blicke nach Deutschland."

Dies Bild gewährt einen Einblick in die südafrikanische Missionslage. Durch die mannigfachen Veränderungen in den Verhältnissen Südafrikas, durch Krieg und Aufstand, landwirtschaftlichen Mißerfolg und industriellen Niedergang, welche dem Lande schwere Prüfungen auferlegten, sind auch dem Missionswerke große Schwierigkeiteu und Hindernisse bereitet worden. Und dennoch darf der Mut nicht verloren, kein Stillstand gemacht werden. So arbeiten denn die Missionare still und unverdrossen auf ihren Posten weiter und vertrauen auf die Hilfe des Herrn. Mut und Gottvertrauen ist ihre Losung. Das erhellt auch aus der Gründungsgeschichte der neuen Mission St. Heinrich.

6. Die St. Heinrich-Mission in Natal.

Ueber die Anfänge dieser Missionsstation verdanken wir dem hochw. Msgr. Delalle O. M. I., apostolischer Vikar von Natal, nachstehende Mitteilungen. „Soeben haben wir bei Illoro unter dem Schutze des hl. Heinrich eine neue Mission ins Leben gerufen. Die Notwendigkeit dieser Gründung war unabweisbar, obgleich wir mit Sorge ans Werk gegangen sind. Bereits über 75 katholische Eingeborene fanden sich vor und sie verdienten, daß man sich endlich ihrer annahm. Seit geraumer Zeit waren sie ohne Kirche und Schule. Um am Sonntag dem Unterricht und der hl. Messe beiwohnen zu können, mußten sie jedesmal den weiten Weg von 30 Kilometer zur Mission Bluff zurücklegen. Sie taten dies mit großem Opfermut, und dafür mußten sie belohnt werden; denn wieviele Katholiken gibt es, die sonntäglich einen solchen Weg machen würden, um der hl. Messe beiwohnen zu können, und besonders wenn es heißt, den Weg nüchtern zurücklegen, um die hl. Kommunion empfangen zu können. Das aber taten diese armen Kaffern. Einige von ihnen machten sich auch Samstag abend schon auf den Weg und verbrachten die Nacht in ihren Wolldecken an den Kirchenmauern, um am andern Morgen beichten und zum Tische des Herrn zu gehen.

So ließ sich denn die Gründung nicht mehr abweisen. Nach langen Plänen, Verhandlungen und Kämpfen, konnten wir endlich ein Stück Land für die Mission bekommen. Und dann der Bau?! Ein guter Bruder errichtete aus Holz und Blech ein Kirchlein, das ungefähr 200 Kaffern fassen kann. Dies Kirchlein, das dem hl. Heinrich geweiht ist, habe ich nun am St. Heinrichstage eingeweiht und einige Erinnerungen an diese Einweihungsfeier sollen hier Platz finden.

Von Durban aus führte uns die Eisenbahn in südlicher Richtung an der Küste des indischen Ozeans entlang. Bei jeder neuen Wege-

wendung eröffnete sich auch ein neues Landschaftsbild. Auf der einen Seite hatten wir das Meer mit seinem majestätischen Wogengang, auf der andern Seite begleitete uns eine Hügelkette im abwechselnden Wälder- und Steppen-Kleid. Hin und wieder war es von den klaren Gebirgsbächen wie mit Silberfäden durchwebt. Bei der gewaltigen Stimme des Meeres verlor sich das scharfe Schnauben und Pfeifen der dampfenden Lokomotive, und man fühlte so recht den Unterschied zwischen den Monumentalwerken der göttlichen Allmacht und den Kleinwerken der menschlichen Kraft.

Kath. Zulu von Emoyeni im Zululand (Südafrika).

Die Eisenbahn hält. Wir sind in Illoro. Ein Wagen mit einem Mauleselgespann harrt unser. Wir kehren dem Meere den Rücken, und nordwärts geht es, in das Innere des Landes hinein. Im Zickzack schlängelt sich der Weg durch die Hügelkette, immer höher und höher. Da hält der Wagen, und eine Fußtour beginnt, der Aufstieg zum St. Heinrich-Hügel. Auf seinem Gipfel ragt das Kirchlein, weithin sichtbar und das ganze Land beherrschend, die große Kaffernreserve, wo die Schwarzen zu Hause sind. Wie ein heller Lichtschein erscheint meinem aufwärts schauenden Auge dies Kirchlein, von dem Licht ausstrahlen soll in die Nacht des Heidentums, ein göttliches Licht in das menschliche Dunkel, ein Licht, das hineindringen soll in die Hütten, die rings um den Hügel gelagert sind, und in die Herzen seiner zahlreichen Bewohner.

Vor dem Kirchlein erwarten mich der hochw. P. Rektor und der Bruder Baumeister. Hart haben sie die letzten Tage gearbeitet und sind nun voller Freude, da ich ihrem Werke die hl. Weihe geben will. Das Abendessen ist bereit. Es besteht aus einem Affenbraten. Zum ersten Male in meinem Leben soll ich diesen Speisezettel versuchen. Tat's nun mein Hunger oder tat's die Vorzüglichkeit des Bratens, kurz, es mundete mir vortrefflich. Dann suchten wir die Lagerstätte auf und zwar dort, wo es eben ging, in der Kirche. Wir rollten uns in unsere Decken und ruhten in Gottes Hut.

Schon mit dem ersten Frührot strömten die Kaffern von allen Seiten herbei; die einen in europäischen Kleidern, und das waren unsere Christen, und die andern, die Heiden, wie sie eben waren. Nach der hl. Messe und Predigt folgte die Weihe des Kirchleins. Eine besondere Freude bereitete es mir aber, daß ich 30 Kaffern die hl. Kommunion reichen durfte. Schon herrschte eine fröhliche Festtagsstimmung unter dem schwarzen Volke, aber der Höhepunkt derselben sollte noch kommen. Neben der Kommunionbank stand eine schöne Glocke. Sie war das Geschenk meiner lieben Mutter zu meiner Bischofsweihe und trägt ihren Namen. Mit großen Augen betrachteten die Kaffern die geheimnisvolle Glocke und brannten vor Neugierde, ihre Stimme zu hören. Aber erst die Taufe löste ihr die Zunge, denn nach der Tauffeier faßte ich das Glockenseil, und der erste Glockenton zitterte durch die Kirche. Da gab es unter dem schwarzen Volke einen Freudenausbruch. Alles, Männer und Frauen, Christen und Heiden, drängte herbei, um die Glocke sprechen zu hören.

So wäre denn die St. Heinrich-Mission gegründet. Ihre Kirche erhebt das Kreuz in die Lüfte, ihre Glocke ruft die armen Schwarzen herauf zu den Füßen desjenigen, der auch sie an sein göttliches Herz drücken, der auch sie in seinem heiligen Blute neu beleben will, und er, so hoffen wir, wird auch uns, seine Missionare, nicht verlassen. Noch so viel bleibt an Arbeit und Not übrig. Wohl steht das Kirchlein fertig auf dem St. Heinrich-Hügel, wo aber zeigt sich der Wohltäter, der uns die Bauschulden bezahlt? Und wer hilft uns weiter bei dem Auf- und Ausbau der Mission? Noch muß ein Haus für den Missionar, noch müssen Schule und Schwesternwohnung gebaut werden. Wer das Herz und die Hand hat, der komme und helfe uns!"

Deutsche Katholiken-Versammlung in Winnipeg (Kanada).

Von P. Peter Bour O. M. I. Winnipeg.

Die großen Herbstparaden des katholischen Deutschlands, welche für die ganze Welt vorbildlich wirken, finden auch in Kanada Widerhall und Nachahmung. Der erste deutsch-kanadische Katholikentag wurde am 29. Juli des vorigen Jahres in dem echt deutschen Städtchen Münster in der Provinz Saskatchewan abgehalten. Der Anfang war klein, doch ‚klein ist die Wiege des Großen'.

Der 14. und 15. Juli d. Js. bilden einen Markstein in der Geschichte des Katholizismus Kanadas. Der Hauptzweck der diesjährigen Tagung war die Gründung eines Volksvereins für Kanada nach dem bewährten Muster des Volksvereins für das katholische Deutschland. Die Hauptstadt der Provinz Manitoba, das 140 000 Einwohner zählende Winnipeg, war unser Breslau 1909.

Der sogenannte ‚deutsche' Stadtteil, german town, Winnipegs, der sich um die von drei Oblatenpatres pastorierte St. Josefskirche gruppiert, hatte Festschmuck angelegt. Päpstliche, deutsche, österreichische, englische, kannadische und amerikanische Flaggen wehten den Besuchern den Willkommengruß entgegen. Vertreter des Lokalkomitees empfingen die von allen Seiten herbeigeeilten deutschen Katholiken, die dann von Knaben in ihre Quartiere geführt wurden. In entgegenkommenster Weise hatten sich die verschiedenen deutschen Familien Winnipegs erboten, ihren Landsleuten soweit als möglich kostenfreie Unterkunft zu gewähren.

Der 14. Juli trug das Gepräge des großen Tages. Um 9 Uhr feierliches Pontificalamt celebriert vom deutschen Benediktinerabt P. Engel, O. S. B. aus Collegeville (Vereinigte Staaten). Die Festpredigt hielt Abt Ignatius, O. S. B. aus Spielerville, Arkansas. Er behandelte das Thema: Die katholische Vereinsfrage. Seine Ausführungen gipfelten in dem Satze: Jedes Mitglied eines katholischen Vereins muß katholisch denken, katholisch fühlen, katholisch handeln. Nach dem Amte zog man zur prächtig geschmückten Festhalle, wo nach einer kurzen Begrüßung durch das Lokalkomitee Herr Anton Tilly, ein geborener Westfale, zum Präsidenten des Katholikentages gewählt wurde. Nun folgten in langer Reihe die Begrüßungsreden. Aus allen Teilen des westlichen Kanadas brachten Priester und Laien die Grüße ihrer Landsleute nach Winnipeg. In den drei westlichen Provinzen Kanadas, Monitoba, Saskatchewan und Alberta, wohnen ca. 150 000 Deutsche, die in den letzten zwei Jahrzehnten aus den Vereinigten Staaten, aus Oesterreich-Ungarn, Südrußland und Deutschland eingewandert sind. Darunter befinden sich etwa 50 000 Katholiken.

Der Nachmittag war für die allgemeine Versammlung vorbehalten. Als erster Redner sprach P. Brabender O. M. I. über die Lage der

katholischen Kirche im westlichen Kanada. Darauf ergriff der Präsident das Wort und erörterte die Einwanderungsfrage. Er gab eine Anzahl praktischer Winke für die Konzentrierung der deutschen katholischen Einwanderer. Herr P. Bernhard, O. S. B., suchte dann seine Zuhörer für die Pflege der deutschen Muttersprache zu begeistern. Sobald der Deutsche im Auslande sich seiner Muttersprache schämt, hat er auch gewöhnlich seinen Glauben über Bord geworden. Ueber die Stellung der Katholiken zur Presse sprach P. Bour, O. M. I., Redakteur an der „West-Kanada". Er konstatierte, daß von den sechs deutschen Zeitungen Kanadas die beiden katholischen Blätter ‚St. Peters-Bote' und ‚West-Kanada' eine hervorragende Stellung einehmen. Erstere wird von den Benediktinern in Münster, die zweite von den Oblaten in Winnipeg herausgegeben.

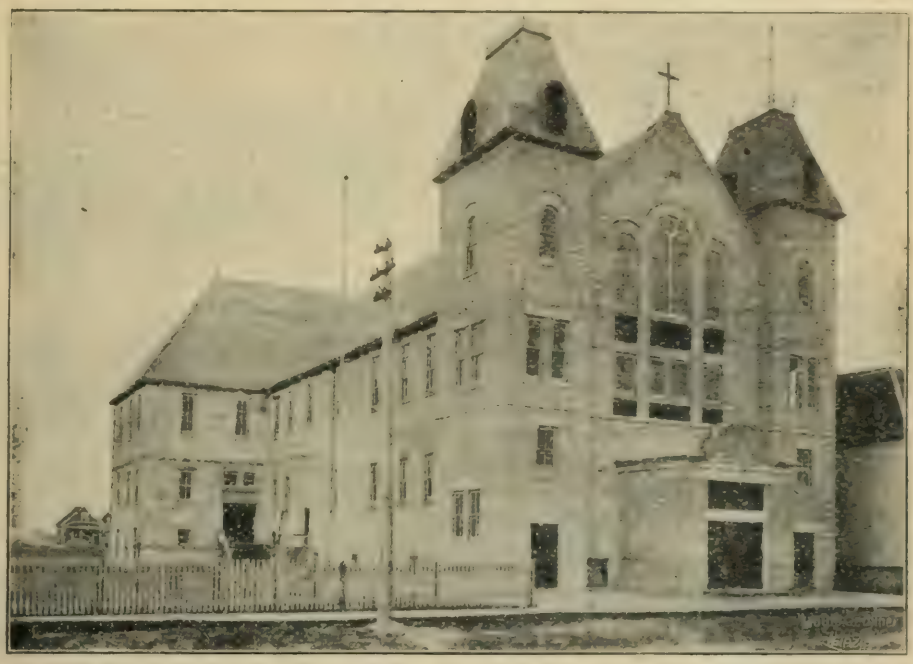
Abends ½6 Uhr wurde die zweite öffentliche Versammlung eröffnet, um auch jenen Deutschen Winnipegs, welche tagsüber arbeiten mußten, Gelegenheit zu geben, am Katholikentage teilzunehmen. Herr Oberlehrer Kramer aus Regina, der Hauptstadt von Saskatchewan, und Herr Apotheker Erk aus Gretna behandelten die hierzulande wie überall heiß umstrittene Schulfrage. Die staatlichen Schulen des kanadischen Westens sind gesetzlich konfessionslos, da aber kein Schulzwang besteht, haben vielerorts die Katholiken unabhänige Pfarrschulen gegründet, die durch freiwillige Beiträge unterhalten werden. In Winnipeg und anderen Städten Manitobas müssen die Katholiken jedoch auch noch Steuern für die Staatsschulen aufbringen. Mit Stolz erwähnte Herr Erk, daß er aus Meppen stamme uud der alte Windthorst ihn als Kind oft gestreichelt habe.

Den guten Wein hatte man bis zuletzt aufbewahrt. In 1½ stündiger Rede sprach der größte deutsche Redner Amerikas, Herr Stolzle aus Minneapolis (Ver. Staaten) über Gründung eines Volksvereins für die katholischen Deutschen Kanadas. In humorvollster und doch gründlicher Weise suchte der „Vereinsmann von Minneapolis" seine Zuhörer für die große Idee zu begeistern. „Wie sollen wir dies anfangen?" rief er aus und gab auch sogleich selber die Antwort: „Nur eine, von Freund und Feind bewunderte Musterorganisation gibt es, und das ist der Volksverein für das katholische Deutschland. Nach diesem muß der kanadische Volksverein gebildet werden. Die von der ganzen Versammlung mit Instrumentalbegleitung gesungene Papsthymne und englische Nationalhymne schlossen den ersten Tag unserer Katholikenversammlung.

Der zweite begann wiederum mit einem feierlichem Pontifikalamt, das der Abt Ignatius von Spielerville celebrierte. Nach dem Gottesdienste begannen die ersten Beratungen der verschiedenen Komitees für Volksverein, Schulfrage, Presse usw. Um 2 Uhr nachmittags fand die letzte Generalversammlung statt, in der nach dreistündiger Debatte der

„Volksverein für die deutschen Katholiken Kanadas" gegründet wurde. Sofort ließen sich 150 Besucher als Mitglieder eintragen und entrichteten auch auf der Stelle ihren Beitrag (1 Dollar). In den nächsten Monaten wird eifrig weitergearbeitet werden, und wir sind sicher, daß das am 15. Juli ausgestreute Samenkorn sich bald zu einem herrlichen Baume entwickeln wird.

Abends 8 Uhr großer Festzug. Zwar marschierten keine 40 000 Arbeiter durch Winnipeg's Straßen, sondern nur 500 deutsche katho-



St. Josefskirche mit Vereinssaal im unteren Teile, in welchem die zweite deutsch-kanadische Katholiken-Versammlung tagte.

liche Männer durch die festlich geschmückten Straßen des deutschen Stadtteils, aber an festlicher Stimmung und Begeisterung hätte auch eine größere Zahl nichts hinzufügen können. Vor der St. Josefskirche standen unter einem prächtigen Triumphbogen der Erzbischof von St. Bonifatius, Msgr. Langevin O. M. I., sowie der Premierminister Roblin von Manitoba und nicht weniger als 30 deutsche Geistliche des Westens. Der Festzug defilierte an ihnen vorbei und zog in die Festhalle ein. Hier spornte der Oberhirte in seiner zündenden Art noch einmal die 600 Anwesenden zur ‚Organisation' an.

Das „Großer Gott" schloß den zweiten deutschen kanadischen Katholikentag, der, obwohl bescheiden und klein, seine Aufgabe, Deutschtum hier zu einigen, kräftigen und zu organisieren in schönster Weise gelöst hat.

Zwei Missionsbilder aus Ceylon.

1. Stürme und Kämpfe.

Man versetze sich 20 Jahre in die Vergangenheit zurück, um zu ermessen, welch großartige Fortschritte die katholische Kirche in Ceylon gemacht hat. Die Anzahl der Kirchen und Schulen und der Katholiken selbst hat sich um das 4—6 fache vermehrt, die Bildungsstufe der Einzelnen wie der Gesamtheit hat sich bedeutend erhöht, das religiöse Leben und Bewußtsein des Volkes hat sich gesteigert und verinnerlicht, besonders durch die jetzt überall eifrig geförderte Andacht zum göttlichen Herzen Jesu. „Durch diese Andacht", so schreibt uns ein Missionar, „wird Ceylon nach und nach ein gutes, christliches Land werden."

Doch dieser trostreichen Entwicklung der Dinge kann der böse Feind nicht ruhig zusehen. Schon seit zwei Jahrzehnten sind seine Helfershelfer daran, dem aussterbenden Heidentum, dem erschöpften alten Buddhismus, wieder auf die Beine zu helfen. Seitdem der Amerikaner Olkott mit diesem Unternehmen begann, durchziehen ungezählte Buddhaschwärmer das Land und erzählen den betörten Bewohnern von der Größe und Schönheit der alten heidnischen Religion, von einem Wiedererwachen, einer Wiedergeburt Buddhas. Man sucht die Menge zu blenden mit der Wiedereinführung glanzvoller Zeremonien und besonders der berühmten nnd prunkhaften buddhistischen Perahera (Prozessionen). Kurz, man tut alles, um das dürre Skelett wieder menschlich auszustaffieren und mit neuen Formen zu umkleiden. Doch, betrachte das Gebilde nur näher, und auch hier siehst du, um mit einem Geistesmann unserer Tage zu reden, nur poetische Schminke auf den verwelkten Backenknochen des Lasters.

Man begann damit, überall Vereine zu errichten, deren Zentralstelle in Colombo blieb unter dem Titel „Theosophistical Society". Als Vereinsorgan erschienen eine singhalesische und eine englische Zeitung, zu deren Unterhalt die Filialvereine jährlich bestimmte Summen zu entrichten haben. Bald ging man einen Schritt weiter und errichtete allenthalben buddhistische Schulen. Um dieselben zu bevölkern, schreckte man vor Gewaltmitteln nicht zurück. Der jeweilige Vereinsvorstand verfügte über die Eltern, die sich weigerten, ihre Kinder in die neuen Schulen zu schicken, schwere Geldstrafen, und besonders den Ausschluß aus dem Verein, der Familie und der Gemeinde. Um die Tragweite dieser Strafe zu ermessen, möge man beherzigen, daß jedes singhalesische Dorf, besonders in den Dschungeln, nur eine große Familie ausmacht. Die Einwohner entstammen gewöhnlich nur einer Kaste und sind sämtlich miteinander verwandt. So kennt der alte Singhalese für jeden jungen Menschen seines Dorfes keine andere Anrede als: Mein Sohn, meine Tochter. In Allem herrscht die größte Gemeinschaft: will jemand sein Feld bebauen, so holt er dazu ohne weiteres die Ochsen des Nachbars; muß er die Kokusblätter seines Daches wechseln, so steht ihm sicher die ganze Dorfjugend dabei zur Seite. Kein Begräbnis gibt es im Dorfe, dem der Singhalese nicht beiwohnt, keine

Hochzeit, bei der er nicht erscheint und vorschriftsmäßig seine Rupie (= 1,33 Mk.) zum Mahle entrichtet. Man versteht leicht, wie der heidnische Singhalese, um eine derartige Exkommunikation zu vermeiden, sich gern dazu entschließt, seine Kinder in buddhistische Schulen zu schicken.

„Um den Sieg der Gottlosigkeit allenthalben zu befestigen," schreibt uns der hochw. P. Kieger O. M. I., „erschien auch in meiner armen Mission Midellawita eine Prädikantin der Theosophistical Society. Ihr fesches, zuchtloses Auftreten, ihr weibliches Schmähen über Gott

Rathaus und Unionbank in Winnipeg (Kanada).

und die katholische Kirche, Christus und die Unbefleckte Gottesmutter, über alles Heilige überhaupt gefiel vielen betörten Heiden dieser Mission fast noch besser, als die Prädikantin selber. Allwöchentlich erschien sie nun in dem Dorfe, um ihre Konferenzen abzuhalten. Ein neuer Verein entstand, dem alle Buddhisten der Umgegend sich anschließen sollten. Als Aufnahmebedingung wurde das Versprechen abgenommen, nie zur katholischen Religion überzutreten und die Vertreter dieser Religion recht gründlich zu hassen. Wer sich weigere, dem Verein beizutreten, sei aus der Gemeinde ausgeschlossen. Niemand dürfe ihm helfen, sein Feld bebauen, an keiner Hochzeit, an keinem Begräbnis dürfe er teilnehmen, ja selbst das Wasser des Brunnens müsse man ihm verweigern. So kam es, daß die Schulen meiner Mission in kurzer Zeit ihre sämtlichen buddhistischen Schüler verloren. Die allgemeine Stimmung der Buddhisten gegen Katholiken wurde

immer feindseliger und gereizter, sodaß man mir in einem Dorfe sogar verbot, Wasser aus dem Brunnen zu schöpfen.

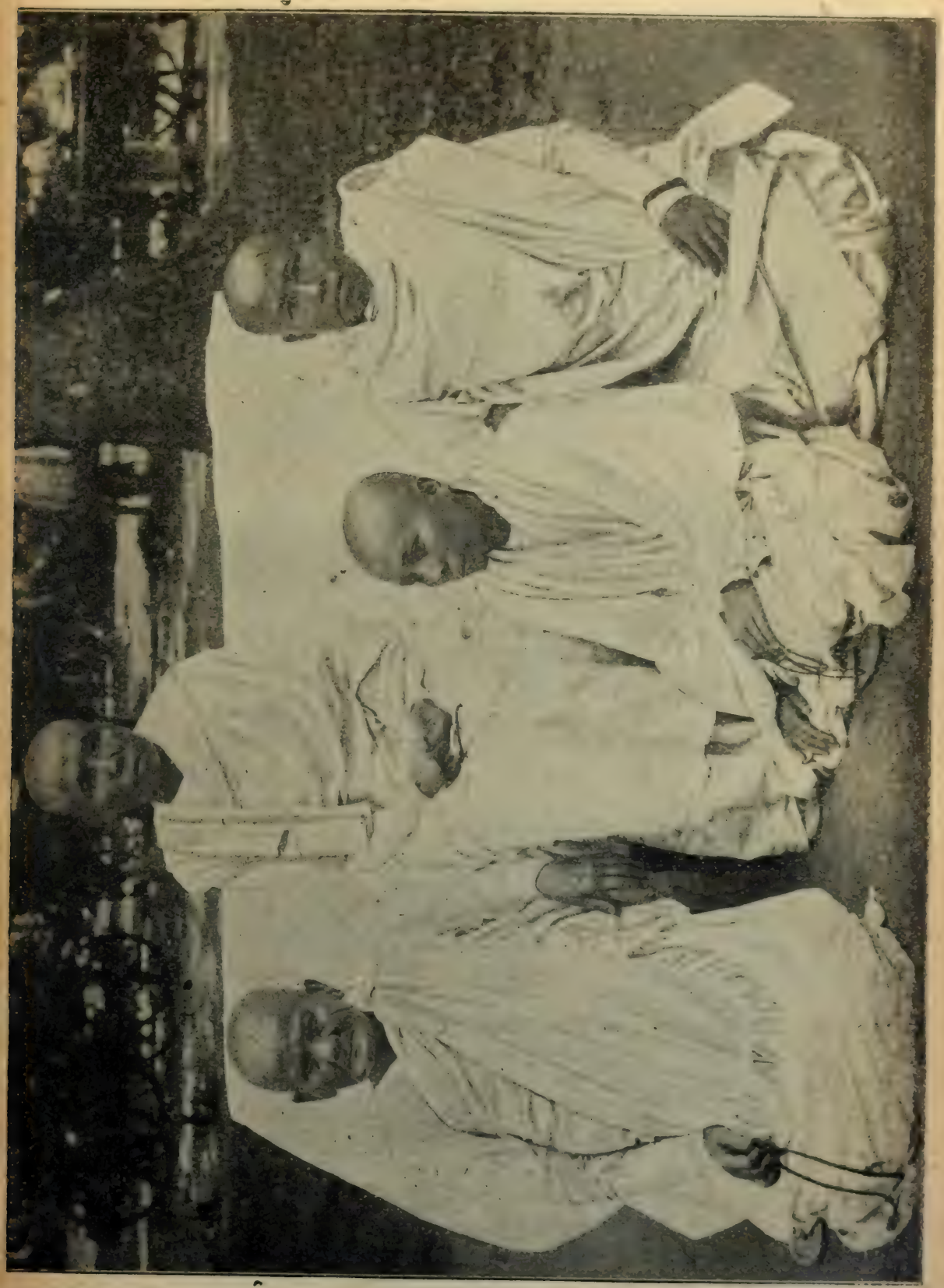
Daß dies Werk der reinen Gehässigkeit, wie das eben geschilderte, nicht bestehen kann, ist klar. Schon längst sind viele edel denkende Buddhisten der tyrannischen Diktatur der Vereinsvorstände überdrüssig, und gar viele finden das Zusammenleben mit ihren katholischen Freunden viel erträglicher, viel ruhiger und vernünftiger, als die Gemeinschaft mit übertriebenen Buddhanarren. Ganz leise regt sich in den Herzen die Sehnsucht nach dem wahren Frieden, den nur die wahre allgemeine Kirche geben kann. Bei vielen wird der Wunsch zur Tat: sie bitten um Aufnahme in die katholische Kirche. Möge Gott den guten Anfang segnen und noch recht vielen den Weg zeigen, der zum Heile führt.

2. Ein seltsames Bekehrungsmittel.

„Ich hatte," so erzählt P. Favril, „den Fluß Modiragamaru überschritten und folgte den Fußpfaden, die sich die Jäger durch den Wald gebahnt hatten. Mein Begleiter war Gabrielpillai, ein singhalesischer Kaufmann aus Kolombo, der $^3/_4$ des Jahres in Mullikulam zubrachte. Während wir gemütlich plauderten, erreichten wir eine Lichtung, wo ich plötzlich eine Menge Ziegelsteine bemerkte, Mauerüberreste, die von der Zeit geschwärzt waren. „Was soll dies zerfallene Gemäuer?" wandte ich mich an meinen Begleiter. „Fast könnte man an eine alte Opferstätte denken. Sollte es vielleicht ein heidnischer Tempel gewesen sein?" — „Der Patec hat richtig geraten, es ist ein heidnischer Tempel, aber schon lange haben die Heiden die Lust verloren, dort zu opfern. Möge der Pater sich setzen und etwas ausruhen. Ich will ihm eine wahre Geschichte erzählen, die Geschichte des Tempels und seines Verfalles. —

Es war vor mehr denn 15 Jahren. Damals wohnte im Dorfe ein heidnischer Goldarbeiter, der über der linken Schulter die heilige Schnur der Brahminen trug. Eines Tages verfiel er auf den Gedanken, den Tempel zu bauen, dessen Ueberreste der Pater hier bemerkt. Er weihte ihn der Kali, der schwarzen, der schrecklichen Gottheit. Anfangs ging er allein dahin, um seine sanchdangam (Niederwerfen der 8 Glieder) vorzunehmen und seine Opfer darzubringen, die er wohlweislich aber selbst verzehrte. Er erkannte bald, daß er sein Geld nutzlos verschwendet habe. Das Wasser mußte auf die Mühle gebracht werden: Sein erfinderischer Geist suchte nach einem Mittel, sich schadlos zu halten, und er fand es auch. Da er die Unwissenheit der Heiden und ihre Neigung zum Aberglauben kannte, so erklärte er ihnen, daß, wenn die Jagd nicht nach ihren Wünschen ausfalle, dies nur herrühre von der Unzufriedenheit der Kaliamma, deren Kult sie vernachlässigt hätten, und die, um sich zu rächen, Hirsch und Keiler von dem Dorfe und seiner Umgebung fernhalte.

Gar bald gingen einige Tölpel in die Falle, und eines schönen Tages sah man den Heiden mit ihnen zum Tempel ziehen, um Abbitte zu leisten, um unter dem Lärm des Tamtam der erzürnten Gott-



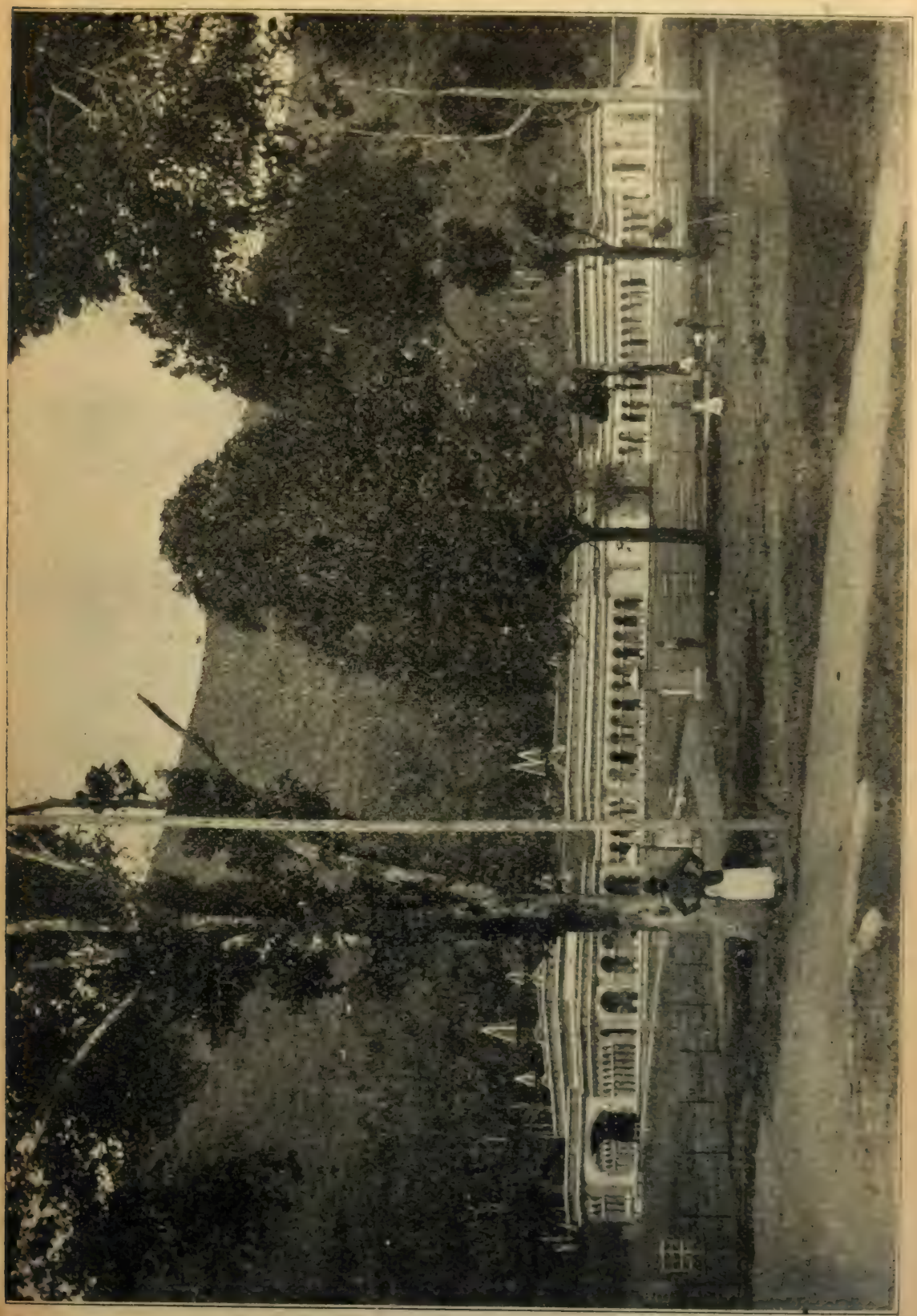
Buddhistische Frauen.

heit ihr „pusai“ (Opfer) darzubringen. Nach Beendigung des Opfers fühlte sich der Heide von Kali „besessen“: er rannte hin und her, ergriff einen Stock, mit dem er wie rasend in der Luft herumfuhr; zu gleicher Zeit stieß er wilde, unverständliche Worte aus, die eben darum um so mehr Eindruck auf seine simplen Genossen machten. Einer von ihnen rannte ins Dorf, um die Nachricht zu verbreiten. Männer, Frauen und Kinder eilten herbei, um das pudumai (Wunder) zu sehen. Einige brachten Reis mit, andere Bananen, Kokusnüsse ꝛc., und sie warfen sich nieder vor dem Tempel und dem „Besessenen“.

Der Heide betrachtete seinen Streich als gelungen; eine Stunde lang setzte er sein wüstes Spiel mit dem Stocke fort, und zwischen unverständlichen Sätzen stieß er auch Worte aus, deren Sinn keineswegs zweideutig war, und die mich in meinem christlichen Glauben tief verletzten. Während ich seine Manipulationen beobachtete, hörte ich ihn ganz deutlich sagen: „Ihr wollt Mariamma verehren, die sich die Mutter Gottes nennt. Nun denn: die „acca“ (ältere Schwester) der Mariamma ist Kaliamma, und diese letztere ist eifersüchtig, weil Ihr die „Aangatihi“ (jüngere Schwester) der „acca“ vorgezogen habt.“ Bald darauf fiel der Betrüger, gänzlich erschöpft, in eine Art von Todesschlaf. Jedermann überzeugte sich von dem Wunder und seinen Ursachen, und kehrte heim mit dem festen Vorsatze, in Zukunft der „acca“ treuer zu sein. —

Ich fühlte mich bis ins Innerste meiner Seele getroffen und um den Leuten ihre Dummheit gründlich auszutreiben, griff ich zu folgendem Mittel: Ich hatte in meinen Diensten einen Kraftmenschen mit Namen Lazaru, eine wahre Herkulesnatur. Diesem nun gab ich die nötigen Instruktionen, und nachdem er seine Lektion gut auswendig gelernt, begab er sich zwei bis drei Tage nach der Zeremonie des Heiden in den Tempel. Hier angekommen, begann er zu heulen und zu brüllen wie ein wildes Tier. Sein Schreien zog gleich einige Müßiggänger herbei, die, als sie den neuen „Besessenen“ erblickten, nichts Eiligeres zu tun hatten, als die Nachricht hiervon schleunigst im Dorfe zu verbreiten. Der Tempel wurde neuerdings zur Berühmtheit. Wie beim ersten Male kamen auch jetzt Männer, Frauen und Kinder herbeigeeilt, um das Wunder zu sehen. Mit wildverstörten Augen und aufgelösten Haaren, am ganzen Leibe mit weißen Strichen beschmiert, windet und krümmt sich Lazaru mit Grimassen, die denen des brahminischen Heiden mindestens gleich kamen.

Er fluchte auf singhalesisch — eine von diesen Leuten unverstandene Sprache — und wandte sich so an Kali mit allen Schimpf- und Schmähreden, die ihm nur ins Gedächtnis kamen. Die einfältigen Zuschauer, die von all diesen schönen Reden nur das Wort Kali verstanden, geraten in Furcht, fallen auf die Kniee, und bringen ihre Opfer: Weiße Hühner, Reis, Kokusnüsse, Bethel, Bananen. Nach Beendigung der Opferszene verfällt Lazaru plötzlich in Raserei, als ob der Teufel ihn wirklich besessen hätte: er greift nach dem Stock, der auf dem Opfertische liegt. Er schwingt ihn wild und schlägt mit vollen Fäusten nach rechts und nach links auf den Tempel und auf die



Buddhistischer Tempel.

frommen Verehrer Kaliammas. Dabei brüllt er — diesmal aber in echtem, wohlverständlichem Tamul —: „Mariammal, Kaliammaloudria tangatchi alla, idou, soutta poï“ = „Maria ist nicht die jüngere Schwester der Kali, das ist eine abscheuliche Lüge.“ — Hageldicht sausten die Schläge, ein panischer Schrecken fährt in die verblüffte Menge, und in wilder Flucht stiebt alles auseinander ohne sich auch nur umzusehen.

Lazaru, der sich allmählich müde fühlte, ging zum Tempel zurück, und mit den hier aufgestellten Opfergaben leistete er sich einen prächtigen viroundhu (Schmaus), mit Hilfe dessen er bald wieder zu Kräften kam. Schon am folgenden Tage kannte jedermann die wahre Geschichte von dem vermeintlichen „Besessenen“, und tiefbeschämt nahm man sich vor, sich nicht länger an der Nasse herumführen zu lassen. — Und so, mein Vater“, schloß Gabrielpillai, „blieb der Tempel verlassen und geriet in Verfall.“

Kleinere Nachrichten.

In unserm Kloster **Maria Engelport** bei Treis an der Mosel feierte der hochw. P. Kieffer am 15. August die 25. Wiederkehr des Tages, an welchem er durch die Ablegung der Gelübde zum Mitgliede der Genossenschaft der PP. Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria geworden war. Unermüdlich tätig, hat der Jubilar ganz besonders beigetragen zur Gründung und zum Bau des Bonifatiusklosters in Hünfeld, dessen Mauern noch in fernen Zeiten von dem Schaffensgeiste des Meisters reden werden. Auch dem Neubau des Klosters Maria Engelport widmete er seine Kräfte, bis körperliche Krankheit ihn zwang, Wasserwage und Senkblei jüngeren Händen zu überlassen. Möge Gott seiner seelsorglichen Tätigkeit noch auf lange Jahre hinaus den reichsten Segen verleihen. Ad multos permultosque annos!

Aus **Swakopmund** erhalten wir unter dem 23. Juli die Nachricht, daß der hochw. Generalassistent P. Simon Scharsch und der hochw. P. Damian Arnold glücklich gelandet sind. P. Scharsch hat sofort die Reise in das Innere angetreten, während P. Arnold vorläufig in Swakopmund geblieben ist.

Sion (Basutoland). Die Mission Sion nahm im Jahre 1886 ihren Anfang, und zwar mit einer Lehmhütte. Was die erste Zeit an Opfern und Mühen kostete, kann nur der erzählen, der dabei gewesen ist. Nach einiger Zeit folgte der Lehmhütte eine Kapelle aus Backsteinen, aber anfangs war sie so arm, daß der Segen mit dem Allerheiligsten nicht gegeben werden konnte — aus Mangel an Paramenten und an einem Rauchfaß. Aber auch diese Not wurde überwunden. Allmählich schlug das Missionswerk unter den Heiden tiefe Wurzeln. Das kleine Senfkorn wurde größer und größer, und zum dritten Male erforderte die zunehmende Zahl der Gläubigen ein größeres Gebäude. Und auch das wurde glücklich zu stande gebracht. Am 25. August 1908 konnte die feierliche Einweihung vollzogen werden. Ueber die Feier schreibt der hochw. P. Montel: „Dieser Tag war für alle ein Freudentag, zunächst für die Christen von Sion; sie hatten alle so sehr diese neue Kirche gewünscht! Trotz ihrer Armut hatten sie so großmütig zu ihrer Errichtung beigesteuert! So war ihre Freude nun doppelt berechtigt. Auch für die Missionare war es ein Freudentag; sahen sie doch das Missionswerk wieder einen Schritt vorwärts, indem es durch ein dauerhaftes Gebäude festen Fuß gefaßt hatte. Selbst für eine Anzahl Heiden, die der katholischen Mission wohlgesinnt sind, war es ein Freudentag, so ganz besonders für den Häuptling Peete, indem er durch seine Freigebigkeit den Ba-

suto, die große Freunde eines brüderlichen Liebesmahles sind, es ermöglichte, das Fest auch in dieser Hinsicht zu feiern. Ein rührendes Zeugnis ihres Glaubensgeistes aber gab die Häuptlingstochter Adolfina, die seit 18 Jahren katholisch, und zwar gut katholisch ist. Eines Morgens, kurze Zeit vor der Einweihung der Kirche, erschien sie mit einigen andern christlichen Mädchen und bat ganz bescheiden, ihr die Sorge für die Reinigung des Platzes rings um das Gotteshaus zu übertragen. Sie begnügte sich dabei nicht damit, ihre Anordnungen zu geben, sondern legte als die Erste Hand ans Werk.

So war der ersehnte Tag denn gekommen. Die Fahnen, die in gleichmäßigen Abständen an der Außenseite der Kirche angebracht waren, gaben der Mission ein heiteres, festliches Aussehen. Durch das gute Wetter begünstigt, strömten viele Leute zusammen. Von allen Seiten kamen sie; von den steilen Abhängen der Drakensberge und aus den endlosen Ebenen des Oranje. Die Kirche war rasch gefüllt, aber auch jene, die im Freien bleiben mußten, kamen nicht zu kurz. Da Fenster und Türen weit geöffnet waren, konnten sie die Predigt sehr gut hören und an den Gesängen sich beteiligen. Bei allen religiösen Festen ist der Gesang der von den Basuto bevorzugte Teil. Jedermann singt die Lieder mit, und nichts ist schöner, als dieses mächtige Zusammenklingen der Stimmen einer gläubigen Menge. Die Heiden selbst waren ganz ergriffen von einem so einstimmigen Ausbruch der Frömmigkeit, und mit Hilfe der Gnade und des Wortes Gottes bekehrten sich einige; neun ließen sich sofort als Katechumenen aufnehmen.

Nach Beendigung des Gottesdienstes, der wegen der großen Menge im Freien stattfand, ergriff der breitschulterige Häuptling Sechophe das Wort. Mit mächtiger Stimme und unter beredten Gebärden sprach er seine Achtung vor der Mission aus und versicherte wiederholt, wie glücklich er wäre, eine Niederlassung der Patres und eine Schule in seinem Distrikte zu haben. „Uebrigens," fügte er hinzu, „ist die katholische Religion die wahre; wir haben nicht alle den Mut, sie anzunehmen, doch das ändert nichts, sie ist die wahre Religion."

In der Folgezeit nahmen die Bekehrungen rasch zu; die Zahl der Katechumenen stieg in wenigen Monaten von 40 auf 80. Die Zahl der Taufen hielt gleichen Schritt; in 6 Monaten zählten wir 40. Der Geist der Neugetauften ist ausgezeichnet. Die jährlichen Kommunionen übersteigen 2000; jeden ersten Freitag im Monat empfangen regelmäßig 130 Personen die hl. Sakramente. Ein Teil unserer Christen ist sehr weit von der Mission entfernt. Mehrere müssen eine Tagereise machen, um an Sonntagen dem Gottesdienst beiwohnen zu können. Deshalb drängen sie mich denn sehr wegen Gründung einer neuen Station.

„Vater," sagte kürzlich ein Katechumene zu mir, „wenn du in dem großen Buche (Meßbuch) betest, gedenke unser, deiner Kinder. Bitte den allmächtigen Gott, die Missionen im Basutoland zu vermehren. Wie beschwerlich ist es für einen Teil von uns, zum Unterricht zu kommen! Der Weg ist so weit; manchmal sind wir gezwungen, wieder umzukehren, weil uns die durch den Regen angeschwollenen Flüsse den Weg versperren. Wir wohnen so entfernt, und wenn wir nun krank würden, könnte der Priester wohl rechtzeitig bei uns eintreffen? Pater, wenn du in dem großen Buche betest, erinnere dich deiner Kinder; bitte Gott, daß er dir die Mittel gebe, uns eine Kirche zu bauen."

Die Landes-Ausstellung in Windhuk (Deutsch-Südwestafrika). Am 29. Mai wurde die II. Landes-Ausstellung in Windhuk eröffnet. Was deutsche Geschicklichkeit und deutsche Tatkraft in Deutsch-Südwest geschaffen, und zwar innerhalb der wenigen Friedensjahre nach den blutigen Kämpfen mit den Herero und Hottentotten, was Pflug und Spaten, Hammer und Kelle, Fleiß und Schweiß zum Wiederauf- und Anbau des schwer geschädigten Landes geleistet, das sollte auf dieser Ausstellung zum Ausdruck kommen. Die Erwartungen der Südwestafrikaner waren aufs höchste gespannt: an Bedenken mancherlei Art hatte es ja nicht gefehlt. Doch in angenehmer Weise wurde man enttäuscht.

„Eine solche Ausstellung hier zu finden," gestand in seiner Rede der Gouverneur der Kolonie, Exzellenz von Schuckmann, „hat meine und wohl auch ihre Erwartungen bei weitem übertroffen. Farmer, Kaufleute, Industrielle haben gezeigt, was deutsche Schaffenskraft, deutscher Unternehmungsgeist in der kurzen Zeit zu leisten vermag. Das Mutterland hat auch ein Herz für die Kolonie gehabt, uns manche Hilfe und Unterstützung zuteil werden lassen. Schutztruppe und Polizei werden zeigen, wie sie ihre Bemühungen bei der Erschließung des Landes unterstützen und werden sich angelegen sein lassen, durch Vorführungen diese Tage abwechselnd zu gestalten. Die Deutsche Farmgesellschaft, die Otavi Minen- und Eisenbahngesellschaft ist in hervorragender Weise vertreten. Sie werden edle Pferde, schleiffüßige Rinder, starke Ochsen, die nie versagende Zugkraft des Landes, sehen. Sie werden Esel, Ziegen, Schafe und anderes Kleinvieh hier bewundern können. Tabak, Wein, Garten- und Bodenerzeugnisse aller Art zeugen von dem Fleiß und der Ausdauer des Ansiedlers. Die Minen bringen die Erzeugnisse und Schätze des Bodens hierher. Muster praktischer Häuser erinnern den Farmer daran, daß er den Komfort europäischer Wohnungen nicht braucht. Sie sehen Maschinen zum Ersatz teurer Menschenkraft; sie sehen Windmotore, Pumpen, die das edle Naß dem Schoß der Erde entwinden. Kurz, sie werden überrascht sein, was sich ihnen alles hier bieten wird. Darum ist es mir eine Freude, diese Ausstellung zu eröffnen."

An der Ausstellung hatte sich auch die katholische Mission der PP. Oblaten beteiligt, betrachtet sie es doch stets als eine ihrer Aufgaben. an der Hebung des Landes und seiner Bewohner nach allen Kräften mitzuarbeiten. Ihre Leistungen fanden allseitige Anerkennungen, die in den ihr gewährten Preisen den besten Ausdruck fanden. Folgende Preise wurden der katholischen Mission zuerkannt: Für Wein (1908) der einzige 1. Preis; für Tresterbranntwein ein 1. Preis; für Honig der 2. Preis; für Marmeladen und eingemachte Früchte der 2. Preis; für Butter der 2. Preis; für eine Kollektion Perserschafe der 2. Preis; für den importierten Schwytzer Bullen der 3. Ehrenpreis. „Mit diesen Erfolgen können wir recht zufrieden sein," bemerkt der hochw. P. Hermandung, Missionsprokurator, „umsomehr, als die Ausstellung ziemlich stark beschickt war. Unsern Brüdern gebührt für ihre zielbewußten, tatkräftigen Bestrebungen in Wein- und Gartenbau und in der Farmwirtschaft volles, ungeteiltes Lob."

Jaffna. Der hochw. P. J. Collin O. M. I. erhielt während seiner Europareise von Br. Manuel O. M. I., dem Leiter des Erziehungsheims für die kleinen Zigarrenmacher von Jaffna, folgende Zeilen: „Im Laufe des letzten Monats hat der liebe Gott einen der besten unserer jungen Leute, Suseipillai mit Namen, zu sich gerufen. Das gute Kind, das sich stets durch sein musterhaftes Betragen, durch sein frommes und heiteres Wesen ausgezeichnet hatte, starb nach nur zweitägiger Krankheit. Ich hatte dabei den Trost, zu sehen, wie eines unserer kleinen Pflegebefohlenen sich auf den Tod vorbereitet. Trotz der fürchterlichen Erbrechungen, die ihn fortwährend peinigten, legte Suseipillai mit kindlicher Frömmigkeit die hl. Beichte ab, betete mit lauter Stimme die üblichen Gebete, und nach Empfang der hl. Kommunion lehnte er sich auf sein Lager zurück, faltete die Hände und betete leise: „Jesus, mein Gott, erbarme dich meiner." Ungefähr eine Stunde später verschied er. — Dieses heiligmäßige Kind war mit seinem unschuldigen, tugendhaften Herzen ein lebendiger Beweis für die herrlichen Wirkungen, welche die öftere heilige Kommnnion in den Seelen hervorbringt." —

Sie sind so gütig, mich zu fragen, was ich nötig hätte für mein kleines Völkchen. Nun denn: 1) Einen guten Wohltäter, der mir für meine lieben Boys Skapuliere vom Berge Karmel kauft; es sind über 150 Boys, vielfach arme Fischerknaben, und ich habe keinen roten Heller.

2) Wenigstens 200 kleine Medaillons U. L. Frau vom Berge Karmel.

3) Am liebsten hätten wir eine Statue, die U. L. Frau vom Berge Karmel dar-

stellt, wie sie dem hl. Simon Stock das Skapulier überreicht. —

Als ich mich vor einigen Tagen mit mehreren meiner kleinen Zigarrenmacher unterhielt, bedauerten wir alle, daß unsere schöne St. Joseph-Statue so allein an der hohen, nackten Kirchenwand stehe ohne jegliche Verzierung. Zwei kleine Engelfiguren als Einrahmung würden uns große Freude machen. Größe und Auswahl derselben überlasse ich Ihrem guten Geschmack. „Klein" würden sie sich sehr schön machen; etwas „größer" würden sie sich noch besser machen. Verzeihen Sie mir meine plumpen und indiskreten Bitten. Wenn Sie uns irgend etwas anderes zur Ausschmückung unserer kleinen Kapelle mitbringen, so wissen Sie ja, daß dasselbe ganz mit derselben Dankbarkeit von Ihren kleinen Kindern in Jaffna angenommen wird, die Ihnen stets ein recht dankbares Andenken bewahren."

Arippu (Ceylon). Recht traurige Mitteilungen hat uns P. Favril O. M. I. zu machen: „Der Mensch denkt, Gott lenkt. Gott hat es zugelassen, daß meine Schule von Arippu unter dem heftigen Andrang des Südwindes zusammenstürzte. Ich kam von einer Missionsreise gerade noch rechtzeitig zurück, um die Verwüstung mitanzusehen. Bis ein Neubau errichtet sein wird, dient eine Veranda der Kirche meinen Kindern als Schulzimmer. Hätte ich 100 Rupies in Händen, so wäre dem Schaden leicht wieder abgeholfen. Ich zwinge mich zur Ruhe und Geduld bei diesen Schicksalsschlägen, und mache gute Miene zum bösen Spiel. Man ist eben bisweilen gezwungen, wieder zurückzugehen, um voranzukommen.

Sehen Sie, das ist nicht die geeignete Zeit, um lange Berichte zu schreiben: Stets unterwegs, hier zwei Tage, dort deren drei, ohne Schreibtisch, ohne einen Stuhl, um mich darauf zu setzen; mein Bett ist der Reisewagen, Tinte führe ich nicht bei mir. — Und ich, das sanftmütige Lamm, ich bin buchstäblich wütend gegen meine Arippuer, meine größte Missionsgemeinde. Um sie des Sonntags in die hl. Messe zu bringen, bleibt mir fast kein anderes Mittel mehr übrig, als mit dem Stock in der Hand ihnen zu drohen. Aber solch schlagende Argumente machen keinen Eindruck auf den Geist, noch viel weniger auf das Herz. Man tut, was man kann, und Gott wird das Uebrige tun. Bitten Sie ihn, auf daß Trübsal und Widerwärtigkeit mein froh gestimmtes Missionsherz nicht überwältigen."

Aus **Winnipeg,** Heilig-Geist-Kirche, schreibt uns unterm 21. Juli P. Steuer O. M. I.: „Mit blutendem Herzen sehe ich mich genötigt, Ihnen zu melden von einem unerwartet eingetretenen Unglücksfalle, der eine meiner Missionspfarreien in der Nacht vom 6.—7. Juli betroffen hat. Die Missionskirche von Gimli, etwa 100 km nördlich von Winnipeg, 54 Fuß lang und 24 breit, von P. Kowalski O. M. I. mit großer Mühe erbaut, größtenteils von Polen und Ruthenen besucht, ist infolge einer aus Rachsucht geplanten Brandstiftung ein Raub der Flammen geworden, gerade am Vorabend des Patronatsfestes, das wir dieses Jahr wegen der Vollendung des Baues mit ganz besonderer Feierlichkeit begehen wollten. Da traf aber das Unerwartete ein. Noch bis zur vorgerückten Stunde hielt ich mich des Beichthörens wegen in der Kirche auf, und fand nichts, was etwa Ursache zum Brande hätte werden können, mit Ausnahme der brennenden ewigen Lampe, von der aber das Feuer nicht kommen konnte. Der Turm fing nämlich zuerst an zu brennen, und die ewige Lampe hing noch unversehrt, als wir zur Rettung eilten, als aber der Turm bereits eingeäschert war.

Von den vielen Kirchensachen konnte nur weniges gerettet werden. Binnen 1½ Stunden waren dort, wo früher ein herrliches Kirchlein gestanden, nur Asche und glimmende Balken zu sehen. Ein trauriges Schauspiel war es, als am nächsten Morgen die Leute massenweise zum Kirchweihfeste ankamen und die Kirche nicht mehr antrafen. Der ganze Gottesdienst, der unter freiem Himmel abgehalten wurde, glich einer Trauerfeier, als einem Festgottesdienste. Anstatt fröhlicher Gesänge erschollen Klagelieder, und ich hatte die größte Mühe, die Gemüter zu beruhigen und darauf hinzuweisen, daß der liebe Gott uns helfen werde, eine neue Kirche aufzubauen. Da nun aber unsere Polen hier-

zulande arm sind, so sind wir meistens auf die Mildtätigkeit der Katholiken, nicht nur Canadas, sondern auch der Europas angewiesen, um wenigstens 2000 Dollars aufzutreiben; soviel beträgt nämlich der Schaden. Auch den Lesern der ‚Maria Immaculata' möchte ich mein Anliegen warm empfehlen und hoffe, daß auch da einige Brosamen abfallen werden, zu Gunsten unserer schwergeprüften Gimlianer, die auch der Wohltäter ganz gewiß im Gebete nicht vergessen werden.

Im Namen der Pfarrkinder von St. Cyrillus und Methodius rufe ich allen ein herzliches ‚Vergelt's Gott' im Voraus zu."

Von den **Eis- und Schneefeldern Nordamerikas** weiß **P. Petrus Bieler in der deutschen St. Bonifatius-Niederlassung von Spring-Lake** (Diöz. St. Albert) zu berichten:

„Da ich nun bereits zwei Winter in der kanadischen Provinz Alberta verlebt habe, so will ich den Lesern der ‚Maria Immaculata' einmal etwas über die Eis- und Schneefelder Nordamerikas erzählen.

„Aber," wird mir der Geographiekundige sofort erwidern, „wie können Sie von den ‚Eis- und Schneefeldern' sprechen, Alberta liegt ja ganz genau unter demselben Himmelsstrich wie Deutschland, nämlich zwischen dem 50. und 53. Breitegrad?"

Ganz richtig, Alberta liegt unter demselben Himmelsstrich wie Deutschland, und dennoch sind Eis- und Schneefelder hier keine leeren Worte, sondern Tatsachen, gegen die nicht anzukommen ist. Der erste Schnee, der im Spätherbst fällt, ist auch der letzte, welcher im Frühling schmilzt, und wenn die Seen und Flüsse einmal mit Eis bedeckt sind, dann tauen sie nicht eher wieder auf, bis die Frühlingssonne stark genug ist, den eisigen Bann zu brechen. Die Temperatur schwankt zwischen Null und 30 Grad Celsius, ja sinkt bisweilen bis 40° Celsius hinunter. So starrt das Land denn tatsächlich vier bis fünf Monate in Eis und Schnee.

Forschen wir nun einmal nach der Ursache dieses Temperaturunterschiedes zwischen Deutschland und Alberta. In Rußland, das auch unter demselben Himmelsstrich liegt wie Deutschland, ist es dennoch bedeutend kälter wie dort, weil Deutschland maritimes Klima hat, während Rußland kontinentales aufweist. Auf gleiche Weise herrscht in Alberta kontinentales, also kälteres Klima. In Deutschland wäre es bedeutend wärmer, wenn die Alpen nicht die warme Südluft aufhalten oder abkühlen würden. Ebenso würde auch Alberta bedeutend höhere Wärmegrade aufzuweisen haben, wenn nicht das gewaltige Felsengebirge mit seinen schneebedeckten Gipfeln die warmen Luftströmungen, die von Westen kommen, abkühlen oder aufhalten würde. Ich sage, die warmen Luftströmungen, die von Westen kommen, denn bekanntlich fließt an der kanadischen Westküste der warme Golfstrom vorbei. Schließlich, es gab eine Zeit, wo es in Deutschland viel kälter war, als heute. Je mehr die ungeheuren Wälder, die früher ganz Deutschland bedeckten, verschwanden, je mehr das Land urbar gemacht und bebaut wurde, um so milder wurde das Klima. Alberta steht aber bekanntlich noch am Anfang seiner Kultur. Kaum ein Prozent des Ackerlandes ist unter dem Pflug. Den Rest bedeckt noch wilde Prärie oder mächtiger Urwald. So dürfen wir denn zuversichtlich hoffen, daß mit den Jahren auch in Alberta das Klima sich milder gestalten wird.

Wenn dies Land auch 4—5 Monate in Eis und Schnee starrt und das Thermometer bis 40 Grad unter Null sinkt, so herrscht daselbst nicht nur im Hause, sondern auch draußen, ein ebenso reges Leben wie in Deutschland. Vor allem sind die Leute hier in Nordamerika besser gekleidet wie in der alten Heimat. Im Freien trägt man Pelzmantel, Pelzmütze, Ueberschuhe und Pelzhandschuhe. Was aber das Leben hier ganz erträglich macht, ist der Umstand, daß die Kälte bei weitem nicht so empfindlich wirkt, wie in Deutschland, so daß 20 Grad Celsius unter Null in Deutschland mindestens so sehr angreifen, wie 40 Grad in Alberta. So befremdend das auch klingen mag, so wahr ist es, und die Ursache liegt in der hier geringeren Feuchtigkeit der Luft. — Ende April und anfangs Mai setzt dann die Frühlingssonne ein und im Nu verwandeln sich die Schnee- und Eisfelder Albertas in lachende Fluren, wo der weltberühmte kanadische Weizen mit Roggen, Gerste und Hafer auf unabsehbaren Feldern wogt.'

Freie Stunden

Unterhaltungsbeilage der «Maria Immaculata»

XVI. Jahrgang. · Nr. 12 · September 1909.

Das Opfer.

Eine historische Erzählung aus dem Zululande.

12. Kapitel.

Die Rückkehr des Flüchtlings.

In aller Frühe entbot Jobe seinen Marschall zu sich, um sich nach dem Verlauf der Ereignisse zu erkundigen.

„Und traf wirklich ein, was die alte Hexe verkündet hatte?"

„Ja, mein Fürst und König! Es kam alles so bis aufs letzte Wort."

„Rührte das Opfer sich nicht?"

„Nein, mein Gebieter, und keinen einzigen Laut gab es von sich, bis wir es über den Felsen geschleudert hatten. Als es aber in der Tiefe des Abgrundes verschwand, da stieß es einen Mark und Bein durchdringenden Schrei aus, daß uns die Kniee zitterten. Fürwahr, ein seltsames Ding."

„Wer war das Weib, das Opfer?"

„Ich kann es nicht sagen, o König. Die Nacht war finster und ihr Gesicht vermummt. Sie war klein von Gestalt und sehr leicht."

„So sende und laß die alte Hexe rufen, denn bange Furcht ergreift meine Seele. Ich muß es wissen, wer diesen geheimnisvollen Tod starb." —

Drei Boten wurden ausgesandt, um nach Gugane zu suchen. Doch eine Stunde verging, und keiner kam zurück. Zwei Stunden verstrichen und noch keine Meldung. In heftiger Ungeduld schritt der König am Viehkraale auf und ab und schaute mit zornigen Blicken zu den Felsklippen hinüber, in welchen Gugane lebte. Endlich erschienen die Männer mit verlegenen Mienen vor dem König.

„Hunde, wo ist die runzlige Hexe? Wie, ihr wagt es, ohne sie zurückzukommen?" — „Sie ist nicht zu finden, o großer König!" — „Habt ihr die Höhle durchsucht?" — „Ja, o König."

Jobe wurde verlegen. Dann frug er weiter: „Und ihre Hütte?" — „Ueberall, o König." — „Hat niemand sie heute gesehen? Kam sie heute morgen, um ihr Essen zu holen?" — „Nein, o König!"

Der König sah noch verlegener drein. Ahnte er das Schicksal der Zauberin? Ahnte er, was die Wellen des Flußes sich leise erzählten?

Der König winkte, und die Boten entfernten sich. — — — —

Jahre flossen dahin. Die Bluttat des Königs an seinen eigenen Söhnen ward im Volke der Tetwa nicht vergessen. Die Speere, welche das Herz der Königssöhne durchbohrten, hatten auch das Herz des Volkes getroffen und hier das Bild des Königs für immer geschändet. Der König selbst fühlte sich in seiner Kraft gebrochen und schwer lastete das Verbrechen an seinen Kindern auf seiner Seele. In steter Furcht und Angst vor der Rache der Ahnen trieb er in den Tag hinein und wurde mehr und mehr der Spielball seines Günstlings Umpatwe.

Mit Widerwillen aber gewahrte das Volk, wie der Emporkömmling Umpatwe sich in das Vertrauen des Königs einschmeichelte, dann höher und höher in der königlichen Gunst stieg und wie er endlich den König selbst beherrschte und dessen Macht und Ansehen für seine Zwecke ausbeutete. Traurigere Zeiten hatte Tetwa noch nie gesehen. Die Hinterlist triumphierte, die Feigheit regierte, die Untreue herrschte. Die alten bewährten Krieger und Führer des Volkes, die sich in zahlreichen Kämpfen mit den Feinden gemessen hatten, die mit Narben auf der Brust aus den wildesten Schlachten heimgekehrt waren, die das Reich von Tetwa groß und stark gemacht hatten, kurz, jene Krieger, das echte Gold von Tetwa, die treuen Anhänger der angestammten Königsfamilie, sie wurden achtlos und oft mit großer Härte bei Seite gesetzt, und andere Leute, die gemeinen Kreaturen Umpatwe's, nahmen ihre Stellen ein.

Mit steigendem Groll sahen die treuen Tetwas diesem Gebahren Umpatwe's zu und voll Ingrimm schärften die ergrauten Krieger ihre Assegaien. Sie waren nicht gesonnen das Reich den Händen eines Tyrannen auszuliefern. Was sie mit ihrem Blute erworben, das wollten sie auch mit ihrem Blute erhalten. Mit tiefer Trauer bemerkten sie aber auch, wie der schnell alternde König fast gänzlich in die Gewalt des Günstlings fiel. Der sonst jedem Tetwa offenstehende Weg zum Königskraal war durch Umpatwe's Kreaturen gesperrt; die alten treuen Räte waren aus der Nähe des Königs verbannt; Jobe war nur mehr das Schattenbild von einem König, tatsächlich regierte schon Umpatwe, und das mit äußerster Strenge und rohem Eigenutz.

Wie oft seufzten in jenen Tagen die Guten und Getreuen nach den alten Zeiten. Am stillen abendlichen Lagerfeuer saßen sie zusammen und erzählten sich von dem früheren Glanze des Reiches, erzählten sich von den siegreichen Kämpfen und Schlachten, von den Festen und von den Ahnen. Da gedachte zuweilen auch einer der erzählenden Krieger des verschollenen Königssohnes, Godongwayo's, und das Sprechen wurde zum Flüstern, nachdem man sorgsam Umschau gehalten. Zwar behaupteten die einen, er müsse gestorben sein an der breiten Speerwunde, die er in jener Nacht erhalten, aber keiner hatte den Leichnam gesehen, und dann die Worte Gugane's und endlich deren geheimnisvolles Verschwinden . . . Nein, Godongwayo, der starke und herrliche Königssohn, konnte nicht tot sein, nein, er lebte irgendwo, und eines Tages würde er schon wiederkommen, und er, der sie siegreich in so vielen Schlachten gegen die Feinde geführt, er würde auch siegreich sich einst an die Spitze seines Volkes stellen. So er-

zählten sich die getreuen Krieger im Flüsterton am stillen, abendlichen Lagerfeuer.

Einmal aber geschah es, daß die Krieger von einem Feldzug, der sie weit nach Süden, bis über den Tugelafluß hinaus, geführt hatte, mit geheimnisvoller Kunde zurückgekehrt waren. Begierig lauschte das Volk ihren Erzählungen, und aufmerksam hörte auch der König.

Und die Krieger erzählten, wie drunten im Süden ein großer, mächtiger König erstanden sei. Wo er geboren, woher er gekommen, das wisse niemand, das könne keiner sagen. Aber ein starkes Heer habe der König um sich gesammelt. Nichts käme seiner Tapferkeit gleich, und seinem Mute gelänge es, jedes Hindernis zu überwinden. Die größten Berge überschreite er, die größten Flüsse überspringe er und durch die dunkelsten Wälder ziehe er wie über glatte Haide.

Das Merkwürdigste aber, so berichteten die Krieger weiter, wäre folgendes: In seinem Heere führe der König zwei Wundertiere mit sich; etwas Aehnliches habe man in Tetwa noch nie gesehen. Diese Tiere seien hochgebaut und größer als Ochsen, und wären den Schafen nicht unähnlich, aber sie trügen keine Wolle, sondern ihr ganzer Körper sei mit glänzenden Haaren bedeckt. Der Schwanz bestehe aus langen Haaren, die bis zur Erde reichten, und auch am Halse wüchsen sehr lange Haare, die flatterten stolz im Laufe wie wehende Straußenfedern. Die Hufe von diesen Tieren hätten keinen Spalt wie die der Ochsen. Schlügen sie aber mit ihren Hufen auf die Erde, so dröhne das dumpf wie eine Kriegstrommel.

Mit seltsamem Feuer blickten die Augen der Tiere, und wenn es zur Schlacht ginge, dann entströme den Nasenlöchern ein merkwürdiger Dampf, und noch merkwürdiger wäre dabei das Gebrüll der Tiere. Sie gingen mit den Menschen, die sie auf ihren Rücken trügen, mit in den Kampf und würden sich vor keiner Assegai fürchten.

Mit diesen Wundertieren zöge jener König gegen alle Feinde; alle Widersacher würde er mit ihnen besiegen. Und so zöge er über die Flüsse und über die Berge, ein Königreich nach dem andern erobernd, einen König nach dem anderen stürzend. Und er zöge von Süden herauf gegen Norden, denn im Norden soll, wie man sich erzähle, seine wahre Heimat liegen, in die wolle er zurückkehren, die wolle er sich erobern, um in ihr über ein großes Volk zu herrschen.

So lautete die geheimnisvolle Kunde der zurückgekehrten Krieger, und verwundert frugen die Tetwa: „Wer kann das sein?" und angsterfüllt dachte der König: „Wer sollte da kommen?" und entsetzt sagte sich Umpatwe: „Wer könnte mich stürzen?" Keiner von Tetwa hatte Godongwayo, der in so merkwürdiger Weise seit jener Blutnacht verschwunden und verschollen blieb, vergessen. Der flüchtige Sohn war die geheime Furcht und Angst des Königes geblieben, der verbannte Thronerbe war das geheime Bangen Umpatwe's gewesen. In den Träumen der Nacht hatte dieser Godongwayo vor ihm gestanden, mit der klaffenden Wunde im Rücken, unter dem Geschrei der ermordeten Königskinder, und er hatte Rechenschaft, strenge Rechenschaft gefordert für jene Freveltat an ihm und seinen Brüdern.

Immer und immer wieder überdachte Jobe die seltsame Kunde, und immer und immer wieder frug er sich: „Wer sollte da kommen?" Erst zögernd, dann deutlich und bestimmter lautete seine bange Frage: „Sollte er es sein?" Und schwer lag die Furcht auf seinem Herzen, wenn er einsam am Tage vor seinem Viehkraale saß, schwerer lag sie auf ihm, wenn er des Nachts sich auf der Strohmatte schlaflos hin und her wälzte, und vergeblich sich bemühte, die drohenden Schreckbilder aus seiner Seele zu bannen. Tatsache war es, daß Jobe seit jenem Tage, an welchem er die seltsame Kunde vernommen, zusehends alterte und einfiel. Er ging seinem Ende entgegen. Umsonst waren die Zaubermittel der Medizinmänner, umsonst die Opfer und die Spenden an die Ahnen. Die Tage des Königs waren gezählt.

Einer, der sie mitzählte, war Umpatwe. An seinen Fingern zählte er die Tage, die voraussichtlich der König noch zu leben habe und die ihn noch trennten von seinem heiß ersehnten Ziele. ‚Umpatwe, König von Umtetwa', welch' ein Wohlklang lag in diesem Worte für seine Ohren, welch' wonniges Gefühl war es für sein Herz! Im Geheimen hatten seine Lippen dies Wort geflüstert und hatten es in den Träumen der stillen Nacht wiederholt. Endlich, endlich sollte es Wahrheit werden. Viel zu lange hatte ihm dieser Jobe gelebt, allzulange wurde seine Geduld durch die zähe Lebenskraft des Königs auf eine harte Probe gestellt. Aber doch immer war er vor einem offenen Gewaltakt zurückgeschreckt. Das Ziel dünkte ihm sicher . . . und nun war es zum Ergreifen nahegerückt. Umpetwa zählte die Tage des Königs.

In schlauer Berechnung nutzte er die kurze gegebene Zeit, die Jobe noch zu leben hatte, für seine Zwecke aus. Er wußte, daß das Volk ihm keine Liebe entgegen trug, vielmehr ihn mit Haß als einen fremden Eindringling betrachtete; er wußte auch, daß im Lande eine Partei der alten Krieger und Vorleute bestand, die treu zur alten Kriegsfamilie hielt und die fest für den rechtmäßigen Thronerben eintrat. Dieser Partei mußte also vorgearbeitet werden, diese mußte vor die vollendete Tatsache gestellt werden, solange noch der König lebte.

Unfähig einen eigenen Willen zu haben, ging Jobe auf alle Pläne und Ratschläge Umpatwe's ein.

Kurz vor seinem Tode ernannte Jobe ihn zu seinem Nachfolger. Jobe starb, und Umpatwe bestieg als König von Tetwa den Thron. Das Ziel war erreicht. Mit grausamer Strenge drückte und knechtete Umpatwe das Volk. Was nicht biegen wollte, wurde gebrochen.

Das Volk duldete anfangs stillschweigend. Aber allmählich wurde die Abneigung zum Haß. Mit Murren und Widerwillen ertrug es die Tyrannei des Königs Umpatwe.

Da ging eines Tages eine Kunde durch Tetwa. Mit froher Zuversicht und Hoffnung erzählte man sie sich des Abends, beim roten Lagerfeuer, heimlich und still, daß der große kriegerische König über die Kahlambaberge (Drakensberge) und die großen Flüsse des Südens herüberkomme, um über sie zu herrschen und sie zu befreien von der Tyrannei des verhaßten Königs Umpatwe.

Und eine trug ganz besonders in jenen Tagen bei dieser Kunde eine stille, süße Hoffnung in ihrem Herzen. Es war Nomali. In ihrer Seele lebten die Worte, die Gugane beim Abschied zu ihr gesprochen, fort und fort. Sie segnete das Andenken an die gute Alte, deren Opfer und Liebe sie allein in Tetwa kannte, und harrte in geduldiger Erwartung der Rückkehr Godongwayo's. Ja, er wird eines Tages wiederkehren nach langer Fahrt in der Fremde, nach der Heimat, nach Tetwa, um den Thron seiner Väter zu besteigen. Und dann, o dann . . . ein wonniges Gefühl durchströmte ihr Innerstes, und sie flüsterte die Worte: „Würdig bist du, zu dienen als Federschmuck zur Zierde deines königlichen Hauses."

Von einsamer Heide schaute sie sehnend südwärts.

Und Godongwayo?

Vieles — Gutes und Böses — hatte Gondowayo erfahren seit jenem Tage, an welchem er Abschied von Nomali genommen. Damals hatte er mit heißer Ungeduld ihre Rückkehr erwartet, aber wer kam, das waren die Spione und Häscher des Königs. Noch frühzeitig hatte sie Godongwayo erblickt. Mit Aufwend aller seiner Kräfte floh er durch die dunklen Wälder. Lieber wollte er einsam und verlassen im Waldesdickicht, wie das Wild, das mit tötlicher Wunde im Herzen dem Jäger entrann, umkommen, als dieser blutgierigen Meute des Königs in die Hände fallen.

Südwärts führte der Weg bis über den Tugela. Bei dem Stamme der Qvabe fand der gehetzte Flüchtling eine Zufluchtstätte. Sie war von kurzer Dauer, doch lang genug, um Heilung der Wunde im Rücken zu bringen. Bald hatte Jobe von dem Aufenthalsorte seines Sohnes Kunde erhalten und bald waren seine Leute zur Stelle, um sogleich die Auslieferung Godongwayo's zu fordern.

Godongwayo hatte die Spione kommen sehen, und wiederum ergriff er den Wanderstab und floh weiter nach Süden zu den Langenis. Aber auch hier fühlte sich der geächtete Königssohn nicht lange sicher. Zum dritten Mate machte er sich auf und lenkte seine Schritte westwärts zum Stamme der Makete, wo er freundliche und gastliche Aufnahme fand.

Hier war es nun, daß Godongwayo zum erstenmale von einem weißen Volke hörte, das weit, weit gegen Süden wohne, und wunderbare, fast unglaubliche Dinge hörte er von jenem Volke erzählen. Sei es nun, daß in dem arg verfolgten Flüchtling die Hoffnung sich regte, mit Hilfe jenes weißen Volkes seine eigene Schmach und die seines Bruders Tana an seinem Vater und an seinem Nebenbuhler Umpatwe zu rächen und die Herrscherwürde in Umtetwa an sich zu reißen, oder sei es, daß in dem jungen Mann, der jetzt ohne Heimat, durch das lange Umherirren die den Kaffern angeborene starke Wanderlust zu einem mächtigen, unwiderstehlichen Triebe angewachsen war; sei es endlich, daß auch bei den Makete sein junges Leben vor der für ihn von seinem Vater gewetzten Assegai, an der noch das Blut seines Bruders Tana rauchte, nicht sich er war: kurz, soviel ist gewiß, daß Godongwayo

den Entschuß faßte, jene wunderbaren, weißen Leute mit eigenen Augen zu sehen. Und diesem Vorsatze folgte die Tat auf dem Fuße.

Südwärts also ging die Fahrt. Wie weit der Geächtete nach Süden vordrang ist nicht gewiß. Aber die Geschichtsschreiber behaupten, daß er bis Kapstadt kam. Hier sah er die weißen Leute und lernte vieles von ihnen. Aus heimlichem Verstecke beobachtete er die Krieger des weißen Volkes, wie sie ihre Uebungen machten, und stolze Pläne stiegen in der Brust des geächteten Königssohnes auf, Pläne, die er später verwirklicht hat, und deren Ausführung ihn zu einen der größten Männer des schwarzen Volkes von Südafrika gemacht hat.

Mehrere Jahre vergingen, ohne daß man etwas von Godongwayo hörte; er blieb verschollen. Da tauchte auf einmal der vielgewanderte Königssohn in der Nähe seines Heimatlandes auf. Eine Kerntruppe gut geschulter Soldaten bildete sein Gefolge. Siegreich zog er seinen Weg nach Norden, auf einem der Wundertiere reitend, das die Schwarzen „Injomae" (Pferd) nannten. Alle Stämme, durch die ihn sein Weg führte, betrachteten ihn wie ein höheres Wesen und zahlten willig ihren Tribut.

Endlich kam der Tag, wo Godongwayo wieder den heimatlichen Boden zwischen den beiden Umvolosiflüssen betrat. Die Kunde davon war ihm voraus geeilt, und wunderbare Sagen erzählten sich die Tetwa von seinem Verschwinden und seiner Rückkehr. Die geheimnisvolle Errettung ließ ihn in den Augen seines Volkes als den Liebling der Amohlozi erscheinen. In hellen Scharen strömte ihm auf allen Wegen von allen Seiten das Volk entgegen. Als er seinem Volke die Narbe im Rücken zeigte und dadurch bewies, wer er sei, da jubelte es ihm zu als seinen rechtmäßigen König. „Seine Wunde ist sein Zeugnis", schrie das Volk, und die Krieger stellten sich in sein Heereszug.

So war es Godongwayo's ein Leichtes, den verhaßten Umpatwe aus dem Wege zu räumen und den Thron seiner Ahnen zu besteigen. Dann führte er seine treue Nomali heim als Königin, und die alte Gugane lebte fort im treuen Andenken des Tetwa.

Eine neue Zeit begann für Tetwa.

Das Volk der Tetwa aber und die Geschichte kennt Godongwayo unter dem Namen, den er als Flüchtling trug, unter dem Namen: Dingiswayo, das heißt: Der Wanderer.

Mit bischöflicher Genehmigung.

Nachdruck sämtlicher Beiträge und Erzählungen untersagt. Der Nachdruck aus den kleineren Nachrichten nur bei genauer Quellenangabe gestattet.

Alle Angelegenheiten betreffend Redaktion und Expedition sind zu adressieren an **Redaktion der ‚Maria Immaculata'; Hünfeld bei Fulda.**

Druck der Fuldaer Actiendruckerei, Fulda.